Heines Werke.

Presented to
The Library
of the
University of Toronto
by
Lady Falconer
from the books of the late
Sir Robert Falconer, K.C.M.G.,
President of the University of
Toronto, 1907-1932

Heinrich Heine's

Werke.

Sechster Band.

LG
H468L

426259
22.7.44

Shakspeare's
Mädchen
und
Frauen
1838.

Ich kenne einen guten Hamburger Christen, der sich nie darüber zufrieden geben konnte, daß unser Herr und Heiland von Geburt ein Jude war. Ein tiefer Unmuth ergriff ihn jedesmal, wenn er sich eingestehen mußte, daß der Mann, der, ein Muster der Vollkommenheit, die höchste Verehrung verdient, dennoch zu der Nationalität mit den auffälligen Langnasen gehörte, die er auf der Straße als Trödler herumbanſiren sieht, die er so gründlich verachtet, und die ihm noch fataler sind, wenn sie gar, wie er selber, sich dem Großhandel mit Gewürzen und Farbestoffen zuwenden und seine eigenen Interessen beeinträchtigen.

Wie es diesem vortrefflichen Sohne Hammonias mit Jesus Christus geht, so geht es mir mit William Shakspeare. Es wird mir flau zu Muthe, wenn ich bedenke daß er am Ende doch ein Engländer ist und dem widerwärtigsten Volke angehört, das Gott in seinem Zorne erschaffen hat.

Welch ein widerwärtiges Volk, welch ein unerquickliches Land! Wie steifleinen, wie hausbacken, wie selbstsüchtig, wie eng, wie englisch! Ein Land, welches längst der Ocean verschluckt hätte, wenn er nicht befürchtete, daß es ihm Uebelkeiten im Magen verursachen möchte . . . Ein Volk, ein graues, gähnendes Ungeheuer, dessen Athem nichts als Stickluft und tödtliche Langeweile, und das sich gewiß mit einem kolossalen Schiffstau am Ende selbst aufhängt . . .

Und in einem solchen Lande und unter einem solchen Volke hat William Shakspeare im April 1564 das Licht der Welt erblickt.

Aber das England jener Tage, wo in dem nordischen Bethlehem welches Stratfort upon Avon geheißen, der Mann geboren ward, dem wir das weltliche Evangelium, wie man die Shakspeareschen Dramen nennen möchte, verdanken, das England jener Tage war gewiß von dem heutigen sehr verschieden; auch nannte man es merry England, und es blühete in Farbenglanz, Maskenscherz, tiefsinniger Narretei, sprudelnder Thatenlust, überschwänglicher Leidenschaft . . . Das Leben war dort noch ein buntes Turnier, wo freilich die edelbürtigen Ritter in Schimpf und Ernst die Hauptrolle spielten, aber der helle Trompetenton auch die bürgerlichen Herzen erschütterte . . . Und statt des dicken Bieres trank man den leichtsinnigen Wein, das demokratische Getränk, welches im Rausche die Menschen gleich macht, die sich eben noch auf den nüchternen Schauplätzen der Wirklichkeit nach Rang und Geburt unterschieden . . .

All diese farbenreiche Lust ist seitdem erblichen, verschollen sind die freudigen Trompetenklänge, erloschen ist der schöne Rausch . . . Und das Buch, welches dramatische Werke von William Shakspeare heißt, ist als Trost für schlechte Zeiten und als Beweis, daß jenes merry England wirklich existirt habe, in den Händen des Volkes zurückgeblieben.

Es ist ein Glück, daß Shakspeare eben noch zur rechten Zeit kam, daß er ein Zeitgenosse Elisabeths und Jacobs war, als freilich der Protestantismus sich bereits in der ungezügelten Denkfreiheit, aber keineswegs in der Lebensart und Gefühlsweise äußerte, und das Königthum, beleuchtet von den letzten Strahlen des untergehenden Ritterwesens, noch in aller Glorie der Poesie blühte und glänzte. Ja, der Volksglaube des Mittelalters, der Katholicismus, war erst in der Theorie zerstört; aber er lebte noch mit seinem vollen Zauber im Gemüthe der Menschen und erhielt sich noch in ihren Sitten, Gebräuchen und Anschauungen. Erst später, Blume nach Blume, gelang es den Puritanern, die Religion der Vergangenheit gründlich zu entwurzeln und über das ganze Land, wie eine graue Nebeldecke, jenen öden Trübsinn auszubreiten, der seitdem, entgeistet

und entfaltet [illegible] dem [illegible] Pharisäismus zu verwahren. Wo die Religion, wo kann und darf [illegible] in England in Shakspeare's Zeit eine solche Umwandlung erlitten haben, daß der heutige Tags unter dem Namen [illegible] Regierungsorgan wenn auch zum Leben der einzelnen Kirchen doch keineswegs zur Lehre der Kirche selbst macht. Mit dem Ende des Lebens des großen wahren letzten Romas [illegible] auch Poesie aus den Adern Englands; und dennoch glücklich war der Dichter, der dieses kummervolle Ereigniß, das er vielleicht im Geiste ahnete, nimmermehr als Zeitgenosse erlebt hat. Shakspeare ward in unseren Tagen sehr oft ein Aristokrat genannt. Ich möchte dieser Anklage keineswegs widersprechen und seine politischen Neigungen vielmehr entschuldigen wenn ich bedenke daß ein zukunftschauendes Dichterauge aus bedeutenden Wahrzeichen über jene [illegible] Puritanerei voraussah, die mit dem Königthum so auch aller Lebensluft aller Poesie und aller heitern Kunst ein Ende machen würde.

Ja, während der Herrschaft der Puritaner ward die Kunst in England geächtet; namentlich wüthete der evangelische Eifer gegen das Theater, und sogar der Name Shakspeare erlosch für lange Jahre im Andenken des Volks. Es erregt Erstaunen wenn man jetzt in den Flugschriften damaliger Zeit, z. B. in dem Histrio-Mastix des famosen Prynne, die Ausbrüche des Zornes liest, womit über die arme Schauspielkunst das Anathema ausgekrächzt wurde. Sollen wir den Puritanern ob solchem Zelotismus allzu ernsthaft zürnen? Wahrlich, nein; in der Geschichte hat Jeder Recht, der seinem inwohnenden Principe getreu bleibt, und die düstern Stutzköpfe folgten nur den Consequenzen jenes kunstfeindlichen Geistes, der sich schon während der ersten Jahrhunderte der Kirche kundgab und sich mehr oder minder bilderstürmend bis auf heutigen Tag geltend machte. Diese alte, unversöhnliche Abneigung gegen das Theater ist nichts als eine Seite jener Feindschaft, die seit achtzehn Jahrhunderten zwischen zwei ganz heterogenen Weltanschauungen waltet und wovon die eine dem dürren Boden Judaas, die andere dem blühenden Griechenland entsprossen ist. Ja, schon seit achtzehn Jahrhunderten dauert der Streit zwischen Jerusalem und Athen, zwischen dem heiligen Geist und der Wiege der Kunst, zwischen dem Leben im Geiste und dem Geist im Leben; und die Reibungen [illegible] die dadurch entstanden, offenbaren sich dem esoterischen Leser in der Geschichte der Menschheit. Wenn wir in der heutigen Zeitung finden, daß der Erzbischof von Paris einem armen todten Schauspieler die gebräuchlichen Begräbnißehren verweigert, so liegt solchem Verfahren keine besondere Priesterlaune zum Grunde und nur der Kurzsichtige erblickt darin eine engsinnige Böswilligkeit. Es waltet hier vielmehr der Eifer eines alten Streites, eines Todeskampfs gegen die Kunst, welche von dem hellenischen Geist oft als Tribüne benutzt wurde um von da herab das Leben zu predigen gegen den abtödtenden Judäismus; die Kirche verfolgte in den Schauspielern die Organe des Griechenthums, und diese Verfolgung traf nicht selten auch die Dichter, die ihre Begeisterung nur von Apollo herleiteten und den proscribirten Heidengöttern eine Zuflucht sicherten im Lande der Poesie. Oder ist gar etwa Rancüne im Spiel? Die unleidlichsten Feinde der gedrückten Kirche, während der ersten zwei Jahrhunderte, waren die Schauspieler, und die Acta Sanctorum erzählen oft, wie diese verruchten Histrionen auf den Theatern zu Rom sich dazu hergaben zur Lust des heidnischen Pöbels die Lebensart und Mysterien der Nazarener zu parodiren. Oder war es gegenseitige Eifersucht, was zwischen den Dienern des geistlichen und des weltlichen Wortes so bittern Zwiespalt erzeugte?

Nächst dem ascetischen Glaubenseifer war es der republikanische Fanatismus welcher die Puritaner beseelte in ihrem Haß gegen die altenglische Bühne, wo nicht blos das Heidenthum und die heidnische Gesinnung, sondern auch der Royalismus und die adligen Geschlechter verherrlicht wurden. Ich habe an einem andern Orte* gezeigt, wie viele Aehnlichkeit in dieser Beziehung zwischen den ehemaligen Puritanern und den heutigen Republikanern waltet. Mögen Apollo und die ewigen Musen uns vor der Herrschaft dieser Letztern bewahren!

Im Strudel der angedeuteten kirchlichen und politischen Umwälzungen verlor sich auf lange Zeit der Name Shakspeare's, und es dauerte fast

* [illegible]

ein ganzes Jahrhundert, ehe er wieder zu Ruhm und Ehre gelangte. Seitdem aber stieg sein Ansehen von Tag zu Tag und gleichsam eine geistige Sonne ward er für jenes Land, welches der wirklichen Sonne fast während zwölf Monaten im Jahre entbehrt, für jene Insel der Verdammniß, jenes Botanybay ohne südliches Klima, jenes steinkohlenqualmige, maschinenschnarrende, kirchengängerische und schlecht besoffene England! Die gütige Natur enterbt nie gänzlich ihre Geschöpfe und indem sie den Engländern Alles, was schön und lieblich ist, versagte und ihnen weder Stimme zum Gesang noch Sinne zum Genuß verliehen und sie vielleicht nur mit ledernen Porterschläuchen statt mit menschlichen Seelen begabt hat, ertheilte sie ihnen zum Ersatz ein groß Stück bürgerlicher Freiheit, das Talent sich häuslich bequem einzurichten, und den William Shakspeare.

Ja, dieser ist die geistige Sonne, die jenes Land verherrlicht mit ihrem holdesten Lichte, mit ihren gnadenreichen Strahlen. Alles mahnt uns dort an Shakspeare, und wie verklärt erscheinen uns dadurch die gewöhnlichsten Gegenstände. Ueberall umrauscht uns dort der Fittig seines Genius, aus jeder bedeutenden Erscheinung grüßt uns sein klares Auge, und bei großartigen Vorfällen glauben wir ihn manchmal nicken zu sehen, leise nicken, leise und lächelnd.

Diese unaufhörliche Erinnerung an Shakspeare und durch Shakspeare ward mir recht deutlich während meines Aufenthalts in London, während ich, ein neugieriger Reisender, dort von Morgens bis in die späte Nacht nach den sogenannten Merkwürdigkeiten herumlief. Jeder [illegible] mahnte an den größern [illegible] an Shakspeare. Alle jene Orte, die ich besuchte, leben in seinen historischen Dramen ihr unsterbliches Leben und waren mir eben dadurch von frühester Jugend bekannt. Diese Dramen kennt aber dortzulande nicht blos der Gebildete, sondern auch Jeder im Volke, und sogar der dicke Beefeater, der mit seinem rothen Rock und rothen Gesicht im Tower als Wegweiser dient und dir hinter dem Mittelthor das Verließ zeigt, wo Richard seine Neffen, die jungen Prinzen, ermorden lassen, verweist dich an Shakspeare, welcher die nähern Umstände dieser grausamen Geschichte beschrieben habe. Auch der Küster, der dich in der Westminsterabtei herumführt, spricht immer von Shakspeare, in dessen Tragödien jene todten Könige und Königinnen, die hier in steinernem Conterfei auf ihren Sarkophagen ausgestreckt liegen und für einen Shilling sechs Pence gezeigt werden, eine so wilde oder klägliche Rolle spielen. Er selber, die Bildsäule des großen Dichters, steht dort in Lebensgröße, eine erhabene Gestalt mit sinnigem Haupt, in den Händen eine Pergamentrolle ... Es stehen vielleicht Zauberworte darauf, und wenn er um Mitternacht die weißen Lippen bewegt und die Todten beschwört, die dort in den Grabmälern ruhen, so steigen sie hervor mit ihren verrosteten Harnischen und verschollenen Hofgewanden, die Ritter der weißen und der rothen Rose, und auch die Damen heben sich seufzend aus ihren Ruhestätten, und ein Schwertergeklirr und ein Lachen und Fluchen erschallt ... Ganz wie zu Drurylane, wo ich die Shakspeare'schen Geschichtsdramen so oft tragiren sah, und wo Kean mir so gewaltig

die Seele bewegte, wenn er verzweifelnd über die Bühne rann:

„A horse, a horse, my kingdom for a horse!“

Ich müßte den ganzen Gesang [illegible] abschreiben, wenn ich die Orte anführen wollte, wo nur dort Shakspeare in Erinnerung gebracht wurde. Am bedeutungsvollsten geschah dieses im Parlamente nicht sowohl deshalb, weil das Local desselben jenes Westminster Hall ist, worin in den Shakspeare'schen Dramen so oft die Rede, sondern weil, während ich den dortigen Debatten beiwohnte, einigemale von Shakspeare selber gesprochen wurde, und zwar wurden seine Verse nicht ihrer poetischen, sondern ihrer historischen Bedeutung wegen citirt. Zu meiner Verwunderung merkte ich, daß Shakspeare in England nicht blos als Dichter gefeiert, sondern auch als Geschichtsschreiber von den höchsten Staatsbehörden, von dem Parlamente, anerkannt wird.

Dies führt mich auf die Bemerkung, daß es ungerecht sei, wenn man bei den geschichtlichen Dramen Shakspeare's die Ansprüche machen will, die nur ein Dramatiker, dem blos die Poesie und ihre künstlerische Entkleidung der höchste Zweck ist, befriedigen kann. Die Aufgabe Shakspeare's war nicht blos die Poesie, sondern auch die Geschichte; er konnte die gegebenen Stoffe nicht willkürlich modeln, er konnte nicht die Ereignisse und Charaktere nach Laune gestalten; und eben so wenig wie Einheit der Zeit und des Ortes konnte er Einheit des Interesses um eine einzige Person oder für eine einzige Thatsache beobachten. Dennoch in diesen Geschichtsdramen strömt die Poesie reichlicher und gewaltiger und süßer als in den Tragödien jener Dichter, die ihre Fabeln entweder selbst erfinden oder nach Gutdünken umarbeiten, das strengste Ebenmaß der Form erzielen und in der eigentlichen Kunst, namentlich aber in dem enchaînement des scènes, den armen Shakspeare übertreffen.

Ja, das ist es, der große Britte ist nicht blos Dichter, sondern auch Historiker; er handhabt nicht blos Melpomenes Dolch, sondern auch Klios noch schärferen Griffel. In dieser Beziehung gleicht er den tiefsten Geschichtschreibern, die ebenfalls keinen Unterschied wußten zwischen Poesie und Historie und nicht blos eine Nomenclatur des Geschehenen, ein ständiges Herbarium der Ereignisse lieferten, sondern die Wahrheit verklärten durch Gesang und im Gesange nur die Stimmen der Wahrheit ertönen ließen. Die sogenannte Objectivität, wovon heute so viel die Rede, ist nichts als eine trockene Lüge; es ist nicht möglich, die Vergangenheit zu schildern, ohne ihr die Färbung unserer eigenen Gefühle zu verleihen. Ja, da der sogenannte objective Geschichtschreiber doch immer sein Wort an die Gegenwart richtet, so schreibt er unwillkürlich im Geiste seiner eigenen Zeit, und dieser Zeitgeist wird in seinen Schriften sichtbar sein, wie sich in Briefen nicht blos der Charakter des Schreibers, sondern auch des Empfängers offenbart. Jene sogenannte Objectivität, die, mit ihrer Lebloſigkeit sich brüstend, auf der Schädelstätte der Thatsachen thront, ist schon deshalb als unwahr verwerflich, weil zur geschichtlichen Wahrheit nicht blos die genauen Angaben des Factums, sondern auch gewisse Mittheilungen über den Eindruck, den jenes Factum auf seine Zeitgenossen hervorgebracht hat, nothwendig sind. Diese Mittheilungen sind aber die schwierigste Aufgabe; denn es gehört dazu nicht blos eine gewöhnliche Notizenkunde, sondern auch das Anschauungsvermögen des Dichters, dem, wie Shakspeare sagt, „das Wesen und der Körper verschollener Zeiten“ sichtbar geworden.

Und ihm waren sie sichtbar, nicht blos die Erscheinungen seiner eigenen Landesgeschichte, sondern auch die, wovon die Annalen des Alterthums uns Kunde hinterlassen haben, wie wir es mit Erstaunen bemerken in den Dramen, wo er das untergegangene Römerthum mit den wahren Farben schildert. Wie den Rittergestalten des Mittelalters hat er auch den Helden der antiken Welt in die Nieren gesehen und ihnen verhohlen das tiefste Wort ihrer Seele aussprechen. Und immer wußte er die Wahrheit zur Poesie zu erheben, und sogar die gemüthlosen Römer, das harte, nüchterne Volk der Prosa, diese Mordthiere von roher Raubsucht und feilem Advocatensinn, diese casuistische Soldateska, wußte er poetisch zu verklären.

Aber auch in Beziehung auf seine romischen Dramen muß Shakspeare wieder den Vorwurf der Formlosigkeit anhören und sogar ein hochst begabter Schriftsteller, Dietrich Grabbe, nannte sie „poetisch verzierte Chroniken“, wo aber Mittelpunkt fehle, wo man nicht wisse, wer Hauptperson, wer Nebenperson, und wo, wenn man auch auf

Einheit des Orts und der Zeit verzichtet, doch nicht einmal Einheit des Interesses zu finden vermag. Sonderbarer Irrthum der scharfsten Kritiker! Nicht sowohl die letztgenannte Einheit, sondern auch die Einheiten von Ort und Zeit mancheln keineswegs unserem großen Dichter. Nun und bei ihm die Begriffe etwas ausgedehnter als bei uns: Der Schauplatz seiner Dramen ist dieser Erdball, und das ist seine Einheit des Ortes; die Ewigkeit ist die Periode während welcher seine Stücke spielen und das ist seine Einheit . . . Zeit: und beiden angemaß ist der Held seiner Dramen, der dort als Mittelpunkt strahlt und die Einheit des Interesses repräsentirt . . . Die Menschheit ist jener Held jener Held welcher beständig stirbt und beständig auferlebt — beständig liebt beständig haßt doch noch mehr liebt als haßt — und heute wie ein Wurm krümmt, morgen als ein Adler zur Sonne fliegt — heute eine Narrenkappe morgen einen Lorbeer verdient, noch öfter Beides zu gleicher Zeit — der große Zwerg der kleine Riese, der homöopathisch zubereitete Gott, in welchem die Göttlichkeit zwar sehr verdünnt, aber doch immer existirt — ach! laßt uns von dem Heldenthum dieses Helden nicht zu viel reden aus Bescheidenheit und Scham!

Dieselbe Treue und Wahrheit, welche Shakspeare in Betreff der Geschichte beurkundet, finden wir bei ihm in Betreff der Natur. Man pflegt zu sagen, daß er der Natur den Spiegel vorhalte. Dieser Ausdruck ist tadelhaft, da er über das Verhältniß des Dichters zur Natur irreleitet. In dem Dichtergeiste spiegelt sich nicht die Natur, sondern ein Bild derselben, das dem getreuesten Spiegelbilde ähnlich, ist dem Geiste des Dichters eingeboren; er bringt gleichsam die Welt mit zur Welt, und wenn er, aus dem träumenden Kindesalter erwachend, zum Bewußtsein seiner selbst gelangt, ist ihm jeder Theil der äußern Erscheinungswelt gleich in seinem ganzen Zusammenhang begreifbar; denn er trägt ja ein Gleichbild des Ganzen in seinem Geiste, er kennt die letzten Gründe aller Phänomene, die dem gewöhnlichen Geiste räthselhaft dünken und auf dem Wege der gewöhnlichen Forschung nur mühsam oder auch gar nicht begriffen werden . . . Und wie der Mathematiker, wenn man ihm nur das kleinste Fragment eines Kreises gibt, unverzüglich den ganzen Kreis und den Mittelpunkt desselben angeben kann: so auch der Dichter, wenn seiner Anschauung nur das kleinste Bruchstück der Erscheinungswelt von außen geboten wird, offenbart sich ihm gleich der ganze universelle Zusammenhang dieses Bruchstücks; er kennt gleichsam Circulatur und Centrum aller Dinge: er begreift die Dinge in ihrem weitesten Umfang und tiefsten Mittelpunkt.

Aber ein Bruchstück der Erscheinungswelt muß dem Dichter immer von außen geboten werden, ehe jener wunderbare Proceß der Weltergänzung in ihm stattfinden kann; dieses Wahrnehmen eines Stücks der Erscheinungswelt geschieht durch die Sinne und ist gleichsam das äußere Ereigniß, wovon die innern Offenbarungen bedingt sind, denen wir die Kunstwerke des Dichters verdanken. Je größer diese letztern, desto neugieriger sind wir, jene äußeren Ereignisse zu kennen, welche dazu die erste Veranlassung gaben. Wir forschen gern nach Notizen über die wirklichen Lebensbeziehungen des Dichters. Diese Neugier ist um so thörichter, da, wie aus Obengesagtem schon hervorgeht, die Größe der äußeren Ereignisse in keinem Verhältnisse steht zu der Größe der Schöpfungen, die dadurch hervorgerufen wurden. Jene Ereignisse können sehr klein und scheinlos sein, und sind es gewöhnlich, wie das äußere Leben der Dichter überhaupt gewöhnlich sehr klein und scheinlos ist. Ich sage scheinlos und klein, denn ich will mich keiner betrübsameren Worte bedienen. Die Dichter präsentiren sich der Welt im Glanze ihrer Werke, und besonders wenn man sie aus der Ferne sieht, wird man von den Strahlen geblendet. O laßt uns nie in der Nähe ihren Wandel beobachten! Sie sind wie jene holden Lichter, die am Sommerabend aus Rasen und Lauben so prächtig hervorglänzen, daß man glauben sollte, sie seien die Sterne der Erde . . . daß man glauben sollte, sie seien Diamanten und Smaragde, kostbares Geschmeide, welches die Königskinder, die im Garten spielten, an den Büschen aufgehängt und dort vergaßen . . . daß man glauben sollte, sie seien glühende Sonnentropfen, welche sich im hohen Grase verloren haben und jetzt in der kühlen Nacht sich erquicken und freudeblitzen, bis der Morgen kommt und das rothe Flammengestirn sie wieder zu sich heraufsaugt . . . Ach, suche nicht am Tage die Spur jener Sterne, Edelsteine und Sonnentropfen! Statt ihrer siehst du ein armes mißfarbiges Würmchen, das am Wege kläglich dahinkriecht,

dessen Anblick dich anwidert, und das dein Fuß dennoch nicht zertreten will aus sonderbarem Mitleid!

Was war das Privatleben von Shakspeare? Trotz aller Forschungen hat man fast gar nichts davon ermitteln können und das ist ein Glück. Nur allerlei unbewiesene läppische Sagen haben sich über die Jugend und das Leben des Dichters fortgepflanzt. Da soll er bei seinem Vater, welcher Metzger gewesen, selber die Ochsen abgeschlachtet haben . . . Diese letztern waren vielleicht die Ahnen jener englischen Commentatoren, die wahrscheinlich aus Nachgroll ihm überall Unwissenheit und Kunstfehler nachwiesen. Dann soll er Wollhändler geworden sein und schlechte Geschäfte gemacht haben . . . Armer Schelm! er meinte, wenn er Wollhändler würde, könnte er endlich in der Wolle sitzen. Ich glaube nichts von der ganzen Geschichte; viel Geschrei und wenig Wolle. Geneigter bin ich zu glauben, daß unser Dichter wirklich Wilddieb geworden und wegen eines Hirschkalbs in gerichtliche Bedrängniß gerieth, weshalb ich ihn aber doch nicht ganz verdamme. „Auch Ehrlich hat einmal ein Kalb gestohlen," sagt ein deutsches Sprichwort. Hierauf soll er nach London entflohen sein und dort für ein Trinkgeld die Pferde der großen Herren vor der Thüre des Theaters beaufsichtigt haben . . . So ungefähr lauten die Fabeln, die in der Literaturgeschichte ein altes Weib dem andern nachklatscht.

Authentische Urkunden über die Lebensverhältnisse Shakspeare's sind seine Sonette, die ich jedoch nicht besprechen möchte, und die eben ob der tiefen menschlichen Misère, die sich darin offenbart, zu obigen Betrachtungen über das Privatleben der Poeten mich verleiteten.

Der Mangel an bestimmteren Nachrichten über Shakspeare's Leben ist leicht erklärbar, wenn man die politischen und religiösen Stürme bedenkt, die bald nach seinem Tode ausbrachen, für einige Zeit eine völlige Puritanerherrschaft hervorriefen, auch später noch unerquicklich nachwirkten und die goldene Elisabethperiode der englischen Literatur nicht blos vernichteten, sondern auch in gänzliche Vergessenheit brachten. Als man zu Anfang des vorigen Jahrhunderts die Werke von Shakspeare wieder an's große Tageslicht zog, fehlten alle jene Traditionen, welche zur Auslegung des Textes fördersam gewesen waren, und die Commentatoren mußten zu einer Kritik ihre Zuflucht nehmen, die in einem flachen Empirismus und noch kläglicheren Materialismus ihre letzten Gründe schöpfte. Nur mit Ausnahme von William Hazlitt hat England keinen einzigen bedeutenden Commentator Shakspeare's hervorgebracht; überall Kleinigkeitskrämerei, selbstbespiegelnde Seichtigkeit, enthusiastisch thuender Dünkel, gelehrte Aufgeblasenheit, die vor Wonne fast zu platzen droht, wenn sie den armen Dichter irgend einen antiquarischen, geographischen oder chronologischen Schnitzer nachweisen und dabei bedauern kann, daß er leider die Alten nicht in der Ursprache studirt und auch sonst wenige Schulkenntnisse besessen habe. Er läßt ja die Römer Hüte tragen, läßt Schiffe landen in Böhmen und zur Zeit Trojas läßt er den Aristoteles citiren! Das war mehr, als ein englischer Gelehrter, der in Oxford zum [illegible] graduirt worden, vertragen konnte! Der einzige Commentator Shakspeare's, den ich als Ausnahme bezeichnet, und der auch in jeder Hinsicht einzig zu nennen ist, war der selige Hazlitt, ein Geist eben so glänzend wie tief, eine Mischung von Diderot und Börne, flammende Begeisterung für die Revolution neben dem glühendsten Kunstsinn, immer sprudelnd von verve und esprit.

Besser als die Engländer haben die Deutschen den Shakspeare begriffen. Und hier muß wieder zuerst jener theure Name genannt werden, den wir überall antreffen, wo es bei uns eine große Initiative galt. Gotthold Ephraim Lessing war der Erste, welcher in Deutschland seine Stimme für Shakspeare erhob. Er trug den schwersten Baustein herbei zu einem Tempel für den größten aller Dichter und was noch preisenswerther, er gab sich die Mühe, den Boden, worauf dieser Tempel erbaut werden sollte, von dem alten Schutte zu reinigen. Die leichten französischen Schaubuden, die sich breit machten auf jenem Boden, riß er unbarmherzig nieder in seinem freudigen Baueifer. Gottsched schüttelte so verzweiflungsvoll die Locken seiner Perücke, daß ganz Leipzig erbebte, und die Wangen seiner Gattin vor Angst oder auch von Puderstaub erblaßten. Man könnte behaupten, die ganze Lessing'sche Dramaturgie sei im Interesse Shakspeare's geschrieben.

Nach Lessing ist Wieland zu nennen. Durch seine Uebersetzung des großen Poeten vermittelte er noch wirksamer die Anerkennung desselben

in Deutschland. Sonderbar, der Dichter des Agathon und der Musarion, der tändelnde cavaliere servente der Grazien, der Anhänger und Nachahmer der Franzosen: er war es, den auf einmal der brittische Ernst so gewaltig erfaßte, daß er selber den Helden auf's Schild hob, der seiner eigenen Herrschaft ein Ende machen sollte.

Die dritte große Stimme, die für Shakspeare in Deutschland erklang, gehörte unsern lieben, theuren Herder, der sich mit unbedingter Begeisterung für ihn erklärte. Auch Goethe huldigte ihm mit großem Trompetenstoß; kurz, es war eine glänzende Reihe von Königen, welche Einer nach dem Andern, ihre Stimme in die Urne warfen, und den William Shakspeare zum Kaiser der Literatur erwählten.

Dieser Kaiser saß schon seit auf seinem Throne, als auch der Ritter August Wilhelm von Schlegel und sein Schildknappe, der Hofrath Ludwig Tieck, zum Handkusse gelangten und aller Welt verkündeten, jetzt erst sei das Reich auf immer organisirt, das tausendjährige Reich des großen Williams.

Es wäre Ungerechtigkeit, wenn ich Herrn A. W. Schlegel die Verdienste absprechen wollte, die er durch seine Uebersetzung der Shakspeare'schen Dramen und durch seine Vorlesungen über dieselben erworben hat. Aber ehrlich gestanden, diesen letzteren fehlt allzu sehr der philosophische Boden, sie schleifen allzu oberflächlich in einem frivolen Dilettantismus umher, und einige häßliche Hintergedanken treten allzu sichtbar hervor, als daß ich darüber ein unbedingtes Lob aussprechen dürfte. Des Herrn A. W. Schlegel's Begeisterung ist immer ein künstliches, ein absichtliches Hineinlügen in einen Rausch oder Trunkenheit, und bei ihm, wie bei der übrigen romantischen Schule, sollte die Apotheose Shakspeare's indirect zur Herabwürdigung Schiller's dienen. Die Schlegel'sche Uebersetzung ist gewiß bis jetzt die gelungenste und entspricht den Anforderungen, die man an eine metrische Uebertragung machen kann. Die weibliche Natur seines Talents kommt hier dem Uebersetzer gar vortrefflich zu Statten, und in seiner charakterlosen Kunstfertigkeit kann er sich dem fremden Geiste ganz liebevoll und treu anschmiegen.

Indessen, ich gestehe es, trotz dieser Tugenden möchte ich zuweilen der alten Eschenburg'schen Uebersetzung, die ganz in Prosa abgefaßt ist, vor der Schlegel'schen den Vorzug ertheilen, und zwar aus folgenden Gründen:

Die Sprache des Shakspeare ist nicht demselben eigenthümlich, sondern sie ist ihm von seinen Vorgängern und Zeitgenossen überliefert; sie ist die herkömmliche Theatersprache, deren sich damals der dramatische Dichter bedienen mußte, er mochte sie nun seinem Genius passend finden oder nicht. Man braucht nur flüchtig in Dodsley's Collection of old plays zu blättern, und man bemerkt, daß in allen Tragödien und Lustspielen damaliger Zeit dieselbe Sprechart herrscht, derselbe Euphuismus, dieselbe Uebertreibung der Zierlichkeit, gehäufte Wortbildung, dieselben Concetti, Witzspiele, Geistesschnörkeleien, die wir ebenfalls bei Shakspeare finden, und die von beschränkten Köpfen blindlings bewundert, aber von dem einsichtsvollen Leser wo nicht getadelt doch gewiß nur als eine Aeußerlichkeit, als eine Zeitbedingung, die nothwendigerweise zu erfüllen war, entschuldigt werden. Nur in den Stellen, wo der ganze Genius von Shakspeare hervortritt, wo seine höchsten Offenbarungen laut werden, da streift er auch jene traditionelle Theatersprache von sich ab und zeigt sich in einer erhabenen schönen Nacktheit, in einer Einfachheit, die mit der ungeschminkten Natur wetteifert und uns mit den süßesten Schauern erfüllt. Ja, wo solche Stellen, da bekundet Shakspeare auch in der Sprache eine bestimmte Eigenthümlichkeit, die aber der metrische Uebersetzer, der mit gebundenen Wortfüßen dem Gedanken nachhinkt, nimmermehr getreu abspiegeln kann. Bei dem metrischen Uebersetzer verlieren sich diese außerordentlichen Stellen in dem gewöhnlichen Gleise der Theatersprache, und auch Herr Schlegel kann diesem Schicksal nicht entgehen. Wozu aber die Mühe des metrischen Uebersetzens, wenn eben das Beste des Dichters dadurch verloren geht und nur das Tadelhafte wiedergegeben wird? Eine Uebersetzung in Prosa, welche die prunklose, schlichte, naturähnliche Keuschheit gewisser Stellen leichter reproducirt, verdient daher gewiß den Vorzug vor der metrischen.

In unmittelbarer Nachfolge Schlegel's hat sich Herr L. Tieck als Erläuterer Shakspeare's einiges Verdienst erworben. Dieses geschah namentlich durch seine dramaturgischen Blätter, welche vor vierzehn Jahren in der Abendzeitung erschienen sind und unter Theaterliebhabern und Schauspielern das größte Aufsehen erregten. Es herrscht leider

in jenen Blättern ein breitbeschaulicher, langwürdiger Belehrungston, dessen sich der liebenswürdige Taugenichts, wie ihn Gutzkow nennt, mit einer gewissen geheimen Schalkheit beflissen hat. Was ihm an Kenntniß der classischen Sprachen oder gar an Philosophie abging, ersetzte er durch Anstand und Spaßlosigkeit, und man glaubt Sir John auf dem Sessel zu sehen, wie er dem Prinzen eine Standrede hält. Aber trotz der weitbauschigen doctrinellen Gravität, worunter der kleine Ludwig seine philologische und philosophische Unwissenheit, seine [illegible] zu verbergen sucht, befinden sich in den erwähnten Blättern die scharfsinnigsten Bemerkungen über die Charaktere der Shakspeare'schen Helden, und hie und da begegnen wir sogar jener poetischen Anschauungsfähigkeit, die wir in den frühern Schriften des Herrn Tieck immer bewundert und mit Freude anerkannt haben.

Ach, dieser Tieck, welcher einst ein Dichter war und wo nicht zu den Höchsten, doch wenigstens zu den Hochstrebenden gezählt wurde, wie ist der seitdem heruntergekommen! Wie kläglich ist das abgehaspelte Pensum, das er uns jetzt jährlich bietet, im Vergleiche mit den freien Erzeugnissen seiner Muse aus der frühern mondbeglänzten Märchenweltzeit! Ebenso lieb wie er uns einst war, eben so widerwärtig ist er uns jetzt, der ohnmächtige Neidhart, der die begeisterten Schmerzen deutscher Jugend in seinen Klatschnovellen verleumdet! Auf ihn passen so ziemlich die Worte Shakspeare's: „Nichts schmeckt so ekelhaft wie Süßes, das in Verdorbenheit überging; nichts riecht so schnöde wie eine verfaulte Lilie."

Unter den deutschen Commentatoren des großen Dichters kann man den seligen Franz Horn nicht unerwähnt lassen. Seine Erläuterungen Shakspeare's sind jedenfalls die vollständigsten und betragen fünf Bände. Es ist Geist darin, aber ein so verwaschener und verdünnter Geist, daß er uns noch unerquicklicher erscheint als die geistloseste Beschränktheit. Sonderbar, dieser Mann, der sich aus Liebe für Shakspeare sein ganzes Leben hindurch mit dem Studium desselben beschäftigte und zu seinen eifrigsten Anbetern gehört, war ein schwachmatischer Pietist. Aber vielleicht eben das Gefühl seiner eigenen Seelenmattigkeit erregte bei ihm ein beständiges Bewundern Shakspeare'scher Kraft, und wenn gar manchmal der brittische Titane in seinen leidenschaftlichen Scenen den Pelion auf den Ossa schleudert und bis zur Himmelsburg hinanstürmt, dann fällt dem armen Erläuterer vor Erstaunen die Feder aus der Hand und er seufzt und flennt gelinde. Als Pietist müßte er eigentlich seinem frömmelnden Wesen nach jenen Dichter hassen, dessen Geist, ganz getränkt von blühender Götterlust, in jedem Worte das freudigste Heidenthum athmet; er müßte ihn hassen, jenen Bekenner des Lebens, der dem Glauben des Todes heimlich abhold und in den süßesten Schauern alter Heldenkraft schwelgend, von den traurigen Seligkeiten der Demuth und der Entsagung und der Kopfhängerei nichts wissen will! Aber er liebt ihn dennoch, und in seiner unermüdlichen Liebe möchte er den Shakspeare nachträglich zur wahren Kirche bekehren; er commentirt eine christliche Gesinnung in ihm hinein; sei es frommer Betrug oder Selbsttäuschung, die christliche Gesinnung entdeckt er überall in den Shakspeare'schen Dramen, und das fromme Wasser seiner Erläuterungen ist gleichsam ein Taufbad von fünf Bänden, welches er dem großen Heiden auf den Kopf gießt.

Aber, ich wiederhole es, diese Erläuterungen sind nicht ganz ohne Geist. Manchmal bringt Franz Horn einen guten Einfall zur Welt, dann schneidet er allerlei langweilig süß sauerliche Grimassen und greint und dreht sich und windet sich auf dem Gebärstuhl des Gedankens; und wenn er endlich mit dem guten Einfall niedergekommen, dann betrachtet er gerührt das Kindlein und lächelt erschöpft wie eine Wöchnerin. Es ist in der That eine ebenso verdrießliche wie kurzweilige Erscheinung, daß gerade unser schwächlicher pietistischer Franz den Shakspeare commentirt hat. In einem Lustspiel von Grabbe ist die Sache auf's Ergötzlichste umgekehrt: Shakspeare, welcher nach dem Tode in die Hölle gekommen, muß dort Erläuterungen zu Franz Horn's Werken schreiben.

Wirksamer als die Glossen und die Erklärerei und das mühsame Lobhudeln der Commentatoren war für die Popularisirung Shakspeare's die begeisterte Liebe, womit talentvolle Schauspieler seine Dramen aufführten und somit dem Urtheil des gesammten Publicums zugänglich machten. Lichtenberg in seinen Briefen aus England gibt uns einige bedeutsame Nachrichten über die Meisterschaft, womit in der Mitte des vorigen Jahrhunderts auf der Londoner Bühne die Shakspeare'schen Charaktere dargestellt wurden. Ich

sage: Charaktere, nicht die Werke in ihrer Ganzheit; denn bis auf heutige Stunde haben die brittischen Schauspieler im Shakspeare nur die Charakteristik begriffen, keineswegs die Poesie, und noch weniger die Kunst. Solche Einseitigkeit der Auffassung findet sich aber jedenfalls in weit bornirterem Grade bei den Commentatoren, die durch die bestäubte Brille der Gelehrsamkeit nimmermehr im Stande waren, das Allereinfachste, das Zunächstliegende, die Natur in Shakspeare's Dramen zu sehen. Garrick sah klarer den Shakspeare'schen Gedanken, als Dr. Johnson, der John Bull der Gelehrsamkeit, auf dessen Nase die Königin Mab gewiß die drolligsten Sprünge machte, während er über den Sommernachtstraum schrieb; er wußte gewiß nicht warum er bei Shakspeare mehr Nasenkitzel und Lust zum Niesen empfand als bei den übrigen Dichtern, die er kritisirte.

Während Dr. Johnson die Shakspeare'schen Charaktere als todte Leichen secirte und dabei seine dicksten Dummheiten in ciceronianischem Englisch auskramte und sich mit plumper Selbstgefälligkeit auf den Antitheſen seines lateinischen Periodenbaues schaukelte, stand Garrick auf der Bühne und erschütterte das ganze Volk von England, indem er mit schauerlicher Beschwörung jene Todten in's Leben rief, daß sie vor Aller Augen ihre grauenhaften, blutigen oder lächerlichen Geschäfte verrichteten. Dieser Garrick aber liebte den großen Dichter, und zum Lohne für solche Liebe liegt er begraben in Westminster neben dem Piedestal der Shakspeare'schen Statue wie ein treuer Hund zu den Füßen seines Herrn.

Eine Uebersiedelung des Garrick'schen Spiels nach Deutschland verdanken wir dem berühmten Schröder, welcher auch einige der besten Dramen Shakspeare's für die deutsche Bühne zuerst bearbeitete. Wie Garrick, so hat auch Schröder weder die Poesie noch die Kunst begriffen, die sich in jenen Dramen offenbart, sondern er that nur einen verständigen Blick in die Natur, die sich darin zunächst ausspricht; und weniger suchte er die holdselige Harmonie und die innere Vollendung eines Stücks, als vielmehr die einzelnen Charaktere darin mit der einseitigsten Naturtreue zu reproduciren. Zu diesem Urtheil berechtigen mich sowohl die Traditionen seines Spieles, wie sie sich bis heutigen Tag auf der Hamburger Bühne erhielten, als auch seine Bearbeitungen der Shakspeare'schen Stücke selbst, worin alle Poesie und Kunst verwischt ist und nur durch Zusammenfassung der schärfsten Züge eine feste Zeichnung der Hauptcharaktere, eine gewisse, allgemein zugängliche Natürlichkeit hervortritt.

Aus diesem Systeme der Natürlichkeit entwickelte sich auch das Spiel des großen Devrient, den ich einst zu Berlin gleichzeitig mit dem großen Wolf spielen sah, welch Letzterer in seinem Spiele vielmehr dem Systeme der Kunst huldigte. Obgleich, von den verschiedensten Richtungen ausgehend, Jener die Natur, Dieser die Kunst als das Höchste erstrebte, begegneten sie sich doch Beide in der Poesie, und durch ganz entgegengesetzte Mittel erschütterten und entzückten sie die Herzen der Zuschauer.

Weniger als man erwarten durfte, haben die Musen der Musik und der Malerei zur Verherrlichung Shakspeare's beigetragen. Waren sie neidisch auf ihre Schwester Melpomene und Thalia, die durch den großen Britten ihre unsterblichsten Kränze erſiegt? Außer „Romeo und Julia" und „Othello" hat aber kein Shakspeare'sches Stück irgend einen bedeutenden Componisten zu großen Schöpfungen begeistert. Der Werth jener tönenden Blumen, die dem jauchzenden Nachtigallherzen Zingarelli's entsprossen, brauche ich eben so wenig zu loben wie jene süßesten Klänge, womit der Schwan von Pesaro die verblutende Zärtlichkeit Desdemonas und die schwarzen Flammen ihres Geliebten besungen hat! Die Malerei, wie überhaupt die zeichnenden Künste, haben den Ruhm unseres Dichters noch kärglicher unterstützt. Die sogenannte Shakspeare-Galerie in Pall-Mall zeigt zwar von dem guten Willen, aber zugleich von der kühlen Ohnmacht der brittischen Maler. Es sind nüchterne Darstellungen, ganz im Geiste der ältern Franzosen, ohne den Geschmack, der sich bei diesen nie verleugnet. Es gibt etwas, worin die Engländer ebenso lächerliche Pfuscher sind wie in der Musik. Das ist nämlich die Malerei. Nur im Fache des Portraits haben sie Ausgezeichnetes geleistet, und gar wenn sie das Portrait mit dem Grabstichel, also nicht mit Farben, behandeln können, übertreffen sie die Künstler des übrigen Europas. Was ist der Grund jenes Phänomens, daß die Engländer, denen der Farbensinn so kümmerlich versagt ist, dennoch die außerordentlichsten Zeichner sind und Meisterstücke des Kupfer- und Stahlstichs zu liefern ver-

mögen? Daß Letzteres der Fall ist, bezeugen die nach Shakspeare'schen Dramen gezeichneten Portraite von Frauen und Mädchen,* die ich hier mittheile, und deren Vortrefflichkeit wohl keines Commentars bedarf. Von Commentar ist hier überhaupt am allerwenigsten die Rede. Die vorstehenden Blätter sollten nur dem lieblichen Werke als flüchtige Einleitung, als Vorgruß dienen, wie es Brauch und üblich ist. Ich bin der Pförtner, der euch diese Galerie aufschließt und was ihr bis jetzt gehört, war nur eitel Schlüsselgerassel. Indem ich euch umherführe werde ich manchmal ein kurzes Wort in eure Betrachtungen hineinschwatzen; ich werde manchmal jene Cicerone nachahmen, die nie erlauben, daß man sich in die Betrachtung irgend eines Bildes allzu begeistrungsvoll versenkt; mit irgend einer banalen Bemerkung wissen sie euch bald aus der beschaulichen Entzückung zu wecken.

Jedenfalls glaube ich mit dieser Publication den heimischen Freunden eine Freude zu machen. Der Anblick dieser schönen Frauenbilder möge ihnen die Betrübniß, wozu sie jetzt so sehr berechtigt sind, von der Stirne verscheuchen. Ach daß ich euch nichts Reelleres zu bieten vermag als diese Schattenbilder der Schönheit! Daß ich euch die rosige Wirklichkeit nicht erschließen kann! Ich wollte einst die Hellebarden brechen, womit man euch die Gärten des Genusses versperrt ... Aber die Hand war schwach, und die Hellebardiere lachten und stießen mich mit ihren Stangen gegen die Brust, und das vorlaut großmüthige Herz verstummte aus Scham wo nicht gar aus Furcht. Ihr seufzet?

* In dieser Ausgabe erscheinen sie als dramatisirende Gestalten dargestellt.

Tragödien.

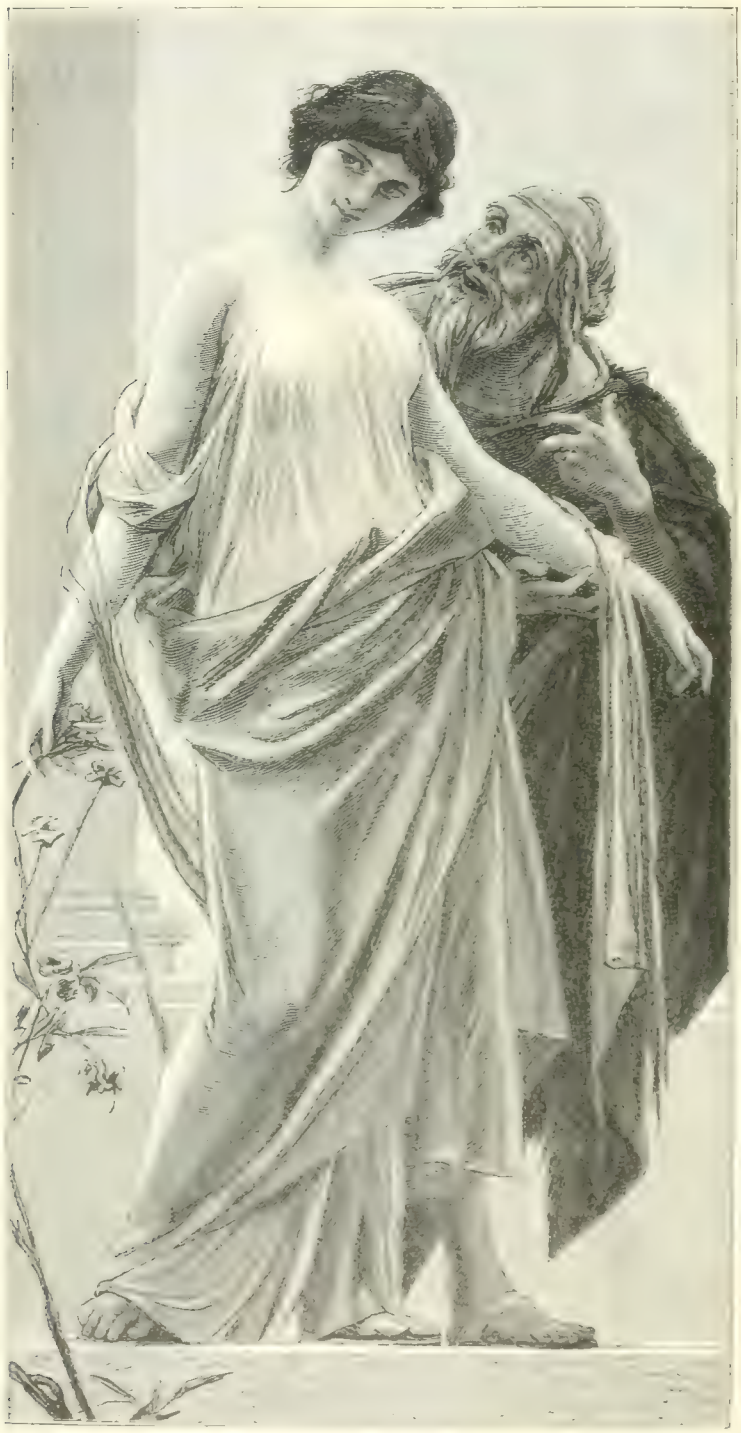
Cressida.

Troilus und Cressida.

Es ist die ehrenfeste Tochter des Priesters Calchas, welche ich hier dem verehrungswürdigen Publico zuerst vorführe. Pandarus war ihr Oheim: ein wackerer Kuppler; seine vermittelnde Thätigkeit wäre jedoch schwer entbehrlich gewesen. Troilus, ein Sohn des vielzeugenden Priamus, war ihr erster Liebhaber: sie erfüllte alle Formalitäten, schwur ihm ewige Treue, brach sie mit gehörigem Anstand, und hielt einen seufzenden Monolog über die Schwäche des weiblichen Herzens, ehe sie sich dem Diomedes ergab. Der Bocher Thersites, welcher ungalanterweise immer den rechten Namen ausspricht, nennt sie eine Metze. Aber er wird wohl einst seine Ausdrücke mäßigen müssen: denn es kann sich wohl ereignen, daß die Schöne, von einem Helden zum andern und immer zum geringeren hinabsinkend, endlich ihm selber als süße Buhle anheimfällt.

Nicht ohne mancherlei Gründe habe ich an der Pforte dieser Galerie das Bildniß der Cressida aufgestellt. Wahrlich nicht ihrer Tugend wegen, nicht weil sie ein Typus des gewöhnlichen Weibercharakters, gestattete ich ihr den Vorrang vor so manchen herrlichen Idealgestalten Shakspeare'scher Schöpfung; nein, ich eröffnete die Reihe mit dem Bilde jener zweideutigen Dame, weil ich, wenn ich unseres Dichters sämmtliche Werke herausgeben sollte, ebenfalls das Stück, welches den Namen „Troilus und Cressida" führt, allen andern voranstellen würde. Steevens, in seiner Prachtausgabe Shakspeare's, that dasselbe, ich weiß nicht warum; doch zweifle ich, ob dieselben Gründe, die ich jetzt andeuten will, auch jenen englischen Herausgeber bestimmten.

„Troilus und Cressida" ist das einzige Drama von Shakspeare, worin er die nämlichen Heroen agiren läßt, welche auch die griechischen Dichter zum Gegenstand ihrer dramatischen Spiele wählten; so daß sich uns durch Vergleich mit der Art und Weise, wie die älteren Poeten dieselben Stoffe behandelten, das Verfahren Shakspeare's recht klar offenbart. Während die classischen Dichter der Griechen nach erhabenster Verklärung der Wirklichkeit streben und sich zur Idealität emporschwingen, dringt unser moderner Tragiker mehr in die Tiefe der Dinge; er gräbt mit scharfgewetzter Geistesschaufel in den stillen Boden der Erscheinungen und entblößt vor unseren Augen ihre verborgenen Wurzeln. Im Gegensatz zu den antiken Tragikern, die, wie die antiken Bildhauer, nur nach Schönheit und Adel rangen und auf Kosten des Gehaltes die Form verherrlichten, richtete Shakspeare sein Augenmerk zunächst auf Wahrheit und Inhalt; daher seine Meisterschaft der Charakteristik, womit er nicht selten, an die verdrießlichste Caricatur streifend, die Helden ihrer glänzenden Harnische entkleidet und in dem lächerlichsten Schlafrocke erscheinen läßt. Die Kritiker, welche „Troilus und Cressida" nach den Principien beurtheilten, die Aristoteles aus den besten griechischen Dramen abstrahirt hat, mußten



daher in die größten Verlegenheiten, wo nicht gar in die possierlichsten Irrthümer gerathen. Als Tragödie war ihnen das Stück nicht ernsthaft und pathetisch genug; denn Alles darin ging so natürlich von Statten, fast wie bei uns; und die Helden handelten eben so dumm, wo nicht gar gemein, wie bei uns; und der Haupheld ist Laps und die Heldin eine gewöhnliche Schürze, wie wir deren genug unter unseren nächsten Bekannten wahrnehmen ... und gar die gefeiertesten Namenträger Renommeen der heroischen Vorzeit, z. B. der große Peleide Achilles, der tapfere Sohn der Thetis, wie miserabel erscheinen sie hier! Auf der andern Seite konnte auch das Stück nicht für eine Komödie erklärt werden; denn vollströmig floß darin das Blut und erhaben genug klangen darin die längsten Reden der Weisheit, wie z. B. die Betrachtungen [illegible] Ulysses über die Nothwendigkeit der Auctoritas anstellt, und die bis auf die heutige Stunde die größte Beherzigung verdienten.

Nein, ein Stück, [illegible] solche Reden [illegible] werden, das kann keine Komödie sein, sagten die [illegible] durften sie annehmen, daß ein armer Schelm, welcher, wie der Turnlehrer Maßmann, [illegible] und gar kein [illegible] verstand, so verwegen [illegible]

ſollte, die berühmten claſſiſchen Helden zu einem Luſtſpiele zu gebrauchen!

Nein, „Troilus und Creſſida“ iſt weder Luſtſpiel noch Trauerſpiel im gewöhnlichen Sinne; dieſes Stück gehört nicht zu einer beſtimmten Dichtungsart, und noch weniger kann man es mit den vorhandenen Maßſtäben meſſen — es iſt Shakſpeare's eigenthümlichſte Schöpfung. Wir können ihre hohe Vortrefflichkeit nur im Allgemeinen anerkennen; zu einer beſonderen Beurtheilung bedürften wir jener neuen Aeſthetik, die noch nicht geſchrieben iſt.

Wenn ich nun dieſes Drama unter der Rubrik „Tragödien“ einregiſtrire, ſo will ich dadurch von vornherein zeigen, wie ſtreng ich es mit ſolchen Ueberſchriften nehme. Mein alter Lehrer der Poetik im Gymnaſium zu Düſſeldorf bemerkte einſt ſehr ſcharfſinnig: „Diejenigen Stücke, worin nicht der heitere Geiſt Thalias, ſondern die Schwermuth Melpomenes athmet, gehören in's Gebiet der Tragödie.“ Vielleicht trug ich jene umfaſſende Definition im Sinne, als ich auf den Gedanken gerieth, „Troilus und Creſſida“ unter die Tragödien zu ſtecken. Und in der That, es herrſcht darin eine jauchzende Bitterkeit, eine weltverhöhnende Ironie, wie ſie uns nie in den Spielen der komiſchen Muſe begegnete. Es iſt weit eher die tragiſche Göttin, welche überall in dieſem Stücke ſichtbar wird, nur daß ſie hier einmal luſtig thun und Spaß machen möchte . . . Und es iſt, als ſähen wir Melpomene auf einem Griſettenball den Chahut tanzen, freches Gelächter auf den bleichen Lippen und den Tod im Herzen.

Caſſandra.

Troilus und Creſſida.

Es iſt die wahrſagende Tochter des Priamus, deren Bildniß wir hier ſchildern.

Sie trägt im Herzen das ſchauerliche Vorwiſſen der Zukunft; ſie verkündet den Untergang Ilions, und jetzt, wo Hektor ſich waffnet, um mit dem ſchrecklichen Peliden zu kämpfen, fleht ſie und jammert ſie . . . Sie ſieht im Geiſte ſchon den geliebten Bruder aus offenen Todeswunden verbluten . . . Sie fleht und jammert. Vergebens! Niemand hört auf ihren Rath, und ebenſo rettungslos wie das ganze verblendete Volk ſinkt ſie in den Abgrund eines dunkeln Schickſals.

Kärgliche und eben nicht ſehr bedeutungsvolle Worte widmet Shakſpeare der ſchönen Seherin; ſie iſt bei ihm nur eine gewöhnliche Unglücksprophetin, die mit Wehegeſchrei in der verfehmten Stadt umherläuft:

Ihr Auge rollt irre,
Ihr Haar flattert wirre,

wie Figura zeigt.

Liebreicher hat ſie unſer großer Schiller in einem ſeiner ſchönſten Gedichte gefeiert. Hier klagt ſie dem pythiſchen Gotte mit den ſchneidendſten Jammertönen das Unglück, das er über ſeine Prieſterin verhängt . . . Ich ſelber hatte einmal in öffentlicher Schulprüfung jenes Gedicht zu declamiren, und ſtecken blieb ich bei den Worten:

Frommt's den Schleier aufzuheben,
Wo das nahe Schreckniß droht?
Nur der Irrthum iſt das Leben,
Und das Wiſſen iſt der Tod.

Helena.

Troilus und Cressida.

Dieses ist die schöne Helena, deren Geschichte ich euch nicht ganz erzählen kann; ich müßte denn wirklich mit dem Ei der Leda beginnen.

Ihr Titularvater hieß Tyndarus, aber ihr wirklich geheimer Erzeuger war ein Gott, der in Gestalt eines Vogels ihre gebenedeite Mutter umstrickt hatte, wie dergleichen im Alterthum oft geschah. Früh verheiratet ward sie nach Sparta, doch bei ihrer außerordentlichen Schönheit ist es leicht begreiflich, daß sie dort bald verführt wurde und ihren Gemahl, den König Menelaus, zum Hahnrei machte.

Meine Damen, wer von euch sich ganz rein fühlt, werfe den ersten Stein auf die arme Schwester. Ich will damit nicht sagen, daß es keine ganz treuen Frauen geben könne. War doch schon das

erste Weib die berühmte Eva, ein Muster ehelicher Treue. Ohne den leisesten Ehebruchsgedanken wandelte sie an der Seite ihres Gemahls des berühmten Adams, der damals der einzige Mann in der Welt war und ein Schurzfell von Feigenblättern trug. Nur mit der Schlange conversirte sie gern, aber blos wegen der schönen französischen Sprache, die sie sich dadurch aneignete, wie sie denn überhaupt nach Bildung strebte. O, ihr Evastöchter, ein schönes Beispiel hat euch eure Stamm-Mutter hinterlassen! . . .

Frau Venus, die unsterbliche Göttin aller Wonne, verschaffte dem Prinzen Paris die Gunst der schönen Helena; er verletzte die heilige Sitte des Gastrechts und entfloh mit seiner holden Beute nach Troja, der sicheren Burg . . . was wir Alle ebenfalls unter solchen Umständen gethan hätten. Wir Alle, und darunter verstehe ich ganz besonders uns Deutsche, die wir gelehrter und als andere Völker und uns von Jugend auf mit den Gesängen Homers beschäftigen. Die schöne Helena ist unser frühester Liebling, und schon im Knabenalter, wenn wir auf den Schulbänken sitzen und der Magister uns die schönen griechischen Verse explicirt, wo die trojanischen Greise beim Anblick der Helena in Entzückung gerathen . . . dann pochen schon die süßesten Gefühle in unserer jungen, unerfahrenen Brust . . . Mit erröthenden Wangen und unsicherer Zunge antworten wir auf die grammatischen Fragen des Magisters . . . Späterhin, wenn wir älter und ganz gelehrt und sogar Hexenmeister geworden sind und den Teufel selbst beschwören können, dann begehren wir von dem dienenden Geiste, daß er uns die schöne Helene von Sparta verschaffe. Ich habe es schon einmal gesagt, der Johannes Faustus ist der wahre Repräsentant der Deutschen, des Volkes, das im Wissen seine Lust befriedigt, nicht im Leben. Obgleich dieser berühmte Doctor, der Normal-Deutsche endlich nach Sinnengenuß lechzt und schmachtet, sucht er den Gegenstand der Befriedigung keineswegs auf den blühenden Fluren der Wirklichkeit, sondern im gelehrten Moder der Bücherwelt; und während ein französischer oder italienischer Necromant von dem Mephistopheles das schönste Weib der Gegenwart gefordert hätte begehrt der deutsche Faust ein Weib welches bereits vor Jahrtausenden gestorben ist und ihm nur noch als schöner Schatten aus altgriechischen Pergamenten entgegenlächelt, die Helena von Sparta! Wie bedeutsam charakterisirt dieses Verlangen das innerste Wesen des deutschen Volkes!

Eben so kärglich wie die Cassandra hat Shakspeare im vorliegenden Stücke, in „Troilus und Cressida", die schöne Helena behandelt. Wir sehen sie nebst Paris auftreten und mit den greisen Kuppler Pandarus einige heiter neckende Gespräche wechseln. Sie foppt ihn, und endlich begehrt sie, daß er mit seiner alten meckernden Stimme ein Liebeslied singe. Aber schmerzliche Schatten der Ahnung, die Vorgefühle eines entsetzlichen Ausgangs, beschleichen manchmal ihr leichtfertiges Herz; aus den rosigsten Scherzen recken die Schlangen ihre schwarzen Köpfchen hervor, und sie verräth ihren Gemüthszustand in den Worten:

„Laß uns ein Lied der Liebe hören . . . diese Liebe wird uns Alle zu Grunde richten. O Cupido! Cupido! Cupido!

Virgilia.

Coriolan.

Sie iſt das Weib des Coriolan, eine ſchüchterne Taube, die nicht einmal zu gurren wagt in Gegenwart des überſtolzen Gatten. Wenn dieſer aus dem Felde ſiegreich zurückkehrt und Alles ihm entgegenjubelt, ſenkt ſie demüthig ihr Antlitz, und der lächelnde Held nennt ſie ſehr ſinnig: „Mein holdes Stillſchweigen!“ In dieſem Stillſchweigen liegt ihr ganzer Charakter; ſie ſchweigt wie die erröthende Roſe, wie die keuſche Perle, wie der ſehnſüchtige Abendſtern, wie das entzückte Menſchenherz . . . es iſt ein volles, koſtbares, glühendes Schweigen, das mehr ſagt als alle Beredſamkeit, als jeder rhetoriſche Wortſchwall. Sie iſt ein verſchämt ſanftes Weib; und in ihrer zarten Holdſeligkeit bildet ſie den reinſten Gegenſatz zu ihrer Schwieger, der römiſchen Wölfin Volumnia, die den Wolf Cajus Marcius einſt geſäugt mit ihrer eiſernen Milch. Ja, Letztere iſt die wahre Matrone, und aus ihrer patriciſchen Bruſt ſog die junge Brut nichts als wilden Muth, ungeſtümen Trotz und Verachtung des Volkes.

Wie ein Held durch ſolche früh eingeſogenen Tugenden und Untugenden die Lorbeerkrone des Ruhmes erwirbt, dagegen aber die beſſere Krone, den bürgerlichen Eichenkranz einbüßt, und endlich bis zum entſetzlichſten Verbrechen, bis zum Verrath an dem Vaterland, herabſinkend, ganz ſchmählich untergeht: das zeigt uns Shakſpeare in dem tragiſchen Drama, welches „Coriolan“ betitelt iſt.

Nach „Troilus und Creſſida“, worin unſer Dichter ſeinen Stoff der altgriechiſchen Heroenzeit entnommen, wende ich mich zu dem „Coriolan“, weil wir hier ſehen, wie er römiſche Zuſtände zu behandeln verſtand. In dieſem Drama ſchildert er nämlich den Parteikampf der Patricier und Plebejer im alten Rom.

Ich will nicht geradezu behaupten, daß dieſe Schilderung in allen Einzelheiten mit den Annalen der römiſchen Geſchichte übereinſtimme; aber das Weſen jener Kämpfe hat unſer Dichter auf's Tiefſte begriffen und dargeſtellt. Wir können Solches um ſo richtiger beurtheilen, da unſere Gegenwart manche Erſcheinungen aufweiſt, die dem betrübſamen Zwieſpalte gleichen, welcher einſt im alten Rom zwiſchen den bevorrechteten Patriciern und den herabgewürdigten Plebejern herrſchte. Man ſollte manchmal glauben, Shakſpeare ſei ein heutiger Dichter, der im heutigen London lebe und unter römiſchen Masken die jetzigen Tories und Radicalen ſchildern wolle. Was uns in ſolcher Meinung noch beſtärken könnte, iſt die große Aehnlichkeit, die ſich überhaupt zwiſchen den alten Römern und heutigen Engländern und den Staatsmännern beider Völker vorfindet. In der That eine gewiſſe poeſieloſe Härte, Habſucht, Blutgier, Unermüdlichkeit, Charakterfeſtigkeit iſt den heutigen Engländern eben ſo eigen wie den alten Römern, nur daß dieſe weit mehr Landratten als Waſſerratten waren; in der Unliebenswürdigkeit, worin ſie Beide den höchſten Gipfel erreicht haben, ſind ſie ſich gleich. Die auffallendſte Wahlverwandtſchaft bemerkt man bei dem Adel beider Völker. Der engliſche wie der ehemalige römiſche Edelmann iſt patriotiſch: die Vaterlandsliebe hält ihn, trotz aller politiſchen Rechtsverſchiedenheit mit den Plebejern auf's Innigſte verbunden, und dieſes ſympathetiſche Band bewirkt, daß die engliſchen Ariſtokraten und Demokraten, wie einſt die römiſchen, ein Ganzes, ein einiges Volk bilden. In anderen Ländern, wo der Adel weniger an den Boden, ſondern mehr an die Perſon des Fürſten gefeſſelt iſt, oder gar ſich ganz den particulären Intereſſen ſeines Standes hingibt, iſt dieſes nicht der Fall. Dann finden wir bei dem engliſchen, wie einſt bei dem römiſchen Adel, das Streben nach Auctoritas als das Höchſte Ruhmwürdigſte und mittelbar auch Einträglichſte; ich ſage das mittelbar Einträglichſte, da, wie einſt in Rom, ſo jetzt auch in England die Verwaltung der höheren Staatsämter nur durch mißbrauchten Einfluß und herkömmliche Erpreſſungen, alſo mittelbar, bezahlt wird. Jene Aemter und Zweck der Jugenderziehung in den hohen Familien bei den Engländern ganz wie einſt bei den Römern, und wie bei dieſen, ſo auch bei jenen gelten Kriegskunſt und Beredſamkeit als die beſten Hilfsmittel

künftiger Auctoritas. Wie bei den Römern, ſo auch bei den Engländern, iſt die Tradition des Regierens und des Adminiſtrirens das Erbtheil der edlen Geſchlechter; und dadurch werden die engliſchen Tories vielleicht eben ſo lange unentbehrlich ſein, ja ſich eben ſo lange in Macht er-

halten, wie die ſenatoriſchen Familien des alten Roms.

Nichts aber iſt dem heutigen Zuſtand in England ſo ähnlich wie jene Stimmenbewerbung, die wir im „Coriolan“ geſchildert ſehen. Mit welchem verbiſſenen Grimm, mit welcher höhniſchen Ironie bettelt der römiſche Tory um die Wahlſtimmen der guten Bürger, die er in der Seele ſo tief verachtet, deren Zuſtimmung ihm aber ſo unentbehrlich iſt, um Conſul zu werden! Nur daß die meiſten engliſchen Lords, die, ſtatt in Schlachten, nur in Fuchsjagden ihre Wunden erworben haben und ſich von ihren Müttern in der Verſtellungskunſt beſſer unterrichten laſſen, bei den heutigen

Parlamentswahlen ihren Grimm und Hohn nicht so zur Schau tragen wie der starre Coriolan.

Wie immer, hat Shakspeare auch in dem vorliegenden Drama die höchste Unparteilichkeit ausgeübt. Der Aristokrat hat hier Recht, wenn er seine plebejischen Stimmherren verachtet; denn er fühlt, daß er selber tapferer im Kriege war, was bei den Römern als höchste Tugend galt. Die armen Stimmherren, das Volk, haben indessen ebenfalls Recht, sich ihm trotz dieser Tugend zu widersetzen, denn er hat nicht undeutlich geäußert, daß er als Consul die Brotvertheilung abschaffen wolle. „Das Brot ist aber das erste Recht des Volks."

Portia.

Julius Cäsar.

Der Hauptgrund von Cäsars Popularität war die Großmuth, womit er das Volk behandelte und seine Freigebigkeit. Das Volk ahnete in ihm den Begründer jener besseren Tage, die es unter seinen Nachkommen, den Kaisern, erleben sollte; denn diese gewährten dem Volke sein erstes Recht: sie gaben ihm sein tägliches Brot. Gern verzeihen wir den Kaisern die blutigste Willkür, womit sie einige hundert patricische Familien behandelten und die Privilegien derselben verspotteten. Wir erkennen in ihnen, und mit Dank, die Zerstörer jener Adelsherrschaft, welche dem Volk für die härtesten Dienste nur kärglichen Lohn bewilligte; wir preisen sie als weltliche Heilande, die erniedrigend die Hohen und erhöhend die Niedrigen, eine bürgerliche Gleichheit einführten. Mag immerhin der Advocat der Vergangenheit, der Patricier Tacitus, die Privatlaster und Tollheiten der Cäsaren mit dem poetischesten Gifte beschreiben, wir wissen doch von ihnen das Bessere: sie fütterten das Volk.

Cäsar ist es, welcher die römische Aristokratie ihrem Untergang zugeführt und den Sieg der Demokratie vorbereitet. Indessen manche alte Patricier hegen im Herzen noch den Geist des Republikanismus; sie können die Oberherrschaft eines Einzigen noch nicht vertragen; sie können nicht leben, wo ein Einziger das Haupt über das ihre erhebt, und sei es auch das herrliche Haupt eines Julius Cäsar; und sie wetzen ihre Dolche und tödten ihn.

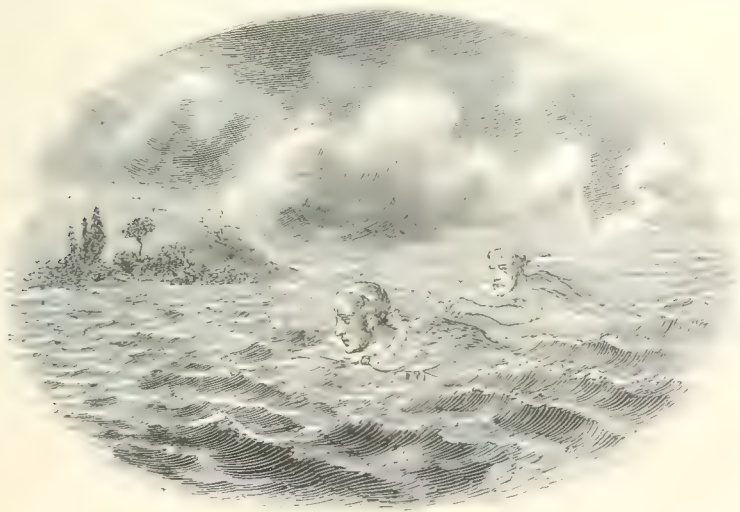
Demokratie und Königthum stehen sich nicht feindlich gegenüber, wie man fälschlich in unseren Tagen behauptet hat. Die beste Demokratie wird immer diejenige sein, wo ein Einziger als Incarnation des Volkswillens an der Spitze des Staates steht, wie Gott an der Spitze der Weltregierung; unter jenem, dem incarnirten Volkswillen, wie unter der Majestät Gottes, blüht die sicherste Menschengleichheit, die echteste Demokratie. Aristokratismus und Republikanismus stehen einander ebenfalls nicht feindlich gegenüber, und das sehen wir am klarsten im vorliegenden Drama, wo sich eben in den hochmüthigsten Aristokraten der Geist des Republikanismus mit seinen schärfsten Charakterzügen ausspricht. Bei Cassius, noch weit mehr als bei Brutus, treten uns diese Charakterzüge entgegen. Wir haben nämlich schon längst die Bemerkung gemacht, daß der Geist des Republikanismus in einer gewissen engbrüstigen Eifersucht besteht, die nichts über sich dulden will, in einem gewissen Zwergneid, der allem Emporragenden abhold ist, der nicht einmal die Tugend durch einen Menschen repräsentirt sehen möchte, fürchtend, daß solcher Tugendrepräsentant seine höhere Persönlichkeit geltend machen könne. Die Republikaner sind daher heutzutage bescheidenheitsüchtige Deisten und sehen gern in den Menschen nur kümmerliche Lehmfiguren, die, gleichgeknetet aus den Händen eines Schöpfers hervorgegangen, sich über hochmüthigen Auszeichnungslust und ehrgeizigen Prunksucht enthalten sollten. Die englischen Republikaner huldigten einst einem ähnlichen Principe, dem Puritanismus, und dasselbe gilt von den altrömischen Republikanern: sie waren nämlich Stoiker. Wenn man dieses bedenkt, muß man erstaunen, mit welchem Scharfsinn Shakspeare den Cassius geschildert hat, namentlich in seinem Gespräche mit Brutus, wenn er hört, wie das

Volk den Cäsar, den es zum König erheben möchte, mit Jubelgeschrei begrüßt:

Ich weiß es nicht, wie Ihr und andre Menschen
Von diesem Leben denkt; mir, für mich selbst,
Wär' es so lieb, nicht da sein, als zu leben
In Furcht vor einem Wesen wie ich selbst.
Ich kam wie Cäsar frei zur Welt, so Ihr;
Wir nährten uns so gut, wir können Beide
So gut, wie er, des Winters Frost ertragen.
Denn einst, an einem rauhen, stürm'schen Tage,
Als wild die Tiber an ihr Ufer tobte,
Sprach Cäsar zu mir: Wagst du, Cassius, nun
Mit mir zu springen in die zorn'ge Fluth,
Und bis dorthin zu schwimmen? — Auf dies Wort,
Bekleidet wie ich war, stürzt' ich hinein
Und hieß ihn folgen; wirklich that er's auch.
Der Strom brüllt' auf uns ein, wir schlugen ihn
Mit wackern Sehnen, warfen ihn bei Seit'
Und hemmten ihn mit einer Brust des Trotzes;
Doch eh' wir das erwählte Ziel erreicht,
Rief Cäsar: Hilf mir, Cassius! ich sinke.
Ich, wie Aeneas, unser großer Ahn,
Aus Trojas Flammen einst auf seinen Schultern
Den alten Vater trug, so aus den Wellen
Zog ich den müden Cäsar. — Und d e r Mann
Ist nun zum Gott erhöht, und Cassius ist
Ein arm Geschöpf und muß den Rücken beugen,
Nickt Cäsar nur nachlässig gegen ihn.
Als er in Spanien war, hatt' er ein Fieber,
Und wenn der Schau'r ihn ankam, merkt' ich wohl
Sein Beben: ja, er bete, dieser Gott!
Das feige Blut der Lippen nahm die Flucht
Sein Auge, dessen Blick die Welt bedräut,
Verlor den Glanz, und ächzen hört' ich ihn.
Ja dieser Mund, der horchen hieß die Römer
Und in ihr Buch einzeichnen seine Reden,
Ach, rief: „Titinius! gib mir zu trinken!"
Wie'n krankes Mädchen. Götter! ich erstaune,
Wie nur ein Mann so schwachlicher Natur
Der stolzen Welt den Vorsprung abgewann
Und nahm die Palm' allein.

Cäsar selber kennt seinen Mann sehr gut und in einem Gespräche mit Antonius entfallen ihm die tiefsinnigen Worte:

Laßt wohlbeleibte Männer um mich sein,
Mit glatten Köpfen, und die Nachts gut schlafen.
Der Cassius dort hat einen hohlen Blick;
Er denkt zu viel: die Leute sind gefährlich.
. . . . . .
Wär' er nur fetter! — Zwar ich fürcht' ihn nicht;
Doch wäre Furcht nicht meinem Namen fremd
Ich kenne Niemand den ich eher miede
Als diesen hagern Cassius. Er liest viel;
Er ist ein großer Prüfer und durchschaut
Das Thun der Menschen ganz; er liebt kein Spiel,
Wie du, Antonius; hört nicht Musik;
Er lächelt selten, und auf solche Weise,
Als spott' er sein, verachte seinen Geist,
Den irgend was zum Lächeln bringen konnte.
Und solche Männer haben nimmer Ruh',
So lang sie Jemand größer sehn als sich.
Das ist es, was sie so gefährlich macht.



Cassius ist Republikaner, und, wie wir es oft bei solchen Menschen finden, er hat mehr Sinn für edle Männerfreundschaft als für zarte Frauenliebe. Brutus hingegen opfert sich für die Republik nicht weil er seiner Natur nach Republikaner, sondern weil er ein Tugendheld ist und in jener Aufopferung eine höchste Aufgabe der Pflicht sieht. Er ist empfänglich für alle sanften Gefühle, und mit weicher Seele hängt er an seiner Gattin Portia.

Portia, eine Tochter des Cato, ganz Römerin, ist dennoch liebenswürdig und selbst in den höchsten Aufflügen ihres Heroismus offenbart sie den weiblichsten Sinn und die sinnigste Weiblichkeit. Mit ängstlichen Liebesaugen lauert sie auf jeden Schatten, der über die Stirne ihres Gemahls dahinzieht und seine bekümmerten Gedanken verräth. Sie will wissen was ihn quält sie will die Last des Geheimnisses, das seine Seele drückt, mit ihm theilen . . . Und als sie es endlich weiß ist sie dennoch ein Weib unterliegt fast den furchtbaren Besorgnissen, kann sie nicht verbergen und gesteht selber:

Ich habe Mannessinn doch Weiberohnmacht
Wie fällt doch ein Geheimniß Weibern schwer!

Cleopatra.

Antonius und Cleopatra.

Ja, dieses ist die berühmte Königin von Aegypten, welche den Antonius zu Grunde gerichtet hat.

Er wußte es ganz bestimmt daß er durch dieses Weib seinem Verderben entgegenging, er will sich ihren Zauberfesseln entreißen . . .

Schnell muß ich fort von hier.

Er flieht . . . doch nur um desto eher zurückzukehren zu den Fleischtöpfen Aegyptens zu seiner alten Nilschlange, wie er sie nennt . . . bald fühlt er sich wieder mit ihr im prächtigen Schlamme zu Alexandrien, und dort, erzählt Octavius:

Dort auf dem Markt, auf silberner Tribüne,
Auf goldnen Stühlen thront er öffentlich
Mit der Cleopatra. Cäsarion saß
Zu ihren Füßen den man für den Sohn
Von meinem Vater hält; und alle die
Unechten Kinder, die seit jener Zeit
Erzeugte ihre Lebenslust. Ihr verlieh
Aegypten er zum Eigenthum und machte
Von Niedersyrien Cyprus Lydien sie
Zur unumschränkten Königin.
. . . . . .
An dem Ort
Wo man die öffentlichen Spiele gibt,
Da kündet' er als Könige der Kön'ge
Die Söhne; gab Großmedien Parthien
Armenien dem Alexander, wies
Dem Ptolomäus Syrien, Cilicien
Und auch Phönicien an. Sie selbst erschien
Im Schmuck der Göttin Isis diesen Tag
Und, wie man sagt, ertheilte sie vorher
Auf diese Weise oftmals schon Gehör.

Die ägyptische Zauberin hält nicht blos sein Herz sondern auch sein Hirn gefangen und verwirrt sogar sein Feldherrntalent. Statt auf dem festen Lande wo er geübt im Siegen liefert er die Schlacht auf der unsichern See wo seine Tapferkeit sich weniger geltend machen kann, — und dort, wohin das launenhafte Weib ihm durchaus folgen wollte, ergreift sie plötzlich die Flucht nebst allen ihren Schiffen, eben im entscheidenden Momente des Kampfes, — und Antonius „gleich einem brünst'gen Entrich" mit ausgespannten Segelflügeln, flieht ihr nach und läßt Ehre und Glück im Stich. Aber nicht blos durch die weiblichen Launen Cleopatra's erleidet der unglückselige Held die schmählichste Niederlage, späterhin übt sie gegen ihn sogar den schwärzesten Verrath und läßt im geheimen Einverständniß mit Octavius ihre Flotte zum Feinde übergehen . . . Sie betrügt ihn auf's Niederträchtigste um im Schiffbruche seines Glücks

ihre eigenen Güter zu retten oder gar noch einige größere Vortheile zu erfischen . . . Sie treibt ihn in Verzweiflung und Tod durch Arglist und Lüge . . . Und dennoch bis zum letzten Augenblicke liebt er sie mit ganzem Herzen: ja, nach jedem Verrath, den sie an ihm übte, entlodert seine Liebe um so flammender. Er flucht freilich über ihre jedesmalige Tücke, er kennt alle ihre Gebrechen, und in den rohesten Schimpfreden entladet sich seine bessere Einsicht, und er sagt ihr die bittersten Wahrheiten:

Eh' ich dich kannte, warst du halb verwelkt!
Ha! ließ ich deshalb ungedrückt in Rom
Mein Kissen, gab darum die Zeugung auf
Rechtmäß'ger Kinder und von einem Kleinod
Der Frauen, um von der getäuscht zu sein,
Die gern sieht, daß sie Andre unterhalten?
. . . . . .
Du warst von jeher eine Heuchlerin.
Doch werden wir in Missethaten hart,
Dann — o des Unglücks! — schließen weise Götter
Die Augen uns: in unsern eigenen Koth
Versenken sie das klare Urtheil; machen,
Daß wir anbeten unsern Wahn und lachen,
Wenn wir hinstolpern in's Verderben.
. . . . . .
Als kalten Bissen auf
Des todten Cäsars Schüssel fand ich dich:
Du warst ein Ueberbleibsel schon des Cnejus
Pompejus; andrer heißer Stunden nicht
Zu denken, die, vom allgemeinen Ruf
Nicht aufgezeichnet, du begehrlich dir
Erhaschtest.

Aber wie jener Speer des Achilles, welcher die Wunden, die er schlug, wieder heilen konnte, so kann der Mund des Liebenden mit seinen Küssen auch die tödtlichsten Stiche wieder heilen, womit sein scharfes Wort das Gemüth des Geliebten verletzt hat . . . Und nach jeder Schändlichkeit, welche die alte Nilschlange gegen den römischen Wolf ausübte, und nach jeder Schimpfrede, die dieser darüber losheulte, züngeln sie Beide mit einander um so zärtlicher; noch im Sterben drückt er auf ihre Lippen von so vielen Küssen noch den letzten Kuß. . .

Aber auch sie, die ägyptische Schlange, wie liebt sie ihren römischen Wolf! Ihre Verräthereien sind nur äußerliche Windungen der bösen Wurmnatur, sie übt dergleichen mehr mechanisch aus angeborner oder angewöhnter Unart . . . aber in der Tiefe ihrer Seele wohnt die unwandelbarste Liebe für Antonius, sie weiß es selbst nicht, daß diese Liebe so stark ist, sie glaubt manchmal diese Liebe überwinden oder gar mit ihr spielen zu können, und sie irrt sich, und dieser Irrthum wird ihr erst recht klar in dem Augenblick, wo sie den geliebten Mann auf immer verliert, und ihr Schmerz in die erhabenen Worte ausbricht:

Ich träumt': es gab einst einen Feldherrn Marc
Anton! — O einen zweiten, gleichen Schlaf,
Um noch einmal solch einen Mann zu seh'n!
. . . . . .
Sein Gesicht
War wie des Himmels Antlitz. Drinnen stand
Die Sonn' und auch ein Mond und liefen um
Und leuchteten der Erde Klemem O.
. . . . . .
Seine Füße
Beschritten Oceane; sein empor-
Gestreckter Arm umfaßte eine Welt;
Der Harmonie der Sphären glich die Stimme,
Wenn sie den Freunden tönte; wenn er meint'
Den Erdkreis zu bezähmen, zu erschüttern,
Wie Donner rasselnd. Seine Güte kannte
Den Winter nie, sie war ein Herbst der Ernte
Durch Ernten reicher ward. Delphinen gleich
War sein Ergötzen, die den Rücken ob
Dem Elemente zeigen, das sie hegt.
Es wandelten in seiner Livere
Der Königs- und der Fürstenkronen viel'.
Und Königreich' und Inseln fielen ihm
Wie Münzen aus der Tasche.

Diese Cleopatra ist ein Weib. Sie liebt und verräth zu gleicher Zeit. Es ist ein Irrthum, zu glauben, daß die Weiber, wenn sie uns verrathen, auch aufgehört haben uns zu lieben. Sie folgen nur ihrer angebornen Natur; und wenn sie auch nicht den verbotenen Kelch leeren wollen, so möchten sie doch manchmal ein Bischen nippen, an dem Rande lecken, um wenigstens zu kosten, wie Gift schmeckt. Nächst Shakspeare, in vorliegender Tragödie, hat dieses Phänomen Niemand so gut geschildert wie unser alter Abbé Prevost

Cleopatra

in seinem Romane „Manon de Lescaut". Die Intuition des größten Dichters stimmt hier überein mit der nüchternen Beobachtung des kühlsten Prosaikers.

Ja, diese Cleopatra ist ein Weib, in der holdseligsten und vermaledeitesten Bedeutung des Wortes! Sie erinnert mich an jenen Ausspruch Lessing's: Als Gott das Weib schuf, nahm er den Thon zu fein! Die Ueberzartheit seines Stoffes verträgt sich nun selten mit den Ansprüchen des Lebens. Dieses Geschöpf ist zu gut und zu schlecht für diese Welt. Die lieblichsten Vorzüge werden hier die Ursache der verdrießlichsten Gebrechen. Mit entzückender Wahrheit schildert Shakspeare schon gleich beim Auftreten der Cleopatra den bunten, flatterhaften Launengeist, der im Kopfe der schönen Königin beständig rumort, nicht selten in den bedenklichsten Fragen und Gelüsten übersprudelt und vielleicht eben als der letzte Grund von all ihrem Thun und Lassen zu betrachten ist. Nichts ist charakteristischer als die fünfte Scene des ersten Acts, wo sie von ihrer Kammerjungfer verlangt, daß sie ihr Mandragora zu trinken gebe, damit dieser Schlaftrunk ihr die Zeit ausfülle, während Antonius entfernt. Dann plagt sie der Teufel, ihren Kastraten Mardian zu rufen. Er frägt unterthänig, was seine Gebieterin begehre. Singen will ich dich nicht hören, antwortet sie, denn nichts gefällt mir jetzt, was Eunuchen eigen ist — aber sage mir: Fühlst du denn Leidenschaft?

Mardian.

Ja holde Königin!

Cleopatra.

In Wahrheit?

Mardian.

Nicht in Wahrheit:
Denn nichts vermag ich, als was in der Wahrheit
Mit Anstand kann geschehn, und doch empfind' ich
Heil'ge Triebe, denk' auch oft an das,
Was Mars und Venus that.

Cleopatra.

Wo, glaubst du, ist er jetzt? Steht oder sitzt er?
Geht er umher? besteigt er jetzt sein Roß?
Beglücktes Roß, das seine Last erträgt!
Sei tapfer, Roß! denn weißt du, wen du trägst?
Der Erde halben Atlas! Ihn, den Arm,
Den Helm der Menschen! Sprechen wird er oder
Wird murmeln jetzt: Wo ist nun meine Schlange
Des alten Nils? — Denn also nennt er mich.

Soll ich ohne Furcht vor dissamatorischem Mußlächeln meinen ganzen Gedanken aussprechen, so muß ich ehrlich bekennen: dieses ordnungslose Fühlen und Denken der Cleopatra, welches eine Folge des ordnungslosen, müßigen und beunruhigten Lebenswandels, erinnert mich an eine gewisse Classe verschwenderischer Frauen, deren kostspieliger Haushalt von einer außerehelichen Freigebigkeit bestritten wird, und die ihre Titulargatten sehr oft mit Liebe und Treue, nicht selten auch mit bloßer Liebe, aber immer mit tollen Launen plagen und beglücken. Und war sie denn im Grunde etwas Anders, diese Cleopatra, die wahrlich mit ägyptischen Kroneinkünften nimmermehr ihren unerhörten Luxus bezahlen konnte, und von dem Antonius, ihrem römischen Entreteneur, die erpreßten Schätze ganzer Provinzen als Geschenke empfing und im eigentlichen Sinne des Wortes eine unterhaltene Königin war!

In dem aufgeregten, unstäten, aus lauter Extremen zusammengewürfelten, drückend schwülen Geiste der Cleopatra wetterleuchtet ein sinnlich wilder, schwefelgelber Witz, der uns mehr erschreckt als ergötzt. Plutarch gibt uns einen Begriff von diesem Witze, der sich mehr in Handlungen als in Worten ausspricht, und schon in der Schule lachte ich mit ganzer Seele über den mystificirten Antonius, der mit seiner königlichen Geliebten auf den Fischfang ausfuhr, aber an einer Schnur lauter eingesalzene Fische heraufzog; denn die schlaue Aegypterin hatte heimlich eine Menge Taucher bestellt, welche unter dem Wasser an dem Angelhaken des verliebten Römers jedesmal einen eingesalzenen Fisch zu befestigen wußten. Freilich, unser Lehrer machte bei dieser Anekdote ein sehr ernsthaftes Gesicht und tadelte nicht wenig den frevelhaften Uebermuth, womit die Königin das Leben ihrer Unterthanen, jener armen Taucher, auf's Spiel setzte, um den besagten Spaß auszuführen; unser Lehrer war überhaupt kein Freund der Cleopatra, und er machte uns sehr nachdrücklich darauf aufmerksam, wie sich der Antonius durch dieses Weib seine ganze Staats-Carrière verdarb, in häusliche Unannehmlichkeiten verwickelte und endlich in's Unglück stürzte.

Ja, mein alter Lehrer hatte Recht, es ist äußerst gefährlich, sich mit einer Person wie Cleopatra, in ein näheres Verhältniß einzulassen. Ein Held kann dadurch zu Grunde gehen, aber auch nur ein Held. Der lieben Mittelmäßigkeit droht hier, wie überall, keine Gefahr.

Wie der Charakter der Cleopatra, so ist auch ihre Stellung eine äußerst witzige. Dieses launische, lustsüchtige, wetterwendische, fieberhaft kokette Weib, diese antike Pariserin, diese Göttin des Lebens, gaukelt und herrscht über Aegypten, dem schweigsamen starren Todtenland . . . Ihr kennt es wohl, jenes Aegypten, jenes geheimnißvolle Mizraim, jenes enge Nilthal, das wie ein Sarg aussieht . . . Im hohen Schilfe greint das Krokodil oder das ausgesetzte Kind der Offenbarung . . . Felsentempel mit kolossalen Pfeilern, woran heilige Thierfratzen lehnen, häßlich bunt bemalt . . . An der Pforte nickt der hieroglyphenmützige Isismönch . . . In üppigen Villas halten die Mumien ihre Siesta, und die vergoldete Larve schützt sie vor den Fliegenschwärmen der Verwesung . . . Wie stumme Gedanken stehen dort die schlanken Obelisken und die plumpen Pyramiden . . . Im Hintergrund grüßen die Mondberge Aethiopiens, welche die Quellen des Nils verhüllen . . . Ueberall Tod, Stein und Geheimniß . . . Und über dieses Land herrschte als Königin die schöne Cleopatra.

Wie witzig ist Gott!

Lavinia.

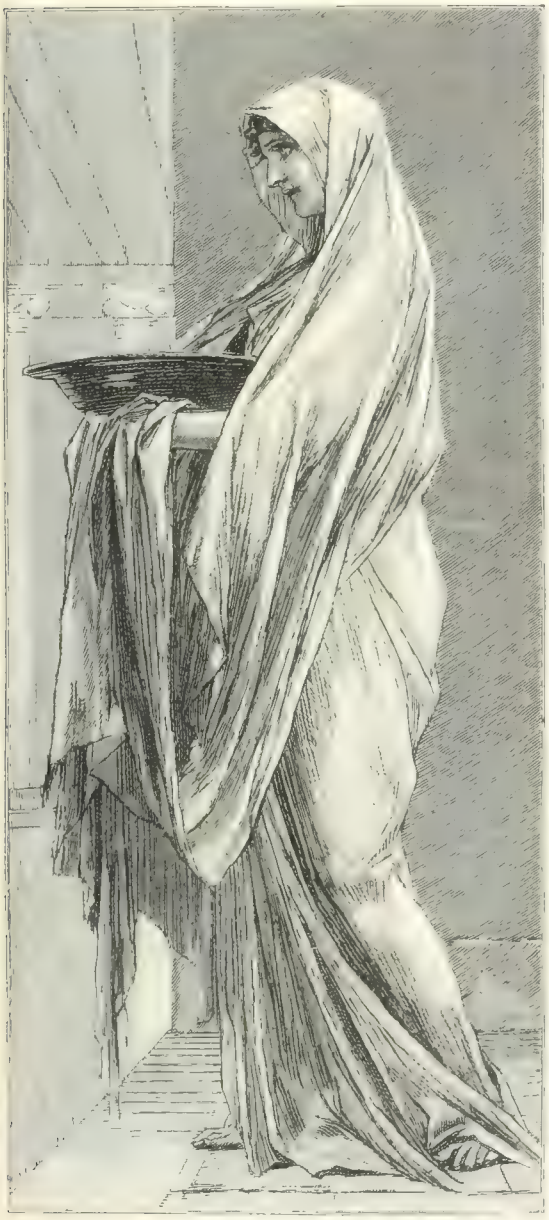
Titus Andronikus.

In „Julius Cäsar" sehen wir die letzten Zuckungen des republikanischen Geistes, der dem Aufkommen der Monarchie vergebens entgegenkämpft; die Republik hat sich überlebt, und Brutus und Cassius können nur den Mann ermorden, der zuerst nach der königlichen Krone greift, keineswegs aber vermögen sie das Königthum zu tödten, das in den Bedürfnissen der Zeit schon tief wurzelt. In Antonius und Cleopatra sehen wir, wie, statt des einen gefallenen Cäsars, drei andere Cäsaren nach der Weltherrschaft die kühnen Hände strecken: die Principienfrage ist gelöst, und der Kampf, der zwischen diesen Triumvirn ausbricht, ist nur eine Personenfrage: Wer soll Imperator sein, Herr über alle Menschen und Lande? Die Tragödie, betitelt „Titus Andronikus", zeigt uns, daß auch diese unbeschränkte Alleinherrschaft im römischen Reiche dem Gesetze aller irdischen Erscheinungen folgen, nämlich in Verwesung übergehen mußte und nichts gewährt einen so widerwärtigen Anblick wie jene späteren Cäsaren, die dem Wahnsinn und dem Verbrechen der Neronen und Caligulen noch die windigste Schwächlichkeit hinzufügten. Diesen den Neronen und Caligulen schwindelte auf der Höhe ihrer Allmacht; sich erhaben dünkend über alle Menschlichkeit, wurden sie Unmenschen; sich selber für Götter haltend wurden sie gottlos; ob ihrer Ungeheuerlichkeit aber können wir vor Erstaunen sie kaum mehr nach vernünftigen Maßstäben beurtheilen. Die späteren Cäsaren hingegen sind weit mehr Gegenstände unseres Mitleids, unseres Unwillens, unseres Ekels; es fehlt ihnen die heidnische Selbstvergötterung, der Rausch ihrer alleinigen Majestät, ihrer schauerlichen Unverantwortlichkeit . . . Sie sind christlich zerknirscht, und der schwarze Beichtiger hat ihnen in's Gewissen geredet und sie ahnen jetzt, daß sie nur armselige Würmer sind, daß sie von der Gnade einer höhern Gottheit abhängen, und daß sie einst für ihre irdischen Sünden in der Hölle gesotten und gebraten werden.

Obgleich in „Titus Andronikus" noch das äußere Gepränge des Heidenthums waltet, so offenbart sich doch in diesem Stück schon der Charakter der spätern christlichen Zeit, und die moralische Verkehrtheit in allen sittlichen und bürgerlichen Dingen ist schon ganz byzantinisch. Dieses Stück gehört sicher zu Shakspeare's frühesten Erzeugnissen, obgleich manche Kritiker ihm die Autorschaft streitig machen: es herrscht darin eine Unbarmherzigkeit, eine schneidende Vorliebe für das Häßliche, ein titanisches Hadern mit den göttlichen Mächten, wie wir dergleichen in den Erstlingswerken der größten Dichter zu finden pflegen. Der Held, im Gegensatz zu seiner ganzen demoralisirten Umgebung, ist ein echter Römer, ein Ueberbleibsel aus der alten starren Periode. Ob dergleichen Menschen damals noch existirten? Es ist möglich, denn die Natur liebt es von allen Creaturen, deren Gattung untergeht oder sich transformirt, noch irgend ein Exemplar aufzubewahren, und sei es auch als Versteinerung, wie wir dergleichen auf Bergeshöhen zu finden pflegen. Titus Andronikus ist ein solcher versteinerter Römer, und seine fossile Tugend ist eine wahre Curiosität zur Zeit der spätesten Cäsaren.

Die Schändung und Verstümmelung seiner Tochter Lavinia gehört zu den entsetzlichsten Scenen, die sich bei irgend einem Autor finden. Die Geschichte der Philomele in den Verwandlungen des Ovidius ist lange nicht so schauderhaft: denn der unglücklichen Römerin werden sogar die Hände abgehackt, damit sie nicht die Urheber des grausamsten Bubenstücks verrathen könne. Wie der Vater durch seine starre Männlichkeit, so mahnt die Tochter durch ihre hohe Weibeswürde an die sittlichere Vergangenheit, sie scheut nicht den Tod, sondern die Entehrung, und rührend sind die keuschen Worte, womit sie ihre Feindin, die Kaiserin Tamora, um Schonung anfleht, wenn die Söhne derselben ihren Leib beflecken wollen:

Nur schnellen Tod erfleh' ich! — und noch Eins
Was Weiblichkeit zu nennen mir verweigert:
Entzieh mich ihrem Begehr, schrecklicher
Als Mord für mich, und wälze meine Leiche
In eine garst'ge Grube, wo kein Auge
Des Mannes jemals meinen Körper sieht:
O, dies erfüll', und sei erbarmungsvoll
Als Mörderin!



In dieſer jungfräulichen Reinheit bildet Lavinia den vollendeten Gegenſatz zu der erwähnten Kaiſerin Tamora: hier, wie in den meiſten ſeiner Dramen, ſtellt Shakſpeare zwei ganz gemüthsverſchiedene weibliche Geſtalten neben einander und veranſchaulicht uns ihren Charakter durch den Contraſt. Dieſes ſahen wir ſchon in „Antonius und Cleopatra", wo neben der weißen, kalten, ſittlichen, erzproſaiſchen und häuslichen Octavia unſere gelbe, ungezügelte, eitle und inbrünſtige Aegypterin deſto plaſtiſcher hervortritt.

Aber auch jene Tamora iſt eine ſchöne Figur, und es dünkt mir eine Ungerechtigkeit, daß der gewandte Grabſtichel in gegenwärtiger Galerie Shakſpeare'ſcher Frauen ihr Bildniß nicht eingezeichnet hat. Sie iſt ein ſchönes majeſtätiſches Weib, eine bezaubernd imperatoriſche Geſtalt, auf der Stirne das Zeichen der gefallenen Göttlichkeit, in den Augen eine weltverzehrende Wolluſt, prachtvoll laſterhaft lechzend nach rothem Blut. Weitblickend milde, wie unſer Dichter ſich immer zeigt, hat er ſchon in der erſten Scene, wo Tamora erſcheint, alle die Greuel, die ſie ſpäter gegen Titus Andronikus ausübt, im Voraus juſtificirt. Denn dieſer ſtarre Römer, ungerührt, von ihren ſchmerzlichſten Mutterbitten, läßt ihren geliebten Sohn gleichſam vor ihren Augen hinrichten; ſobald ſie nun in der werbenden Gunſt des jungen Kaiſers die Hoffnungsſtrahlen einer künftigen Rache erblickt, entringeln ſich ihren Lippen die jauchzend finſtern Worte:

Ich will es ihnen zeigen, was es heißt,
Wenn eine Königin auf den Straßen kniet
Und Gnad' umſonſt erfleht.

Wie ihre Grauſamkeit entſchuldigt wird durch das erduldete Uebermaß von Qualen, ſo erſcheint die metzenhafte Liederlichkeit, womit ſie ſich ſogar einem ſcheußlichen Mohren hingibt, gewiſſermaßen veredelt durch die romantiſche Poeſie, die ſich darin ausſpricht. Ja, zu den ſchauerlich ſüßeſten Zaubergemälden der romantiſchen Poeſie gehört jene Scene, wo während der Jagd die Kaiſerin Tamora ihr Gefolge verlaſſen hat und ganz allein im Walde mit dem geliebten Mohren zuſammentrifft.

Warum ſo traurig, holder Aaron?
Da doch umher ſo heiter Alles ſcheint.
Die Vögel ſingen überall im Buſch,
Die Schlange liegt im Sonnenſtrahl gerollt,

Das grüne Laub bebt von dem kühlen Hauch
Und bildet bunte Schatten auf dem Boden.

Im süßen Schatten, Aaron laß uns sitzen,
Indeß das Echo schwatzhaft Hunde äfft
Und wiederhallt der Hörner hellen Klang
Als sei die Jagd verdoppelt; — laß uns sitzen,
Und horchen auf das gellende Getöse.
Nach solchem Zweikampf, wie der war den Dido —
Erzählt man — mit Aeneas einst genoß
Als glücklich sie ein Sturmwind überfiel
Und die verschwiegne Grotte sie verbarg
Laß uns verschlungen Beide Arm in Arm
Wenn wir das Liebesglück genossen goldnem Schlaf
Uns überlassen; während Hund und Horn
Und Vögel mit der süßen Melodie
Uns das sind was der Amme Lied ist die
Dann das Kindlein lullt und wiegt zum Schlaf.

Während aber Wollustgluthen aus den Augen der schönen Kaiserin hervorlodern und über die schwarze Gestalt des Mohren wie lockende Lichter wie züngelnde Flammen ihr Spiel treiben, denkt dieser an weit wichtigere Dinge an die Ausführung der schändlichen Intriguen und seine Antwort bildet den schroffen Gegensatz zu der brünstigen Anrede Tamora's.

Constanze.

König Johann

Es war am 29. August des Jahres 1827 nach Christi Geburt als ich im Theater zu Berlin bei der ersten Vorstellung einer neuen Tragödie vom Herrn E. Raupach allmälig einschlief.

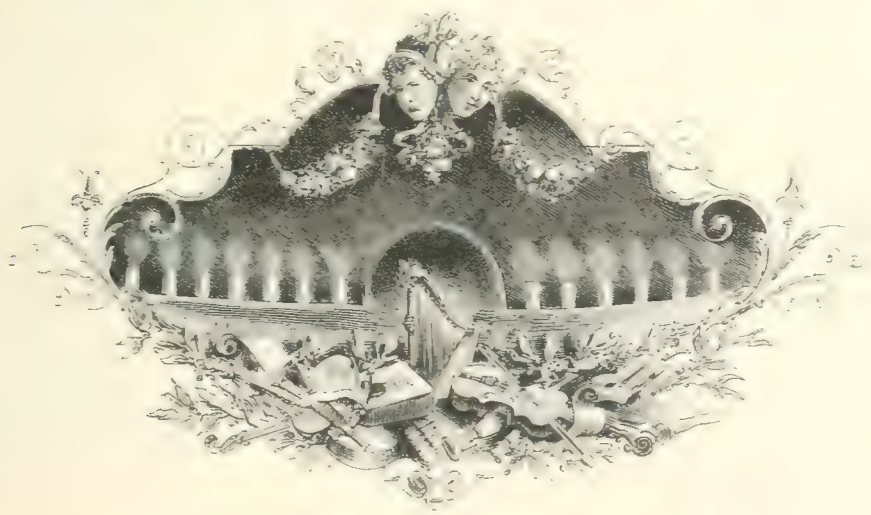
Für das gebildete Publicum, das nicht in's Theater geht und nur die eigentliche Literatur kennt, muß ich hier bemerken, daß benannter Herr Raupach ein sehr nützlicher Mann ist, ein Tragödien- und Komödien-Lieferant, welcher die Berliner Bühne jeden Monat mit einem neuen Meisterwerke versieht. Die Berliner Bühne ist eine vortreffliche Anstalt und besonders nützlich für Hegel'sche Philosophen, welche des Abends von dem harten Tagwerk des Denkens ausruhen wollen. Der Geist erholt sich dort noch weit natürlicher als bei Wisotzki. Man geht in's Theater, streckt sich nachlässig hin auf die sammtnen Bänke lorgnirt die Augen seiner Nachbarinnen oder die Beine der eben auftretenden Mimin, und wenn die Kerls von Komödianten nicht gar zu laut schreien, schläft man ruhig ein, wie ich es wirklich gethan am 29. August des Jahres 1827 nach Christi Geburt.

Als ich erwachte, war Alles dunkel rund um mich her, und bei dem Scheine einer mattflimmernden Lampe erkannte ich, daß ich mich ganz allein im leeren Schauspielhause befand. Ich beschloß den übrigen Theil der Nacht dort zu verbringen, suchte wieder gelinde einzuschlafen, welches mir aber nicht mehr so gut gelang wie einige Stunden vorher als der Moschusduft der Raupach'schen Verse mir in die Nase stieg; auch störte mich allzu sehr das Knistern und Gepiepse der Mäuse. Unsern

vom Orchester raschelte eine ganze Mausecolonie und da ich nicht blos Raupach'sche Verse sondern auch die Sprache aller übrigen Thiere verstehe so erlauschte ich ganz unwillkürlich die Gespräche jener Mäuse. Sie sprachen über Gegenstände die ein denkendes Geschöpf am meisten interessiren müssen: über die letzten Gründe aller Erscheinungen über das Wesen der Dinge an und für sich, über Schicksal und Freiheit des Willens, über die große Raupach'sche Tragödie die sich kurz vorher mit allen möglichen Schreckmitteln vor ihren eignen Augen entfaltet, entwickelt und geendigt hatte.

Ihr jungen Leute, sprach langsam ein alter Mauserich, ihr habt nur ein einziges Stück oder nur wenige solcher Stücke gesehen, ich aber bin ein Greis und habe deren schon sehr viele erlebt und sie alle mit Aufmerksamkeit betrachtet. Da habe ich nun gefunden daß sie sich im Wesen alle ähnlich daß sie fast nur Variationen desselben Themas sind, daß manchmal ganz dieselben Expositionen, Verwicklungen und Katastrophen vorkommen. Es sind immer dieselben Menschen und dieselben Leidenschaften, welche nur Costüme und Redefiguren wechseln. Da sind immer dieselben Beweggründe des Handelns, Liebe oder Haß oder Ehrgeiz oder Eifersucht der Held mag nun eine römische Toga oder einen altdeutschen Harnisch, einen Turban oder einen Filz tragen, sich antik oder romantisch geberden, einfach oder geblümt, in schlechten Jamben oder in noch schlechtern Trochaen sprechen. Die ganze Geschichte der Menschheit, die man gern in verschiedene Stücke, Acte und Auftritte eintheilen möchte ist doch immer eine und dieselbe Geschichte; es ist eine nur maskirte Wiederkehr derselben Naturen und Ereignisse, ein organischer Kreislauf, der immer von vorne wieder anfängt; und wenn man das einmal gemerkt hat, so ärgert man sich nicht mehr über das Böse, man freut sich auch nicht mehr allzustark über das Gute, man lächelt über die Narrheit jener Heroen, die sich aufopfern für die Veredlung und Beglückung des Menschengeschlechts; man amüsirt sich mit weiser Gelassenheit.

Ein kicherndes Stimmchen, welches einem kleinen Spitzmäuschen zu gehören schien, bemerkte dagegen mit großer Hast: Auch ich habe Beobachtungen angestellt, und nicht blos von einem einzigen Standpunkte aus, ich habe mir keine springende Mühe verdrießen lassen, ich verließ das Parterre und betrachtete mir die Dinge hinter den Coulissen, und da habe ich gar befremdliche Entdeckungen gemacht. Dieser Held, den ihr eben bewundert, der ist gar kein Held; denn ich sah, wie ein junger Bursch ihn einen besoffenen Schlingel nannte und ihm diverse Fußtritte gab, die er ruhig einsteckte. Jene tugendhafte Prinzessin, die sich für ihre Tugend aufzuopfern schien, ist weder eine Prinzessin noch tugendhaft; ich habe gesehen, wie sie aus einem Porzellantöpfchen rothe Farbe genommen, ihre Wangen damit angestrichen, und dieses galt nachher für Schamröthe; am Ende



sogar warf sie sich gähnend in die Arme eines jungen Lieutenants, der ihr auf Ehre versicherte, daß sie auf seiner Stube einen guten Heringsalat nebst einem Glase Punsch finden würde. Was ihr für Donner und Blitz gehalten habt, das ist nur das Rollen einiger Blechwalzen und das Verbrennen einiger Loth gestoßenen Colophoniums. Aber gar jener dicke ehrliche Bürger, der lauter Uneigennützigkeit und Großmuth zu sein schien, der zankte sich sehr geldgierig mit einem dünnen Menschen, den er Herr Generalintendant titulirte, und von dem er einige Thaler Zulage verlangte. Ja, ich habe Alles mit eigenen Augen gesehen und mit eigenen Ohren gehört, all das Große und Edle, das uns hier voragirt wurde, ist Lug und Trug; Eigennutz und Selbstsucht sind die geheimen Triebfedern aller Handlungen, und ein vernünftiges Wesen läßt sich nicht täuschen durch den Schein.

Hiergegen aber erhob sich eine seufzende, weinerliche Stimme, die mir schier bekannt dünkte, obgleich ich dennoch nicht wußte, ob sie einer männlichen oder weiblichen Maus gehörte. Sie begann mit einer Klage über die Frivolität des Zeitalters, jammerte über Unglauben und Zweifelsucht und betheuerte viel von ihrer Liebe im Allgemeinen. Ich liebe euch, seufzte sie, und ich sage euch die Wahrheit. Die Wahrheit aber offenbarte sich mir durch die Gnade in einer geweiheten Stunde. Ich schlich ebenfalls umher, die letzten Gründe der bunten Begebenheiten, die auf dieser Bühne vorüberzogen, zu enträthseln und zu gleicher Zeit auch wohl ein Brotkrümchen zu finden, um meinen leiblichen Hunger zu stillen; denn ich liebe euch. Da entdeckte ich plötzlich ein ziemlich geräumiges Loch oder vielmehr einen Kasten, worin zusammengekauert ein dünnes, graues Männchen saß, welches eine Rolle Papier in der Hand hielt und mit monotoner leiser Stimme alle die Reden ruhig vor sich hin sprach, welche oben auf der Bühne so laut und leidenschaftlich declamirt wurden. Ein mystischer Schauer zog über mein Fell, trotz meiner Unwürdigkeit war ich doch begnadigt worden, das Allerheiligste zu erschauen, ich befand mich in der seligen Nähe des geheimnißvollen Urwesens, des reinen Geistes, welcher mit seinem Willen die Körperwelt regiert, mit seinem Wort sie schafft, mit dem Worte sie belebt, mit dem Worte sie vernichtet; denn die Helden auf der Bühne, die ich noch kurz vorher so stark bewundert, ich sah, daß sie nur dann mit Sicherheit redeten, wenn sie sein Wort ganz gläubig nachsprachen, daß sie hingegen ängstlich stammelten und stotterten, wenn sie sich stolz von ihm entfernt und seine Stimme nicht vernommen hatten; Alles, sah ich, war nur abhängige Creatur von ihm, er war der Alleinselbstständige in seinem allerheiligsten Kasten. An jeder Seite seines Kastens erglühten die geheimnißvollen Lampen, erklangen die Violinen und tönten die Flöten, um ihn her war Licht und Musik, er schwamm in harmonischen Strahlen und strahlenden Harmonien . . .

Doch diese Rede war am Ende so näselnd und und weinerlich wispend, daß ich wenig mehr davon verstehen konnte; nur mitunter hörte ich die Worte: Hüte mich vor Katzen und Mausefallen — gib mir mein tägliches Brosamchen — ich liebe euch — In Ewigkeit. Amen —

Durch Mittheilung dieses Traumes möchte ich meine Ansicht über die verschiedenen philosophischen Standpunkte, von wo aus man die Weltgeschichte zu beurtheilen pflegt, meine Gedanken verrathen, zugleich andeutend, warum ich diese leichten Blätter mit keiner eigentlichen Philosophie der englischen Geschichte befrachte.

Ich will ja überhaupt die dramatischen Gedichte, worin Shakspeare die großen Begebenheiten der englischen Historie verherrlicht hat, nicht dogmatisch erläutern, sondern nur die Bildnisse der Frauen, die aus jenen Dichtungen hervorblühen, mit einigen Wortarabesken verzieren. Da in diesen englischen Geschichtsdramen die Frauen nichts weniger als die Hauptrollen spielen und der Dichter sie nie auftreten läßt, um, wie in andern Stücken, weibliche Gestalten und Charaktere zu schildern, sondern vielmehr weil die darzustellende Historie ihre Einmischung erforderte, so werde ich auch desto kärglicher von ihnen reden.

Constanze beginnt den Reihen, und zwar mit schmerzlichen Geberden. Wie die Mutter [illegible] trägt sie ihr Kind auf dem Arme . . .

Das arme Kind, durch welches Alles gebüßt wird,
Was die Seinigen verschuldet.

Auf der Berliner Bühne sah ich einst diese trauernde Königin ganz vortrefflich dargestellt von der ehemaligen Madame Stich. Minder brillant war die gute Maria Luise, welche zur Zeit der Invasion auf dem französischen Hoftheater die

Königin Constanze spielte. Indessen kläglich über alle Maßen zeigte sich in dieser Rolle eine gewisse Madame Karoline, welche sich vor einigen Jahren in der Provinz besonders in der Vendee herum trieb: es fehlte ihr nicht an Talent und Passion, aber sie hatte einen zu dicken Bauch, was einer Schauspielerin immer schadet, wenn sie heroische Königswitwen tragiren soll.

Lady Percy.

König Heinrich IV.

Ich nannte nur ihr Gesicht und überhaupt ihre Gestalt minder vollfleischig, als sie gewöhnlich conterfeit ist. Vielleicht aber contrastiren die scharfen Züge und die schlanke Taille, die man in ihren Worten wahrnimmt, und welche ihre geistige Physiognomie offenbaren, desto interessanter mit ihrer wohlgerundeten äußern Bildung. Sie ist heiter, herzlich und gesund an Leib und Seele. Prinz Heinrich möchte uns gern diese liebliche Gestalt verleiden und parodirt sie und ihren Percy:

„Ich bin noch nicht in Percy's Stimmung, dem Heißsporn des Nordens, der euch sechs bis sieben Dutzend Schotten zum Frühstück umbringt, sich die Hände wäscht und zu seiner Frau sagt: „Pfui über dies stille Leben! Ich muß zu thun haben." — „O, mein Herzens Heinrich," sagt sie, „wie Viele hast du heute umgebracht?" — „Gebt meinem Schecken zu saufen," und eine Stunde drauf antwortet er: „Ein Stücker vierzehn! Bagatell! Bagatell!"

Wie kurz, so entzückend ist die Scene, wo wir den wirklichen Haushalt des Percy und seiner Frau sehen, wo diese den brausenden Helden mit den keckſten Liebesworten zügelt:

Komm, komm, du Papagei! antworte mir
Geradezu auf das, was ich dich frage.
Ich breche dir den kleinen Finger, Heinrich.
Willst du mir nicht die ganze Wahrheit sagen.

Percy.

Fort! Fort!
Du Tändlerin! — Lieben? — Ich lieb' dich nicht,
Ich frage nicht nach dir. Ist dies 'ne Welt
Zum Puppenspielen und Mit Lippen fechten?
Nein, jetzo muß es blut'ge Nasen geben.
Zerbrochne Kronen, die wir doch im Handel
Für voll anbringen. — Alle Welt, mein Pferd!
Was sagst du, Käthchen? wolltest du mir was?

Lady Percy.

Ihr liebt mich nicht? Ihr liebt mich wirklich nicht?
Gut, laßt es nur; denn, weil Ihr mich nicht liebt,
Lieb' ich mich selbst nicht mehr. Ihr liebt mich nicht?
Nein, sagt mir, ob das Scherz ist oder Ernst?

Percy.

Komm, willst mich reiten sehn?
Wenn ich zu Pferde bin, so will ich schwören:
Ich liebe dich unendlich. Doch höre, Käthchen:
Du mußt mich ferner nicht mit Fragen quälen.
Wohin ich geh', noch rathen, was es soll.

Wohin ich muß, muß ich; und kurz zu sein,
Heut Abend muß ich von dir, liebes Kathchen.
Ich kenne dich als weise, doch nicht weiser
Als Heinrich Percy's Frau; standhaft bist du.
Jedoch ein Weib, und an Verschwiegenheit
Ist keine besser, denn ich glaube sicher:
Du wirst nicht sagen, was du selbst nicht weißt —
Und so weit liebes Kathchen trau' ich dir.

Prinzessin Katharina.

König Heinrich V.

Hat Shakspeare die Scene wirklich geschrieben wo die Prinzessin Katharina Unterricht in der englischen Sprache nimmt und sind überhaupt von ihm alle jene französischen Redensarten, womit sie John Bull ergötzt? Ich zweifle. Unser Dichter hätte dieselben komischen Effecte mittelst eines englischen Jargons hervorbringen können, um so mehr, da die englische Sprache die Eigenschaft besitzt, daß sie, ohne von den Regeln der Grammatik abzuweichen, durch bloße Anwendung romanischer Worte und Constructionen eine gewisse französische Geistesrichtung hervortreten lassen kann. In ähnlicher Weise könnte ein englischer Shakspeare dichter eine gewisse germanische Sinnesart andeuten, wenn er sich nur altsächsischer Ausdrücke und Wendungen bedienen wollte. Denn die englische Sprache besteht aus zwei heterogenen Elementen, dem romanischen und dem germanischen Element; die nur zusammengedrückt, nicht zu einem organischen Ganzen vermischt sind; und sie fallen leicht auseinander, und alsdann weiß man doch nicht genau zu bestimmen, auf welcher Seite sich das legitime Englisch befindet. Man vergleiche nur die Sprache des Dr. Johnson oder Addison's mit der Sprache Byron's oder Cobbett's. Shakspeare hatte wahrlich nicht nöthig gehabt, die Prinzessin Katharina französisch sprechen zu lassen.

Dieses führt mich zu einer Bemerkung die ich schon an einem andern Orte aussprach. Es ist nämlich ein Mangel in den geschichtlichen Dramen von Shakspeare, daß er den normannisch-französischen Geist des hohen Adels nicht mit dem sächsisch-brittischen Geist des Volkes durch eigenthümlichere Sprachformen contrastiren läßt. Walter Scott that dieses in seinen Romanen und erreichte dadurch seine farbigsten Effecte.

Der Künstler, welcher zu der Frauen-Galerie das Conterfei der französischen Prinzessin geliefert, hat ihr wahrscheinlich aus englischer Malice weniger schöne als drollige Züge geliehen. Sie hat hier ein wahres Vogelgesicht und die Augen sehen aus wie geborgt. Sind es etwa Papageienfedern, die sie auf dem Haupte trägt, und soll damit ihre nachplappernde Gelehrigkeit angedeutet werden? Sie hat kleine weiße neugierige Hände. Eitel Putzliebe und Gefallsucht ist ihr ganzes Wesen, und sie weiß mit dem Fächer allerliebst zu spielen. Ich wette ihre Füßchen kokettiren mit dem Boden worauf sie wandeln.

Jeanne d'Arc.

König Heinrich VI. Erster Theil.

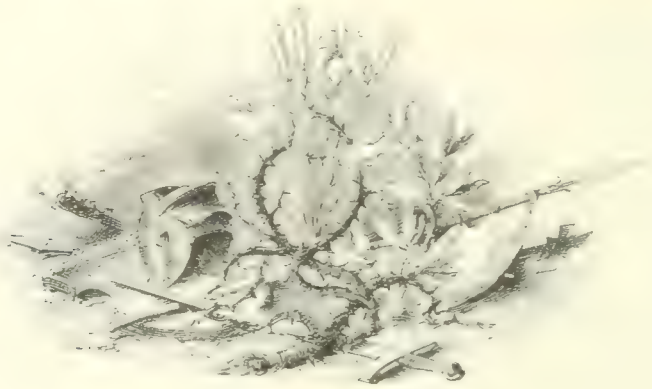
Heil dir, großer deutscher Schiller, der du das hohe Standbild wieder glorreich gesäubert hast von dem schmutzigen Witze Voltaire's und den schwarzen Flecken, die ihm sogar Shakspeare angedichtet! ... Ja, war es brittischer Nationalhaß oder mittelalterlicher Aberglaube, was seinen Geist umnebelte, unser Dichter hat das heldenmüthige Mädchen als eine Hexe dargestellt, die mit den dunkeln Mächten der Hölle verbündet ist. Er läßt die Dämonen der Unterwelt von ihr beschwören, und gerechtfertigt wird durch solche Annahme ihre grausame Hinrichtung. — Ein tiefer Unmuth erfaßt mich jedesmal, wenn ich zu Rouen über den kleinen Marktplatz wandle, wo man die Jungfrau verbrannte und eine schlechte Statue diese schlechte That verewigt. Qualvoll tödten! Das war also schon damals eure Handlungsweise gegen überwundene Feinde! Nächst dem Felsen von St. Helena gibt der erwähnte Marktplatz von Rouen das empörendste Zeugniß von der Großmuth der Engländer.

Ja, auch Shakspeare hat sich an der Pucelle versündigt, und wo nicht mit entschiedener Feindschaft, behandelt er sie doch unfreundlich und lieblos, die edle Jungfrau, die ihr Vaterland befreite! Und hätte sie es auch mit Hilfe der Hölle gethan, sie verdiente dennoch Ehrfurcht und Bewunderung!

Oder haben die Kritiker Recht, welche dem Stücke, worin die Pucelle auftritt, wie auch dem zweiten und dritten Theile „Heinrichs VI.", die Autorschaft des großen Dichters absprechen? Sie behaupten, diese Trilogie gehöre zu den ältern Dramen, die er nur bearbeitet habe. Ich möchte

gegen der Jungfrau von Orleans mögen einer solchen Annahme begünstigen. Aber die angeführten Momente sind nicht haltbar. Denn

bestimmtem Drama tragen zu manchen Szenen allein die Vorgänge des Stückes Geistes.



Margaretha.

König Heinrich VI. Erster Teil.

Hier sehen wir die strenge Tochter des Grafen Reignier noch als Mädchen. Suffolk tritt auf und nähert sie vor als Gefangene, doch ehe er sie denen verübt hat sie ihn selber gefangen. Er mahnt uns ganz an den Recruten, der von einem Wachtposten aus seinem Hauptmann entgegenführte: „Ich habe einen Gefangenen gemacht!“ „So bringt ihn zu mir her!“ antwortete der Hauptmann. „Ich kann nicht,“ erwiderte der arme Recrut, „denn mein Gefangener läßt mich nicht mehr los.“

Suffolk spricht:

Sei nicht beleidigt, Wunder der Natur,
Von mir gefangen werden zu dem Los,
So schützt der Schwan die flaumbedeckten
Schwanen:
Mit seinen Flügeln sie gefangen haltend:
Allein sobald dich kränkt die Sklaverei,
So geh, und sei als Suffolk's Freundin frei.

O bleib! Mir fehlt die Kraft, sie zu entlassen,
Befrei'n will sie die Hand, das Herz sagt Nein.
Wie auf krystallnem Strom die Sonne spielt
Und blinkt mit zweitem nachgeahmten Strahl,

So [illegible] Schönheit meinen Augen
Ich werde gern [illegible]
Ich fordre Tint' und Feder, ihr zu schreiben.
Prin. De. „a Pleine' ennemi, [illegible]
Hast keine Zung', sie zu [illegible]
Vermagst du nicht dem Redlichst eines Weibes?
Ach ja! der Schönheit hohe Majestät
Verwirrt die Zung', und macht die Sinne wüst.

Margaretha.

Sag' Graf von Suffolk wenn du so dein meinst
Was gute zur Lösung er du mir entrichtet?
Denn wie ich seh', bin ich bei dir Gefangne.

Suffolk.

Wie weißt du ob sie deine Bitte weigert
Eh' du um ihre Liebe dich versucht?

Margaretha.

Du sprichst wohl. Was für Lösung muß ich zahlen?

Suffolk.

Ja sie ist schön, drum muß man um sie werben,
Sie ist ein Weib, drum kann man sie gewinnen.

Er findet endlich das beste Mittel, die Gefangene zu behalten, indem er sie seinem Könige anvermählt und zugleich ihr öffentlicher Unterthan und ihr heimlicher Liebhaber wird.

Ist dieses Verhältniß zwischen Margarethen und Suffolk in der Geschichte begründet? Ich weiß nicht. Aber Shakspeare's divinatorisches Auge sieht oft Dinge, wovon die Chronik nichts meldet, und die dennoch wahr sind. Er kennt sogar jene flüchtigen Träume der Vergangenheit, die Alte aufzuzeichnen vergaß. Bleiben vielleicht auf den Schauplatz der Begebenheiten allerlei bunte Abbilder derselben zurück, die nicht wie gewöhnliche Schatten mit den wirklichen Erscheinungen verschwinden, sondern gespenstisch haften bleiben am Boden, unbemerkt von den gewöhnlichen Werkeltagsmenschen, die ahnungslos darüberhin ihre Geschäfte treiben, aber manchmal ganz farben- und formenbestimmt sichtbar werdend für das sehende Auge jener Sonntagskinder, die wir Dichter nennen?

Königin Margaretha.

König Heinrich VI. Zweiter und dritter Theil.

In dieser Darstellung sehen wir dieselbe Margaretha als Königin, als Gemahlin des sechsten Heinrichs. Die Knospe hat sich entfaltet, sie ist jetzt eine vollblühende Rose; aber ein widerlicher Wurm liegt darin verborgen. Sie ist ein hartes, frevelhaftes Weib geworden. Beispiellos grausam in der wirklichen wie in der gedichteten Welt ist die Scene, wo sie dem weinenden York das gräßliche, in das Blut seines Sohnes getauchte Tuch überreicht und ihn verhöhnt, daß er seine Thränen damit trocknen möge. Entsetzlich sind ihre Worte:

Sieh, York! dies Tuch befleckt' ich mit dem Blut,
Das mit geschärftem Stahl der tapfre Clifford
Hervor ließ strömen aus des Knaben Busen;
Und kann dein Aug' um seinen Tod sich feuchten,
So geb' ich dir's, die Wangen abzutrocknen.
Ach, armer York! hass' ich nicht tödtlich dich,
So würd' ich deinen Jammerstand beklagen.
So gräm' dich doch, mich zu belust'gen, York!
Wie? dörrte so das feur'ge Herz dein Inures,
Daß keine Thräne fällt um Rutland's Tod?
Warum geduldig, Mann? Du solltest rasen;
Ich höhne dich, um rasend dich zu machen.
Stampf', tob' und knirsch', damit ich sing' und tanze!

Hätte der Künstler, welcher die schöne Margaretha für die Frauen-Galerie zeichnete, ihr Bildniß mit noch weiter geöffneten Lippen dargestellt, so würden wir bemerken, daß sie spitzige Zähne hat wie ein Raubthier.

In einem folgenden Drama, in „Richard III.", erscheint sie auch physisch scheußlich, denn die Zeit hat ihr alsdann die spitzigen Zähne ausgebrochen,

sie kann nicht mehr beißen sondern nur noch fluchen, und als gespenstisch altes Weib wandelt sie durch die Königsgemächer und das zahnlose böse Maul murmelt Unheilreden und Verwünschungen.

Durch ihre Liebe für Suffolk den wilden Suffolk weiß uns Shakspeare sogar für dieses Unweib einige Rührung abzugewinnen. Wie verbrecherisch auch die Liebe ist so dürfen wir derselben dennoch weder Wahrheit noch Innigkeit absprechen! Wie entzückend schön ist das Abschiedsgespräch der beiden Liebenden! Welche Zärtlichkeit in den Worten Margarethens:

Ach rede nicht mit mir! gleich eile fort! —
O geh noch nicht! So herzen sich und küssen
Verdammte Freund' und scheiden tausendmal
Vor Trennung hundertmal so bang als Tod.
Doch nun fahr wohl! fahr wohl mit dir mein Leben!

Hierauf antwortet Suffolk:

Mich kümmert nicht das Land wärst du von hinnen;
Volkreich genug ist eine Wüstenei
Hat Suffolk deine himmlische Gesellschaft.
Denn wo du bist da ist die Welt ja selbst
Mit all und jeden Freuden in der Welt:
Und wo du nicht bist Oede nur und Trauer.

Wenn späterhin Margaretha das blutige Haupt des Geliebten in der Hand tragend ihre wildeste Verzweiflung ausjammert mahnt sie uns an die furchtbare Chriemhilde des Nibelungenlieds. Welche gepanzerte Schmerzen woran alle Trostworte ohnmächtig abgleiten! —

Ich habe bereits im Eingange angedeutet daß ich in Beziehung auf Shakspeare's Dramen aus der englischen Geschichte auch allen historischen und philosophischen Betrachtungen enthalten werde. Das Thema jener Dramen ist noch immer nicht ganz abgehandelt, so lange der Kampf der modernen Industriebedürfnisse mit den Resten des mittelalterlichen Feudalwesens unter allerlei Transformationen fortdauert. Hier ist es nicht so leicht wie bei den römischen Dramen, ein entschiedenes Urtheil auszusprechen, und jede starke Freimüthigkeit könnte einer mißlichen Aufnahme begegnen. Nur eine Bemerkung kann ich hier nicht zurückweisen.

Es ist mir nämlich unbegreiflich, wie einige deutsche Commentatoren ganz bestimmt für die Engländer Partei nehmen, wenn sie von jenen französischen Kriegen reden, die in den historischen Dramen des Shakspeare dargestellt werden. Wahrlich in jenen Kriegen war weder das Recht noch die Poesie auf Seiten der Engländer, die einestheils unter nichtigen Successionsvorwänden die rohste Plünderungslust verbargen, anderentheils nur im Solde gemeiner Krämerinteressen sich herumschlugen . . . ganz wie zu unserer eignen Zeit, nur daß es sich im neunzehnten Jahrhundert mehr um Kaffee und Zucker, hingegen im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert mehr um Schafswolle handelte.

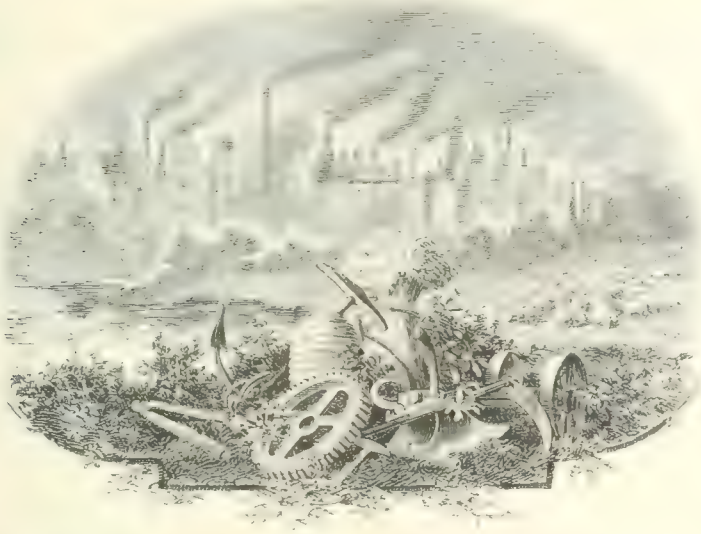
Michelet, in seiner französischen Geschichte, dem genialen Buche, bemerkt ganz richtig:

„Das Geheimniß der Schlachten von Crecy, von Poitiers u. s. w. befindet sich im Comptoir der Kaufleute von London von Bordeaux von Brügge — Wolle und Fleisch begründeten das ursprüngliche England und die englische Race. Bevor England für die ganze Welt eine große Baumwollspinnerei und Eisenmanufactur wurde, war es eine Fleischfabrik. Von jeher trieb dieses Volk vorzugsweise Viehzucht und nährte sich von Fleischspeisen. Daher diese Frische des Teints, diese Kraft, die kurznasige und hinterkopflose Schönheit. — Man erlaube mir bei dieser Gelegenheit eines persönlichen Eindrucks zu erwähnen:

Ich hatte London und einen großen Theil Englands und Schottlands gesehen: ich hatte mehr angestaunt als begriffen. Erst auf meiner Rückreise, als ich von York nach Manchester ging, die Juwelen ihrer Krone durchsammelnd empfing ich eine wahrhafte Anschauung Englands. Es war eines Morgens bei feuchtem Nebel; das Land erschien mir nicht blos umgeben, sondern überschwemmt vom Ocean. Eine bleiche Sonne färbte kaum die Hälfte der Landschaft. Die neuen ziegelrothen Bauser hatten allen Ehren gegen die saftig grünen Rasen abgestochen, wären diese schreienden Farben nicht von den flatternden Seenebeln gedämpft worden. Fette Weideplätze, bedeckt mit Schafen und überragt von den flammenden Schornsteinen der Fabriksöfen. Viehzucht, Ackerbau Industrie Alles war in diesem kleinen Raume zusammengedrängt. Eins über das Andre. Eins das Andre ernährend; das Gras lebte vom

Nebel das Schaf vom Grase der Mensch von Blut.

„Der Mensch in diesem verzehrenden Klima, wo er immer von Hunger geplagt ist kann nur durch Arbeit sein Leben fristen. Die Natur zwingt ihn dazu. Aber er weiß sich an ihr zu rächen; er läßt sie selber arbeiten, er unterjocht sie durch Eisen und Feuer. Ganz England keucht von diesem Kampfe. Der Mensch ist dort wie erzürnt wie außer sich. Sehr dieses rothe Gesicht, dieses irrglänzende Auge ... Man könnte leicht glauben er sei trunken. Aber sein Kopf und seine Hand sind fest und sicher. Er ist nur trunken von Blut und Kraft. Er behandelt sich selbst wie eine Dampfmaschine, welche er bis zum Uebermaß mit Nahrung vollstopft, um so viel Thätigkeit und Schnelligkeit als nur irgend möglich daraus zu gewinnen.



„Im Mittelalter war der Engländer ungefähr was er jetzt ist: zu stark genährt, angetrieben zum Handeln und kriegerisch in Ermanglung einer industriellen Beschäftigung.

„England obgleich Ackerbau und Viehzucht treibend fabricirte noch nicht. Die Engländer lieferten den rohen Stoff; Andere wußten ihn zu bearbeiten. Die Wolle war auf der einen Seite des Canals, der Arbeiter war auf der andern Seite. Während die Fürsten stritten und haderten, lebten doch die englischen Viehhändler und die flämischen Tuchfabrikanten in bester Einigkeit, im unzerstörbarsten Bündniß. Die Franzosen welche dieses Bündniß brechen wollten, mußten dieses Beginnen mit einem hundertjährigen Kriege büßen. Die englischen Könige wollten zwar die Eroberung Frankreichs, aber das Volk verlangte nur Freiheit des Handels, freie Einfuhrplätze, freien Markt für die englische Wolle. Versammelt um einen großen Wollsack, hielten die Communen Rath über die Forderungen des Königs und bewilligten ihm gern hinlängliche Hilfsgelder und Armeen.

„Eine solche Mischung von Industrie und Chevalerie verleiht dieser ganzen Geschichte ein wunderliches Ansehen. Jener Eduard welcher auf der Tafelrunde einen stolzen Eid geschworen hat, Frankreich zu erobern, jene gravitätisch närrischen Ritter welche in Folge ihres Gelübdes ein Auge mit rothem Tuch bedeckt tragen, sie sind doch keine so großen Narren, als daß sie auf eigne Kosten in's Feld zögen. Die fromme Einfalt der Kreuzfahrten ist nicht mehr an der Zeit. Diese Ritter sind im Grunde doch nichts Anders als käufliche Söldner als bezahlte Handelsagenten als bewaffnete [illegible] der Londoner und Genter Kaufleute. Eduard selbst muß sich sehr verbürgern, muß allen Stolz ablegen, muß den Beifall der Tuchhändler- und Webergilde erschmeicheln, muß seinem Gevatter, dem Bierbrauer Artevelde,

die Hand reichen, muß auf den Schreibtisch eines Viehhändlers steigen, um das Volk anzureden.

„Die englischen Tragödien des vierzehnten Jahrhunderts haben sehr komische Partien. In den nobelsten Rittern steckte immer etwas Fallstaff. In Frankreich, in Italien, in Spanien, in den schönen Ländern des Südens, zeigen sich die Engländer eben so gefräßig wie tapfer. Das ist Herkules der Ochsenverschlinger. Sie kommen, im wahren Sinne des Wortes, um das Land aufzufressen. Aber das Land übt Wiedervergeltung und besiegt sie durch seine Früchte und Weine. Ihre Fürsten und Armeen übernehmen sich in Speis' und Trank und sterben an Indigestionen und Dyssentrie."

Mit diesen gedungenen Fraßhelden vergleiche man die Franzosen, das mäßigste Volk, das weniger durch seine Weine berauscht wird als vielmehr durch seinen angebornen Enthusiasmus. Letzterer war immer die Ursache ihrer Mißgeschicke, und so sehen wir schon in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, wie sie im Kampfe mit den Engländern eben durch ihr Uebermaß von Ritterlichkeit unterliegen mußten. Das war bei Crecy, wo die Franzosen schöner erscheinen durch ihre Niederlage, als die Engländer durch ihren Sieg, den sie in unritterlicher Weise durch Fußvolk erfochten . . .

Bisher war der Krieg nur ein großes Turnier von ebenbürtigen Reitern; aber bei Crecy wird diese romantische, Cavallerie, diese Poesie schmählich niedergeschossen von der modernen Infanterie, von der Prosa in strengstylisirter Schlachtordnung, ja, hier kommen sogar die Kanonen zum Vorschein . . . Der greise Böhmenkönig, welcher blind und alt, als ein Vasall Frankreichs dieser Schlacht beiwohnte, merkte wohl, daß eine neue Zeit beginne, daß es mit dem Ritterthum zu Ende sei, daß künftig der Mann zu Roß von dem Mann zu Fuß überwältigt werde, und er sprach zu seinen Rittern: „Ich bitte euch angelegentlichst, führt mich so weit in's Treffen hinein, daß ich noch einmal mit einem guten Schwertstreich dreinschlagen kann!" Sie gehorchten ihm, banden ihre Pferde an das seinige, jagten mit ihm in das wildeste Getümmel, und des andern Morgens fand man sie Alle todt auf den Rücken ihrer todten Pferde, welche noch immer zusammengebunden waren. Wie dieser Böhmenkönig und seine Ritter, so fielen die Franzosen bei Crecy, bei Poitiers; sie starben, aber zu Pferde. Für England war der Sieg, für Frankreich war der Ruhm. Ja, sogar durch ihre Niederlagen wissen die Franzosen ihre Gegner in den Schatten zu stellen. Die Triumphe der Engländer sind immer eine Schande der Menschheit, seit den Tagen von Crecy und Poiters bis auf Waterloo. Klio ist immer ein Weib, trotz ihrer parteilosen Kälte ist sie empfindlich für Ritterlichkeit und Heldensinn; und ich bin überzeugt, nur mit knirschendem Herzen verzeichnet sie in ihre Denktafeln die Siege der Engländer.

Lady Gray.

König Heinrich III. Dritter Theil.

Sie war eine arme Wittwe, welche zitternd vor König Eduard trat und ihn anflehte, ihren Kindern das Gütchen zurückzugeben, das nach dem Tode ihres Gemahls den Feinden anheimgefallen war. Der wollüstige König, welcher ihre Keuschheit nicht zu stören vermag, wird so sehr von ihren schönen Thränen bezaubert, daß er ihr die Krone auf's Haupt setzt. Wie viel Kümmernisse für Beide dadurch entstanden, meldet die Weltgeschichte.

Hat Shakspeare wirklich den Charakter des erwähnten Königs ganz treu nach der Historie geschildert? Ich muß wieder auf die Bemerkung zurückkommen, daß er verstand, die Lacunen der Historie zu füllen. Seine Königscharaktere sind immer so wahr gezeichnet, daß man, wie ein englischer Schriftsteller bemerkt, manchmal meinen sollte, er sei während seines ganzen Lebens der Kanzler des Königs gewesen, den er in irgend einem Drama agiren läßt. Für die Wahrheit seiner Schilderungen bürgt nach meinem Bedünken auch die frappante Aehnlichkeit, welche sich zwischen seinen alten Königen und jenen Königen der Jetztzeit kundgibt, die wir als Zeitgenossen am besten zu beurtheilen vermögen.

Was Friedrich Schlegel von dem Geschichtschreiber sagt, gilt ganz eigentlich von unserem Dichter: Er ist ein in die Vergangenheit schauender Prophet. Wäre es mir erlaubt, einem der berühmtesten unserer gekrönten Zeitgenossen den Spiegel vorzuhalten, so würde Jeder einsehen, daß ihm Shakspeare schon vor zwei Jahrhunderten seinen Steckbrief ausgefertigt hat. In der That, beim Anblick dieses großen, vortrefflichen und gewiß auch glorreichen Monarchen überschleicht uns ein gewisses Schauergefühl, das wir zuweilen empfinden, wenn wir im wachen Tageslichte einer Gestalt begegnen, die wir schon in nächtlichen Träumen erblickt haben. Als wir ihn vor acht Jahren durch die Straßen der Hauptstadt reiten sahen, „barhäuptig und demüthig nach allen Seiten grüßend", dachten wir immer an die Worte, womit York des Bolingbroke's Einzug in London schildert. Sein Vetter, der neuere Richard II., kannte ihn sehr gut, durchschaute ihn immer und äußerte einst ganz richtig:

Wir selbst und Bushy, Bagot hier und Green
Sahn sein Bewerben beim geringen Volk,
Wie er sich wollt' in ihre Herzen tauchen
Mit traulicher, demüth'ger Höflichkeit;
Was für Verehrung er an Knechte wegwarf,
Handwerker mit des Lächelns Kunst gewinnend

Und ruhigem Ertragen seine Liebe
Als wollt' er ihre Neigung mit bekämpfen.
Von einem Narrenmeer geht er die Mitte
Ein paar Karrenräder gelitten [sic] gute
Und ihnen ward des Himmels [illegible] Trübsal
Nebst: „Dank Landsleute [illegible]
Freunde."

Ja die Aehnlichkeit ist erschreckend. Ganz wie der ältere entsetzte sich vor seinem Vater der heutige Volksglaube, der nach dem Sturze seines [illegible] Vetters den Thron bestieg, ist ebenfalls darauf befestigte; ein schlauer Held, ein kriechender Riese, ein Titan der Verstellung, entsetzlich, ja empörend ruhig, die Tatze in einem sammtnen Handschuh und damit die [illegible] Meuchelmörderdolch, den Rank [illegible] weiten Kreis [illegible] abhend und nie daran verzweifelnd, bis er in [illegible] Nähe [illegible] Wege [illegible] kommen seine [illegible] Feinde besiegen und dem Reiche den Frieden erhalten, bis zu seiner Todesstunde, wo er zu seinem Sohne jene Worte sprechen wird, die Shakspeare [illegible] legen mußte, [illegible]

Komm her mein Sohn und [illegible] an mein Herz
Und hör' den letzten Rathschlag [illegible] ich gebe.
Den ich je athmen [illegible] Gott weiß, mein Sohn
Durch welche Nebenwege und krumme Wege
Ich diese Krone erlangt [illegible] weiß noch wenig
Wie lästig sie auf meinem Haupte saß.
Dir fällt sie heim nunmehr mit besserr Ruh',
Mit bessrer Meinung besseren Rechtes [illegible]
Denn jeder Flecken der Erlangung geht
Mit mir ins Grab [illegible] mir entrissen ist
Wie eine Ehr', erhascht mit heft'ger Hand;
Und Viele lebten noch, mir vorzurücken,
Daß ich durch ihren Beistand sie genommen,
Was täglich Zwist und Blutvergießen schuf,
Dem vorgegebnen Frieden Wunden schlagend.
All diese dreisten Schrecken, wie du siehst,
Hab' ich kommandirt mit Gunst des Glücks
Denn all mein Regiment war nur ein Auftritt,
Der diesen Inhalt spielte; nun verändert
Mein Tod die Weise, denn was ist schwer
Das fällt dir nun mit schönerm Anspruch heim,
Da du durch Erblichkeit die Krone trägst.
Und [illegible] du [illegible] aus [illegible]
Du bist nicht fest genug, so lang die Klagen
So frisch noch sind; und allen meinen Freunden,
Die du zu deinen Freunden machen mußt
Sind Zahn und Stachel [illegible]
Die durch gewaltsam Thun mich erst befördert,
Und deren Macht wohl Furcht erregen konnte
[illegible]
Daß Ruh' und Stilleliegen nicht zu nah
Mein Reich sie prüfen ließ. Darum, mein Sohn,
Beschäft'ge stets die schwindlichten Gemüther
Mit fremdem Zank, das Wirken ist der Feen
Das Vergessen vergang'ner Tage kommt
Wenn neue [illegible]
Daß kräft'ge Rede gänzlich mir versagt ist.
[illegible]
Daß sie bei dir in wahrem Frieden lebe!

Lady Anna.

König Richard III.

Die Gunst der Frauen, wie das Glück überhaupt, ist ein freies Geschenk; man empfängt es ohne zu wissen wie, ohne zu wissen warum. Aber es gibt Menschen, die es mit eisernem Willen vom Schicksal zu erntzen verstehen, und diese gelangen zum Ziele, entweder durch Schmeichelei oder indem sie den Weibern Schrecken einflößen, oder indem sie ihr Mitleiden anregen, oder indem sie ihnen Gelegenheit geben sich aufzuopfern ... Letzteres nämlich, das Geopfertsein ist die Lieblingsrolle der Weiber und kleidet sie so schön vor den Leuten und gewährt ihnen auch in der Einsamkeit so viel thränenreiche Wehmuthsgenüsse.

Lady Anna wird durch alles dieses zu gleicher Zeit bezwungen. Wie Honigseim gleiten die Schmeichelworte von den furchtbaren Lippen ... Richard schmeichelt ihr, derselbe Richard, welcher ihr alle Schrecken der Hölle einflößt, welcher ihren geliebten Gemahl und den väterlichen Freund getödtet, den sie eben zu Grabe bestattet ... Er befiehlt den Leichenträgern mit herrischer Stimme, den Sarg niederzusetzen und in diesem Moment richtet er seine Liebeswerbung an die schöne Leidtragende. ... Das Lamm sieht schon mit Entsetzen das Zähnefletschen des Wolfes, aber dieser spitzt plötzlich die Schnauze zu den süßesten Schmeichelnden ... Die Schmeichelei des Wolfes wirkt so erschütternd, so berauschend auf das arme Lammgemüth, daß alle Gefühle darin eine plötzliche Umwandlung erleiden ... Und König Richard spricht von seinem Kummer, von seinem Gram, so daß Anna ihm ihr Mitleid nicht versagen kann, um so mehr, da dieser wilde Mensch nicht sehr klagesüchtig von Natur ist ... Und dieser unglückliche Mörder hat Gewissensbisse, spricht von Reue, und eine gute Frau könnte ihn vielleicht auf den bessern Weg leiten, wenn sie sich für ihn aufopfern wollte ... Und Anna entschließt sich, Königin von England zu werden.

Lady Macbeth.

Macbeth.

Von den eigentlich historischen Dramen wende ich mich zu jenen Tragödien deren Fabel entweder reine Erfindung oder aus alten Sagen und Novellen geschöpft ist. Macbeth bildet einen Uebergang zu diesen Dichtungen, worin der Genius des großen Shakspeare am freiesten und keckſten ſeine Flügel entfaltet. Der Stoff iſt einer alten Legende entlehnt er gehört nicht zur Hiſtorie und dennoch macht dieſes Stück einige Anſprüche an geſchichtlichen Glauben, da der Ahnherr des königlichen Hauſes von England darin eine Rolle ſpielte. Macbeth ward nämlich unter Jakob I. aufgeführt, welcher bekanntlich von dem ſchottiſchen Banquo abſtammen ſollte. In dieſer Beziehung hat der Dichter auch einige Prophezeiungen zum Ehre der regierenden Dynaſtie ſeinem Drama eingewebt.

Macbeth iſt ein Liebling der Kritiker, die hier Gelegenheit finden ihre Anſichten über die antike Schickſalstragödie in Vergleichung mit der Auffaſſung des Faches bei modernen Tragikern, des Breiteſten auseinander zu ſetzen. Ich erlaube mir über dieſen Gegenſtand nur eine flüchtige Bemerkung.

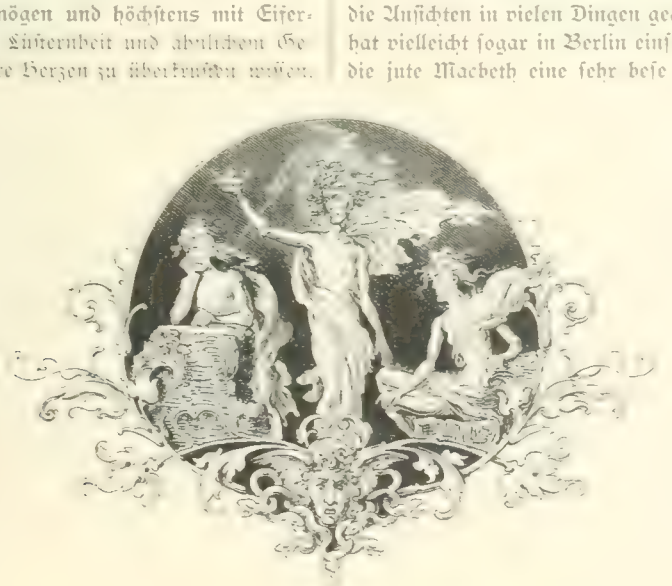
Die Schickſalsidee des Shakſpeare iſt von der Idee des Schickſals bei den Alten in gleicher Weiſe verſchieden wie die wahrſagenden Frauen, die kronenverheißend in der alten nordiſchen Legende dem Macbeth begegnen, von jener Hexenſchweſterſchaft verſchieden ſind, die man in der Shakſpeare'ſchen Tragödie auftreten ſieht. Jene wunderſamen Frauen in der alten nordiſchen Legende und ebenſo Walkuren [illegible] Heergöttinnen, die, über den Schlachtfeldern einherſchwebend, Sieg oder Niederlage entſcheiden und als

die eigentlichen Lenkerinnen des Menschenschicksals zu betrachten sind, da letzteres im kriegerischen Norden zunächst vom Ausgang der Schwertkämpfe abhängig war. Shakspeare verwandelte sie in unheilstiftende Hexen, entkleidete sie aller furchtbaren Grazie des nordischen Zauberthums, er machte sie zu zwitterhaften Mißgeburten, die ungeheuerlichen Spuk zu nähen wissen und Verderben brauen aus hämischer Schadenfreude oder auf Geheiß der Hölle; sie sind die Dienerinnen des Bösen, und wer sich von ihren Sprüchen bethören läßt, geht mit Leib und Seele zu Grunde. Shakspeare hat also die altheidnischen Schicksalsgöttinen und ihren ehrwürdigen Zauberspruch in's Christliche übersetzt, und der Untergang seines Helden ist daher nicht etwas vorausbestimmt Nothwendiges, etwas starr Unabwendbares wie das alte Fatum, sondern er ist nur die Folge jener Lockungen der Hölle, die das Menschenherz mit den feinsten Netzen zu umschlingen weiß: Macbeth unterliegt der Macht des Satans, dem Urbösen.

Interessant ist es, wenn man die Shakspeare'schen Hexen mit den Hexen anderer englischer Dichter vergleicht. Man bemerkt daß Shakspeare sich dennoch von der altheidnischen Anschauungsweise nicht ganz losreißen konnte, und seine Zauberschwestern sind daher auffallend grandioser und respectabler als die Hexen von Middleton, die wenn mehr eine böse Bettelnatur bekunden, auch weit kleinlichere Tücken ausüben, nur den Leib beschädigen, über den Geist wenig vermögen und höchstens mit Eifersucht, Mißgunst, Lüsternheit und ähnlichem Gefühlsausfatz unsere Herzen zu überkrusten wissen.

Die Renomee der Lady Macbeth, die man während zwei Jahrhunderten für eine sehr böse Person hielt, hat sich vor etwa zwei Jahren in Deutschland sehr zu ihrem Vortheil verbessert. Der fromme Franz Horn machte nämlich im Brockhausischen Conversations-Blatt die Bemerkung, daß die arme Lady bisher ganz verkannt worden, daß sie ihren Mann sehr liebte, und überhaupt ein liebevolles Gemüth besaße. Diese Meinung suchte bald darauf Herr Ludwig Tieck mit all seiner Wissenschaft, Gelahrtheit und philosophischen Tiefe zu unterstützen, und es dauerte nicht lange, so sahen wir Madame Stich auf der königlichen Hofbühne in der Rolle der Lady Macbeth so gefühlvoll girren und turteltäubeln, daß kein Herz in Berlin von solchen Zartlichkeitstönen ungerührt blieb, und manches schöne Auge von Thränen überfloß beim Anblick der guten Macbeth. — Das geschah wie gesagt vor etwa zwölf Jahren, in jener sanften Restaurationszeit, wo wir so viel Liebe im Leibe hatten. Seitdem ist ein großer Bankrott ausgebrochen, und wenn wir jetzt mancher gekrönten Person nicht die überschwängliche Liebe widmen, die sie verdient, so sind Leute daran Schuld, die, wie die Königin von Schottland während der Restaurations-Periode unsre Herzen ganz ausgebeutelt haben.

Ob man in Deutschland die Liebenswürdigkeit der besagten Lady noch immer preist, weiß ich nicht. Seit der Juliusrevolution haben sich jedoch die Ansichten in vielen Dingen geändert, und man hat vielleicht sogar in Berlin einsehen lernen, daß die gute Macbeth eine sehr böse Bestie sint.



Königin Katharina.

König Heinrich VIII.)

Ich bege ein unüberwindliches Vorurtheil gegen diese Fürstin, welches ich Niemand der hochsten Tugenden zugestehen muß. Als Ehefrau war sie ein Muster häuslicher Treue. Als Königin betrug sie sich mit hoher Würde und Mäßigung. Als Christin war sie die Frömmigkeit selbst. Aber der Dichter Samuel Johnson hat sie zum abschreckenden Beispiele aufgestellt, sie ist unter allen Shakspeare'schen Frauen sein auserlesener Liebling, er spricht von ihr mit Zärtlichkeit und Rührung . . . Das ist mir an einem Shakspeare hat alle Macht seines Genius aufgeboten, die gute Frau zu vertheidigen, daß diese Vertheidigung wird verstimmt, wenn man hört, daß Dr. Johnson, der große Porterkrug, bei ihrem Anblick in süßes Entzücken gerath und zum Lobeserhebungen überschäumt. Wär' sie meine Frau, ich könnte mich von der Lauheit meiner eigenen Lobeserhebungen. Vermuthet man es nicht, daß Shakspeare's Anna Bullen war, den armen König Heinrich von ihr losriß, sondern der Enthusiasmus, womit sich irgend ein damaliger Dr. Johnson über die treue, würdevolle und fromme Katharina aussprach. Hat vielleicht Thomas Morus, der bei all seiner Vortrefflichkeit einen pedantischen und kalten und unverdaulichen Styl hat, Johnson war in sehr die Königin in den Himmel erhoben? Dem wahren Künstler [illegible] Enthusiasmus etwas theuer zu stehen, der Lump erhebt ihn deshalb nicht in den Himmel.

Ich weiß nicht, was er an meiner bemitleidenswerthen Landsmännin Katharina [illegible] Gemahl ganze sechzehn Jahre lang ertrug, oder daß Heinrich seine Gattin während so langer Zeit ertragen hat? Der König war nicht blos sehr launenhaft, jähzornig und in beständigem Widerspruch mit allen Neigungen seiner Frau — das findet sich in vielen Ehen, die sich trotzdem bis der Tod allem Zank ein Ende macht, auf's Beste erhalten — aber der König war auch Musiker und Theolog und Verfasser von vollendeter Miserabilität. Ich habe unlängst die ergötzliche Curiosität einen Choral von ihm gehört, der eben so schlecht war wie sein Tractat [illegible] septem sacramentis. Er hat gewiß mit seinen musikalischen Compositionen und seiner theologischen Schriftstellerei die arme Frau sehr belästigt. Das Beste an Heinrich war sein Sinn für plastische Kunst, und aus Vorliebe für das Schöne entstanden vielleicht seine schlimmsten Sympathien und Antipathien. Katharina von Aragonien war nämlich noch hübsch in ihrem vierundzwanzigsten Jahre, als Heinrich achtzehn Jahr alt war und sie heirathete, obgleich sie die Wittwe seines Bruders gewesen. Aber ihre Schönheit hat wahrscheinlich mit den Jahren nicht zugenommen, um so mehr, da sie aus Frömmigkeit mit Genehmigung Kaiser Maximilians und Beträubungen ihr Fleisch beständig kasteite. Ueber diese ascetischen Uebungen beklagte sich ihr Gemahl oft genug, und auch uns wäre dergleichen an einer Frau sehr fatal gewesen.

Aber es gibt noch einen andern Umstand, der mich in meinem Vorurtheil gegen diese Königin bestärkt: Sie war die Tochter der Isabella von Castilien und die Mutter der blutigen Maria. Was soll ich von dem Baume denken, der solcher bösen Saat entsprossen und solche böse Frucht gebar?

Wenn sich auch in der Geschichte keine Spuren ihrer Grausamkeit vorfinden, so tritt dennoch der wilde Stolz ihrer Race bei jeder Gelegenheit hervor, wo sie ihren Rang vertreten oder geltend machen will. Trotz ihrer wohleingeübten christlichen Demuth, gerieth sie doch jedesmal in einen fast heidnischen Zorn, wenn man einen Verstoß gegen die herkömmliche Etiquette machte oder gar ihr den königlichen Titel verweigerte. Bis in den Tod bewahrte sie diesen unauslöschlichen Hochmuth, und auch bei Shakspeare sind ihre letzten Worte:

Ihr sollt mich balsamiren, dann zur Schau
Ausstellen, zwar entkönigt, doch begrabt mich
Als Königin und eines Königs Tochter.
Ich kann nicht mehr!

Anna Bullen.

(König Heinrich VIII.)

Die gewöhnliche Meinung geht dahin, daß König Heinrichs Gewissensbisse ob seiner Ehe mit Katharinen durch die Reize der schönen Anna entstanden seien. Sogar Shakspeare verräth diese Meinung, und wenn in dem Krönungszug die neue Königin auftritt, legt er einem jungen Edelmann folgende Worte in den Mund:

. . . . . Gott sei mit dir!
Solch süß Gesicht als dein's erblickt' ich nie!
Bei meinem Leben, Herr, sie ist ein Engel,
Der König hält ganz Indien in den Armen.
Und viel, viel mehr, wenn er dies Weib umfängt;
Ich tadle sein Gewissen nicht.

Von der Schönheit der Anna Bullen gibt uns der Dichter auch in der folgenden Scene einen Begriff, wo er den Enthusiasmus schildert, den ihr Anblick bei der Krönung hervorbrachte.

Wie sehr Shakspeare seine Gebieterin, die hohe Elisabeth, liebte, zeigt sich vielleicht am schönsten in der Umständlichkeit, womit er die Krönungsfeier ihrer Mutter darstellt. Alle diese Details sanctioniren das Thronrecht der Tochter, und ein Dichter wußte die bestrittene Legitimität seiner Königin dem ganzen Publicum zu veranschaulichen. Aber diese Königin verdiente solchen Liebeseifer! Sie glaubte ihrer Königswürde nichts zu vergeben, wenn sie dem Dichter gestattete, alle ihre Vorfahren und sogar ihren eigenen Vater mit entsetzlicher Unparteilichkeit auf der Bühne darzustellen! Und nicht blos als Königin, sondern auch als Weib wolle sie nie die Rechte der Poesie beeinträchtigen; wie sie unserem Dichter

in politischer Hinsicht die höchste Redefreiheit gewährte so erlaubte sie ihm auch die kecksten Worte in geschlechtlicher Beziehung sie nahm keinen Anstoß an den ausgelassensten Witzen einer gesunden Sinnlichkeit und sie, the maiden queen, die königliche Jungfrau verlangte sogar daß Sir John Falstaff sich einmal als Liebhaber zeige Ihrem lächelnden Wink verdanken wir „Die lustigen Weiber von Windsor".

Shakspeare konnte seine englischen Geschichtsdramen nicht besser schließen, als indem er am Ende von „Heinrich VIII." die neugeborne Elisabeth gleichsam die bessere Zukunft in Windeln über die Bühne tragen läßt.

Hat aber Shakspeare wirklich den Charakter Heinrichs VIII. des Vaters seiner Königin ganz geschichtstreu geschildert? Ja obgleich er die Wahrheit nicht in so grellen Farben wie in seinen übrigen Dramen verkündete so hat er sie doch jedenfalls ausgesprochen, und der leisere Ton macht jeden Vorwurf desto eindringlicher. Dieser Heinrich VIII. war der schlimmste aller Könige, denn während alle anderen bösen Fürsten nur gegen ihre Feinde wüteten raste jener gegen seine Freunde, und seine Liebe war immer weit gefährlicher als sein Haß. Die Ehestandsgeschichten dieses königlichen Blaubarts sind entsetzlich. In alle Schrecknisse derselben mischte er obendrein eine gewisse blödsinnig grauenhafte Galanterie. Als er Anna Bullen hinzurichten befahl, ließ er ihr vorher sagen, daß er für sie den geschicktesten Scharfrichter von ganz England bestellt habe. Die Königin dankte ihm gehorsamst für solche zarte Aufmerksamkeit und in ihrer leidenschaftheiteren Weise umspannte sie mit beiden weißen Händen ihren Hals und rief: Ich bin sehr leicht zu köpfen, ich hab' nur ein kleines schmales Hälschen.

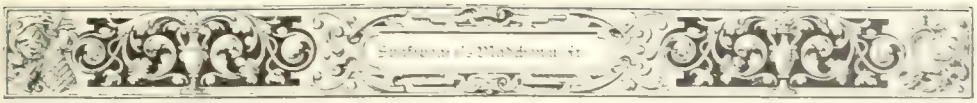
Auch ist das Beil, womit man ihr das Haupt abschlug nicht sehr groß Man zeigte es mir in der Rüstkammer des Towers in London und während ich es in Händen hielt bekämpften mich sehr sonderbare Gedanken.

Wenn ich Königin von England wäre ich hätte jenes Beil in die Tiefe des Oceans versenkt.

Ophelia.

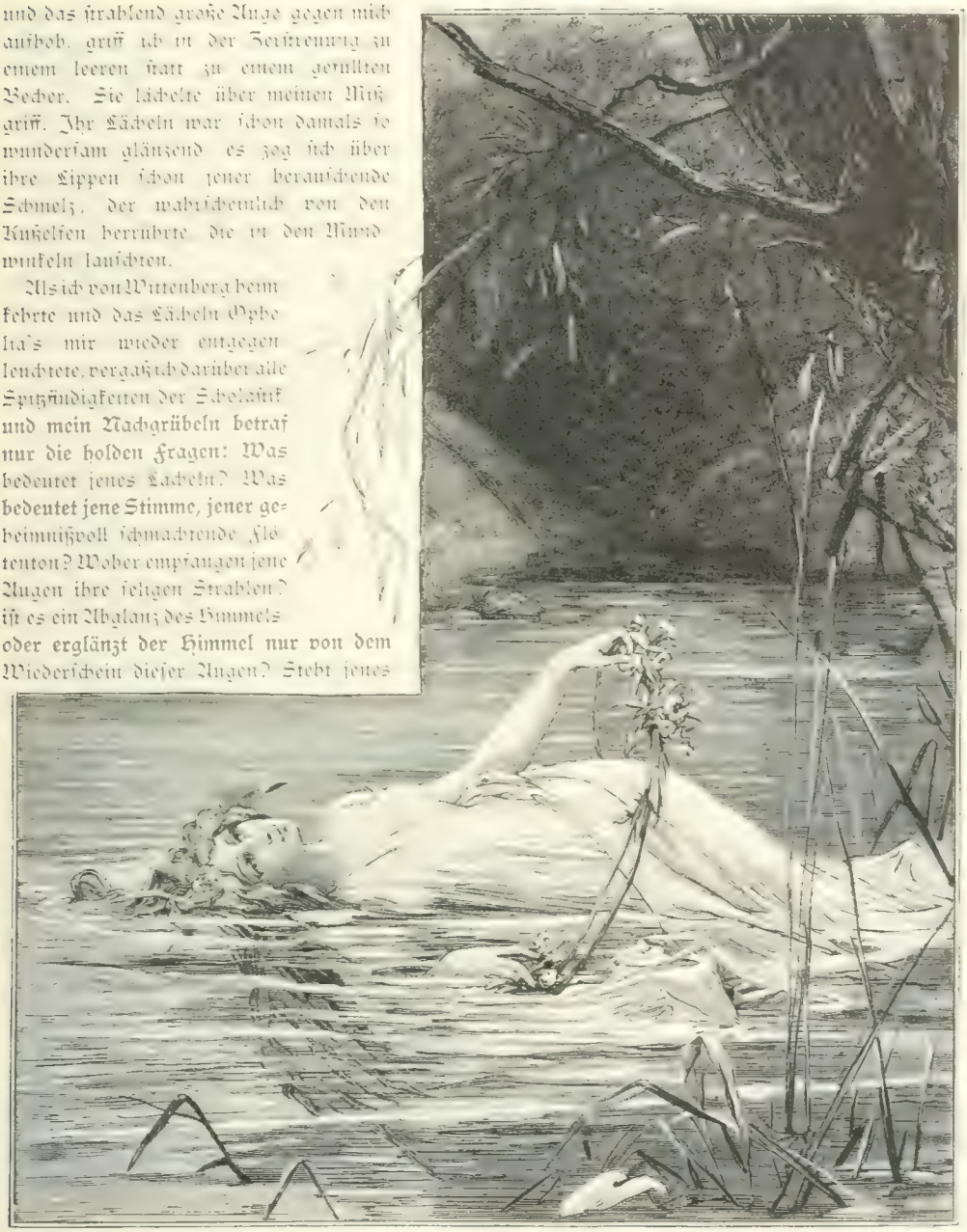
Hamlet

Das ist die arme Ophelia, die Hamlet der Däne geliebt hat. Es war ein blondes schönes Mädchen, und besonders in ihrer Sprache lag ein Zauber, der nur schon damals das Herz rührte als ich nach Wittenberg reisen wollte und zu ihrem Vater ging, um ihm Lebewohl zu sagen. Der alte Herr war so gütig, mir alle jene guten Lehren, wovon er selber so wenig Gebrauch machte, auf den Weg mitzugeben, und zuletzt rief er Ophelien, daß sie uns Wein bringe zum Abschiedstrunk. Als das liebe Kind sittsam und anmuthig mit dem Credenzteller zu uns trat,



und das strahlend große Auge gegen mich aufhob, griff ich in der Zerstreuung zu einem leeren statt zu einem gefüllten Becher. Sie lächelte über meinen Mißgriff. Ihr Lächeln war schon damals so wundersam glänzend, es zog sich über ihre Lippen schon jener berauschende Schmelz, der wahrscheinlich von den Kußelfen herrührte, die in den Mundwinkeln lauschten.

Als ich von Wittenberg heimkehrte und das Lächeln Ophelia's mir wieder entgegenleuchtete, vergaß ich darüber alle Spitzfindigkeiten der Scholastik und mein Nachgrübeln betraf nur die holden Fragen: Was bedeutet jenes Lächeln? Was bedeutet jene Stimme, jener geheimnißvoll schmachtende Flötenton? Woher empfangen jene Augen ihre seligen Strahlen? ist es ein Abglanz des Himmels oder erglänzt der Himmel nur von dem Wiederschein dieser Augen? Steht jenes



Lächeln im Zusammenhang mit der stummen Musik des Sphärentanzes, oder ist es nur die irdische Signatur der übersinnlichsten Harmonien? Eines Tages, als wir im Schloßgarten zu Helsingör uns ergingen, zärtlich scherzend und kosend, die Herzen in voller Sehnsuchtsblüthe . . . es bleibt mir unvergeßlich, wie bettelhaft der Gesang der Nachtigallen abstach gegen die himmelhauchende Stimme Ophelia's und wie armselig blöde die Blumen aussahen mit ihren bunten Gesichtern ohne Lächeln.

wenn ich sie zufällig verglich mit dem holdseligen Munde Ophelia's! Die schlanke Gestalt, wie wandelnde Lieblichkeit schwebte sie neben mir einher.

Ach, das ist der Fluch schwacher Menschen daß sie jedesmal, wenn ihnen eine große Unbill widerfährt, zunächst an dem Besten und Liebsten was sie besitzen, ihren Unmuth auslassen. Und der arme Hamlet zerstörte zunächst seine Vernunft das herrliche Kleinod, stürzte sich durch verstellte Geistesverwirrung in den entsetzlichen Abgrund der wirklichen Tollheit und quälte sein armes Mädchen mit höhnischen Stachelreden . . . Das arme Ding! Das fehlte noch, daß der Geliebte ihren Vater für eine Ratte hielt und ihn todtstach . . . Da mußte sie ebenfalls von Sinnen kommen! Aber ihr Wahnsinn ist nicht so schwarz und brütend düster wie der Hamlet'sche, sondern er gaukelt gleichsam besänftigend mit süßen Liedern um ihr krankes Haupt. . . . Ihre sanfte Stimme schmilzt ganz in Gesang, und Blumen und wieder Blumen winden sich durch all ihr Denken. Sie singt und flechtet Kränze und schmückt damit ihre Stirn, und lächelt mit ihrem strahlenden Lächeln, armes Kind! . . .

Es neigt ein Weidenbaum sich über Bach
Und zeigt im klaren Strom sein grünes Laub,
Mit welchem sie phantastisch Kränze wand
Von Hahnfuß, Nesseln, Maßlieb, Kuckucksblumen,
Dort als sie aufklomm, um ihr Laubgewinde
An den gesenkten Aesten aufzuhängen,
Zerbrach ein falscher Zweig, und nieder fielen
Die rankenden Trophäen und sie selbst
In's weinende Gewässer. Ihre Kleider
Verbreiteten sich weit und trugen sie
Sirenengleich ein Weilchen noch empor,
Indeß sie Stellen alter Weisen sang,
Als ob sie nicht die eigne Noth begriffe,
Wie ein Geschöpf, geboren und begabt
Für dieses Element. Doch lange währt' es nicht,
Bis ihre Kleider die sich schwer getrunken
Das arme Kind von ihren Melodien
Hinunterzogen in den schlamm'gen Tod.

Doch was erzähl' ich euch diese kummervolle Geschichte! Ihr kennt sie Alle von frühester Jugend und ihr habt oft genug geweint über die alte Tragödie von Hamlet dem Dänen, welcher die arme Ophelia liebte, weit mehr liebte, als tausend Brüder mit ihrer Gesammtliebe sie zu lieben vermochten, und welcher verrückt wurde weil ihm der Geist seines Vaters erschien, und weil die Welt aus ihren Angeln gerissen war, und er sich zu schwach fühlte, um sie wieder einzufügen, und weil er im deutschen Wittenberg vor lauter Denken das Handeln verlernt hatte, und weil ihm die Wahl stand, entweder wahnsinnig zu werden oder eine rasche That zu begehen und weil er als Mensch überhaupt große Anlagen zur Tollheit in sich trug.

Wir kennen diesen Hamlet wie wir unser eigenes Gesicht kennen, das wir so oft im Spiegel erblicken, und das uns dennoch weniger bekannt ist, als man glauben sollte; denn begegnete uns Jemand auf der Straße, der ganz so aussähe wie wir selber, so würden wir das befremdlich wohlbekannte Antlitz nur instinctmäßig und mit gehemmtem Schreck anglotzen, ohne jedoch zu merken daß es unsere eignen Gesichtszüge sind die wir eben erblickten.

Cordelia.

König Lear.

In diesem Stücke liegen Fußangeln und Selbstschüsse für den Leser, sagt ein englischer Schriftsteller. Ein Anderer bemerkt: diese Tragödie sei ein Labyrinth, worin sich der Commentator verirren und am Ende Gefahr laufen könne, von dem Minotaur, der dort haust, erwürgt zu werden; er möge hier das kritische Messer nur zur Selbstvertheidigung gebrauchen. Und in der That ist es jedenfalls eine mißliche Sache, den Shakspeare zu kritisiren, ihn, aus dessen Worten uns beständig die schärfste Kritik unserer eignen Gedanken und Handlungen entgegen lacht; so ist es fast unmöglich, ihn in dieser Tragödie zu beurtheilen, wo sein Genius bis zur schwindligsten Höhe sich emporschwang.

Ich wage mich nur bis an die Pforte dieses Wunderbaues, nur bis zur Exposition, die schon gleich unser Erstaunen erregt. Die Expositionen sind überhaupt in Shakspeare's Tragödien bewunderungswürdig. Durch diese ersten Eingangs-Scenen werden wir schon gleich aus unseren Werkeltagsgefühlen und Zunftgedanken herausgerissen und in die Mitte jener ungeheuern Begebenheiten versetzt, womit der Dichter unsere Seelen erschüttern und reinigen will. So eröffnet sich die Tragödie des Macbeth mit der Begegnung der Hexen, und der weissagende Spruch derselben unterjocht nicht blos das Herz des schottischen Feldherrn, den wir siegestrunken auftreten sehen, sondern auch unser eigenes Zuschauerherz, das jetzt nicht mehr los kann, bis Alles erfüllt und beendigt ist. Wie in „Macbeth" das wüste, sinnebetäubende Grauen der blutigen Zauberwelt schon im Beginn uns erfaßt, so überfröstelt uns der Schauer des bleichen Geisterreichs bereits in den ersten Scenen des „Hamlet", und wir können uns hier nicht loswinden von den gespenstischen Nachtgefühlen, von dem Alpdrücken der unheimlichsten Aengste, bis Alles vollbracht, bis Dänemarks Luft, die von Menschenfäulniß geschwängert war, wieder ganz gereinigt ist.

In den ersten Scenen des „Lear" werden wir auf gleiche Weise unmittelbar hineingezogen in die fremden Schicksale, die vor sich unseren Augen ankündigen, entfalten und abschließen. Der Dichter gewährt uns hier ein Schauspiel, das noch entsetzlicher ist als alle Schrecknisse der Zauberwelt und des Geisterreichs: er zeigt uns nämlich die menschliche Leidenschaft, die alle Vernunftdämme durchbricht und in der furchtbaren Majestät eines königlichen Wahnsinns hinaustobt, wetteifernd mit der emporten Natur in ihrem wildesten Aufruhr

Aber ich glaube hier endet die außerordentliche Ohnmacht, die spielende Willkür, womit Shakspeare seinen Stoff immer bewältigen konnte, hier beherrscht ihn sein Genius weit mehr als in den erwähnten Tragödien, in „Macbeth" und „Hamlet", wo er mit künstlerischer Gelassenheit neben den dunkelsten Schatten der Gemüthsnacht die rosigsten Lichter des Witzes, neben den wildesten Handlungen das heiterste Stillleben hinmalen konnte. Ja, in der Tragödie „Macbeth" lächelt uns eine sanfte befriedete Natur entgegen; an den Fensterfliesen des Schlosses, wo die blutigste Unthat verübt wird, kleben stille Schwalbennester; ein freundlicher schottischer Sommer, nicht zu warm nicht zu kühl, webt durch das ganze Stück; überall schöne Bäume und grünes Laubwerk und am Ende gar kommt ein ganzer Wald einhermarschirt. Birnam Wald kommt nach Dunsinan. Auch in „Hamlet" contrastirt die liebliche Natur mit der Schwüle der Handlung; bleibt es auch Nacht in der Brust des Helden, so geht doch die Sonne darum nicht minder morgenröthlich auf, und Polonius ist ein amüsanter Narr und es wird ruhig Komödie gespielt, und unter grünen Bäumen sitzt die arme Ophelia, und mit bunten, blühenden Blumen windet sie ihre Kränze. Aber in „Lear" herrschen keine solchen Contraste zwischen der Handlung und der Natur, und die entzügelten Elemente heulen und stürmen um die Wette mit dem wahnsinnigen König. Wirkt ein sittliches Ereigniß ganz außerordentlicher Art auch auf die sogenannte leblose Natur? Befindet sich zwischen dieser und dem Menschengemüth ein äußerlich sichtbares Wahlverhältniß? Hat unser Dichter dergleichen erkannt und darstellen wollen?

Mit der ersten Scene dieser Tragödie werden wir, wie gesagt, schon in die Mitte der Ereignisse geführt, und wie klar auch der Himmel ist, ein scharfes Auge kann das künftige Gewitter schon voraussehen. Da ist ein Wölkchen im Verstande Lear's, welches sich später zur schwärzesten Geistesnacht verdichten wird. Wer in dieser Weise Alles verschenkt, der ist schon verrückt. Wie das Gemüth des Helden, so lernen wir auch den Charakter der Töchter schon in der Expositionsscene kennen, und namentlich rührt uns schon gleich die schweigsame Zärtlichkeit Cordelia's, der modernen Antigone, die an Innigkeit die antike Schwester noch übertrifft. Ja, sie ist ein reiner Geist, wie es der König erst im Wahnsinn einsieht. Ganz rein? Ich glaube, sie ist ein Bischen eigensinnig, und dieses Fleckchen ist ein Vatermal. Aber wahre Liebe ist sehr verschämt und haßt allen Wortkram; sie kann nur weinen und verbluten. Die wehmüthige Bitterkeit, womit Cordelia auf die Heuchelei der Schwestern anspielt, ist von der zartesten Art und trägt ganz den Charakter jener Ironie, deren sich der Meister aller Liebe, der Held des Evangeliums zuweilen bediente. Ihre Seele entladet sich des gerechtesten Unwillens und offenbart zugleich ihren ganzen Adel in den Worten:

Fürwahr, nie heirat' ich wie meine Schwestern,
um blos meinen Vater zu lieben.

Julie.

Romeo und Julie.

In der That jedes Shakspeare'sche Stück hat sein besonderes Klima, seine bestimmte Jahreszeit und seine localen Eigenthümlichkeiten. Wie die Personen in jedem dieser Dramen, so hat auch der Boden und der Himmel der darin sichtbar wird, eine besondere Physiognomie. Hier in „Romeo und Julie", sind wir über die Alpen geflogen und befinden uns plötzlich **in dem schönen Garten, welcher Italien heißt . . .**

Kennst du das Land, wo die Citronen blühn
Im dunkeln Laub die Goldorangen glühn? —

Es ist das sonnige Verona, welches Shakspeare zum Schauplatze gewählt hat für die Großthaten der Liebe, die er in „Romeo und Julie" verherrlichen wollte. Ja nicht das benannte Menschenpaar, sondern die Liebe selbst ist der Held in diesem Drama. Wir sehen hier die Liebe jugendlich übermüthig auftreten, allen feindlichen Verhältnissen Trotz bietend und Alles besiegend . . . Denn sie fürchtet sich nicht, in dem großen Kampfe zu dem schrecklichsten aber sichersten Bundesgenossen, dem Tode ihre Zuflucht zu nehmen. Liebe im Bündnisse mit dem Tode ist unüberwindlich. Liebe! Sie ist die höchste und siegreichste aller Leidenschaften. Ihre weltbezwingende Stärke besteht aber in ihrer schrankenlosen Großmuth, in ihrer fast übersinnlichen Uneigennützigkeit, in ihrer aufopferungssüchtigen Lebensverachtung. Für sie gibt es kein Gestern und sie denkt an kein Morgen . . . Sie begehrt nur des heutigen Tages, aber diesen verlangt sie ganz unverkürzt unverkümmert . . . Sie will nichts davon aufsparen für die Zukunft und verschmäht die aufgewärmten Reste der Vergangenheit . . . Vor mir Nacht hinter mir Nacht . . . Sie ist eine wandelnde Flamme zwischen zwei Finsternissen . . . Woher entsteht sie? . . . Aus unbegreiflich winzigen Fünkchen! . . . Wie endet sie? . . . Sie erlöscht spurlos eben so unbegreiflich . . . Je wilder sie brennt desto früher erlöscht sie . . . Aber das hindert sie nicht ihr loderndes Treiben ganz hinzugeben, als dauerte ewig dieses Feuer . . .

Ach wenn man zum zweitenmal in Leben von der großen Glut erfaßt wird, so fehlt leider dieser Glaube an ihre Unsterblichkeit und die schmerzlichste Erinnerung sagt uns daß sie sich am Ende selber aufzehrt . . . Daher die Verschiedenheit der Melancholie bei der ersten Liebe und bei der zweiten . . . Bei der ersten denken wir, daß unsere Leidenschaft nur mit tragischem Tode endigen müsse und in der That wenn nicht anders die entgegendrohenden Schwierigkeiten zu überwinden sind, entschließen wir uns leicht, mit der Geliebten in's Grab zu steigen . . . Hingegen bei der zweiten Liebe liegt uns der Gedanke im Sinne, daß unsere wildesten und herrlichsten Gefühle sich mit der Zeit in eine zahme Lauheit verwandeln, daß wir die Augen die Lippen die Hüften, die uns jetzt so schauerlich begeistern, einst mit Gleichgiltigkeit betrachten werden . . . Ach! dieser Gedanke ist melancholischer als jede Todesahnung! . . . Das ist ein trostloses Gefühl.

wenn wir im heißesten Rausche an künftige Nüchternheit und Kühle denken und aus Erfahrung wissen, daß die hochpoetischen heroischen Leidenschaften ein so kläglich prosaisches Ende nehmen! . . .

Diese hochpoetischen heroischen Leidenschaften! Wie die Theaterprinzessinnen geberden sie sich und sind hochroth geschminkt prachtvoll costümirt mit funkelndem Geschmeide beladen und wandeln stolz einher und declamiren in gemessenen Jamben. . . . Wenn aber der Vorhang fällt zieht die arme Prinzessin ihre Werkeltagskleider wieder an wischt sich die Schminke von den Wangen sie muß den Schmuck dem Garderobemeister überliefern und schlotternd hängt sie sich an den Arm des ersten besten Stadtgerichtsreferendars spricht schlechtes Berliner Deutsch, steigt mit ihm in eine Mansarde und gähnt und kratzt sich schnarchend auf's Ohr und hört nicht mehr die süßen Betheuerungen: Sie spielten jetzlich auf Ehre!" . . .

Ich wage es nicht, Shakspeare im mindesten zu tadeln und nur meine Verwunderung möchte ich darüber aussprechen, daß er den Romeo erst eine Leidenschaft um Rosalinde empfinden läßt, ehe er ihn Julien zuführt. Trotzdem, daß er sich der zweiten Liebe ganz hingibt, nistet doch in seiner Seele eine gewisse Skepsis, die sich in ironischen Redensarten kundgibt und nicht selten an Hamlet erinnert. Oder ist die zweite Liebe bei dem Manne die stärkere, eben weil sie alsdann mit klarem Selbstbewußtsein gepaart ist? Bei dem Weibe gibt es keine zweite Liebe, seine Natur ist zu zart, als daß sie zweimal das furchtbarste Erdbeben des Gemüthes überstehen könnte. Betrachtet Julie! Wäre sie im Stande, zum zweiten Male die überschwänglichen Seligkeiten und Schreckniſse zu ertragen, zum zweiten Male, aller Angst Trotz bietend, den schauderhaften Kelch zu leeren? Ich glaube, sie hat genug am ersten Male, diese arme Glückliche, dieses reine Opfer der großen Passion.

Julie liebt zum ersten Male und liebt mit voller Gesundheit des Leibes und der Seele. Sie ist vierzehn Jahre alt, was in Italien so viel gilt wie siebzehn Jahre nordischer Währung. Sie

ist eine Rosenknospe, die eben vor unseren Augen von Romeo's Lippen aufgeküßt wird und sich in jugendlicher Pracht entfaltet. Sie hat weder aus weltlichen noch aus geistlichen Büchern gelernt, was Liebe ist; die Sonne hat es ihr gesagt und der Mond hat es ihr wiederholt und wie ein Echo hat es ihr Herz nachgesprochen, als sie sich nachtlich umschattet glaubte. Aber Romeo stand unter dem Balkone und hat ihre Reden gehört und nimmt sie beim Wort. Der Charakter ihrer Liebe ist Wahrheit und Gesundheit. Das Mädchen athmet Gesundheit und Wahrheit und es ist rührend anzuhören, wenn sie sagt:

Du weißt, die Nacht verhüllet mein Gesicht;
Sonst färbte Mädchenröthe meine Wangen
Um das, was du vorhin mich sagen hörtest.
Gern hielt' ich streng an Sitte mich und gern
Verleugnen, was ich sprach — doch weg mit
Förmlichkeit!

Sag' liebst du mich? Ich weiß, du wirst es
bejahn,
Und will dem Worte traun, doch wenn du
schwörst
So kannst du treulos werden; wie sie sagen,
Lacht Jupiter des Meineids der Verliebten.
O holder Romeo, wenn du mich liebst,
Sag's ohne Falsch! Doch dächtest du, ich sei
Zu schnell besiegt, so will ich finster blicken,
Will widerspenstig sein und Nein dir sagen,
So du dann werben willst — sonst nicht um Alles.
Gewiß, mein Montague, ich bin zu herzlich;
Du könntest denken, ich sei leichten Sinns.
Doch glaube, Mann, ich werde treuer sein
Als sie, die fremd zu thun geschickter sind.
Auch ich, bekenn' ich, hätte fremd gethan,
Wär' ich von der, ich ich's gewahrte nicht
Belauscht in Liebesklagen. Drum vergib!
Schilt diese Hingebung nicht Flatterliebe,
Die so die nahe Nacht verrathen hat.

Desdemona.

Othello.

Ich habe oben beiläufig angedeutet, daß der Charakter des Romeo etwas Hamletisches enthalte. In der That ein nordischer Ernst wirft seine Streifschatten über dieses glühende Gemüth. Vergleicht man Julie mit Desdemona, so wird ebenfalls in Jener ein nordisches Element bemerkbar, bei aller Gewalt ihrer Leidenschaft bleibt sie doch immer ihrer selbst bewußt und im klarsten Selbstbewußtsein Herrin ihrer That. Juno sieht und denkt und handelt. Desdemona liebt und fühlt und gehorcht nicht dem eigenen Wallen, sondern dem stärkeren Antrieb. Ihre Vortrefflichkeit besteht darin, daß das Schlechte auf ihre edle Natur keine solche Zwangsmacht ausüben kann wie das Gute. Sie wäre gewiß immer im Palazzo ihres Vaters geblieben, ein schüchternes Kind, den häuslichen Geschäften obliegend; aber die Stimme des Mohren drang in ihr Ohr, und obgleich sie die Augen niederschlug, sah sie doch sein Antlitz in seinen Worten, in seinen Erzählungen oder, wie sie sagt: „in seiner Seele" ... und dieses leidende, großmüthige, schöne weiße Seelenantlitz übte auf ihr Herz dem unwiderstehlich anziehenden Zauber. Ja, er hat Recht, ihr Vater. Seine Weisheit, der Herr Senator Brabantio, eine mächtige Magie war Schuld daran, daß sich das junge zarte Kind in den Mohren hineinsah, und jene häßlich schwarze Larve nicht fürchtete, welche der große Haufe für das wirkliche Gesicht Othello's hielt ...

Julia's Liebe ist thätig, Desdemona's Liebe ist leidend. Sie ist die Sonnenblume, die selber nicht weiß, daß sie immer dem hohen Tagesgestirn ihr Haupt zuwendet. Sie ist die wahre Tochter des Südens, zart, empfindsam, geduldig, wie jene schlanken, großäugigen Frauenlichter, die aus sanskritischen Dichtungen so lieblich, so sanft, so träumerisch hervorstrahlen. Sie mahnt mich immer an die Sakontala des Kalidasa, des indischen Shakspeare's.

Der englische Künstler, dem wir das schöne Bildniß der Desdemona verdanken, hat ihren großen Augen vielleicht einen zu starken Ausdruck von Leidenschaft verliehen. Aber ich glaube bereits angedeutet zu haben, daß der Cha-

trast des Gesichtes und des Charakters immer einen interessanten Reiz ausübt. Jedenfalls aber ist dieses Gesicht sehr schön und namentlich dem Schreiber dieser Blätter muß es sehr gefallen, da es ihn an jene hohe Schöne erinnert, die Gottlob! an seinem eignen Antlitz nie sonderlich gemäkelt hat und dasselbe bis jetzt nur in seiner Seele sah . . .

Ihr Vater liebte mich, lud oft mich ein.
Er fragte die Geschichte meines Lebens
Von Jahr zu Jahr; Belagerungen, Schlachten
Und jedes Schicksal, das ich überstand.
Ich lief sie durch, von meinem Knabenalter
Bis zu dem Augenblick, wo er gebot,
Sie zu erzählen. Sprechen mußt' ich da
Von höchst unglücklichen Ereignissen,
Von rührendem Geschick zu See und Land,
Wie in der Bresche ich gewissem Tod
Kaum um die Breite eines Haars entwischte;
Wie mich ein trotz'ger Feind gefangen nahm
Der Sklaverei verkaufte; wie ich mich
Daraus gelöst, und die Geschichte dessen,
Wie ich auf meinen Reisen mich benahm.
Von öden Höhlen, unfruchtbaren Wüsten,
Von rauhen Gruben, Felsen, Hügeln, die
Mit ihren Häuptern an den Himmel rühren,
Hatt' ich sodann zu sprechen Anlaß, auch
Von Kannibalen, die einander fressen,
Anthropophagen, und dem Volke, dem
Die Köpfe wachsen unter ihren Schultern.
Von solchen Dingen zu vernehmen zeigte
Bei Desdemona sich sehr große Neigung;
Doch riefen Hausgeschäfte stets sie ab,
Die sie beseitigte mit schnellster Hast;
Kam sie zurück, mit gier'gem Ohr verschlang sie,
Was ich erzählte. Dies bemerkend, nahm
Ich eine weiche Stunde wahr und fand
Gelegne Mittel, ihr aus ernster Brust
Die Bitte zu entwinden: daß ausführlich
Ich schildre ihr die ganze Pilgerschaft,
Von der sie stückweis etwas wohl gehört
Doch nicht zusammenhängend. Ich gewährt' es
Und oft hab' ich um Thränen sie gebracht,
Wenn ich von harten, traur'gen Schlägen sprach,
Die meine Jugend trafen. Auserzählt,
Lohnt eine Welt voll Seufzer meine Müh'
Sie schwor: In Wahrheit, seltsam! mehr als seltsam!
Und kläglich sei es, kläglich wundersam!
Sie wünschte, daß sie nichts davon gehört,
Und wünschte doch, daß sie der Himmel auch
Zu solchem Mann gemacht. Sie dankte mir
Und bat, wofern ein Freund von mir sie liebe,
Ihn nur zu lehren, wie er die Geschichte
Von meinem Leben müss' erzählen,
Dann werb' er sie. Ich sprach auf diesen Wink.
Sie liebe mich, weil ich Gefahr bestand,
Und weil sie mich bedaure, lieb' ich sie.

Dieses Trauerspiel soll eine der letzten Arbeiten Shakspeare's gewesen sein, wie „Titus Andronicus" für sein Erstlingswerk erklärt wird. Dort wie hier ist die Leidenschaft einer schönen Frau zu einem häßlichen Mohren mit Vorliebe behandelt. Der reife Mann kehrte wieder zurück zu einem Problem, das einst seine Jugend beschäftigte. Hat er jetzt wirklich die Lösung gefunden? Ist diese Lösung eben so wahr als schön? Eine düstre Trauer erfaßt mich manchmal, wenn ich dem Gedanken Raum gebe, daß vielleicht der ehrliche Jago mit seinen bösen Glossen über die Liebe Desdemona's zu dem Mohren nicht ganz Unrecht haben mag.

Am allerwiderwärtigsten aber berühren mich Othello's Bemerkungen über die feuchten Hände seiner Gattin.

Ein eben so abenteuerliches und bedeutsames Beispiel der Liebe zu einem Mohren, wie wir in „Titus Andronicus" und „Othello" sehen, findet man in „Tausend und eine Nacht", wo eine schöne Fürstin, die zugleich eine Zauberin ist, ihren Gemahl in einer statuenähnlichen Starrheit gefesselt hält und ihn täglich mit Ruthen schlägt, weil er ihren Geliebten, einen häßlichen Neger, getödtet hat. Herzzerreißend sind die Klagetöne der Fürstin am Lager der schwarzen Leiche, die sie durch ihre Zauberkunst in einer Art von Scheinleben zu erhalten weiß und mit verzweiflungsvollen Küssen bedeckt und durch einen noch größeren Zauber, durch die Liebe, aus dem dämmernden Halbtode zu voller Lebensmahrheit erwecken möchte. Schon als Knabe frappirte mich in den arabischen Märchen dieses Bild leidenschaftlicher und unbegreiflicher Liebe.

Jessika.

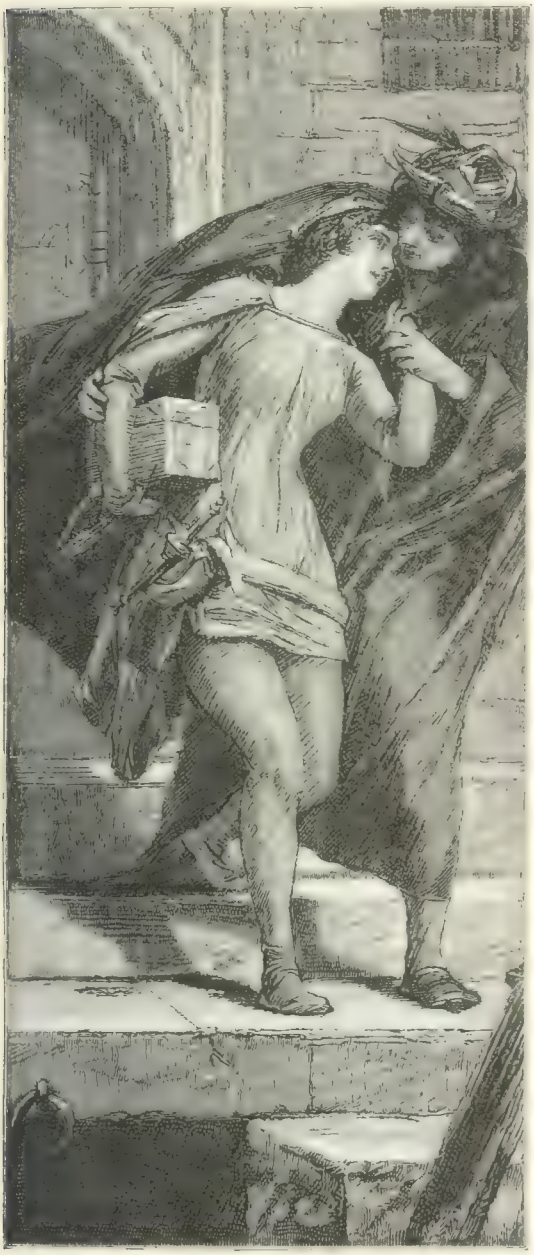
Der Kaufmann von Venedig.

Als ich dieses Stück in Drurylane aufführen sah, stand hinter mir in der Loge eine schöne blasse Brittin, welche am Ende des vierten Actes heftig weinte und mehrmals anrief: „Oh poor man is wronged! (dem armen Mann geschieht Unrecht!) Es war ein Gesicht vom edelsten griechischen Schnitt, und die Augen waren groß und schwarz. Ich habe sie nie vergessen können, diese großen und schwarzen Augen, welche um Shylock geweint haben!

Wenn ich aber an jene Thränen denke, so muß ich den „Kaufmann von Venedig" zu den Tragödien rechnen, obgleich der Rahmen des Stückes von den heitersten Masken, Satyrbildern und Amoretten verziert ist und auch der Dichter eigentlich ein Lustspiel geben wollte. Shakspeare hegte vielleicht die Absicht, zur Ergötzung des großen Haufens einen gedrillten Währwolf darzustellen, ein verhaßtes Fabelgeschöpf, das nach Blut lechzt und dabei seine Tochter und seine Ducaten einbüßt und obendrein verspottet wird. Aber der Genius des Dichters, der Weltgeist, der in ihm waltet, steht immer höher als sein Privatwille und so geschah es, daß er in Shylock, trotz der grellen Fratzenhaftigkeit, die Justification einer unglücklichen Seele aussprach, welche von der Vorsehung aus geheimnißvollen Gründen mit dem Haß des niedern und vornehmen Pöbels belastet worden und diesen Haß nicht immer mit Liebe vergelten wollte.

Aber was sag' ich? Der Genius des Shakspeare erhebt sich noch über den Kleinhader zweier Glaubensparteien, und sein Drama zeigt uns eigentlich weder Juden noch Christen, sondern Unterdrücker und Unterdrückte und das wahnsinnig schmerzliche Aufjauchzen dieser Letztern, wenn sie ihren übermüthigen Quälern die zugefügten Kränkungen mit Zinsen zurückzahlen können. Von Religionsverschiedenheit ist in diesem Stücke nicht die geringste Spur, und Shakspeare zeigt in Shylock nur einen Menschen, dem die Natur gebietet seinen Feind zu hassen, wie er in Antonio und dessen Freunden keineswegs die Jünger jener göttlichen Lehre schildert, die uns befiehlt, unsere Feinde zu lieben. Wenn Shylock dem Manne, der von ihm Geld borgen will, folgende Worte sagt:

Signor Antonio, viel und oftermals
Habt Ihr auf dem Rialto mich geschmäht
Um meine Gelder und um meine Zinsen:



Stets trug ich's mit geduld'gem Achselzucken.
Denn dulden ist das Erbtheil unsers Stamms.
Ihr scheltet mich abtrünnig, einen Blutbund
Und speit auf meinen jüdischen Rocklor
Und Alles, weil ich nutz', was mir gehört.

Gut denn: nun zeigt sich's. Ihr braucht meine Hilfe.
Ei freilich ja. Ihr kommt zu mir. Ihr sprecht:
„Shylock wir wünschten Gelder." So sprecht Ihr
Der mir den Auswurf auf den Bart gelehrt
Und mich getreten wie Ihr von der Schwelle
Den fremden Hund stoßt: Geld ist Eu'r Be-
gehren.
Wie sollt' ich sprechen nun? Sollt' ich nicht
sprechen:
Hat ein Hund Geld? Ist's möglich daß ein Spitz
Dreitausend Ducaten leih'n kann? Oder soll ich
Mich bücken und in eines Schuldners Ton,
Demüthig wispernd, mit verhaltnem Odem,
So sprechen: Schöner Herr, am letzten Mittwoch
Spiet Ihr mich an: Ihr tratet mich den Tag;
Ein andermal hießt Ihr mich einen Hund —
Für diese Höflichkeiten will ich Euch
Die und die Gelder leihn"

da antwortet Antonio:

Ich könnte leidlich wieder dich so nennen
Dich wieder anspein, ja mit Füßen treten. —

Wo steckt da die brünstige Liebe! Wahrlich, Shakspeare würde eine Satire auf das Christenthum gemacht haben, wenn er es von jenen Personen repräsentiren ließe, die dem Shylock feindlich gegenüberstehen aber dennoch kaum werth sind, denselben die Schuhriemen zu lösen. Der bankrotte Antonio ist ein weichliches Gemüth ohne Energie, ohne Stärke des Hasses und also auch ohne Stärke der Liebe ein trübes Wurmherz, dessen Fleisch wirklich zu nichts Besserm taugt als Fische damit zu angeln. Die abgeborgten dreitausend Ducaten stattet er übrigens dem geprellten Juden keineswegs zurück. Auch Bassanio gibt ihm das Geld nicht wieder und dieser ist ein echter fortune-hunter, nach dem Ausdruck eines englischen Kritikers; er borgt Geld, um sich etwas prächtig herauszustaffiren und eine reiche Heirat, einen fetten Brautschatz zu erbeuten; denn, sagt er zu seinem Freunde:

Euch ist nicht unbekannt, Antonio,
Wie sehr ich meinen Glücksstand hab' erhöht
Indem ich glänzender mich eingerichtet,
Als meine schwachen Mittel tragen konnten.
Auch jammr' ich jetzt nicht daß die große Art
Mir untersagt ist; meine Sorg' ist blos,

Mir Ehren von den Schulden losmachen.
Wenn mein Leben etwas zu verschwenderisch
Mich hat verstrickt.

Was nun den Lorenzo betrifft: so ist er der Mitschuldige eines des niedrigsten Handdiebstahls und nach dem preußischen Landrecht würde er zu fünfjährigem Zuchthaus verurtheilt und gebrandmarkt und an den Pranger gestellt werden; obgleich er nicht blos für gestohlene Ducaten und Juwelen sondern auch für Raum-Ueberbleibsel Land schaften im Mondschein und ein Mann sehr empfänglich ist. Was die andern edlen Venetianer betrifft: die wir als Gevatteren des Antonio auftreten sehen, so scheinen sie überalls das Geld mehr sehr zu hassen, und für ihren armen Freund, wenn er ins Unglück gerathen, haben sie weiter als Worte gemeinte Lust. Herr guter Doctor Franz Horn macht hierüber folgende sehr wässerige aber ganz richtige Bemerkung: „Hier ist nun billig die Frage aufzuwerfen: wie war es möglich, daß es mit Antonio's Unglück so weit kam? Ganz Venedig kannte und schätzte ihn, seine guten Bekannten wußten genau um die furchtbare Verschreibung und daß der Jude auch nicht einen Punkt derselben würde auslöschen lassen. Dennoch lassen sie einen Tag nach dem andern verstreichen, bis endlich die drei Monate vorüber sind, und mit denselben jede Hoffnung zur Rettung. Es würde jenen guten Freunden, deren der königliche Kaufmann in ganz Spanien wol 100 zu haben scheint, doch wohl gemach leicht geworden sein, die Summe von dreitausend Ducaten zusammen zu bringen: um ein Menschenleben — und welch eines! — zu retten; aber dergleichen ist denn doch immer ein wenig unbequem, und so thun die lieben guten Freunde, eben weil es nur sogenannte Freunde oder, wenn man will, halbe oder dreiviertel Freunde sind — nichts und wieder nichts und gar nichts. Sie bedauern den vortrefflichen Kaufmann, der ihnen früher so schöne Feste veranstaltet hat, ungemein, aber mit gehöriger Bequemlichkeit, schelten, was nur das Herz und die Zunge vermag, auf Shylock, was glücklicher ohne alle Gefahr geschehen kann, und meinen dann vermuthlich Alle ihre Freundespflicht erfüllt zu haben. So sehr wir Shylock hassen müssen, so würden wir doch selbst ihm nicht verdenken können, wenn er diese Leute ein wenig verachtete, was er denn auch wohl thun mag. Ja er scheint zuletzt auch den Gratiano, der Abwesenheit entschuldigt, mit Jenen zu verwechseln und in Eine Classe zu werfen, wenn er die frühere Thatsächlichkeit und jetzige Weitläufe mit der schneidenden Antwort abfertigt:

Bis du von meinem Schein das Siegel wegschiltst,
Thust du mit Schrei'n nur deiner Lunge weh.
Stell deinen Witz her, guter junger Mensch,
Sonst fällt er rettungslos in Trümmern dir.
Ich stehe hier um Recht.

Oder sollte etwa gar Lanzelot Gobbo, als Repräsentant des Christenthums gelten? Sonderbar genug, hat sich Shakspeare über letzteres nirgends so bestimmt geäußert wie in einem Gespräche, das dieser Schalk mit seiner Gebieterin führt. Auf Jessika's Aeußerung:

Ich werde durch meinen Mann [illegible] werden,
er hat mich zu einer Christin gemacht"

antwortet Lanzelot Gobbo:

„Wahrhaftig, da ist er sehr zu tadeln. Es gab unser vorher schon Christen genug, grade so viele als neben einander gut bestehen konnten. Dies Christenmachen wird den Preis der Schweine steigern; wenn wir alle Schweinefleischesser werden, so ist in Kurzem kein Schnittchen Speck in der Pfanne für Geld mehr zu haben."

Wahrlich nur Ausnahme Porzia's ist Shylock die respectabelste Person im ganzen Stück. Er liebt das Geld, er verschweigt nicht diese Liebe, er schreit sie aus auf öffentlichem Markte . . . Aber es gibt Etwas, was er [illegible] höher stellt als Geld, nämlich die Genugthuung für sein beleidigtes Herz, die gerechte Wiedervergeltung unsäglicher Schmähungen: und obgleich man ihm die erborgte Summe zehnfach anbietet, er schlägt sie aus und die dreitausend, die zehnmal dreitausend Ducaten gereuen ihn nicht, wenn er ein Pfund Herzfleisch seines Feindes damit erkaufen kann. „Was willst du mit diesem Fleische?" fragt ihn Salarino. Und er antwortet:

„Fisch' mit zu angeln. Sättigt es sonst Niemanden, so sättigt es doch meine Rache. Er hat mich beschimpft, mir eine halbe Million gehindert, meinen Verlust belacht, meinen Gewinn bespottet, mein Volk geschmäht, meinen Handel gekreuzt, meine Freunde verleitet, meine Feinde gehetzt. Und was hat er für Grund?

Ich bin ein Jude. Hat nicht ein Jude Augen? Hat nicht ein Jude Hände, Gliedmaßen, Werkzeuge, Sinne, Neigungen, Leidenschaften? Mit derselben Speise genährt, mit denselben Waffen verletzt, denselben Krankheiten unterworfen, mit denselben Mitteln geheilt, gewärmt und gekältet von eben dem Winter und Sommer, als ein Christ? Wenn ihr uns stecht, bluten wir nicht? Wenn ihr uns kitzelt, lachen wir nicht? Wenn ihr uns vergiftet, sterben wir nicht? Und wenn ihr uns beleidigt, sollen wir uns nicht rächen? Sind wir euch in allen Dingen ähnlich, so wollen wir's euch auch darin gleich thun. Wenn ein Jude einen Christen beleidigt, was ist seine Demuth? Rache. Wenn ein Christ einen Juden beleidigt, was muß seine Geduld sein nach christlichem Vorbild? Nu, Rache. Die Bosheit, die ihr mich lehrt, die will ich ausüben, und es muß schlimm hergehen, oder ich will es meinen Meistern zuvorthun."

Nein, Shylock liebt zwar das Geld, aber es gibt Dinge, die er noch weit mehr liebt, unter andern auch seine Tochter, „Jessika, mein Kind." Obgleich er in der höchsten Leidenschaft des Zorns sie verwünscht und todt zu seinen Füßen liegen sehen möchte, mit den Juwelen in den Ohren, mit den Ducaten im Sarg, so liebt er sie doch mehr als alle Ducaten und Juwelen. Aus dem öffentlichen Leben, aus der christlichen Societät zurückgedrängt in die enge Umfriedung häuslichen Glückes, blieben ja dem armen Juden nur die Familiengefühle, und diese treten bei ihm hervor mit der rührendsten Innigkeit. Den Türkis, den Ring, den ihm einst seine Gattin, seine Lea, geschenkt, er hätte ihn nicht „für einen Wald von Affen" hingegeben. Wenn in der Gerichtsscene Bassanio folgende Worte zum Antonio spricht:

Ich hab' ein Weib zur Ehe, und sie ist
So lieb mir als mein Leben selbst, doch gilt
Sie höher als dein Leben nicht bei mir.
Ich gäbe Alles hin, ja opfert' Alles,
Das Leben selbst, mein Weib und alle Welt
Dem Teufel da, um dich nur zu befrei'n —

wenn Graziano ebenfalls hinzusetzt:

Ich hab' ein Weib, die ich, auf Ehre! liebe;
Doch wünscht' ich sie im Himmel, könnt' sie Mächte
Dort steh'n den hünd'schen Juden zu erweichen —

dann regt sich in Shylock die Angst ob dem Schicksal seiner Tochter, die unter Menschen, welche ihre Weiber aufopfern könnten für ihre Freunde, sich verheiratet hat, und nicht laut, sondern „bei Seite" sagt er zu sich selber:

So sind die Christenmänner! Ich hab' 'ne Tochter:
Wär' irgend wer vom Stamm des Barnabas
Ihr Mann geworden, lieber als ein Christ!

Diese Stelle, dieses leise Wort begründet das Verdammungsurtheil, welches wir über die schöne Jessika aussprechen müssen. Es war kein liebloser Vater, den sie verließ, den sie beraubte, den sie verrieth. . . . Schändlicher Verrath! Sie macht sogar gemeinschaftliche Sache mit den Feinden Shylock's, und wenn diese zu Belmont allerlei Mißreden über ihn führen, schlägt Jessika nicht die Augen nieder, erbleichen nicht die Lippen Jessika's, sondern Jessika spricht von ihrem Vater das Schlimmste. . . . Entsetzlicher Frevel! Sie hat kein Gemüth, sondern abenteuerlichen Sinn. Sie langweilte sich in dem streng verschlossenen „ehrbaren" Hause des bittermüthigen Juden, das ihr endlich eine Hölle dünkte. Das leichtfertige Herz ward allzusehr angezogen von den heiteren Tönen der Trommel und von der quergehalsten Pfeife. Hat Shakspeare hier eine Jüdin schildern wollen? Wahrlich, nein; er schildert nur eine Tochter Eva's, einen jener schönen Vögel, die, wenn sie flügge geworden, aus dem väterlichen Neste fortflattern zu den geliebten Männchen. So folgte Desdemona dem Mohren, so Imogen den Postumus. Das ist weibliche Sitte. Bei Jessika ist besonders bemerkbar eine gewisse zagende Scham, die sie nicht überwinden kann, wenn sie Knabentracht anlegen soll. Vielleicht in diesem Zuge möchte man jene sonderbare Keuschheit erkennen, die ihrem Stamme eigen ist und den Töchtern desselben einen so wunderbaren Liebreiz verleiht. Die Keuschheit der Juden ist vielleicht die Folge einer Opposition, die sie von jeher gegen jenen orientalischen Sinnen- und Sinnlichkeitsdienst bildeten, der einst bei ihren Nachbarn, den Egyptern, Phöniciern, Assyrern und Babyloniern in üppigster Blüthe stand und sich in beständiger Transformation bis auf heutigen Tag erhalten hat. Die Juden sind ein keusches, enthaltsames, ich möchte fast sagen: abstractes Volk, und in der Sittenreinheit stehen sie am nächsten den germanischen Stämmen. Die Züchtigkeit der Frauen bei Juden und Germanen ist vielleicht

von keinem absoluten Werthe, aber in ihrer Erscheinung macht sie den lieblichsten, anmuthigsten und rührendsten Eindruck. Rührend bis zum Weinen ist es, wenn z. B. nach der Niederlage der Cimbern und Teutonen die Frauen derselben den Marius anflehen, sie nicht seinen Soldaten, sondern den Priesterinnen der Vesta als Sclavinnen zu übergeben.

Es ist in der That auffallend, welche innige Wahlverwandtschaft zwischen den beiden Völkern der Sittlichkeit, den Juden und Germanen herrscht. Diese Wahlverwandtschaft entstand nicht auf historischem Wege, weil etwa die große Familienchronik der Juden, die Bibel, der ganzen germanischen Welt als Erziehungsbuch diente, auch nicht weil Juden und Germanen von früh an

die unerbittlichsten Feinde der Römer und die natürlichen Bundesgenossen waren, sie hat einen tiefern Grund, und beide Völker sind sich ursprünglich so ähnlich, daß man das ehemalige Palästina für ein orientalisches Deutschland ansehen könnte, wie man das heutige Deutschland für die Heimat des heiligen Wortes, für den Mutterboden des Prophetenthums, für die Burg der reinen Geistheit halten sollte.

Aber nicht blos Deutschland trägt die Physiognomie Palästinas, sondern auch das übrige Europa erhebt sich zu den Juden. Ich sage erhebt sich, denn die Juden trugen schon im Beginne das moderne Princip in sich, welches sich heute erst bei den europäischen Völkern sichtbar entfaltet.

Griechen und Römer hingen begeistert an dem Boden, an dem Vaterlande. Die spätern nordischen Einwanderer in die Römer- und Griechenwelt hingen an der Person ihrer Häuptlinge, und an die Stelle des antiken Patriotismus trat im Mittelalter die Vasallentreue, die Anhänglichkeit an die Fürsten. Die Juden aber, von jeher, hingen nur an dem Gesetz, an dem abstracten Gedanken, wie unsere neueren kosmopolitischen Republikaner, die weder das Geburtsland noch die Person der Fürsten, sondern die Gesetze als das Höchste achten. Ja, der Kosmopolitismus ist ganz eigentlich dem Boden Judäas entsprossen, und Christus, der trotz dem Mißmuthe des früher erwähnten Hamburger Specereihändlers ein wirklicher Jude war, hat ganz eigentlich eine Propaganda des Weltbürgerthums gestiftet. Was den Republikanismus der Juden betrifft, so erinnere ich mich im Josephus gelesen zu haben, daß es zu Jerusalem Republikaner gab, die sich den königlich gesinnten Herodianern entgegensetzten, am muthigsten fochten Niemanden den Namen „Herr" gaben und den römischen Absolutismus auf's Ingrimmigste haßten; Freiheit und Gleichheit war ihre Religion. Welcher Wahn!

Was ist aber der letzte Grund jenes Hasses den wir in Europa zwischen den Anhängern der mosaischen Gesetze und der Lehre Christi bis auf heutigen Tag gewahren und wovon uns der Dichter indem er das Allgemeine im Besondern veranschaulichte, im „Kaufmann von Venedig" ein schauerliches Bild geliefert hat? Ist es der ursprüngliche Bruderhaß den wir schon gleich nach Erschaffung der Welt ob der Verschiedenheit des Gottesdienstes zwischen Kain und Abel entlodern sehen? Oder ist die Religion überhaupt nur Vorwand, und die Menschen hassen sich um sich zu hassen wie sie sich lieben, um sich zu lieben? Auf welcher Seite ist die Schuld bei diesem Groll? Ich kann nicht umhin zur Beantwortung dieser Frage eine Stelle aus einem Privatbriefe mitzutheilen, die auch die Gegner Shylock's justificirt:

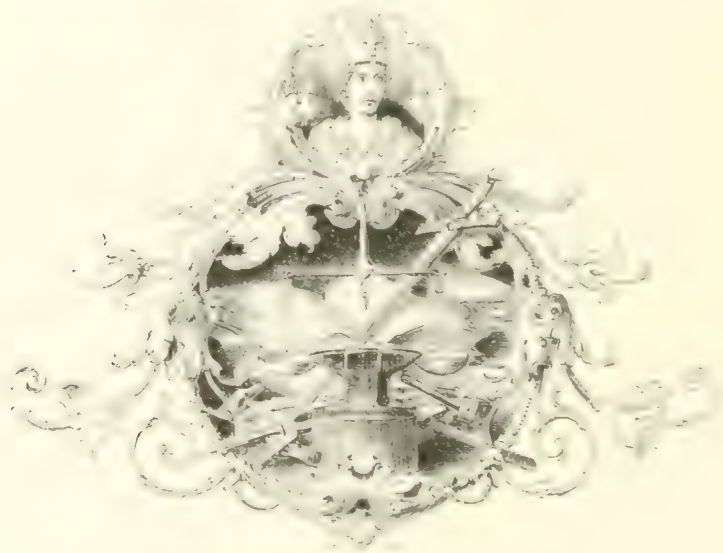
Ich verdamme nicht den Haß womit das gemeine Volk die Juden verfolgt; ich verdamme nur die unglückseligen Irrthümer, die jenen Haß erzeugten. Das Volk hat immer Recht in der Sache, seinem Hasse wie seiner Liebe liegt immer ein ganz richtiger Instinct zu Grunde nur weiß es nicht seine Empfindungen richtig zu formuliren und statt der Sache trifft sein Groll gewöhnlich die Person, den unschuldigen Sündenbock zeitlicher oder örtlicher Mißverhältnisse. Das Volk leidet Mangel, es fehlen ihm die Mittel zum Lebensgenuß, und obgleich ihm die Priester der Staatsreligion versichern, daß man auf Erden sei, um zu entbehren und trotz Hunger und Durst der Obrigkeit zu gehorchen — so hat doch das Volk eine geheime Sehnsucht nach den Mitteln des Genusses, und es haßt Diejenigen, in deren Kisten und Kasten dergleichen aufgespeichert liegt: es haßt die Reichen und ist froh, wenn ihm die Religion erlaubt, sich diesem Hasse mit vollem Gemüthe hinzugeben. Das gemeine Volk haßte in den Juden immer nur die Geldbesitzer es war immer das aufgehäufte Metall, welches die Blitze seines Zornes auf die Juden herabzog. Der jedesweilige Zeitgeist lieh nun immer jenem Hasse seine Parole. Im Mittelalter trug diese Parole die düstre Farbe der streitenden Kirche, und man schlug die Juden todt und plünderte ihre Häuser „weil sie Christus gekreuzigt" — ganz mit derselben Logik, wie auf St. Domingo einige schwarze Christen zur Zeit der Massacre mit einem Bilde des gekreuzigten Heilands herumliefen und fanatisch schrieen: [illegible]

Mein Freund, Sie lachen über die armen Neger; ich versichere Sie, die westindischen Pflanzer lachten damals nicht und wurden niedergemetzelt zur Sühne Christi, wie einige Jahrhunderte früher die europäischen Juden. Aber die schwarzen Christen auf St. Domingo hatten in der Sache ebenfalls Recht! Die Weißen lebten müßig in der Fülle aller Genüsse, während der Neger im Schweiße seines schwarzen Angesichts für sie arbeiten mußte und zum Lohne nur ein Bischen Reismehl und sehr viele Peitschenhiebe erhielt; die Schwarzen waren das gemeine Volk.

„Wir leben nicht mehr im Mittelalter, auch das gemeine Volk wird aufgeklärter, schlägt die Juden nicht mehr auf einmal todt und beschönigt seinen Haß nicht mehr mit der Religion; unsere Zeit ist nicht mehr so naiv glaubensheiß, der traditionelle Groll kleidet sich in moderne Redensarten und der Pöbel in den Bierstuben wie in den Deputirtenkammern declamirt wider die Juden mit mercantilischen, industriellen, wissenschaftlichen oder gar philosophischen Argumenten. Nur abgeheimte Heuchler geben noch heute ihrem Hasse eine religiöse Färbung und verfolgen die Juden um Christi willen; die große Menge gesteht offenherzig, daß hier materielle Interessen zu Grunde liegen, und sie will den Juden durch alle möglichen Mittel die Ausübung ihrer industriellen Fähigkeiten erschweren. Hier in Frankfurt z. B. dürfen jährlich nur vierundzwanzig Bekenner des mosaischen Glaubens heiraten, damit ihre Population nicht zunimmt und für die christlichen Handelsleute keine allzustarke Concurrenz erzeugt wird. Hier tritt der wirkliche Grund des Judenhasses mit seinem wahren Gesichte hervor, und dieses Gesicht trägt keine düstere fanatische Mönchsmiene, sondern die schlaffen aufgeklärten Züge eines Krämers, der sich ängstigt, im Handel und

Wandel von dem israelitischen Geschäftsgeist überflügelt zu werden.

„Aber ist es die Schuld der Juden, daß sich dieser Geschäftsgeist bei ihnen so bedrohlich entwickelt hat? Die Schuld liegt ganz an jenem Wahnsinn, womit man im Mittelalter die Bedeutung der Industrie verkannte, den Handel als etwas Unedles und gar die Geldgeschäfte als etwas Schimpfliches betrachtete und deshalb den einträglichsten Theil solcher Industriezweige namentlich die Geldgeschäfte, in die Hände der Juden gab, so daß diese ausgeschlossen von allen anderen Gewerben nothwendigerweise die raffinirtesten Kaufleute und Bankiers werden mußten. Man zwang sie reich zu werden und hasste sie dann wegen ihres Reichthums; und obgleich jetzt die Christenheit ihre Vorurtheile gegen die Industrie aufgegeben hat, und die Christen in Handel und Gewerb eben so große Spitzbuben und eben so reich wie die Juden geworden sind, so ist dennoch an diesen letzteren der traditionelle Volkshaß haften geblieben. Das Volk sieht in ihnen noch immer die Repräsentanten des Geldbesitzes und haßt sie. Sehen Sie, in der Weltgeschichte hat Jeder Recht, sowohl der Hammer als der Amboß."



Porzia.

Der Kaufmann von Venedig.

„Wahrscheinlich wurden alle Kunstrichter von Shylock's eigenthümlichem Charakter so geblendet und befangen, daß sie ihrerseits Porzia ihr Recht nicht widerfahren ließen, da doch ausgemacht Shylock's Charakter in seiner Art nicht kunstreicher noch vollendeter ist als Porzia's in der ihrigen. Die zwei glänzenden Figuren sind beide ebenwerth — werth, zusammen in dem reinen Raum bezaubernder Dichtung und prachtvoller, anmuthiger Formen zu stehen. Neben dem schrecklichen, unerbittlichen Juden, gegen seine gewaltigen Schatten durch ihre Glanzfarben abstechend, hängt sie wie ein prachtiger, Abendhimmel nehmender Tizian neben einem herrlichen Rembrandt.

„Porzia hat ihr gehöriges Theil von den angenehmen Eigenschaften, die Shakspeare über viele seiner weiblichen Charaktere ausgegossen; neben der Würde aber, der Sanftheit und Innigkeit, welche ihr Geschlecht überhaupt auszeichnen, auch noch ganz eigenthümliche, besondere Gaben, eine

geistige Kraft, begeisterte Stimmung, entschiedene Festigkeit und Allem obschwebende Munterkeit. Diese sind angeboren; sie hat aber noch andere ausgezeichnete äußerlichere Eigenschaften, die aus ihrer Stellung und ihren Bezügen hervorgehen. So ist sie Erbin eines fürstlichen Namens und unberechenbaren Reichthums; ein Gefolg dienstwilliger Lustbarkeiten hat sie stets umgeben; von Kindheit an hat sie eine mit Wohlgerüchen und Schmeicheldüften durchwürzte Luft geathmet. Daher eine gebieterische Anmuth, eine vornehme, hehre Zierlichkeit, ein Geist der Pracht in Allem, was sie thut und sagt, als die von Geburt an mit dem Glanze Vertraute. Sie wandelt einher wie in Marmorpalästen, unter goldverzierten Decken, auf Fußböden von Ceder und Mosaiken von Jaspis und Porphyr, in Gärten mit Standbildern, Blumen und Quellen und geisterartig flüsternder Musik. Sie ist voll eindringender Weisheit unverfälschter Zärtlichkeit und lebhaften Witzes. Da sie aber nie Mangel, Gram, Furcht oder Mißerfolg gekannt, so hat ihre Weisheit keinen Zug von Düsterheit; all ihre Regungen sind mit Glauben, Hoffnung, Freude versetzt; und ihr Witz ist nicht im mindesten böswillig oder beißend."

Obige Worte entlehne ich einem Werke der Frau Jameson, welches „Moralische, poetische und historische Frauen-Charaktere" betitelt. Es ist in diesem Buche nur von Shakspeare'schen Weibern die Rede, und die angeführte Stelle zeugt von dem Geiste der Verfasserin, die wahrscheinlich von Geburt eine Schottin ist. Was sie über Porzia im Gegensatz zu Shylock sagt, ist nicht blos schön, sondern auch wahr. Wollen wir Letzteren, in üblicher Auffassung, als den Repräsentanten des starren, ernsten, kunstfeindlichen Judäas betrachten, so erscheint uns dagegen Porzia als die Repräsentantin jener Nachblüthe des griechischen Geistes, welche von Italien aus im sechzehnten Jahrhundert ihren holden Duft über die Welt verbreitete, und welche wir heute noch unter dem Namen „die Renaissance" lieben und schätzen. Porzia ist zugleich die Repräsentantin des heitern Glückes im Gegensatze zu dem düstern Mißgeschick, welches Shylock repräsentirt. Wie blühend, wie rosig, wie reinklingend ist all ihr Denken und Sprechen, wie freudewarm sind ihre Worte, wie schön alle ihre Bilder, die meistens der Mythologie entlehnt sind! Wie trübe, kneifend und häßlich sind dagegen die Gedanken und Reden des Shylock, der im Gegentheil nur alttestamentalische Gleichnisse gebraucht! Sein Witz ist krampfhaft und ätzend, seine Metaphern sucht er unter den widerwärtigsten Gegenständen, und sogar seine Worte sind zusammengeraufte Mißlaute, schrill, zischend und quirrend. Wie die Personen, so ihre Wohnungen. Wenn wir sehen, wie der Diener Jehovahs weder ein Abbild Gottes noch des Menschen, des erschaffenen Conterfei Gottes, in seinem „ehrbaren Hause" duldet und sogar die Ohren desselben, die Fenster, verstopft, damit die Töne des heidnischen Mummenschanzes nicht hineindringen in sein „ehrbares Haus" ... so sehen wir im Gegentheil das kostbarste und geschmackvollste Villeggiatura-Leben in dem schönen Palazzo zu Belmont, wo lauter Licht und Musik, wo unter Gemälden, marmornen Statuen und hohen Lorbeerbäumen die geschmückten Freier lustwandeln und über Liebesräthsel sinnen und inmitten aller Herrlichkeit Signora Porzia gleich einer Göttin hervorglänzt,

Das sonnige Haar die Schläf' umwallend.

Durch solchen Contrast werden die beiden Hauptpersonen des Dramas so individualisirt, daß man darauf schwören möchte, es seien nicht Phantasiebilder eines Dichters, sondern wirkliche, weibgeborene Menschen. Ja, sie erscheinen uns noch lebendiger, als die gewöhnlichen Naturgeschöpfe, da weder Zeit noch Tod ihnen etwas anhaben kann und in ihren Adern das unsterblichste Blut, die ewige Poesie, pulsirt. Wenn du nach Venedig kommst und den Dogenpalast durchwandelst, so weißt du sehr gut, daß du weder im Saal der Senatoren noch auf der Riesentreppe dem Marino Falieri begegnen wirst; — an den alten Dandolo wirst du im Arsenale zwar erinnert, aber auf keiner der goldenen Galeren wirst du den blinden Helden suchen; — siehst du an einer Ecke der Straße Santa eine Schlange in Stein gehauen und an der andern Ecke den geflügelten Löwen, welcher das Haupt der Schlange in der Tatze hält, so kömmt dir vielleicht der stolze Carmagnole in den Sinn, doch nur auf einen Augenblick. Aber weit mehr als an alle solche historische Personen denkst du zu Venedig an Shakspeare's Shylock, der immer noch lebt, während jene im Grabe längst vermodert sind — und wenn du über den Rialto steigst, so sucht ihn dein Auge überall, und du meinst, er müsse dort hinter irgend einem Pfeiler zu finden sein, mit seinem jüdischen Rockelor,

mit seinem mißtrauisch berechnenden Gesicht und du glaubst manchmal sogar seine heiserbrüchige Stimme zu hören: „Dreitausend Dukaten — gut.“

Ich wenigstens wandelnder Trauerwagen wie ich bin, ich sah mich auf dem Rialto überall umsonst nach Shylock um, ob ich ihn irgend fände. Ich hatte ihm Etwas mitzutheilen gehabt, was ihn Vergnügen machen konnte, daß z. B. sein Vetter, Herr von Shylock in Paris, der mächtigste Bürger der Christenheit geworden und von Ihrer Kaiserlichen Majestät Napoleon III. zum Grafen ernannt worden sei. Ich hatte ihm Etwas mitzutheilen gehabt, was ihn Vergnügen machen konnte, daß z. B. sein Vetter, Herr von Shylock in Paris, der mächtigste Bürger der Christenheit geworden und von Ihrer Kaiserlichen Majestät Napoleon III. zum Grafen ernannt worden sei.

Ich hatte ihm Etwas mitzutheilen gehabt, was ihn Vergnügen machen konnte, daß z. B. sein Vetter, Herr von Shylock in Paris, der mächtigste Bürger der Christenheit geworden und von Ihrer Kaiserlichen Majestät Napoleon III. zum Grafen ernannt worden sei. Ich hatte ihm Etwas mitzutheilen gehabt, was ihn Vergnügen machen konnte, daß z. B. sein Vetter, Herr von Shylock in Paris, der mächtigste Bürger der Christenheit geworden und von Ihrer Kaiserlichen Majestät Napoleon III. zum Grafen ernannt worden sei.

Ich hatte ihm Etwas mitzutheilen gehabt, was ihn Vergnügen machen konnte, daß z. B. sein Vetter, Herr von Shylock in Paris, der mächtigste Bürger der Christenheit geworden und von Ihrer Kaiserlichen Majestät Napoleon III. zum Grafen ernannt worden sei. Ich hatte ihm Etwas mitzutheilen gehabt, was ihn Vergnügen machen konnte, daß z. B. sein Vetter, Herr von Shylock in Paris, der mächtigste Bürger der Christenheit geworden und von Ihrer Kaiserlichen Majestät Napoleon III. zum Grafen ernannt worden sei.

Ich hatte ihm Etwas mitzutheilen gehabt, was ihn Vergnügen machen konnte, daß z. B. sein Vetter, Herr von Shylock in Paris, der mächtigste Bürger der Christenheit geworden und von Ihrer Kaiserlichen Majestät Napoleon III. zum Grafen ernannt worden sei. Ich hatte ihm Etwas mitzutheilen gehabt, was ihn Vergnügen machen konnte, daß z. B. sein Vetter, Herr von Shylock in Paris, der mächtigste Bürger der Christenheit geworden und von Ihrer Kaiserlichen Majestät Napoleon III. zum Grafen ernannt worden sei.

Ich hatte ihm Etwas mitzutheilen gehabt, was ihn Vergnügen machen konnte, daß z. B. sein Vetter, Herr von Shylock in Paris, der mächtigste Bürger der Christenheit geworden und von Ihrer Kaiserlichen Majestät Napoleon III. zum Grafen ernannt worden sei. Ich hatte ihm Etwas mitzutheilen gehabt, was ihn Vergnügen machen konnte, daß z. B. sein Vetter, Herr von Shylock in Paris, der mächtigste Bürger der Christenheit geworden und von Ihrer Kaiserlichen Majestät Napoleon III. zum Grafen ernannt worden sei.

Ich hatte ihm Etwas mitzutheilen gehabt, was ihn Vergnügen machen konnte, daß z. B. sein Vetter, Herr von Shylock in Paris, der mächtigste Bürger der Christenheit geworden und von Ihrer Kaiserlichen Majestät Napoleon III. zum Grafen ernannt worden sei. Ich hatte ihm Etwas mitzutheilen gehabt, was ihn Vergnügen machen konnte, daß z. B. sein Vetter, Herr von Shylock in Paris, der mächtigste Bürger der Christenheit geworden und von Ihrer Kaiserlichen Majestät Napoleon III. zum Grafen ernannt worden sei.

Ich hatte ihm Etwas mitzutheilen gehabt, was ihn Vergnügen machen konnte, daß z. B. sein Vetter, Herr von Shylock in Paris, der mächtigste Bürger der Christenheit geworden und von Ihrer Kaiserlichen Majestät Napoleon III. zum Grafen ernannt worden sei. Ich hatte ihm Etwas mitzutheilen gehabt, was ihn Vergnügen machen konnte, daß z. B. sein Vetter, Herr von Shylock in Paris, der mächtigste Bürger der Christenheit geworden und von Ihrer Kaiserlichen Majestät Napoleon III. zum Grafen ernannt worden sei.

Ich hatte ihm Etwas mitzutheilen gehabt, was ihn Vergnügen machen konnte, daß z. B. sein Vetter, Herr von Shylock in Paris, der mächtigste Bürger der Christenheit geworden und von Ihrer Kaiserlichen Majestät Napoleon III. zum Grafen ernannt worden sei. Ich hatte ihm Etwas mitzutheilen gehabt, was ihn Vergnügen machen konnte, daß z. B. sein Vetter, Herr von Shylock in Paris, der mächtigste Bürger der Christenheit geworden und von Ihrer Kaiserlichen Majestät Napoleon III. zum Grafen ernannt worden sei.

und jetzt in der Synagoge fiel es mir auf, daß in dem Blick der Juden derselbe fatale bald stiere, bald unstäte, bald pfiffige, bald blöde Glanz flimmerte, welchen ich kurz vorher in den Augen der Wahnsinnigen zu San Carlo bemerkt hatte. Dieser unbeschreibliche, räthselhafte Blick zeugte nicht eigentlich von Geistesabwesenheit als vielmehr von der Oberherrschaft einer fixen Idee. Ist etwa der Glaube an jenen außerweltlichen Donnergott, den Moses aussprach, zu fixen Idee eines ganzen Volkes geworden, das trotzdem daß man es seit zwei Jahrtausenden in die Zwangsjacke steckte und ihm die Douche gab, dennoch nicht davon ablassen will — gleich jenem verrückten Advocaten, den ich in San Carlo sah, und der sich ebenfalls nicht ausreden ließ, daß die Sonne ein englischer Käse sei, daß die Sternen derselben aus lauter rothen Würmern bestünden und daß ihm ein solcher herabgeschossener Wurmstrahl das Hirn zerfresse?

Ich will hiermit keineswegs den Werth jener fixen Idee bestreiten, sondern ich will nur sagen, daß die Träger derselben zu schwach sind, um sie zu beherrschen, und davon niedergedrückt und incurabel werden. Welches Martyrthum haben sie schon um dieser Idee willen erduldet! Welches größere Martyrthum steht ihnen noch bevor! Ich schaudre bei diesem Gedanken und ein unendliches Mitleid rieselt mir durch's Herz. Während des ganzen Mittelalters bis zum heutigen Tag stand die herrschende Weltanschauung nicht in directem Widerspruch mit jener Idee, die Moses den Juden aufgebürdet, ihnen mit heiligen Riemen angeschnallt, ihnen in's Fleisch eingeschnitten hatte; ja, von Christen und Mahomedanern unterschieden sie sich nicht wesentlich, unterschieden sie sich nicht durch eine entgegengesetzte Synthese, sondern nur durch Auslegung und Schiboleth. Aber siegt einst Satan, der sündhafte Pantheismus, vor welchem uns sowohl alle Heiligen des alten und des neuen Testaments als auch des Korans bewahren mögen, so zieht sich über die Häupter der armen Juden ein Verfolgungsgewitter, das ihre früheren Erduldungen noch weit überbieten wird . . .

Trotzdem daß ich in der Synagoge von Venedig nach allen Seiten umherspähete, konnte ich das Antlitz des Shylock's nirgends erblicken. Und doch war es mir, als halte er sich dort verborgen unter irgend einem jener weißen Talare, inbrünstiger betend als seine übrigen Glaubensgenossen, mit stürmischer Wildheit, ja mit Raserei hinaufbetend zum Throne Jehovah's, des harten Gottkönigs! Ich sah ihn nicht. Aber gegen Abend, wo nach dem Glauben der Juden die Pforten des Himmels geschlossen werden und kein Gebet mehr Einlaß erhält, hörte ich eine Stimme, worin Thränen rieselten, wie sie nie mit den Augen geweint werden . . . Es war ein Schluchzen, das einen Stein in Mitleid zu rühren vermochte . . . Es waren Schmerzlaute, wie sie nur aus einer Brust kommen konnten, die all das Martyrthum, welches ein ganzes gequältes Volk seit achtzehn Jahrhunderten ertragen hat, in sich verschlossen hielt . . . Es war das Röcheln einer Seele, welche todtmüde niedersinkt vor den Himmelspforten . . . Und diese Stimme schien mir wohlbekannt, und mir war, als hätte ich sie einst gehört, wie sie eben so verzweiflungsvoll jammerte: „Jessika, mein Kind!"

Komödien.

Titania.

Ein Sommernachtstraum. Act II. Scene II.

[illegible]

Titania.

Kommt! einen Ringel, einen Feensang!
Dann auf das Drittel 'ner Minute fort!
Ihr tödtet Raupen in den Rosenknospen!
Ihr Andern führt mit Fledermäusen Krieg,
Bringt ihrer Flügel Balg als Beute heim,
Den kleinen Elfen Röcke draus zu machen!
Ihr endlich sollt den Kauz, der nächtlich kreischt
Und über unsre schmucken Geister staunt
Von uns verscheuchen. Singt mich nun in Schlaf;
An eure Dienste dann, und laßt mich ruhn!

Perdita.

Das Wintermärchen. Act IV. Scene III.

Perdita.

— — Nehmt die Blumen!
Mich dünkt, ich spiel' ein Spiel, wie ich's am Pfingsten
Von Hirten sah, fürwahr, dies Prachtgewand
Verwandelt meine Stimmung.

Florizel.

Was Ihr thut
Veredelt all Eu'r Thun. Sprecht Ihr, so wünscht ich
Ihr sprechet immer, singt Ihr, möcht ich, daß Ihr
So singend kauftet und verkauftet, und
Almosen gäbt und betet, und Alles
So thätet, was Ihr thut, und wenn Ihr tanzet
Wollt ich, Ihr wäret Welle stets zu tanzen,
Euch stets nur so, nicht anders zu bewegen.
Als Ihr Euch regt, denn jedes Euer Thun
Ist so in allen Theilen einzig, daß
Was Ihr auch thut, jedwede Handlung sich
Als Königin bewährt.

Miranda.

Der Sturm. Act III. Scene I.

Ferdinand.

Warum weint Ihr?

Miranda.

Um meinen Unwerth, daß ich
nicht darf bieten
Was ich zu geben wünschte,
noch viel minder,
Wonach ich todt und lebnen
werde nehmen.
Doch das beißt tandeln und
je mehr es sucht
Sich zu verbergen um so mehr
erscheint's
In seiner ganzen Macht. Fort
blode Schlauheit
Führ' du das Wort nur, schlichte
heil'ge Unschuld! Ich bin
Ew'r Weib wenn Ihr mich
haben wollt
Sonst sterb' ich Eure Magd;
Ihr könnt mir's weigern,
Gefährtin Euch zu sein, doch
Dienerin
Will ich Euch sein Ihr wollet
oder nicht.

Ferdinand.

Geliebte, Herrin und auf immer
ich
So unterthanig!

Miranda.

Mein Gatte denn?

Ferdinand.

Ja, mit so will'gem Herzen
Als Dienstbarkeit sich je zur
Freiheit wandte.
Hier habt Ihr meine Hand.

Imogen.

Cymbeline. Act II, Scene II.

Imogen.

Ihr Götter!
In euren Schutz empfehl' ich mich! Beschützt
Vor Feen mich und nächtlichen Versuchern!

(Sie schläft ein. Jachimo steigt aus der Kist.)

Jachimo.

Die Grille singt, des Menschen müde Sinne
Erholen sich im Schlaf. So druckt' Tarquin
Die Binsen sanft, eh' er die Keuschheit weckte
Die er verletzte! — Cytherea, wie
Du hold dein Lager schmückst! Du frische Lilie!
Und weißer als dein Bettgewand! O könnt'
Ich dich berühren, küssen, einmal küssen!
Rubinen sonder Gleichen, o wie hold
Muß euer Kuß sein! Ist's ihr Athem doch
Der dieses Zimmer so erfüllt mit Duft.
Des Lichtes Flamme neigt sich gegen sie
Und guckte gern ihr unter's Augenlid,
Das dort verschlossne Licht zu schaun — —

Julia.

(Die beiden Veroneser. Act IV, Scene IV.)

Julia.

Ob viele Frau'n wohl brachten solche Botschaft?
Ach, armer Proteus! einen Fuchs hast du
Zum Hirten deiner Lämmer angenommen.
Ach, arme Thorin! du bedauerst ihn,
Der so von ganzem Herzen dich verachtet!
Weil er sie liebt, so schätzt er mich gering;
Weil ich ihn liebe, muß ich ihn bedauern.
Bei unserm Abschied gab ich ihm den Ring,
Zu fesseln die Erinnerung meiner Liebe.
Nun werd' ich — Unglücksbote — hingesandt,
Das zu erflehn, was ich nicht wünschen kann
Zu fordern, was ich gern verweigert sähe,
Die Treu' zu preisen, die ich tadeln muß!
Ich bin die treue Liebe meines Herrn,
Doch kann ich treu nicht dienen meinem Herrn,
Will ich mir selber kein Verräther sein.
Zwar will ich für ihn werben, doch so kalt
Als weiß es Gott! es hätte keine Eil'.

Silvia.

Die beiden Veroneser. Act IV. Scene IV.

Silvia.

— — — Jüngling! da du so
Dein Fräulein liebst, verehr' ich dir dies Geld.
Gehab dich wohl!

Sie geht ab.

Julia.

Wenn du sie je erkennst, sagt sie dir Dank.
Ein tugendhaftes Mädchen, mild und schön!
Ich hoffe, kalt empfängt sie meinen Herrn,
Da meines Fräuleins Liebe sie so ehrt.
Wie Liebe mir sich selber tändelt! — Ach,
Hier ist ihr Bild. Ich will doch seh'n. Mich dünkt,
Mein Antlitz wäre — hätt' ich solchen Schmuck —
Gewiß so reizend als ihr Angesicht.
Und doch der Maler schmeichelt ihr ein wenig
Wenn ich mir selbst zu viel nicht schmeicheln mag,
Ihr Haar ist braun, mein Haar vollkommen gelb
Ist dieses seines Leichtsinns einz'ger Grund,
So schmück' ich mich mit falschem braunem Haar
Ihr Aug' ist grau wie Glas; so ist auch meins.
Ja doch, die Stirn ist niedrig, meine hoch.
Was kann's nur sein, was er an ihr so schätzt,
An mir ich ihn nicht schätzend machen kann?

Hero.

Viel Lärm um Nichts. Act IV, Scene I.

Mönch.

Herrin, wer ist's mit dem man Euch beschuldigt?

Hero.

Die mich beschuld'gen, wissen's — ich weiß nichts.
Denn weiß ich mehr von irgend einem Mann,
Als Keuschheit reiner Jungfrau es gestattet,
So fehl' all meinen Sünden Gnade, Vater!
Beweist sich's, daß zu unanständ'gen Stunden
Mit mir ein Mann sprach, oder daß ich gestern
Zu Nacht mit irgend Einem Wort gewechselt,
So haßt — verstoßt mich — martert mich zu Tode.

Beatrice.

Viel Lärm um Nichts. Act III. Scene I.

Hero.

Doch schuf Natur noch nie ein weiblich Herz
Von sprödem Stoff, als das der Beatrice.
Hohn und Verachtung sprüht ihr funkelnd Auge
Und schmäht, worauf sie blickt; so hoch im Preise
Stellt sie den eignen Witz, daß alles Andre
Ihr nur gering erscheint, sie kann nicht lieben
Noch Liebe fassen und in sich entwerfen.
So eigenliebig ist sie.

Ursula.

Gewiß solch Mäckeln ist nicht zu empfehlen.

Hero.

O nein, so schroff, so außer aller Form
Wie Beatrice ist nicht lobenswerth
Wer aber darf's ihr sagen? Wollt ich reden,
Verhöhnte sie mit Spott und lachte mich
Aus mir heraus, erdrückte mich mit Witz.
Mag Benedict drum wie verdecktes Feuer
Vergehn in Seufzern, innerlich hinschmelzen,
Ein besser Tod war's immer als an Spott
Was eben ist wie todtgekitzelt werden.

Celia.

Wie es euch gefällt. Act I. Scene II.

Rosalinde.

Das will ich von nun an Mühmchen und auf Späße denken. Laß sehen was hältst du vom Verlieben?

Celia.

Ei, ja, thu's, um Spaß damit zu treiben. Aber liebe keinen Mann in wahrem Ernst auch zum Spaß nicht weiter als daß du mit einem unschuldigen Erröthen in Ehren wieder davon kommen kannst.

Rosalinde.

Was wollen wir denn zum Spaß haben?

Celia.

Laß uns sinnen und du ehrliche Vormünderin Fortuna von ihrem Rade weisen, damit ihre **Gaben künftig gleicher ausgetheilt werden mögen.**

Rosalinde.

Ich wollte wir könnten das, denn ihre Wohlthaten sind oft gewaltig übel angebracht und an manchen verliehn sich die reichhaltige blinde Frau mit ihren Geschenken an Frauen.

Celia.

Das ist wahr, denn die welche sie schön macht, **macht sie selten ehrbar, und die, welche sie ehrbar** macht, macht sie sehr häßlich.

(Celia.)

Helena.

Ende gut Alles gut. Act I. Scene III.

Helena.

So bekenn' ich
Hier auf den Knien vor Euch und Gott dem Herrn,
Daß ich vor Euch und nächst dem Herrn des Himmels
Lieb' Euren Sohn.
Mein Stamm war arm doch ehrsam; so mein Lieben.
Zürnt nicht darüber! thut's ihm doch kein Leid
Daß er von mir geliebt wird. Ich verfolg' ihn
Mit keinem Zeichen dringlicher Bewerbung,
Noch möcht' ich ihn bis ich nur ihn verdient;
Weiß aber nicht wie mir das werden sollte.
Ich weiß, ich lieb' umsonst und wider Hoffnung;
Und doch in dies unhaltbar weite Sieb
Gieß' ich beständig meiner Liebe Flut,
Die nimmer doch erschöpft wird; gleich dem Juder
Wahngläubig fromm andächtig bet ich an
Die Sonne die da schauet auf den Boden
Doch mehr von ihm nicht weiß. O theure Herrin:
Laßt Euren Haß nicht meine Liebe treffen,
Weil sie dasselbe liebt wie Ihr. —

Rosalinde.

Wie es euch gefällt. Act III. Scene II.

Celia.

Hast du diese Verse gehört?

Rosalinde.

O ja, ich hörte sie alle und noch was d'rüber denn einige hatten mehr Füße als die Verse tragen konnten.

Celia.

Das thut nichts, die Füße konnten die Verse tragen.

Rosalinde.

Ja, aber die Füße waren lahm und konnten sich nicht außerhalb des Verses bewegen und darum standen sie so lahm im Verse.

Celia.

Aber hast du gehört, ohne dich zu wundern, daß dein Name an den Bäumen hängt und ein geschnitten ist?

Rosalinde.

Ich war seit sieben Tage in der Wilde aber alles Wundern hinaus ehe du kamst, denn sieh nur was ich an einem Palmbaum fand. Ich bin **nicht so bereimt worden seit Pythagoras' Zeiten,** wo ich eine Ratte war, die wie mit schwachen Versen vergifteten, deren ich mich kaum mehr erinnern kann.

Olivia.

Was ihr wollt. Act I. Scene V.

Viola.

Liebes Fräulein, laßt mich Euer Gesicht seh'n.

Olivia.

Habt Ihr irgend einen Auftrag von Eurem Herrn, mit meinem Gesicht zu verhandeln? Jetzt seit Ihr aus Eurem Text gekommen. Doch will ich den Vorhang wegzieh'n, und End das Gemälde weisen. *Sie entschleiert sich.* Seht, Herr, so sah ich in diesem Augenblick aus. Ist die Arbeit nicht gut?

Viola.

Vortrefflich, wenn sie Gott allein gemacht hat.

Olivia.

Es ist echte Farbe, Herr, es hält Wind und Wetter aus.

Viola.

's ist reine Schönheit deren Roth und Weiß
Natur mit zarter blauer Hand verschmelzte.
Fräulein, Ihr seid die Grausame, die lebt,
Wenn Ihr zum Grabe diese Reize tragt,
Und laßt der Welt kein Abbild.

Viola.

Was ihr wollt. Act II. Scene V.

Viola.

Mein Vater hatt' eine Tochter, welche liebte
Wie ich vielleicht, wär' ich ein Weib, mein Fürst
Euch lieben würde.

Herzog.

Was war ihr Lebenslauf?

Viola.

Ein leeres Blatt,
Mein Fürst. Sie sagte ihre Liebe nie,
Und ließ Verheimlichung, wie in der Knospe
Den Wurm, an ihrer Purpurwange nagen.
Sich härmend und in bleicher welker Schwermuth
Saß sie wie die Geduld auf einer Gruft,
Dem Grame lächelnd. Sagt, war das nicht Liebe?
Wir Männer mögen leicht mehr sprechen, schwören,
Doch der Verheißung steht der Wille nach —
Wir sind in Schwüren stark, doch in der Liebe schwach.

Herzog.

Starb deine Schwester denn an ihrer Liebe?

Viola.

Ich bin, was aus des Vaters Haus von Töchtern
Und auch von Brüdern blieb — — —

Maria.

(Was ihr wollt. Act I. Scene III.)

Junker Andreas.

— Schönes Frauenzimmer, denkt Ihr, Ihr hättet Narren am Seile?

Maria.

Nein, ich habe Euch nicht am Seile.

Junker Andreas.

Ihr sollt mich aber am Seile haben, hier ist meine Hand.

Maria.

Nun, Herr, Gedanken sind zollfrei; aber mich däucht, Ihr könntet sie immer ein Bischen in den Keller tragen und ihnen zu trinken geben.

Junker Andreas.

Wozu, mein Engelchen? Was soll die verblümte Redensart?

Maria.

Sie ist trocken, Herr.

Isabella.

(Maß für Maß. Act II. Scene IV.)

Angelo.

Nehmt an, kein Mittel wär' ihn zu befreien —
(Zwar gelten lass' ich's nicht, noch Eines sonst,
Doch so zum Beispiel nur — daß Ihr, die Schwester,
Geliebt Euch fändet von solch einem Mann
Deß hoher Rang, deß Einfluß auf den Richter
Euch wohl den Bruder könnt' entfesseln vom
Allbindenden Gesetz und übrig war'
Ihm gar kein Rettungsmittel, als entweder
Ihr übergabt das Kleinod Eures Leibs
Dem Mann da oder ließt den Bruder leiden.
Was thätet Ihr?

Isabella.

Das für den armen Bruder, was für mich
Das heißt: war' über mich erkannt der Tod
Der Geisel Stiefmen trug ich als Rubinen
Enthüllte mich zum Tode, wie zum Bett
Das ich verlangt in Sehnsucht, eh' ich gäbe
Den Leib der Schmach.

Prinzessin von Frankreich.

(Der Liebe Müh umsonst. Act III. Scene I.)

Schädel.

Gottes schönster Gruß Euch! Sagt, wer ist die Hauptdame?

Prinzessin.

Du wirst sie erkennen, Freund, an den Uebrigen, die ohne Haupt sind.

Schädel.

Wer ist die größte Dame, die höchste?

Prinzessin.

Die Dickste und die Längste.

Schädel.

Die Dickst' und die Längste! So ist's: wahr ist wahr.
War Euch schmächtig der Leib, wie der Witz mir, o Frau,
Ein Gürtel der Jungfrau da paßt' Euch genau.
Seid Ihr nicht die Hauptfrau? die Dickste seid Ihr.

Die Aebtiſſin.

Die Komödie der Irrungen. Act V. Scene I.

Aebtiſſin

Daher kam's eben, daß er raſend ward.
Der gift'ge Lärm der eiferſücht'gen Frau
Vergiftet mehr als toller Hunde Zahn.
Du hinderteſt durch Schelten ſeinen Schlaf
Und davon hat ſich ſein Gehirn entzündet.
Mit deinem Tadel würzteſt du ſein Mahl,
Geſtörte Mahlzeit hindert das Verdau'n
Und daher rührt des Fiebers Raſerei.
Denn, was iſt Fieber, als ein Wahnſinnshauch?
Du ſtörteſt ſtets mit Schelten ſein Ergötzen;
Erholung die ſo ſüße! was wird d'raus,
Verſperrt man ihr die Thür? Melancholie.
Die Blutsfreundin untroſtlicher Verzweiflung,
Und hinter ihr ein ungeheures Heer
Von bleichen Kränklichkeiten, Lebensfeinden!
Beim Mahl im Scherz bei lebensnähr'nder Ruh'
Geſtöret ſtets muß Menſch und Thier verrücken,
Und daraus folgt: vor deiner Eiferſucht,
Ergriff der Witz des Gatten hier die Flucht.

Frau Page.

Die luſtigen Weiber von Windſor. Act II. Scene II.

Jungfer Quickly.

Nun, das wäre wahrhaftig ein ſchöner Spaß' Für ſo einfaltig halt' ich ſie nicht. Das wäre ein Streich! Meiner Seele! Frau Page aber läßt Euch um aller Liebe willen bitten, ihr Euren kleinen Jungen zu ſchicken, ihr Mann hat eine unbeſchreibliche Zuneigung zu dem kleinen Jungen; und Herr Page iſt wahrhaftig ein ſehr rechtſchaffener Mann. Kein Weib in ganz Windſor führt ein beſſeres Leben als ſie. Sie thut, was ſie will; ſie ſagt, was ſie will, ſie nimmt Alles, bezahlt Alles, geht zu Bette wenn ſie Luſt hat, ſteht auf wenn ſie Luſt hat, und Alles wie ſie will. Und ſie verdient es wahrhaftig! denn wenn es in Windſor nur irgend eine gutmüthige Frau gibt, ſo iſt ſie's. Es hilft nichts, Ihr müßt ihr Euren Knaben ſchicken.

Frau Ford.

Die lustigen Weiber von Windsor. Act I. Scene III.

Falstaff.

Jetzt keine Possen Pistol! Freilich geht mein Wanst zwei Ellen hinaus; aber jetzt will ich nicht auf unnützen Aufwand sondern auf gute Wirthschaft hinaus. Kurz ich beabsichtige einen Liebeshandel mit Ford's Frau. Ich spüre Unterhaltung bei ihr. Sie schwatzt so zweideutig vor und ihre Blicke sind einladend. Ich kann mit den Inhalt ihrer vertraulichen Gespräche füllen und der ungünstigste Ausdruck ihres Benehmens ist in deutlichen Worten: Ich bin Sir John Falstaff's.

Anne Page.

Die luſtigen Weiber von Windſor. Act I. Scene I.

Anne.

Nun? Iſt's Euch nicht auch gefällig hereinzukommen, hochgeehrter Herr?

Slender.

Nein, ich danke Euch wahrhaftig! von ganzem Herzen. Ich befinde mich hier recht wohl.

Anne.

Man wartet mit dem Eſſen auf Euch, lieber Herr.

Slender.

Ich bin gar nicht ſo hungrig. Ich danke Euch wahrhaftig! *Zu ſeinem Diener.* Geh Burſche! und wenn du gleich mein Diener biſt ſo warte dennoch meinem Herrn Vetter Shallow auf. Ein Friedensrichter kann manchmal ſeinem Freunde um eines Dieners willen verpflichtet werden. Bis zum Tode meiner Mutter halte ich mir nur noch drei Leute und einen Burſchen. Wenn das aber auch iſt, ſo leb' ich doch immer noch ſo gut als ein armer Junker.

Anne.

Ohne Euer Geſtrengen dürft ich nicht hineinkommen. Man wird ſich nicht eher ſetzen, als bis Ihr kommt.

Katharina.

Die gezähmte Keiferin. Act II. Scene I.

Petruchio.

Komm an, ſie ſchmählt; nun, ruhig ſag' ich ihr,
Sie ſinge lieblich wie die Nachtigall.
Nimm an, ſie mault, ich ſag', ihr Blick ſei klar
Wie Morgenroſen, friſch getaut vom Thau.
Nimm an, ſie mückt und redet nicht ein Wort;
Dann preiſ' ich ihre Zungenfertigkeit
Und ihres Vortrags zaubriſche Gewalt.
Heißt ſie mir: Packt Euch fort! ich ſag' ihr Dank,
Als ob ſie ſagte: Bleib die Woche hier!
Schlägt ſie die Heirat ab: „Wann," frag' ich, ſoll
Das Aufgebot ſein, wann der Hochzeitstag?'
Doch ſeht, ſie kommt; nun ſprich, Petruchio!
Guten Morgen, Käth'; ich hör', Eu'r Nam' iſt das.

Katharina.

Ihr hörtet recht, obgleich halbtauben Ohrs;
Man ſagt Kathrina, redet man von mir.

Petruchio.

Ihr lügt fürwahr; blos Käthe nennt man Euch
Und raſche Käth', auch wohl erzböſe Käth'.

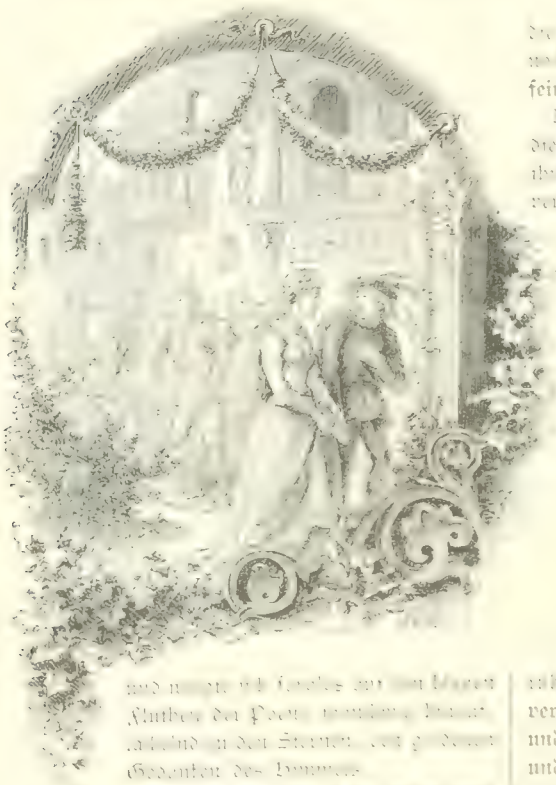
[illegible] unseres Dichters bis auf heuti- [illegible] Zeit den großen Britten hin- [illegible] Barbaren nannte und über seine Roheit so [illegible] litische Revolution, welche dieses Land erlebte, hat auch eine literarische hervorgebracht, die vielleicht an Terrorismus die erstere überbietet, und Shakspeare ward bei dieser Gelegenheit auf den Schild [illegible] ehrlich in ihren literarischen Revolutionen; wie dort, so auch hier preisen und feiern sie irgend einen Helden, nicht ob seinem wahren inwohnenden [illegible] gewinnen kann; und so geschieht es, daß sie heute emporrühmen, was sie morgen wieder herabwürdigen müssen, und umgekehrt. Shakspeare ist [illegible] ein Gegenstand der blindesten Anbetung. Aber ob er bei diesen Männern der Bewegung eine wirkliche gewissenhafte Anerkennung oder gar ein richtiges Verständniß gefunden hat, ist die [illegible] schaftliche Lüge mit der Ammenmilch eingesogen, als daß sie dem Dichter, der die Wahrheit der [illegible] herrscht freilich bei ihren Schriftstellern seit einiger [illegible] die conventionellen Gewänder vom Leibe und zeigen sich in der schrecklichsten Nacktheit . . . [illegible] dennoch immer anhängen bleibt, gibt Kunde von der überlieferten Unnatur und entlockt dem [illegible] der Herren und Damen, jene ihre Zopfperücken, diese ihre Thurmfrisuren und ihre Schuhe mit hohen Absätzen beibehalten haben.

[illegible] durch dramatische Schöpfungen, die dem Shakspeare mehr oder minder nachgebildet sind, gelangen [illegible] des Britten im gewöhnlichen Sinne betrachtet wissen. Victor Hugo ist ein Genius von erster [illegible] und seine Schöpferkraft; er hat das Bild und [illegible] reichs; aber sein Pegasus hegt eine krankhafte Scheu vor den brausenden Strömen der Gegenwart und geht nicht gern zur Tränke, wo das Tageslicht in den frischen Fluthen sich abspiegelt... vielmehr unter den Ruinen der Vergangenheit sucht er zu seiner Erlabung jene verschollenen [illegible] speare seinen unsterblichen Durst gelöscht hat. Ist es nun weil jene alten Quellen, halbverschüttet und übermoort, keinen reinen Trunk mehr bieten: genug, Victor Hugo's dramatische Gedichte enthalten mehr den trüben Moder als den belebenden Geist der altenglischen Hippokrene, es fehlt ihnen die heitere Klarheit und die harmonische Gesundheit . . . und ich muß gestehen, zuweilen erfaßt mich der schauerliche Gedanke, dieser Victor Hugo sei des Gespenst eines englischen Poeten aus der Blüthezeit der Elisabeth, ein todter Dichter, der verdrießlich dem Grabe entstiegen.

um in einem anderen Lande und in einer anderen Periode, wo er vor der Concurrenz des großen Williams gesichert, einige posthume Werke zu schreiben. In der That, Victor Hugo mahnt mich an Leute wie Marlow, Decker, Heywood u. s. w., die in Sprache und Manier ihrem großen Zeitgenossen so ähnlich waren und nur seinen Tiefblick und Schönheitssinn, seine furchtbare und lächelnde Grazie, seine offenbarende Natursendung entbehrten . . . Und ach! zu den Mängeln eines Marlow's, Decker's und Heywood's gesellt sich bei Victor Hugo noch das schlimmste Entbehrniß: es fehlt ihm das Leben. Jene litten an kochender Ueberfülle an wildester Vollblutigkeit, und ihr poetisches Schaffen war geschriebenes Athmen, Jauchzen und Schluchzen; aber Victor Hugo, bei aller Verehrung, die ich ihm zolle, ich muß es gestehen, hat etwas Verstorbenes, Unheimliches, Spukhaftes, etwas grabentstiegen Vampyrisches . . . Er weckt nicht die Begeisterung in unsern Herzen, sondern er saugt sie heraus . . . Er versöhnt nicht unsere Gefühle durch poetische Verklärung, sondern er erschreckt sie durch widerwärtiges Zerrbild . . . Er leidet an Tod und Häßlichkeit.

Eine junge Dame, die mir sehr nahe steht, äußerte sich jüngst über diese Häßlichkeitssucht der Hugo'schen Muse mit sehr treffenden Worten. Sie sagte nämlich: Die Muse des Victor Hugo mahnt mich an das Märchen von der wunderlichen Prinzessin, die nur den häßlichsten Mann heiraten wollte und in dieser Absicht im ganzen Lande das Aufgebot ergehen ließ, daß sich alle Junggesellen von ausgezeichneter Mißbildung an einem gewissen Tage vor ihrem Schlosse als Ehecandidaten versammeln sollten . . . Da gab's nun freilich eine gute Auswahl von Krüppeln und Fratzen, und man glaubte das Personal eines Hugo'schen Werkes vor sich zu sehen . . . Aber Quasidmodo führte die Braut nach Hause.

Nach Victor Hugo muß ich wieder des Alexander Dumas erwähnen, auch dieser hat dem Verständniß des Shakspeare in Frankreich mittelbar vorgearbeitet. Wenn Jener durch Extravaganz im Häßlichen die Franzosen daran gewöhnte, im Drama nicht blos die schöne Drapirung der Leidenschaft zu suchen, so bewirkte Dumas, daß seine Landsleute an dem natürlichen Ausdruck der Leidenschaft großes Gefallen gewannen. Aber ihm galt die Leidenschaft als das Höchste, und in seinen Dichtungen usurpirte sie den Platz der Poesie. Dadurch freilich wirkte er desto mehr auf der Bühne. Er gewöhnte das Publicum in dieser Sphäre, in der Darstellung der Leidenschaften, an die größten Kühnheiten des Shakspeare; und wer einmal an „Heinrich III." und „Richard Darlington" Gefallen fand, klagte nicht mehr über Geschmacklosigkeit im „Othello" und „Richard III." Der Vorwurf des Plagiats, den man ihm einst anheften wollte, war eben so thöricht wie ungerecht. Dumas hat freilich in seinen leidenschaftlichen Scenen hie und da etwas dem Shakspeare entlehnt, aber unser Schiller that dieses mit noch weit kühnerem Zugriff, ohne dadurch irgend einem Tadel zu verfallen. Und gar Shakspeare selber, wie viel entlehnte er nicht seinen Vorgängern! Auch diesem Dichter begegnete es, daß ein sauertöpfischer Pamphletist mit der Behauptung gegen ihn auftrat, „das Beste seiner Dramen sei den ältern Schriftstellern entwendet". Shakspeare wird bei dieser lächerlichen Gelegenheit ein Rabe genannt, welcher sich mit dem fremden Gefieder des Pfauen geschmückt habe. Der Schwan von Avon schwieg und dachte vielleicht in seinem göttlichen Sinn: „Ich bin weder Rabe noch Pfau!"



und wenn ich Sonnen an den Himmel Flammen des Poeten verwandle, so ist jedesmal zu den Sternen der gleiche Gedanken des Dichters.

Der Genius Arnold de Vigny's muß hier ebenfalls Einsprache erheben. Dessen Schriftsteller des ersten Ranges kennt keine Abhängigkeit sich an irgendeinem von den Werken des Shakspeare wiederholt einmal derselben mit großem Geschick, und dieses Studium übte auf seine Originalarbeiten den günstigsten Einfluß. Bei dem feinhörigen und scharfäugigen Kunstsinn, den man dem Grafen de Vigny anerkennen muß, darf man annehmen, daß er den Geist Shakspeare's tiefer gehorcht und beobachtet habe als die meisten seiner Landsleute. Aber das Talent dieses Mannes, wie auch seine Denk- und Gefühlsart, ist auf das Zierliche und Miniaturmäßige gerichtet, und seine Werke sind besonders kostbar durch ihre ausgearbeitete Feinheit. Ich kann mir's daher wohl denken, daß er manchmal wie verblüfft stehen blieb vor jenen ungeheuren Schönheiten, die Shakspeare gleichsam aus den gewaltigsten Granitblöcken der Poesie ausgehauen hat . . . Er betrachtete sie gewiß mit ängstlicher Verwunderung, gleich einem Goldschmied, der in Florenz jene kolossalen Pforten des Baptisteriums anstaunt, die einem riesigen Metallpaar entsprungen sind, doch zierlich und hübsch wie Reliefs zu sein, die feinste Bijouterie-Arbeit aussehen.

Wird es den Franzosen jemals gelingen, die Tragödien Shakspeare's zu verstehen, so ist ihnen das Verständniß seiner Komödien viel ganz versagt. Die Poesie der Leidenschaft ist ihnen zugänglich; auch die Wahrheit der Charakteristik können sie bis auf einen gewissen Grad begreifen, denn ihre Herzen haben brennen gelernt, das Passionirte ist so recht ihr Fach, und mit einem ausgebildeten Verstande wissen sie jeden gegebenen Charakter in seine feinsten Bestandtheile zu zerlegen und die Phasen zu berechnen, worin er jedesmal gerathen wird, wenn er mit bestimmten Weltrealitäten zusammenstößt. Aber im Zaubergarten der Shakspeare'schen Komödie ist ihnen all dieses Erfahrungswissen von wenig Hilfe. Schon an der Pforte bleibt ihnen der Verstand stehen, und ihr Herz weiß keinen Bescheid, und es fehlt ihnen die ge-

verwunderten Augen durch das goldene Gitter und sehen, wie Ritter und Edelfrauen, Schäfer und Schäferinnen, Narren und Weise unter den hohen Bäumen einherwandeln; wie der [illegible] lagern und zärtliche Reden tauschen: wie dann und wann ein Fabelthier, etwa ein Hirsch mit silbernem Geweih, vorüberjagt, oder gar ein keusches Einhorn aus dem Busche springt und [illegible] . . . Und sie sehen, wie aus den Bäumen die Wasserfrauen mit grünem Haar und glänzenden [illegible] Mond aufgeht . . . Und sie hören dann, wie die Nachtigall schlägt . . . Und sie schütteln ihre klugen Köpflein über all das unbegreiflich närrische Zeug! Ja, die Sonne können die Franzosen allenfalls begreifen, aber nicht den Mond, und am allerwenigsten das selige Schluchzen und melancholisch entzückte Trillern der Nachtigallen . . .

Ja, weder ihre empirische Bekanntschaft mit den menschlichen Passionen, noch ihre positive Weltkenntniß, noch ihr Verstand, noch ihre Logik wollen, die ihnen aus dem Zaubergarten der Shakspeare'schen Komödien entgegenglänzen und

klingen'... Sie glauben manchmal ein Menschengesicht zu sehen, und bei näherem Anblick ist es eine Landschaft, und was sie für Augenbrauen bieten, war ein Haselbusch, und die Nase war ein Felsen und der Mund eine kleine Quelle, wie wir dergleichen auf den bekannten Vexirbildern schauen ... Und umgekehrt was die armen Franzosen für einen bizarr gewachsenen Baum oder wunderlichen Stein ansehen, das präsentirt sich bei genauerer Betrachtung als ein wirkliches Menschengesicht von ungeheurem Ausdruck. Gelingt es ihnen etwa mit besonderer Anstrengung des Ohres irgend ein Wechselgespräch der Liebenden, die im Schatten der Bäume lagern, zu belauschen, so gerathen sie in noch größere Verlegenheit ... Sie hören bekannte Worte, aber diese haben einen ganz andern Sinn; und sie bekommen dann, diese Leute verstehen Nichts von der flammenden Leidenschaft, von der großen Passion. Das sei wirklich Alles, was sie an

ander zur Erfrischung bieten, nicht lodernden Liebestrunk ... Und sie merken nicht, daß diese Leute nur verkleidete Vögel sind und in einer Coteriesprache conversiren, die man nur im Traume oder in der frühesten Kindheit erlernen kann ... Aber am schlimmsten geht es den Franzosen da draußen an den Gitterpforten der Shakspeare'schen Komödie, wenn manchmal ein heiterer Westwind über ein Blumenbeet jenes Zaubergartens dahinstreicht und ihnen die unerhörtesten Wohlgerüche in die Nase weht ... „Was ist das?"

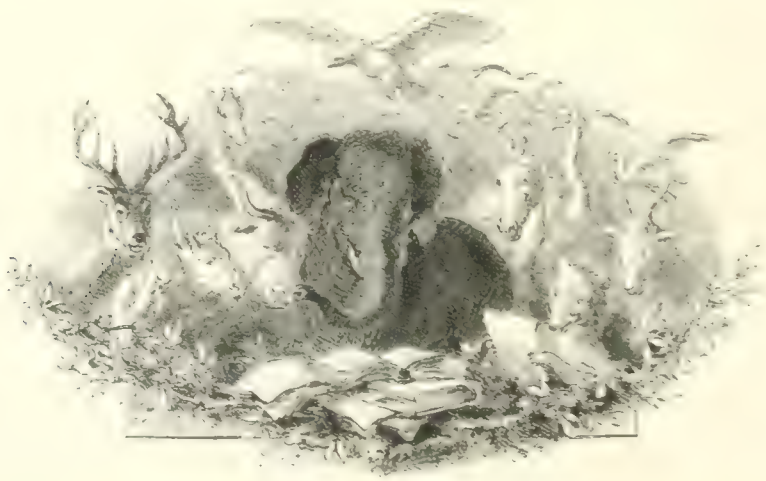
Die Gerechtigkeit verlangt, daß ich hier eines französischen Schriftstellers erwähne, welcher mit einigem Geschick die Shakspeare'schen Komödien nachahmte und schon durch die Wahl seiner Muster eine seltene Empfänglichkeit für wahre Dichtkunst beurkundete. Dieser ist Herr Alfred de Musset. Er hat vor etwa fünf Jahren einige kleine Dramen geschrieben, die, was den Bau und die Weise betrifft, ganz den Komödien des Shakspeare nachgebildet sind. Besonders hat er sich die Caprice (nicht den Humor), der in denselben herrscht, mit französischer Leichtigkeit zu eigen gemacht. Auch an eigener zwar sehr dürftiger, aber doch probehaltiger Poesie fehlte es nicht in diesen hübschen Kleinigkeiten. Nur war zu bedauern, daß der damals jugendliche Verfasser, außer der französischen Uebersetzung des Shakspeare auch die des Byron gelesen hatte und dadurch verleitet ward, im Costüme des spleenigen Lords jene Uebersättigung und Lebensmattheit zu affectiren, die in jener Periode unter den jungen Leuten zu Paris Mode war. Die rosigsten Knabchen, die gesundesten Gelbschnäbel behaupteten damals, ihre Genußfähigkeit sei erschöpft, sie erheuchelten eine greisenhafte Erkältung des Gemüthes und gaben sich ein zerstörtes und gähnendes Aussehen.

Seitdem freilich ist unser armer Monsieur Musset von seinem Irrthume zurückgekommen, und er

spielt nicht mehr den Blasé in seinen Dichtungen. – aber ach! seine Dichtungen entdecken jetzt nach der zwanzigsten Lesung, die wir wenigstens Spuren eines wirklichen Verlaufs seiner Lebens- und Seelenkräfte . . . Alle diese Schauspiele erinnert mich an jene künstlichen Ruinen, die man in den Lustgärten des achtzehnten Jahrhunderts zu erbauen pflegte, an jene Spielereien einer kindischen Laune, die aber im Laufe der Zeit unser wehmüthigstes Mitleid in Anspruch nehmen, wenn sie in allem Ernste verwittern und vermodern und in wahrhafte Ruinen sich verwandeln.

Die Franzosen sind, wie gesagt wenig geeignet den Geist der Shakspeare'schen Komödien aufzufassen und unter ihren Kritikern habe ich, mit Ausnahme eines Einzigen, Niemand gefunden, der auch nur eine Ahnung von dieser Heiterkeit seines Geiste besäße. Wer ist das? Wer ist jene Ausnahme? Gutzkow sagt, der Elephant sei der Doctrinär unter den Thieren. Und ein solcher verständiger und sehr schwerfälliger Elephant hat das Wesen der Shakspeare'schen Komödie am charakteristischsten aufgefaßt. Ja man sollte es kaum glauben, es ist Herr Guizot, welcher über jene graciösen und muthwilligsten Luftgebilde der modernen Muse das Beste geschrieben hat, und zu Verwunderung und Belehrung des Lesers übersetze ich hier eine Stelle aus einer Schrift, die im Jahre 1822 bei Ladvocat in Paris erschienen, und [illegible] betitelt ist.

„Jene Shakspeare'schen Komödien gleichen weder der Komödie des Mittelalters noch der Komödie des Alterthums oder der Römer. Bei den Griechen und in der neueren Zeit hat den [illegible] die Komödie durch eine zwar freie, aber aufmerksame Beobachtung des wirklichen Weltlebens, und die Darstellung desselben auf der Bühne war ihre Aufgabe. Die Unterscheidung einer komischen und einer tragischen Gattung findet man schon im Beginn der Kunst, und mit der Ausbildung derselben hat sich die Trennung beider Gattungen immer bestimmter ausgesprochen. Sie trägt ihren Grund in den Dingen selbst. Die Bestimmung wie die Natur des Menschen, seine Leidenschaften und seine Geschäfte, der Charakter und die Ereignisse, Alles in uns und um uns hat sowohl seine [illegible] dem einen wie dem andern Gesichtspunkte betrachtet und dargestellt werden. Diese Zweiseitigkeit des Menschen und der Welt hat der dramatischen Poesie zwei natürlichermaßen verschiedene Bahnen angewiesen; aber während sie die eine oder die andere zu ihrem Tummelplatz erwählte, hat die Kunst sich dennoch nie von der Beobachtung und Darstellung der Wirklichkeit abgewendet. Mag Aristophanes mit unumschränkter Phantasiefreiheit die Laster und Thorheiten der Athener geißeln; mag Molière die Gebrechen der Leichtgläubigkeit, des Geizes, der Eifersucht, der Pedanterei, der adeligen Hoffart, der bürgerlichen Eitelkeit und der Tugend [illegible] aus sagt



daran, daß beide Dichter ganz verschiedene Gegenstände behandeln: — daß der Eine das ganze Leben und das ganze Volk, der Andere hingegen die Vorfälle des Privatlebens, das Innere der Familien und die Lächerlichkeiten des Individuums auf die Bühne gebracht hat — diese Verschiedenheiten der komischen Stoffe ist eine Folge der Verschiedenheit der Zeit, des Ortes und der Civilisation . . . Aber dem Aristophanes wie dem Molière dient die Realität, die wirkliche Welt immer als Boden ihrer Darstellungen. Es sind die Sitten und die Ideen ihres Jahrhunderts, die Laster und Thorheiten ihrer Mitbürger, überhaupt, es ist die Natur und das Leben der Menschen, was ihre poetische Laune entzündet und erhält. Die Komödie entspringt daher aus der Welt, welche den Poeten umgibt, und sie schmiegt sich noch viel enger als die Tragödie an die äußeren Thatsachen der Wirklichkeit . . .

„Nicht so bei Shakspeare. Zu seiner Zeit hatte in England der Stoff der dramatischen Kunst, Natur und Menschengeschick, noch nicht von den Händen der Kunst jene Unterscheidung und Classification empfangen. Wenn der Dichter diesen Stoff für die Bühne bearbeiten wollte, so nahm er ihn in seiner Ganzheit, mit allen seinen Beimischungen, mit allen Contrasten, die sich darin begegneten, und der Geschmack des Publicums gerieth keineswegs in Versuchung, sich über solches Verfahren zu beklagen. Das Komische, dieser Theil der menschlichen Wirklichkeit, durfte sich überall hinstellen, wo die Wahrheit seine Gegenwart verlangte oder duldete; und es war ganz im Charakter jener englischen Civilisation, daß die Tragödie, indem man ihr solchermaßen das Komische beigesellte, keineswegs ihre Wahrheitswürde einbüßte. Bei solchem Zustand der Bühne und solcher Neigung des Publicums, was konnte sich da als die eigentliche Komödie darbieten? Wie konnte letztere als besondere Gattung gelten und ihren bestimmten Namen „Komödie" führen? Es gelang ihr, indem sie sich von jenen Realitäten lossagte, wo ja doch die Grenzen ihres natürlichen Gebietes weder geschützt noch anerkannt wurden. Diese Komödie beschränkte sich nicht mehr auf die Darstellung bestimmter Sitten und durchgeführter Charaktere; sie suchte nicht mehr die Dinge und die Menschen unter einer zwar lächerlichen, aber wahren Gestalt zu schildern, sondern sie ward ein phantastisches und romantisches Geisteswerk, ein Zufluchtsort für alle jene ergötzlichen Unwahrscheinlichkeiten welche die Phantasie aus Trägheit oder Laune nur an einem dünnen Faden zusammenreiht, um daraus allerlei bunte Verknüpfungen zu bilden, die uns erheitern und interessiren, ohne eben dem Urtheil der Vernunft Stand zu halten. Anmuthige Gemälde, Ueberraschungen, heitere Intriguen, gereizte Neugier, getauschte Erwartungen, Verwechslungen, witzige Aufgaben welche Verkleidungen herbeiführen, das ward der Stoff jener harmlosen, leicht zusammengewürfelten Spiele. Die Contextur der spanischen Stücke, woran man in England Geschmack zu finden begann, lieferte diesen Spielen allerlei verschiedene Rahmen und Muster, die sich auch sehr gut anpassen ließen auf jene Chroniken und Balladen, auf jene französischen und italienischen Novellen, welche nebst den Ritterromanen eine Lieblingslectüre des Publicums waren. Es ist begreiflich, wie diese reiche Fundgrube und diese leichte Gattung die Aufmerksamkeit Shakspeare's schon frühe auf sich zog. Man darf sich nicht wundern, daß seine junge und glänzende Einbildungskraft sich gern in jenen Stoffen wiegte, wo sie, des strengen Vernunftjoches bar, auf Kosten der Wahrscheinlichkeit alle möglichen ernsten und starken Effecte bereiten konnte. Dieser Dichter, dessen Geist und Hand mit gleicher Rastlosigkeit sich bewegten, dessen Manuscripte fast keine Spur von Verbesserungen enthielten, er mußte sich gewiß mit besonderer Lust jenen ungezügelten und abenteuerlichen Spielen hingeben, worin er ohne Anstrengung alle seine verschiedenartigen Fähigkeiten entfalten durfte. Er konnte Alles in seine Komödien hineinschütten, und, in der That, er goß Alles hinein, ausgenommen was mit einem solchen Systeme ganz unverträglich war, nämlich jene logische Verknüpfung, welche jeden Theil des Stückes dem Zwecke des Ganzen unterordnet, und in jeder Einzelheit die Tiefe, Größe und Einheit des Werks bekundet. In den Tragödien des Shakspeare findet man schwerlich irgend eine Conception, eine Situation, einen Act der Leidenschaft, einen Grad des Lasters oder der Tugend, welchen man nicht ebenfalls in einer seiner Komödien wieder fände; aber was sich dort in die abgründlichste Tiefe erstreckt, was sich furchtbar an erschütternden Folgerungen erweist, was sich streng in eine Reihe von Ursachen und Wirkungen einfügt, das ist hier kaum angedeutet, nur für einen Augenblick

hingeworfen, um einen flüchtigen Effect zu erzielen und sich eben so schnell in einer neuen Verknüpfung zu verlieren."

In der That, der Elephant hat Recht: das Wesen der Shakspeare'schen Komödie besteht in der bunten Schmetterlingslaune, womit sie von Blume zu Blume dahingaukelt, selten den Boden der Wirklichkeit berührend. Nur im Gegensatz zu der realistischen Komödie der Alten und der Franzosen läßt sich von der Shakspeare'schen Komödie etwas Bestimmtes aussagen.

Ich habe vorige Nacht lange darüber nachgegrübelt ob ich nicht dennoch von dieser unendlichen und unbegrenzten Gattung von der Komödie des Shakspeare eine positive Erklärung geben könnte.

Nach langem Hin- und Herrinnen schlief ich endlich ein, und mir träumte, es sei sternhelle Nacht und ich schwämme in einem kleinen Kahn auf einem weiten, weiten See, wo allerlei Barken, angefüllt mit Masken Musikanten und Fackeln tönend und glänzend, manchmal ferne, an mir vorbeiführen. Das waren Costüme aus allen Zeiten und Landen altgriechische Tuniken mittelalterliche Rittermäntel, orientalische Turbane, Schäferhüte mit flatternden Bändern wilde und zahme Thierlarven . . . Zuweilen nickte mir eine wohlbekannte Gestalt . . . Zuweilen grüßten vertraute Weisen . . . Aber das zog immer schnell vorüber und lauschte ich eben den Tönen der freudigen Melodie, die mir aus einer dahingleitenden Barke entgegenjubelten, so verhallten sie bald, und anstatt der lustigen Fiedeln ertönten neben mir die melancholischen Waldhörner einer anderen Barke . . . Manchmal trug der Nachtwind Beides zu gleicher Zeit an mein Ohr, und da bildeten diese gemischten Töne eine seltsame Harmonie . . . Die Wasser erklangen von unerhörtem Wohllaut, und brannten im magischen Wiederscheine der Fackeln und die buntbewimpelten Lustschiffe mit ihrer abenteuerlichen Maskenwelt schwammen in Licht und Musik . . .

Eine anmuthige Frauengestalt die am Steuer einer jener Barken stand, rief mir im Vorbeifahren: Nicht wahr mein Freund du hättest gern eine Definition von der Shakspeare'schen Komödie? Ich weiß nicht, ob ich es bejahte aber das schöne Weib hatte zu gleicher Zeit ihre Hand in's Wasser getaucht und mir die klingenden Funken in's Gesicht gesprißt, so daß ein allgemeines Gelächter erscholl, und ich daraus erwachte.

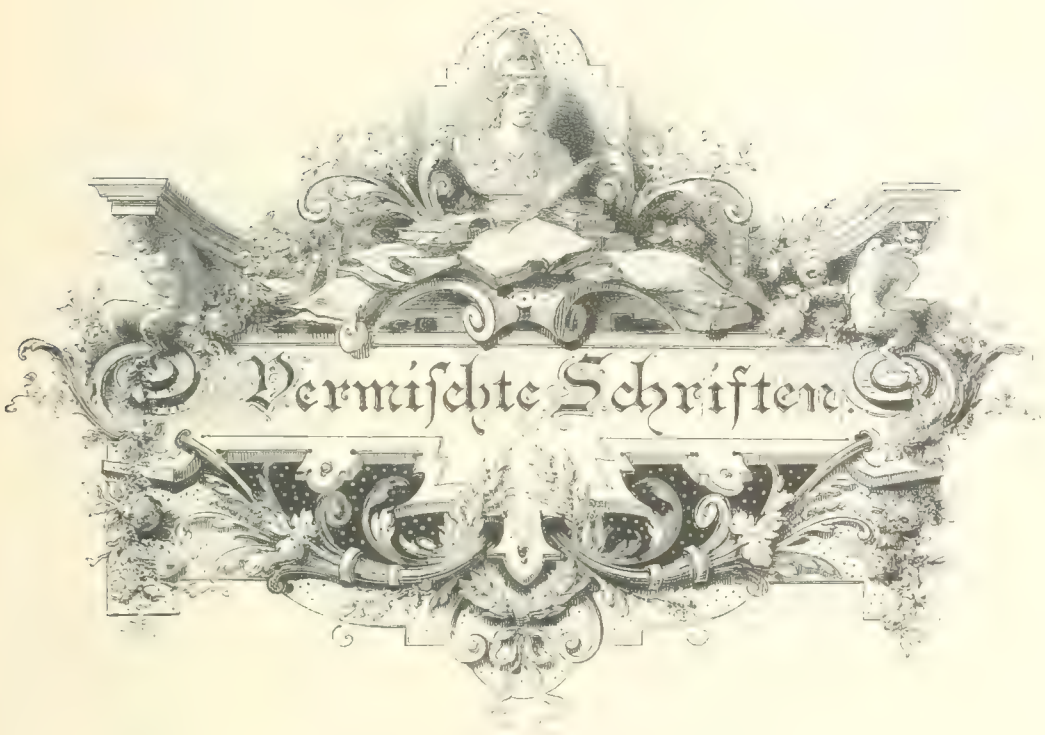
Wer war jene anmuthige Frauengestalt, die mich solchermaßen im Traume neckte? Auf ihrem idealisch schönen Haupte saß eine buntscheckige gehörnte Schellenkappe ein weißes Atlaskleid mit flatternden Bändern umschloß die fast allzu schlanken Glieder und vor der Brust trug sie eine roth blühende Distel. Es war vielleicht die Göttin der Caprice, jene sonderbare Muse die bei der Geburt Rosalindens, Beatrice's, Titania's, Viola's und wie sie sonst heißen, die lieblichen Kinder der Shakspeare'schen Komödie zugegen war und ihnen die Stirne küßte. Sie hat wohl alle ihre Launen und Grillen und Schrullen in die jungen Köpfchen hineingeküßt, und das wirkte auch auf die Herzen. Wie bei den Männern, so auch bei den Weibern in der Shakspeare'schen Komödie ist die Leidenschaft ganz ohne jenen furchtbaren Ernst ganz ohne jene fatalistische Nothwendigkeit, womit sie sich in den Tragödien offenbart. Amor trägt dort zwar ebenfalls eine Binde und einen Köcher mit Pfeilen. Aber diese Pfeile sind dort weniger tödtlich zugespitzt als buntbefiedert, und der kleine Gott schielt manchmal schalkhaft über die Binde hinweg. Auch die Flammen brennen dort weniger als sie leuchten, aber Flammen sind es immer, und wie in den Tragödien des Shakspeare, so auch in seinen Komödien trägt die Liebe ganz den Charakter der Wahrheit. Ja, Wahrheit ist immer das Kennzeichen Shakspeare'scher Liebe, gleichviel in welcher Gestalt sie erscheint sie mag sich Miranda nennen oder Julia oder gar Cleopatra.

Indem ich diese Namen eher zufällig als absichtlich zusammen erwähne, bietet sich mir die Bemerkung, daß sie auch die drei bedeutungsvollsten Typen der Liebe bezeichnen. Miranda ist die Repräsentantin einer Liebe, welche ohne historische Einflüsse, als Blume eines unbefleckten Bodens, den nur Geisterfüße betreten durften, ihre höchste Idealität entfalten konnte. Ariel's Melodien haben ihr Herz gebildet und die Sinnlichkeit erschien ihr nie anders als in der abschreckend häßlichen Gestalt eines Kaliban. Die Liebe, welche Ferdinand in ihr erregt, ist daher nicht eigentlich naiv, sondern von seliger Treuherzigkeit, von urweltlicher, fast schauerlicher Reinheit. Julia's Liebe trägt, wie ihre Zeit und Umgebung, einen mehr romantisch mittelalterlichen, schon der Renaissance entgegenblühenden Charakter; sie ist farbenglänzend wie der Hof der Scaliger, und zugleich stark wie jene edlen Geschlechter der Lombardei, die mit germanischem Blute verjüngt worden, und eben so kraftig hebten wie sie haßten. Julia repräsentirt die Liebe einer jugendlichen, noch etwas rohen, aber unverdorbenen, gesunden Periode. Sie ist ganz durchdrungen von der Sinnengluth und von der Glaubensstärke einer solchen Zeit, und selbst der kalte Moder der Todtengruft kann weder ihr Vertrauen erschüttern, noch ihre Flamme dämpfen. Unsere Cleopatra, ach! sie repräsentirt die Liebe einer schon erkrankten Civilisation, einer Zeit, deren Schönheit schon abgewelkt, deren Locken zwar mit allen Künsten gekräuselt, mit allen Wohldüften gesalbt, aber auch mit manchem grauen Haar durchflochten sind, einer Zeit, die den Kelch, der zur Neige geht, um so hastiger leeren will. Diese Liebe ist ohne Glauben und ohne Treue, aber darum nicht minder wild und glühend. Im angeborenen Bewußtsein daß diese Gluth nicht zu dämpfen ist, gießt das ungeduldige Weib noch Oel hinein, und stürzt sich bachantisch in die lodernden Flammen. Sie ist feige und dennoch getrieben von eigener Zerstörungslust. Die Liebe ist immer eine Art Wahnsinn, mehr oder minder schön; aber bei dieser ägyptischen Königin steigert sie sich zur gräulichsten Tollheit... Diese Liebe ist ein rasender Komet, der mit seinem Flammenschweif in den unerhörtesten Kreisläufen am Himmel dahinstürmt, alle Sterne auf seinem Wege erschreckt, wo nicht gar beschädigt, und endlich, kläglich zusammenkrachend, wie eine Rakete in tausend Funken zerstiebt.

Ja, du glichest einem furchtbaren Kometen, schöne Cleopatra, und du glühtest nicht blos zu deinem eigenen Verderben, sondern du bedeutetest auch Unglück für deine Zeitgenossen . . . Mit Antonius nimmt auch das alte heroische Römerthum ein jämmerliches Ende.

Womit soll ich aber euch vergleichen Julia und Miranda? Ich schaue wieder nach dem Himmel und suche dort euer Ebenbild. Es be-

findet sich vielleicht, hinter den Sternen, wo mein Blick nicht hindringt. Vielleicht wenn die glühende Sonne auch die Milde des Mondes besäße, ich könnte dich mit ihr vergleichen, Julia! Wäre der milde Mond zugleich begabt mit der Gluth der Sonne ich würde dich damit vergleichen, Miranda!


Vermiſchte Schriften

Einleitung

zu

„Kahldorf über den Adel,

in Briefen an den Grafen M. von Moltke."

1851.

Der gallische Hahn hat jetzt zum zweiten Male gekräht, und auch in Deutschland wird es Tag. In entlegene Klöster, Schlösser, Hansestädte und dergleichen letzte Schlupfwinkel des Mittelalters flüchten sich die unheimlichen Schatten und Gespenster, die Sonnenstrahlen blitzen, wir reiben uns die Augen, das holde Licht dringt uns in's Herz, das wahre Leben umrauscht uns, wir sind erstaunt, wir befragen einander: — Was thaten wir in der vergangenen Nacht?

Nun ja, wir träumten in unserer deutschen Weise, d. h. wir philosophirten. Zwar nicht über die Dinge, die uns zunächst betrafen oder zunächst passirten, sondern wir philosophirten über die Realität der Dinge an und für sich, über die letzten Gründe der Dinge und ähnliche metaphysische und transcendentale Träume, wobei uns der Mordspektakel der westlichen Nachbarschaft zuweilen recht störsam wurde, ja sogar recht verdrießlich, da nicht selten die französischen Flintenkugeln in unsere philosophischen Systeme hineinpfiffen und ganze Fetzen davon fortfegten.

Seltsam ist es, daß das praktische Treiben unserer Nachbarn jenseits des Rheins dennoch eine eigene Wahlverwandtschaft hatte mit unserem philosophischen Träumen im geruhsamen Deutschland. Man vergleiche nur die Geschichte der französischen Revolution mit der Geschichte der deutschen Philosophie, und man sollte glauben: die Franzosen, denen so viele wirkliche Geschäfte oblagen, wobei sie durchaus wach bleiben mußten, hätten uns Deutsche ersucht, unterdessen für sie zu schlafen und zu träumen, und unsere deutsche Philosophie sei nichts anders, als der Traum der französischen Revolution. So hatten wir den Bruch mit dem Bestehenden und der Ueberlieferung im Reiche des Gedankens, eben so wie die Franzosen im Gebiete der Gesellschaft, um die Kritik der reinen Vernunft sammelten sich unsere philosophischen Jacobiner, die nichts gelten ließen, als was jener Kritik Stand hielt, Kant war unser Robespierre. — Nachher kam Fichte mit seinem Ich, der Napoleon der Philosophie, die höchste Liebe und der höchste Egoismus, die Alleinherrschaft des Gedankens, der souveräne Wille, der ein schnelles Universalreich improvisirte, das eben so schnell wieder verschwand, der despotische, schauerlich einsame Idealismus. — Unter seinem consequenten Tritte erseufzten die geheimen Blumen, die von der Kantischen Guillotine noch verschont geblieben oder seitdem unbemerkt hervorgeblüht waren, die unterdrückten Erdgeister regten sich, der Boden zitterte, die Contrerevolution brach aus, und unter Schelling erhielt die Vergangenheit mit ihren traditionellen Interessen wieder Anerkenntniß, sogar Entschädigung, und in der neuen Restauration, in der Naturphilosophie, wirthschafteten wieder die grauen Emigranten, die gegen die Herrschaft der Vernunft und der Idee beständig intriguirt, der Mysticismus, der Pietismus, der Jesuitismus, die Legitimität, die Romantik, die Deutschthümelei, die Gemüthlichkeit — bis Hegel, der Orleans der Philosophie, ein neues Regiment begründete oder vielmehr ordnete, ein eklektisches Regiment, worin er freilich selber wenig bedeutet, dem er aber an die Spitze gestellt ist, und worin er den alten Kantischen Jacobinern, den Fichte'schen Bonapartisten, den Schelling'schen Pairs und seinen eigenen Creaturen eine feste verfassungsmäßige Stellung anweist.

In der Philosophie hätten wir also den großen Kreislauf glücklich beschlossen, und es ist natürlich, daß wir jetzt zur Politik übergehen. Werden wir hier dieselbe Methode beobachten? Werden wir mit dem System des Comité de salut publique,

oder mit dem System des Ordre legal den Cursus eröffnen? Diese Fragen durchzittern alle Herzen, und wer etwas Liebes zu verlieren hat und sei es auch nur den eigenen Kopf, flüstert bedenklich: Wird die deutsche Revolution eine trockene sein oder eine naßrothe — —?

Aristokraten und Frömmler drohen beständig mit den Schreckbildern aus den Zeiten des Terrorismus, Liberale und Humanisten versprechen uns dagegen die schönen Scenen der großen Woche und ihrer friedlichen Nachfeier; — beide Parteien täuschen sich oder wollen Andere täuschen. Denn nicht weil die französische Revolution in den Neunzigerjahren so blutig und entsetzlich, vorigen Juli aber so menschlich und schonend war, läßt sich folgern, daß eine Revolution in Deutschland ebenso den einen oder den andern Charakter annehmen müsse. Nur wenn dieselben Bedingnisse vorhanden sind, lassen sich dieselben Erscheinungen erwarten. Der Charakter der französischen Revolution war aber zu jeder Zeit bedingt von dem moralischen Zustande des Volks, und besonders von seiner politischen Bildung.

Vor dem ersten Ausbruch der Revolution in Frankreich gab es dort zwar eine schon fertige Civilisation, aber doch nur in den höheren Ständen und hie und da im Mittelstand; die unteren Classen waren geistig verwahrlost, und durch den engherzigsten Despotismus von jedem edlen Emporstreben abgehalten. Was aber gar politische Bildung betrifft, so fehlte sie nicht nur jenen unteren, sondern auch den oberen Classen. Man wußte damals nur von kleinlichen Manövers zwischen rivalisirenden Corporationen, von wechselseitigem Schwächungssysteme, von Traditionen der Routine, von doppeldeutigen Formelkünsten, von Maitresseneinfluß und dergleichen Staatsmisère.

Montesquieu hatte nur eine verhältnißmäßig geringe Anzahl Geister geweckt. Da er immer von einem historischen Standpunkte ausgeht, gewann er wenig Einfluß auf die Massen eines enthusiastischen Volks, das am empfänglichsten ist für Gedanken, die ursprünglich und frisch aus dem Herzen quellen, wie in den Schriften Rousseau's. Als aber dieser, der Hamlet von Frankreich, der den zürnenden Geist erblickt und die argen Gemüther der gekrönten Giftmischer, die gleißende Leerheit der Schranzen, die läppische Lüge der Hofetikette und die gemeinsame Fäulniß durchschaute und schmerzhaft ausrief: „Die Welt ist aus ihren Fugen getreten, weh' mir, daß ich sie wieder einrichten soll!" als Jean Jacques Rousseau halb mit verstelltem, halb mit wirklichem Verzweiflungswahnsinn seine große Klage und Anklage erhob: — als Voltaire, der Lucian des Christenthums, die römische Herrschaft und das darauf gebaute höchste Recht des Despotismus zu Grunde lächelte: — als Lafayette der Held zweier Welten und zweier Jahrhunderte mit den Argonauten der Freiheit aus Amerika zurückkehrte und die Idee einer freien Constitution, das goldene Vlies mitbrachte: — als Necker rechnete und Sieyes definirte und Mirabeau redete, und die Donner der constituirenden Versammlung über die welke Monarchie und ihr blühendes Deficit dahinrollten, und neue ökonomische und staatsrechtliche Gedanken, wie plötzliche Blitze, emporschossen: da mußten die Franzosen die große Wissenschaft der Freiheit, die Politik, erst erlernen, und die ersten Anfangsgründe kamen ihnen theuer zu stehen, und es kostete ihnen ihr bestes Blut.

Daß aber die Franzosen so theures Schulgeld bezahlen mußten, das war die Schuld jener blödsinnig lichtscheuen Despotie, die, wie gesagt, das Volk in geistiger Unmündigkeit zu erhalten gesucht, alle staatswissenschaftliche Belehrung hintertrieben, den Jesuiten und Obscuranten der Sorbonne die Büchercensur übertragen, und gar die periodische Presse, das mächtigste Beförderungsmittel der Volksintelligenz, aufs Lächerlichste unterdrückt hatte. Man lese nur in Mercier's Tableau de Paris den Artikel über die Censur vor der Revolution, und man wundert sich nicht mehr über jene krasse politische Unwissenheit der Franzosen, die nachher zur Folge hatte, daß sie von den neuen politischen Ideen mehr geblendet als erleuchtet, mehr erhitzt als erwärmt wurden, daß sie jedem Pamphletisten und Journalisten auf's Wort glaubten, und daß sie von jedem Schwärmer, der sich selbst betrog, und jedem Intriganten, den Pitt besoldete, zu den ausschweifendsten Handlungen verleitet werden konnten. Das ist ja eben der Segen der Preßfreiheit, sie raubt der kühnen Sprache des Demagogen allen Zauber der Neuheit, das leidenschaftlichste Wort neutralisirt sie durch eben so leidenschaftliche Gegenrede, und sie erstickt in der Geburt schon die Lügengerüchte, die, von Zufall oder Bosheit gesäet, so tödtlich frech emporwuchern im Verborgenen, gleich jenen Giftpflanzen, die nur in dunklen Waldsümpfen und

im Schatten alter Burg- und Kirchentrümmer gedeihen, im hellen Sonnenlichte aber elendig und jämmerlich verdorren. Freilich, das helle Sonnenlicht der Preßfreiheit ist für den Sclaven, der lieber im Dunkeln die empfindlichsten Fußtritte hinnimmt, eben so fatal wie für den Despoten, der eine einsame Ohnmacht nicht gern beleuchtet sieht. Es ist wahr, daß die Censur solchen Leuten sehr angenehm ist. Aber es ist nicht weniger wahr, daß die Censur indem sie einige Zeit dem Despotismus Vorschub leistet, ihn am Ende mitsammt dem Despoten zu Grunde richtet, daß dort, wo die Ideenguillotine gewirthschaftet, auch bald die Menschencensur eingeführt wird, daß derselbe Sclave, der die Gedanken hinrichtet, späterhin mit derselben Gelassenheit seinen eigenen Herrn ausstreicht aus dem Buche des Lebens.

Ach! diese Geisteshenker machen uns selbst zu Verbrechern und der Schriftsteller, der wie eine Gebärerin während des Schreibens gar bedenklich aufgeregt ist, begeht in diesem Zustande sehr oft einen Gedankenkindermord, eben aus wahnsinniger Angst vor dem Richtschwerte des Censors. Ich selbst unterdrücke in diesem Augenblick einige neugeborene unschuldige Betrachtungen über die Geduld und Seelenruhe, womit meine lieben Landsleute schon seit so vielen Jahren ein Geistermordgesetz ertragen, das Polignac in Frankreich nur zu promulgiren brauchte, um eine Revolution hervorzubringen. Ich spreche von den berühmten Ordonnanzen, deren bedenklichste eine strenge Censur der Tagesblätter anordnete und alle edlen Herzen in Paris mit Entsetzen erfüllte — die friedlichsten Bürger griffen zu den Waffen, man barricadirte die Gassen, man focht, man stürmte, es donnerten die Kanonen, es heulten die Glocken, es pfiffen die bleiernen Nachtigallen, die junge Brut des todten Adlers, die École polytechnique, flatterte aus dem Neste mit Blitzen in den Krallen, alte Pelikane der Freiheit stürzten in die Bajonnette und nährten mit ihrem Blute die Begeisterung der Jungen, zu Pferde stieg Lafayette, der Unvergleichliche, dessen Gleichen die Natur nicht mehr als einmal erschaffen konnte, und den sie deshalb in ihrer ökonomischen Weise für zwei Welten und für zwei Jahrhunderte zu benutzen sucht — und nach drei heldenmüthigen Tagen lag die Knechtschaft zu Boden mit ihren rothen Söldnern und ihrem weißen Banner; und die herrliche Dreifarbigkeit, umstrahlt von der Glorie des Sieges, wehte über dem Kirchthurm Unserer lieben Frauen von Paris! Da geschahen keine Greuel, da gab's kein muthwilliges Morden, da erhob sich keine allerchristlichste Guillotine, da trieb man keine gräßlichen Späße, wie z. B. bei jener famosen Rückkehr von Versailles

als man, gleich Standarten, die blutigen Köpfe der Herren von Desbuttes und von Varicourt voraustrug und in Sèvres still hielt, um sie dort von einem Citoyen-Perruquier abwaschen und hübsch frisiren zu lassen. — Nein, seit jener Zeit, schaurigen Angedenkens, hatte die französische Presse das Volk von Paris für bessere Gefühle und minder blutige Witze empfänglich gemacht, sie hatte die Ignoranz ausgejätet aus den Herzen und Intelligenz hineingesäet, die Frucht eines solchen Samens war die edle, legendenartige Mäßigung und rührende Menschlichkeit des Pariser Volks in der großen Woche — und in der That! wenn Polignac späterhin nicht auch physisch den Kopf verlor, so verdankt er es einzig und allein den milden Nachwirkungen derselben Preßfreiheit, die er thörichterweise unterdrücken wollte.

So erquickt der Sandelbaum mit seinen lieblichsten Düften eben jenen Feind, der frevelhaft seine Rinde verletzt hat.

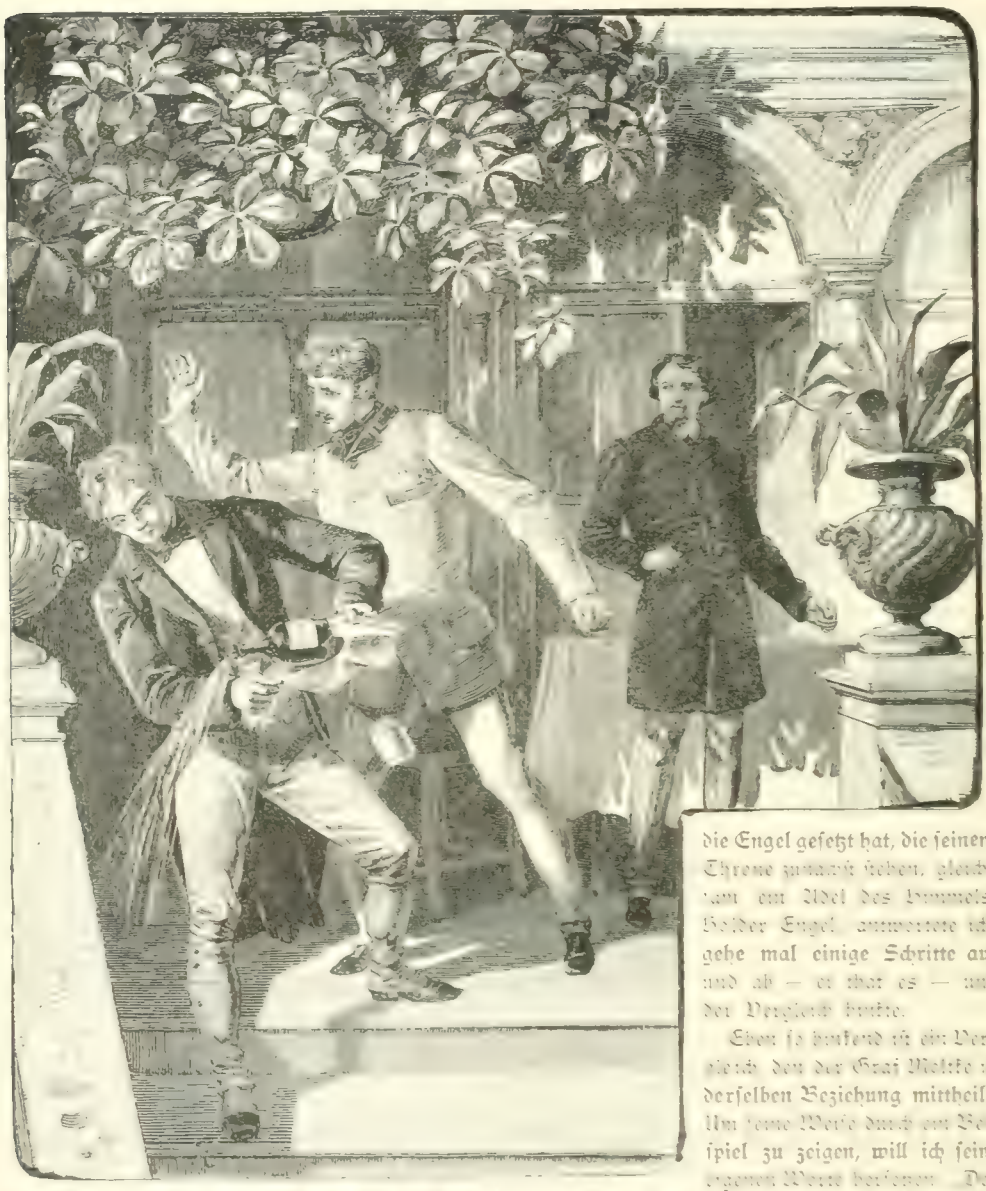
Ich glaube mit diesen flüchtigen Bemerkungen genugsam angedeutet zu haben, wie jede Frage über den Charakter, den die Revolution in Deutschland annehmen möchte, sich in eine Frage über den Zustand der Civilisation und der politischen Bildung des deutschen Volks verwandeln muß, wie diese Bildung ganz abhängig ist von der Preßfreiheit, und wie es unser ängstlichster Wunsch sein muß, daß durch letztere recht bald viel Licht verbreitet werde, ehe die Stunde kommt, wo die Dunkelheit mehr Unheil stiftet als die Leidenschaft und Ansichten und Meinungen, je weniger sie vorher erörtert und besprochen worden, um so grauenhaft stürmischer auf die blinde Menge wirken und von den Parteien als Losungsworte benutzt werden.

„Die bürgerliche Gleichheit" könnte jetzt in Deutschland, eben so wie einst in Frankreich, das erste Losungswort der Revolution werden, und der Freund des Vaterlandes darf wohl keine Zeit versäumen, wenn er dazu beitragen will, daß die Streitfrage „über den Adel" durch eine ruhige Erörterung geschlichtet oder ausgeglichen werde, ehe sich ungefüge Disputanten einmischen mit allzuschlagenden Beweisthümern, wogegen weder die Kettenschlüsse der Polizei, noch die schärfsten Argumente der Infanterie und Cavallerie, nicht einmal die Ultima ratio regis, die sich leicht in eine Ultimi ratio regis verwandeln könnte, etwas auszurichten vermöchten. In dieser trüben Hinsicht erachte ich die Herausgabe gegenwärtiger Schrift für ein verdienstliches Werk. Ich glaube, der Ton der Mäßigung, der darin herrscht, entspricht dem angedeuteten Zwecke. Der Verfasser bekämpft mit indischer Geduld eine Broschüre, betitelt:

„Ueber den Adel und dessen Verhältniß zum Bürgerstande. Von dem Grafen M. v. Moltke, königl. dänischen Kammerherrn und Mitglied des Obergerichts zu Gottorff. Hamburg bei Perthes und Besser. 1830."

Doch wie in dieser Broschüre, so ist auch in der Entgegnung das Thema keineswegs erschöpft und die Hin- und Widerrede betrifft nur den allgemeinen sozusagen, dogmatischen Theil der Streitfrage. Der hochgeborene Kämpe sitzt auf seinem Turnierroß und behauptet keck die mittelalterliche Ansicht, daß durch adelige Zeugung ein besseres Blut entstehe als durch gemein bürgerliche Zeugung, er vertheidigt die Geburtsprivilegien, das Vorzugsrecht bei einträglichen Hof-, Gesandtschafts- und Waffenämtern, womit man den Adeligen dafür belohnen soll, daß er sich die große Mühe gegeben hat, geboren zu werden, u. s. w.; — dagegen erhebt sich ein Streiter, der Stück vor Stück jene bestialischen und aberwitzigen Behauptungen und die übrigen noblen Ansichten herunterschlägt, und die Wahlstätte wird bedeckt mit den glänzenden Fetzen des Vorurtheils und den Wappentrümmern altadeliger Insolenz. Dieser bürgerliche Ritter kämpft gleichsam mit geschlossenem Visir, das Titelblatt dieser Schrift bezeichnet ihn nur mit erborgtem Namen, der vielleicht späterhin ein braver Nom de guerre wird. Ich weiß selbst wenig mehr von ihm zu sagen, als daß sein Vater ein Schwertfeger war und gute Klingen machte.

Daß ich selbst nicht der Verfasser dieser Schrift bin, sondern sie nur zum Druck befördere, brauche ich wohl nicht erst ausführlich zu betheuern. Ich hätte nimmermehr mit solcher Mäßigung die adeligen Prätensionen und Erblügen discutiren können. Wie heftig wurde ich einst, als ein niedliches Gräfchen, mein bester Freund, während wir auf der Terrasse eines Schlosses spazieren gingen, die Besserblütigkeit des Adels zu beweisen suchte! Indem wir noch disputirten, beging sein Bedienter ein kleines Versehen und der hochgeborene Herr schlug dem niedriggeborenen Knechte in's Gesicht, daß das unedle Blut hervorschoß, und stieß ihn noch obendrein die Terrasse hinab. Ich war damals zehn Jahre jünger und warf den edlen Grafen



sogleich ebenfalls die Terrasse hinab — es war mein bester Freund, und er [illegible] ein Bein. Als ich ihn nach seiner Genesung wiederfand — er hinkte nur noch ein Bischen — war er doch noch immer von seinem Adelstolze [illegible] und behauptete [illegible] der Adel [illegible] als Vermittler zwischen Volk und König [illegible] nach dem Beispiele Gottes, der [illegible] und den Menschen

die Engel gesetzt hat, die seinem Throne zunächst stehen, gleichsam ein Adel des Himmels. Holder Engel, antwortete ich, gehe mal einige Schritte auf und ab — er that es — und der Vergleich hinkte.

Eben so hinkend ist ein Vergleich, den der Graf Moltke in derselben Beziehung mittheilt. Um seine Weise durch ein Beispiel zu zeigen, will ich seine eigenen Worte hersetzen: „Der Versuch, den Adel aufzuheben, in welchem sich die flüchtige Achtung zu einer dauernden Gewalt verkörpert, würde den Menschen [illegible], würde ihn auf eine unsichere Höhe erheben, der es an den nöthigen Bindungsmitteln an die untergeordnete Menge fehlt, würde ihn mit Werkzeugen seiner Willkür umgeben, wodurch wie sich dieses im Orient so oft gezeigt, die Existenz

des Herrschers in eine gefahrvolle Lage geräth. Burke nennt den Adel das korinthische Capital wohlgeordneter Staaten, und daß hierin nicht blos eine rednerische Figur zu suchen dafür sorgt der erhabene Geist dieses außerordentlichen Mannes, dessen ganzes Leben dem Dienst einer vernünftigen Freiheit gewidmet war."

Durch dasselbe Beispiel ließe sich zeigen, wie der edle Graf durch Halbkenntnisse getäuscht wird. Burken nämlich gebührt keineswegs das Lob, das er ihm spendet; denn ihm fehlt jene Consistency, welche die Engländer für die erste Tugend eines Staatsmannes halten. Burke besaß nur rhetorische Talente, womit er in der zweiten Hälfte seines Lebens die liberalen Grundsätze bekämpfte, denen er in der ersten Hälfte gehuldigt hatte. Ob er durch diesen Gesinnungswechsel die Gunst der Großen erkriechen wollte, ob Sheridan's liberale Triumphe in St. Stephan aus Depit und Eifersucht ihn bestimmten, als dessen Gegner jene mittelalterliche Vergangenheit zu verfechten, die ein ergiebigeres Feld für romantische Schilderungen und rednerische Figuren darbot, ob er ein Schurke oder ein Narr war, das weiß ich nicht. Aber ich glaube, daß es immer verdächtig ist, wenn man zu Gunsten der regierenden Gewalt seine Ansichten wechselt, und daß man dann immer ein schlechter Gewährsmann bleibt. Ein Mann, der nicht in diesem Falle ist, sagte einst: „Die Adeligen sind nicht die Stützen, sondern die Karyatiden des Thrones." Ich denke, dieser Vergleich ist richtiger als der von dem Capital einer korinthischen Säule. Ueberhaupt, wir wollen letzteren so viel als möglich abweisen; es könnten sonst einige wohlbekannte Capitalisten den capitalen Einfall bekommen, sich anstatt des Adels als korinthisches Capital der Staatssäulen zu erheben. Und das wäre gar der allerwiderwärtigste Anblick.

Doch ich berühre hier einen Punkt, der erst in einer späteren Schrift beleuchtet werden soll; der besondere praktische Theil der Streitfrage über den Adel mag alsdann ebenfalls seine gehörige Erörterung finden. Denn, wie ich schon oben angedeutet, gegenwärtige Schrift befaßt sich nur mit dem Grundsätzlichen, sie bestreitet Rechtsansprüche, und sie zeigt nur, wie der Adel im Widerspruch ist mit der Vernunft, der Zeit und mit sich selbst. Der besondere praktische Theil betrifft aber jene siegreichen Anmaßungen und factischen Usurpationen des Adels, wodurch er das Heil der Völker so sehr bedroht und täglich mehr und mehr untergräbt. Ja, es scheint mir, als glaube der Adel selbst nicht an seine eigenen Prätensionen, und schwatze sie blos hin als Köder für bürgerliche Polemik, die sich damit beschäftigen möge, damit ihre Aufmerksamkeit und Kraft abgeleitet werde von der Hauptsache. Diese besteht nicht in der Institution des Adels als solchen, nicht in bestimmten Privilegien, nicht in Frohn-, Handdienst-, Gerichts- und anderen Gerechtigkeiten und allerlei herkömmlichen Realbefreiungen: die Hauptsache besteht vielmehr in dem unsichtbaren Bündnisse aller derjenigen, die so und so viel Ahnen aufzuweisen haben, und die stillschweigend die Uebereinkunft getroffen haben, sich aller leitenden Macht der Staaten zu bemächtigen, indem sie, gemeinschaftlich die bürgerlichen Rotüriers zurückdrängend, fast alle höheren Officiersstellen und durchaus alle Gesandtschaftsposten an sich bringen. Solchermaßen können sie die Völker durch ihre untergebenen Soldaten in Respect halten und durch diplomatische Verhetzungskünste zwingen, gegen einander zu fechten, wenn sie die Fessel der Aristokratie abschütteln oder zu diesem Zwecke fraternisirend sich verbünden möchten.

Seit dem Beginn der französischen Revolution steht solcherweise der Adel auf Kriegsfuß gegen die Völker, und kämpfte öffentlich oder geheim gegen das Princip der Freiheit und Gleichheit und dessen Vertreter, die Franzosen. Der englische Adel, der durch Rechte und Besitzthümer der mächtigste war, wurde Bannerführer der europäischen Aristokratie, und John Bull bezahlte dieses Ehrenamt mit seinen besten Guineen und siegte sich bankerott. Während des Friedens, der nach jenem kläglichen Sieg erfolgte, führte Oesterreich das noble Banner und besorgte die Adelsinteressen, und auf jedem solchen Verträglein, das gegen den Liberalismus geschlossen wurde, prangt obenan das wohlbekannte Siegellack, und wie ihr unglücklicher Anführer, wurden auch die Völker selber in strengem Gewahrsam gehalten, ganz Europa wurde ein St. Helena, und Metternich war dessen Hudson Lowe. Aber nur an dem sterblichen Leib der Revolution konnte man sich rächen, nur jene menschgewordene Revolution, die mit Stiefel und Sporen und bespritzt mit Schlachtfeldblut in ein fürstliches Brautgemach eintrat und die blendende Ausstattung desselben be-

steckt hatte, nur jene Revolution konnte man an einem Magenkrebse sterben lassen: der Geist der Revolution ist jedoch unsterblich und liegt nicht unter den Trauerweiden von Longwood, und in dem großen Wochenbette des Ende Juli wurde die Revolution wiedergeboren, nicht als einzelner Mensch, sondern als ganzes Volk, und in dieser Volkwerdung spottet sie des Kerkermeisters, der vor Schrecken das Schlüsselbund aus den Händen fallen läßt. Welche Verlegenheit für den Adel! Er hat sich freilich in der langen Friedenszeit etwas erholt von den früheren Anstrengungen, und er hat seitdem als stärkende Cur täglich Eselsmilch getrunken, und zwar von einer wälschen Eselin: doch fehlt es ihm immer noch an hinlänglichen Kräften zu einem neuen Kampfe. Der englische Bull kann jetzt am wenigsten den Feinden die Spitze bieten wie einstmalen, denn der ist am meisten erschöpft und durch das beständige Minnerwechselnheben fühlt er sich matt in allen Gliedern, und es ist ihm eine Radicalcur, wo nicht gar die Hungercur verordnet und das inn ite Inland soll ihm nur obendrein amputirt werden. Oesterreich fühlt sich ebenfalls nicht beherzt aufgelegt, den Agamemnon des Adels gegen Frankreich zu spielen: Staberle zieht nicht gern die Kriegsuniform an, und weiß sehr gut, daß seine Parapluies nicht gegen Kugelregen schützen, und dabei schrecken ihn auch jetzt die Ungarn mit ihren grimmigen Schnurrbärten, und in Italien muß er vor jedem enthusiastischen Citronenbaum eine Schildwache stellen, und zu Hause muß er an Prinzessinnen denken um im Nothfall das Ungethüm der Revolution damit zu beruhigen. — „Das bringt ein Viech um," sagt Staberle.

Aber in Frankreich flammt immer mächtiger die Sonne der Freiheit und überleuchtet die ganze Welt mit ihren Strahlen. — Aber sie dringt täglich weiter, die Idee eines Bürgerkönigs ohne Hofetikette, ohne Edelknechte, ohne Courtisanen, ohne Kuppler, ohne diamantne Trinkgelder und sonstige Herrlichkeit. — Aber die Pairskammer betrachtet man schon als ein Lazareth für die Incurablen des alten Regimes, die man nur noch aus Mitleiden tolerirt und mit der Zeit ebenfalls fortschafft. — Seltsame Umwandlung! in dieser Noth wendet sich der Adel an denjenigen Staat, den er in der letzten Zeit als den ärgsten Feind seiner Interessen betrachtet und gehaßt, er wendet sich an Rußland. Der große Zar der noch jüngst der Gonfaloniere der Liberalen war, indem er der feudalistischen Aristokratie feindselig gegenüberstand und gezwungen schien, sie nächstens zu befehden, eben dieser Zar wird jetzt von eben jener Aristokratie zum Bannerführer erwählt, und er ist genöthigt ihr Vorkämpfer zu werden. Denn ruht auch der russische Staat auf dem antifeudalistischen Princip einer Gleichheit aller Staatsbürger, denen nicht die Geburt, sondern das erworbene Staatsamt einen Rang ertheilt, so ist doch auf der andern Seite das absolute Zarenthum unvermeidlich mit den Ideen einer constitutionellen

Freiheit, die den geringsten Unterthan selbst gegen eine wohlthätige fürstliche Willkür schützen kann; — und wenn auch der Zar wegen jenes Princips der bürgerlichen Gleichheit von den Feudalisten gehaßt wurde, und obendrein, als offener Feind Englands und heimlicher Feind Oesterreichs, mit all seiner Macht der factische Vertreter der Liberalen war, so wurde er doch seit dem Ende Juli der größte Gegner derselben, nachdem deren siegende Ideen von constitutioneller Freiheit seinen Absolutismus bedrohten, und eben in seiner Eigenschaft als Autokrat weiß ihn die europäische Aristokratie zum Kampfe gegen das frank und freie Frankreich aufzuretzen. Der englische Bull hat sich in einem solchen Kampfe die Hörner abgelaufen, und nun soll der nordische Wolf seine Rolle übernehmen. Die hohe Noblesse von Europa weiß schlau genug das Schrecken der moskowitischen Wälder für ihre Zwecke zu benutzen und gehörig abzurichten; und den rauhen Gast schmeichelt es nicht wenig, daß er die Würde des alten von Gottes Gnade eingesetzten Königthums verfechten soll gegen Fürstenlästerer und Adelsleugner, mit Wohlgefallen läßt er sich den mottigen Purpurmantel mit allem Goldflitterkram aus der byzantinischen Verlassenschaft um die Schulter hängen, und er läßt sich vom ehemaligen deutschen Reiche die abgetragenen altrömischen Prunkgewänder verehren, und er setzt sich auf's Haupt die altfränkische Diamantenmütze Caroli Magni.

Ach! der Wolf hat die Garderobe der alten Großmutter angezogen, und zerreißt euch, arme Rothkäppchen der Freiheit!

Ist es mir doch, während ich dieses schreibe, als spritzte das Blut von Warschau bis auf mein Papier, und als hörte ich den Freudenjubel der hohen Officiere und Diplomaten. Jubeln sie etwa zu früh? Ich weiß nicht; aber mir und uns Allen ist so bang vor dem nordischen Wolf und ich fürchte, auch wir deutschen Rothköpfchen fühlen bald Großmutters närrisch lange Hände und großes Maul. Dabei sollen wir uns noch obendrein marschfertig halten, um gegen Frankreich zu fechten. Heiliger Gott! Gegen Frankreich? Ja, hurrah! Es geht gegen die Franzosen, und die Berliner Ukasuisten und Knutologen behaupten, daß wir noch dieselben Gott-, König- und Vaterlandsretter sind, wie anno 1813, und Körner's „Leier und Schwert" soll wieder neu aufgelegt werden, Fouqué will noch einige Schlachtlieder hinzudichten, der Görres wird den Jesuiten wieder abgekauft, um den „Rheinischen Merkur" fortzusetzen, und wer freiwillig den heiligen Kampf mitmacht, kriegt Eichenlaub auf die Mütze und wird „Sie" titulirt und erhält nachher frei Theater oder soll wenigstens als Kind betrachtet werden und nur die Hälfte bezahlen — und für patriotische Extrabemühungen soll dem ganzen Volke noch extra eine Constitution versprochen werden.

Frei Theater ist immerhin eine schöne Sache, aber eine Constitution wäre auch so übel nicht. Ja, wir könnten zu Zeiten ordentlich ein Gelüste danach bekommen. Nicht als ob wir der absoluten Güte oder dem guten Absolutismus unserer Monarchen mißtrauten; im Gegentheil, wir wissen, es sind lauter charmante Leute, und ist auch mal Einer unter ihnen, der dem Stande Pein verursacht, wie z. B. Seine Majestät der König . . . ., so bildet er doch nur eine Ausnahme, und wenn die allerhöchsten Collegen nicht seinem blutigen Scandal ein Ende machen, wie sie doch leicht könnten, so geschieht es nur, um durch den Contrast mit solchem gekrönten Haupte noch menschenfreundlich edler dazustehen und von ihren Unterthanen noch mehr geliebt zu werden. Aber eine gute Constitution hat doch ihr Gutes, und es ist den Völkern gar nicht zu verdenken, wenn sie sogar von den besten Monarchen sich etwas Schriftliches ausbitten, wegen Leben und Sterben. Auch handelt ein vernünftiger Vater sehr vernünftig, wenn er einige heilsame Schranken baut vor den Abgründen der souveränen Macht, damit seinen Kindern nicht einst ein Unglück begegne, wenn sie auf dem hohen Pferde des Stolzes und mit prablendem Junkergefolge allzu keck galoppiren.

Ich weiß ein Königskind, das in einer schlechten adeligen Reitschule schon im Voraus die größten Sprünge zu wagen lernt. Für solche Königskinder muß man doppelt hohe Schranken errichten, und man muß ihnen die goldnen Sporen umwickeln, und es muß ihnen ein zahmeres Roß und eine bürgerlich bescheidnere Genossenschaft zugetheilt werden.

Ich weiß eine Jagdgeschichte — bei Sanct Hubert! und ich weiß auch Jemand, der tausend Thaler Preußisch Courant darum gäbe, wenn sie gelogen wäre.

Ach! die ganze Zeitgeschichte ist jetzt nur eine Jagdgeschichte. Es ist jetzt die Zeit der hohen

Jagd gegen die liberalen Ideen, und die hohen Herrschaften sind eifriger als je, und ihre uniformirten Jäger schießen auf jedes ehrliche Herz, worein sich die liberalen Ideen geflüchtet, und es fehlt nicht an gelehrten Hunden, die das blutende Wort als gute Beute heranschleppen. Berlin füttert die beste Koppel, und ich höre schon, wie die Meute losbellt gegen dieses Buch.

Geschrieben den 8. März 1851.

Heinrich Heine.

Vorrede
zum ersten Bande des „Salon.“
(1833.)

Die nachstehenden Schriften:

Ueber französische Maler,
Memoiren des Herrn von Schnabelewopski,
Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland,
Florentinische Nächte,
Elementargeister,
Der Rabbi von Bacharach,
Ueber die französische Bühne,

sowie einige Gedichte und Romanzen publicirte Heine zuerst unter dem Sammeltitel „Der Salon". Da der im Uebrigen willkürlichen Zusammenstellung unter diesem Titel ein weiterer organischer Zusammenhang nicht inne wohnte, so wurde diese Verbindung für die Gesammtausgabe nicht beibehalten, sondern die einzelnen Abschnitte passender den „Französischen Zuständen", „Ueber Deutschland", „Novellistischen Fragmenten" ꝛc. zugetheilt.

Der Herausgeber.

Ich rathe Euch, Gevatter, laßt mich auf Euer Schild keinen goldenen Engel, sondern einen rothen Löwen malen; ich bin mal dran gewöhnt, und Ihr werdet sehen, wenn ich Euch auch einen goldenen Engel male, so wird er doch wie ein rother Löwe aussehen."

Diese Worte eines ehrsamen Kunstgenossen soll gegenwärtiges Buch an der Stirne tragen, da sie jedem Vorwurf, der sich dagegen auffinden ließe, im Voraus und ganz eingeständig begegnen.

Damit Alles gesagt sei, erwähne ich zugleich, daß dieses Buch, mit geringen Ausnahmen, im Sommer und Herbst 1831 geschrieben worden, zu einer Zeit, wo ich mich meistens mit den Cartons zu künftigen rothen Löwen beschäftigte. Um mich her war damals viel Gebrülle und Störniß jeder Art.

Bin ich nicht heute sehr bescheiden?

Ihr könnt Euch darauf verlassen, die Bescheidenheit der Leute hat immer ihre guten Gründe. Der liebe Gott hat gewöhnlich die Ausübung der Bescheidenheit und ähnlicher Tugenden den Seinen sehr erleichtert.

Es ist z. B. leicht, daß man seinen Feinden verzeiht, wenn man zufällig nicht so viel Geist besitzt, um ihnen schaden zu können, sowie es auch leicht ist, keine Weiber zu verführen, wenn man mit einer allzuschäbigen Nase gesegnet ist.

Die Scheinheiligen von allen Farben werden über manches Gedicht in diesem Buche wieder sehr tief seufzen — aber es kann ihnen nichts mehr helfen.

Ein zweites „nachwachsendes Geschlecht" hat eingesehen, daß all mein Wort und Lied aus einer großen gottfreudigen Frühlingsidee emporblühte, die, wo nicht besser, doch wenigstens ebenso respectabel ist, wie jene triste modrige Aschermittwochsidee, die unser schönes Europa trübselig entblumt und mit Gespenstern und Tartüffen bevölkert hat. Wogegen ich einst mit leichten Waffen frondirte, wird jetzt ein offener ernster Krieg geführt — ich stehe sogar nicht mehr in den ersten Reihen.

Gottlob! die Revolution des Julius hat die Zungen gelöst, die so lange stumm geschienen; ja, da die plötzlich Erweckten Alles, was sie bis dahin verschwiegen, auf einmal offenbaren wollten, so entstand viel Geschrei, welches mir mitunter gar unerfreulich die Ohren betäubte. Ich hatte manchmal nicht übel Lust, das ganze Sprechamt aufzugeben; doch das ist nicht so leicht thunlich wie etwa das Aufgeben einer geheimen Staatsrathstelle, obgleich letztere mehr einbringt, als das beste öffentliche Tribunat.

Die Leute glauben, unser Thun und Schaffen sei eitel Wahl, aus dem der Vorrath der neuen Ideen griffen wir eine heraus, für die wir sprechen und wirken, streiten und leiden wollten, wie etwa sonst ein Philolog sich seinen Classiker auswählte, mit dessen Commentirung er sich sein ganzes Leben hindurch beschäftigte — nein, wir ergreifen keine Idee, sondern die Idee ergreift uns, und knechtet uns, und peitscht uns in die Arena hinein, daß wir, wie gezwungene Gladiatoren, für sie kämpfen. So ist es mit jedem echten Tribunat oder Apostolat. Es war ein wehmüthiges Geständniß, wenn Amos sprach zu König Amazia: „Ich bin kein Prophet, noch keines Propheten Sohn, sondern ich bin ein Kuhhirt, der Maulbeeren abliefet; aber der Herr nahm mich von der Schafherde und sprach zu mir: Gehe hin und weissage!" Es war ein wehmüthiges Geständniß, wenn der arme Mönch, der vor Kaiser und Reich zu Worms angeklagt stand ob seiner Lehre, dennoch trotz aller Demuth seines Herzens, jeden Widerruf für

unmöglich erklärte und mit den Worten schloß: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen!"

Wenn ihr diese heilige Zwingniß kenntet, ihr würdet uns nicht mehr schelten, nicht mehr schmähen, nicht mehr verleumden — wahrlich, wir sind nicht die Herren, sondern die Diener des Wortes. Es war ein wehmüthiges Geständniß, wenn Maximilian Robespierre sprach: „Ich bin ein Sclave der Freiheit."

Und auch ich will jetzt Geständnisse machen. Es war nicht eitel Lust meines Herzens, daß ich Alles verließ, was mir Theures im Vaterland blühte und lächelte. Mancher liebte mich dort, z. B. meine Mutter — aber ich ging, ohne zu wissen warum; ich ging, weil ich mußte. Nachher ward mir sehr müde zu Muthe; so lange vor den Juliustagen hatte ich das Prophetenamt getrieben, daß das innere Feuer mich schier verzehrt, daß mein Herz von den gewaltigen Worten, die daraus hervorgebrochen, so matt geworden wie der Leib einer Gebärerin . . .

Ich dachte: — Habt meiner nicht mehr nöthig, will auch einmal für mich selber leben, und schöne Gedichte schreiben, Komödien und Novellen, zärtliche und heitere Gedankenspiele, die sich in meinem Hirnkasten angesammelt, und will mich wieder ruhig zurückschleichen in das Land der Poesie, wo ich als Knabe so glücklich gelebt.

Und keinen Ort hätte ich wählen können, wo ich besser im Stande war, diesen Vorsatz in Ausführung zu bringen. Es war auf einer kleinen Villa dicht am Meer, nahe bei Havre de Grace in der Normandie. Wunderbar schöne Aussicht auf die große Nordsee, ein wenig wechselnder und doch einfacher Anblick; heute grimmer Sturm, morgen schmeichelnde Stille; und drüberhin die weißen Wolkenzüge, riesenhaft und abenteuerlich als wären es die spukenden Schatten jener Normannen, die einst auf diesen Gewässern ihr wildes Wesen getrieben. Unter meinem Fenster aber blühten die lieblichsten Blumen und Pflanzen: Rosen, die liebesüchtig mich anblickten, rothe Nelken mit verschämt bittenden Düften, und Lorbeeren, die an die Mauer zu mir heraufrankten, fast bis in mein Zimmer hereinwuchsen, wie jener Ruhm, der mich verfolgt. Ja, einst lief ich schmachtend hinter Daphne einher, jetzt läuft Daphne nach mir, wie eine Metze, und drängt sich in mein Schlafgemach. Was ich einst begehrte, ist mir jetzt unbequem, ich möchte Ruhe haben, und wünschte, daß kein Mensch von mir spräche, wenigstens in Deutschland. Und stille Lieder wollte ich dichten, und nur für mich, oder allenfalls um sie irgend einer verborgenen Nachtigall vorzulesen. Es ging auch im Anfang; mein Gemüth ward wieder umfriedet von dem Geist der Dichtkunst, wohlbekannte edle Gestalten und goldene Bilder dämmerten wieder empor in meinem Gedächtnisse, ich ward wieder so traumselig, so märchentrunken, so verzaubert wie ehemals, und ich brauchte nur mit ruhiger Feder Alles aufzuschreiben, was ich eben fühlte und dachte — ich begann.

Nun aber weiß Jeder, daß man bei solcher Stimmung nicht immer ruhig im Zimmer sitzen bleibt, und manchmal mit begeistertem Herzen und glühenden Wangen in's freie Feld läuft, ohne auf Weg und Steg zu achten. So erging's auch mir und, ohne zu wissen wie, befand ich mich plötzlich auf der Landstraße von Havre, und vor mir her zogen hoch und langsam mehrere große Bauerwagen, bepackt mit allerlei ärmlichen Kisten und Kasten, altfränkischem Hausgeräthe, Weibern und Kindern. Nebenher gingen die Männer, und nicht gering war meine Ueberraschung, als ich sie sprechen hörte — sie sprachen Deutsch, in schwäbischer Mundart. Leicht begriff ich, daß diese Leute Auswanderer waren, und als ich sie näher betrachtete, durchzuckte mich ein jähes Gefühl, wie ich es noch nie in meinem Leben empfunden; alles Blut stieg mir plötzlich in die Herzkammern und klopfte gegen die Rippen, als müsse es heraus aus der Brust, als müsse es so schnell als möglich heraus, und der Athem stockte mir in der Kehle. Ja, es war das Vaterland selbst, das mir begegnete, auf jenen Wagen saß das blonde Deutschland, mit seinen ernstblauen Augen, seinen traulichen, allzu bedächtigen Gesichtern, in den Mundwinkeln noch jene kümmerliche Beschränktheit, über die ich mich einst so sehr gelangweilt und geärgert, die mich aber jetzt gar wehmüthig rührte — denn hatte ich einst, in der blühenden Lust der Jugend, gar oft die heimatlichen Verkehrtheiten und Philistereien verdrießlich durchgehechelt, hatte ich einst mit dem glücklichen, bürgermeisterlich gehäbigen, schneckenhaft trägen Vaterlande manchmal einen kleinen Haushader zu bestehen, wie er in großen Familien wohl vorfallen kann, so war doch all dergleichen Erinnerung in meiner Seele erloschen, als ich das Vaterland in Elend erblickte

in der Fremde im Elend; selbst seine Gebrechen wurden mir plötzlich theuer und werth, selbst mit seinen Krähwinkeleien war ich ausgesöhnt und ich drückte ihm die Hand, ich drückte die Hand jener deutschen Auswanderer, als gäbe ich dem Vaterland selber den Handschlag eines erneuten Bündnisses der Liebe, und wir sprachen Deutsch. Die Menschen waren ebenfalls sehr froh, auf einer fremden Landstraße diese Laute zu vernehmen; die besorglichen Schatten schwanden von ihren Gesichtern, und sie lächelten beinahe. Auch die Frauen, worunter manche recht hübsch riefen mir ihr gemüthliches ‚Grieß di Gott!" vom Wagen herab, und die jungen Bübli grüßten erröthend höflich, und die ganz kleinen Kinder jauchzten mich an mit ihren zahnlosen lieben Mündchen. Und warum habt ihr denn Deutschland verlassen? fragte ich diese armen Leute. „Das Land ist gut und wären gern dageblieben," antworteten sie, „aber wir konnten's nicht länger aushalten."

Nein, ich gehöre nicht zu den Demagogen, die nur die Leidenschaft aufregen wollen und ich will nicht Alles wiedererzählen, was ich auf jener Landstraße bei Barre unter freiem Himmel gehört habe über den Unfug der hochnobeln und der höchst nobeln Sippschaften in der Heimat — auch lag die größere Klage nicht im Wort selbst, sondern im Ton, womit es schlicht und grad gesprochen, oder vielmehr geseufzt wurde. Auch jene armen Leute waren keine Demagogen; die Schlußrede ihrer Klage war immer: „Was sollten wir thun? Sollten wir eine Revolution anfangen?"

Ich schwöre es bei allen Göttern des Himmels und der Erde der zehnte Theil von dem was jene Leute in Deutschland erduldet haben, hätte in Frankreich Dutzende von Revolutionen hervorgebracht, und Dutzende von Königen die Krone mitsammt dem Kopf gekostet.

„Und wir hätten es doch noch ausgehalten und wären nicht fortgegangen," bemerkte ein achtzigjähriger, also doppelt vernünftiger Schwabe, „aber wir thaten es wegen der Kinder. Die sind noch nicht so stark wie wir an Deutschland gewöhnt, und können vielleicht in der Fremde glücklich werden; freilich, in Afrika werden sie auch Manches ausstehen müssen."

Diese Leute gingen nämlich nach Algier, wo man ihnen unter günstigen Bedingungen eine Strecke Landes zur Colonisirung versprochen hatte. „Das Land soll gut sein," sagten sie, „aber wie wir hören, gibt es dort viel giftige Schlangen, die sehr gefährlich, und man hat dort viel auszustehen von den Affen die die Früchte vom Felde naschen oder gar die Kinder stehlen und mit sich in die Wälder schleppen. Das ist grausam. Aber zu Hause ist der Amtmann auch giftig, wenn man die Steuer nicht bezahlt, und das Feld wird einem von Wildschaden und Jagd noch weit mehr ruinirt und unsere Kinder wurden unter die Soldaten geneckt — Was sollten wir thun? Sollten wir eine Revolution anfangen?"

Zur Ehre der Menschheit muß ich hier des Mitgefühls erwähnen, das, nach der Aussage jener Auswanderer, ihnen auf ihren Leidensstationen durch ganz Frankreich zu Theil wurde. Die Franzosen sind nicht blos das geistreichste, sondern auch das barmherzigste Volk. Sogar die Aermsten suchten diesen unglücklichen Fremden irgend eine Liebe zu erzeigen, gingen ihnen thätig zur Hand beim Aufpacken und Abladen, liehen ihnen ihre kupfernen Kessel zum Kochen, halfen ihnen Holz spalten, Wasser tragen und waschen. Habe mit eigenen Augen gesehen, wie ein französisch Bettelweib einem armen kleinen Schwäbchen ein Stück von ihrem Brot gab, wofür ich mich auch herzlich bei ihr bedankte. Dabei ist noch zu bemerken, daß die Franzosen nur das materielle Elend dieser Leute kennen; Jene können eigentlich gar nicht begreifen, warum diese Deutschen ihr Vaterland verlassen. Denn wenn den Franzosen die landesherrlichen Plackereien so ganz unerträglich werden oder auch nur etwas allzu stark beschwerlich fallen, dann kommt ihnen doch nie in den Sinn, die Flucht zu ergreifen, sondern sie geben vielmehr ihren Drängern den Laufpaß, sie werfen sie zum Lande hinaus und bleiben hübsch selber im Lande, mit einem Wort: sie fangen eine Revolution an.

Was mich betrifft, so blieb mir durch jene Begegnung ein tiefer Kummer, eine schwarze Traurigkeit, eine bleierne Verzagniß im Herzen, dergleichen ich nimmermehr mit Worten zu beschreiben vermag. Ich, der eben noch so übermüthig wie ein Sieger taumelte, ich ging jetzt so matt und krank einher wie ein gebrochener Mensch. Es war dieses wahrhaftig nicht die Wirkung eines plötzlich aufgeregten Patriotismus. Ich fühlte, es war etwas Edleres, etwas Besseres. Dazu ist mir seit langer Zeit Alles fatal, was den Namen Patriotismus trägt. Ja, es konnte mir einst sogar die Sache selber einigermaßen verleidet werden, als ich den

Mummenschanz jener schwarzen Narren erblickte, die aus dem Patriotismus ordentlich ihr Handwerk gemacht, und sich auch eine angemessene Handwerkstracht zugelegt und sich wirklich in Meister, Gesellen und Lehrlinge eingeteilt und ihre Zunftgrüße hatten, womit sie im Lande fechten gingen. Ich sage „fechten" im schimpflichsten Sinne; denn das eigentliche Fechten mit dem Schwerte gehörte nicht zu ihren Handwerksbräuchen. Vater Jahn, der Herbergsvater jener Jahre war im Kriege, wie männiglich bekannt, ebenfalls tapfer mitgefochten. Gegen diesen Meister waren auch die meisten Gesellen nur gemeine Narren, schwatzige Prahler, deren Grobheit nicht einmal echt war. Sie wußten sehr gut, daß deutsche Einfalt noch immer die Grobheit für ein Vermächtnis des Mutes und der Stärke ansieht. Obgleich ich Blick in unsere Jugendzeit genug besitze, daß es auch gute Franken und große Memmen gibt, so frankierte mir der Mann höflich und gütig, und die Ehrfurcht vor Hand' Habe und jedem Gut ab. In Frankreich ist der Patriotismus in der Tat ein Gemütszustand, wodurch auch zugleich die Heimat der Tapferkeit und des humanen Fortschritts Gegenstand deutscher Patriotismus hingegen bestand in einem Hasse gegen die Franzosen, in einem Hass gegen Constitution und Liberalismus.

Nicht wahr, ich bin kein Patriot, denn ich liebe Frankreich?

Es ist eine eigene Sache mit dem Patriotismus, mit der wirklichen Vaterlandsliebe. Man kann im Vaterland leben und achtzig Jahre dabei alt werden, und es nie gemerkt haben; aber man muß dann auch im Innern gelitten haben. Das Wesen des Frühlings erkennt man erst im Winter, und hinter dem Ofen [illegible] eine Kerkerblume, und nur im Gefängnis [illegible] deutsche Vaterlandsliebe mit der deutschen Grenze, vornehmlich aber [illegible] unglücks in der Fremde. In meiner Tasche trage ich [illegible] und die Briefe einer [illegible] din enthält, erschütterte mich gestern die Stelle, wo sie in der Fremde den Eindruck beschreibt, den der Anblick ihrer Landsleute im Kriege 1813 in ihr hervorbrachte. Ich will die lieben Worte hierher setzen:

Den ganzen Morgen habe ich heiße Thränen der Rührung und Kränkung geweint! O, es kann es nie gewusst, daß ich meine Heimat so liebe! Wie Einer der dann Pracht der Wiese des Baums etwa nicht kennt — wenn man's ihm abspricht, und er dort [illegible]

Das ist es. Deutschland das [illegible] Und darum wurde ich plötzlich so matt und krank

beim Anblick jener Auswanderer, jener großen Blutströme, die aus den Wunden des Vaterlandes rinnen und sich in den afrikanischen Sand verlieren. Das ist es; es war wie ein leiblicher Verlust und ich fühlte in der Seele einen fast physischen Schmerz. Vergebens beschwichtigte ich mich mit vernünftigen Gründen: Afrika ist auch ein gutes Land, und die Schlangen dort züngeln nicht viel von christlicher Liebe, und die Affen dort sind nicht so widerwärtig wie die deutschen Affen — und zur Zerstreuung summte ich mir ein Lied vor. Zufällig aber war es das alte Lied von Schubart:

„ . . . . . .
Wir sollen über Land und Meer
In's heiße Afrika.
„ . . . . . .
An Deutschlands Grenzen füllen wir
Mit Erde noch die Hand,
Und küssen sie — das sei dein Dank
Für Schirmung, Pflege, Speis' und Trank,
Du liebes Vaterland!"

Nur diese Worte des Liedes, das ich in meiner Kindheit gehört, blieben immer in meinem Gedächtniß, und sie traten mir jedesmal in den Sinn, wenn ich an Deutschlands Grenze kam. Von dem Verfasser weiß ich auch nur wenig, außer daß er ein armer deutscher Dichter war, und den großten Theil seines Lebens auf der Festung saß und die Freiheit liebte. Er ist nun todt und längst vermodert, aber sein Lied lebt noch! denn das Wort kann man nicht auf die Festung setzen und vermodern lassen.

Ich verwahre euch ich bin kein Patriot und wenn ich an jenem Tage geweint habe, so geschah es wegen des kleinen Mädchens. Es war schon gegen Abend und ein kleines deutsches Mädchen welches ich vorher schon unter den Auswanderern bemerkt, stand allein am Strande, wie versunken in Gedanken, und schaute hinaus in's weite Meer. Die Kleine mochte wohl acht Jahr alt sein, trug zwei niedlich geflochtene Haarzöpfchen ein schwäbisch kurzes Röckchen von wohlgestreiftem Flanell, hatte ein bleich kränkelndes Gesichtchen, große ernsthafte Augen und mit weich besorgter, jedoch zugleich neugieriger Stimme frug sie mich, ob das das Weltmeer sei. — —

Bis tief in die Nacht stand ich am Meere und weinte. Ich schäme mich nicht dieser Thränen. Auch Achilles weinte am Meer, und die silberfüßige Mutter mußte aus den Wellen emporsteigen, um ihn zu trösten. Auch ich hörte eine Stimme im Wasser, aber minder trostreich, vielmehr aufweckend, gebietend, und doch grundweise. Denn das Meer weiß Alles, die Sterne vertrauen ihm des Nachts die verborgensten Räthsel des Himmels, in seiner Tiefe liegen mit den fabelhaft versunkenen Reichen auch die uralten längst verschollenen Sagen der Erde, an allen Küsten lauscht es mit tausend neugierigen Wellenohren, und die Flüsse, die zu ihm hinabströmen, bringen ihm alle Nachrichten, die sie in den entferntesten Binnenlanden erkundet oder gar aus dem Geschwätze der kleinen Bäche und Bergquellen erhorcht haben. — Wenn Einem aber das Meer seine Geheimnisse offenbart und Einem das große

Welterlösungswort in's Herz geflüstert, dann ade, Ruhe! Ade, stille Träume! Ade, Novellen und Komödien, die ich schon so hübsch begonnen, und die nun schwerlich so bald fortgesetzt werden!

Die goldenen Engelsfarben sind seitdem auf meiner Palette fast eingetrocknet, und flüssig blieb darauf nur ein schreiendes Roth, das wie Blut aussieht, und womit man nur rothe Löwen malt. Ja, mein nächstes Buch wird wohl ganz und gar ein rother Löwe werden, welches ein verehrungswürdiges Publicum nach obigem Geständnisse gefälligst entschuldigen möge.

Paris, den 17. October 1833.

Heinrich Heine.

Über den Denuncianten.

Vorwort

zum

dritten Theile des „Salon“.

1857.

Ich habe diesem Buche einige sehr unerfreuliche Bemerkungen voranzuschicken, und vielmehr über das, was es nicht enthält, als über den Inhalt selbst mich auszusprechen. Was letzteren betrifft so steht zu berichten, daß ich von den „Florentinischen Nächten“ die Fortsetzung, worin mancherlei Tagesinteressen ihr Echo fanden, nicht mittheilen konnte. Die „Elementargeister“ sind nur die deutsche Bearbeitung eines Capitels aus meinem Buche „De l'Allemagne“; Alles, was in's Gebiet der Politik und der Staatsreligion hinüberspielte, ward gewissenhaft ausgemerzt, und nichts blieb übrig, als eine Reihe harmloser Märchen, die, gleich den Novellen des Decamerone, dazu dienen könnten, jene pestilenzielle Wirklichkeit, die uns dermalen umgibt, für einige Stunden zu vergessen. Das Gedicht, welches am Schlusse des Buches,* habe ich selber verfaßt, und ich denke, es wird meinen Feinden viel Vergnügen machen; ich habe kein besseres geben können. Die Zeit der Gedichte ist überhaupt bei mir zu Ende, ich kann wahrhaftig kein gutes Gedicht mehr zu Tage fördern, und die Kleindichter in Schwaben, statt mir zu grollen, sollten sie mich vielmehr brüderlichst in ihre Schule aufnehmen . . . Das wird auch wohl das Ende des Spaßes sein, daß ich in der schwäbischen Dichterschule, mit Fallbütchen auf dem Kopf neben den Andern auf das kleine Bänkchen zu sitzen komme und das schöne Wetter besinge, die Frühlingssonne, die Maienwonne, die Gelbveiglein und die Quetschenbäume. Ich hatte längst eingesehen, daß es mit den Versen nicht mehr recht vorwärts ging, und deshalb verlegte ich mich auf gute Prosa. Da man aber in der Prosa nicht ausreicht mit dem schönen Wetter, Frühlingssonne, Maienwonne, Gelbveiglein und Quetschenbäumen, so mußte ich auch für die neue Form einen neuen Stoff suchen; dadurch gerieth ich auf die unglückliche Idee, mich mit Ideen zu beschäftigen, und ich dachte nach über die innere Bedeutung der Erscheinungen, über die letzten Gründe der Dinge, über die Bestimmung des Menschengeschlechts, über die Mittel, wie man die Leute besser und glücklicher machen kann u. s. w. Die Begeisterung, die ich von Natur für diese Stoffe empfand, erleichterte mir ihre Behandlung, und ich konnte bald in einer äußerst schönen, vortrefflichen Prosa meine Gedanken darstellen . . . Aber ach! Als ich es endlich im Schreiben so weit gebracht hatte, da ward mir das Schreiben selber verboten. Ihr kennt den Bundestagsbeschluß vom December 1835, wodurch meine ganze Schriftstellerei mit dem Interdicte belegt ward. Ich weinte wie ein Kind! Ich hatte mir so viel Mühe gegeben mit der deutschen Sprache, mit dem Accusativ und Dativ, ich wußte die Worte so schön an einander zu reihen wie Perl an Perl, ich fand schon Vergnügen an dieser Beschäftigung,

* Das Tannhäuserlied, abgedruckt in den „Neuen Gedichten“.
Der Herausgeber.

sie verkürzte mir die langen Winterabende des Exils, ja, wenn ich deutsch schrieb, so konnte ich mir einbilden, ich sei in der Heimat bei der Mutter . . . Und nun ward mir das Schreiben verboten! Ich war sehr weich gestimmt, als ich an den Bundestag jene Bittschrift schrieb, die ihr ebenfalls kennt, und die von Manchem unter euch als gar zu unterthänig getadelt worden. Meine Consulenten, deren Responsa ich bei diesem Ereignisse einholte, waren alle der Meinung, ich müsse ein groß Spektakel erheben, große Memoiren anfertigen, darin beweisen: ‚daß hier ein Eingriff in Eigenthumsrechte stattfände, daß man mir nur durch richterlichen Urtheilsspruch die Ausbeutung meiner Besitzthümer, meiner schriftstellerischen Fähigkeiten, untersagen könne, daß der Bundestag kein Gerichtshof und zu richterlichen Erkenntnissen nicht befugt sei, daß ich protestiren, künftigen Schadensatz verlangen, kurz Spektakel machen müsse.“ Zu Dergleichen fühlte ich mich aber keineswegs aufgelegt, ich hege die größte Abneigung gegen alle declamatorische Rednerei, und ich kannte zu gut den Grund der Dinge, um durch die Dinge selbst aufgebracht zu sein. Ich wußte im Herzen, daß es durchaus nicht darauf abgesehen war, durch jenes Interdict mich persönlich zu kränken; ich wußte, daß der Bundestag, nur die Beruhigung Deutschlands beabsichtigend, aus bester Vorsorge für das Gesammtwohl gegen den Einzelnen mit Härte verfuhr; ich wußte, daß es der schnödesten Angeberei gelungen war, einige Mitglieder der erlauchten Versammlung, handelnde Staatsmänner, die sich mit der Lectüre meiner neueren Schriften gewiß wenig beschäftigen konnten, über den Inhalt derselben irre zu leiten und ihnen glauben zu machen, ich sei das Haupt einer Schule, welche sich zum Sturze aller bürgerlichen und moralischen Institutionen verschworen habe . . . Und in diesem Bewußtsein schrieb ich nicht eine Protestation, sondern eine Bittschrift an den Bundestag, worin ich, weit entfernt, seine oberrichterlichen Befugnisse in Abrede zu stellen, den betrübsamen Beschluß als ein Contumazialurtheil betrachtete und, auf alten Präcedenzien fußend, demüthigst bat, mich gegen die im Beschlusse angeführten Beschuldigungen vor den Schranken der erlauchten Versammlung vertheidigen zu dürfen. Von der Gefährdung meiner pecuniaren Interessen that ich keine Erwähnung. Eine gewisse Scham hielt mich davon ab. Nichtsdestoweniger haben viele edle Menschen in Deutschland, wie ich aus manchen erröthenden Stellen ihrer Trostbriefe ersah, auf's Tiefste gefühlt, was ich verschwieg. Und in der That, wenn es schon hinlänglich betrübsam ist, daß ich, ein Dichter Deutschlands, fern vom Vaterlande, im Exile leben muß, so wird es gewiß jeden fühlenden Menschen doppelt schmerzen, daß ich jetzt noch obendrein meines literarischen Vermögens beraubt werde, meines geringen Poetenvermögens, das mich in der Fremde wenigstens gegen physisches Elend schützen konnte.

Ich sage dieses mit Kummer, aber nicht mit Unmuth. Denn wen sollte ich anklagen? Nicht die Fürsten; denn, ein Anhänger des monarchischen Princips, ein Bekenner der Heiligkeit des Königthums, wie ich mich seit der Julusrevolution, trotz dem bedenklichsten Gebrülle meiner Umgebung, gezeigt habe, möchte ich wahrlich nicht mit meinen besonderen Beklagnissen dem verwerflichen Jakobinismus einigen Vorschub leisten. Auch nicht die Räthe der Fürsten kann ich anklagen, denn wie ich aus den sichersten Quellen erfahren, haben viele der höchsten Staatsmänner den exceptionellen Zustand, worin man mich versetzt, mit würdiger Theilnahme bedauert und baldigste Abhilfe versprochen; ja ich weiß es nur wegen der Langsamkeit des Geschäftsganges ist diese Abhilfe noch nicht gerichtlich an den Tag getreten, und vielleicht, während ich diese Zeilen schreibe, wird dergleichen in Deutschland zu meinen Gunsten promulgirt. Selbst entschiedenste Gegner unter den deutschen Staatsmännern haben mir wissen lassen, daß die Strenge des erwähnten Bundestagbeschlusses nur den garstigen Schriftsteller treffen sollte, sondern nur den politischen und religiösen Theil desselben, der poetische Theil desselben dürfe sich unverhindert aussprechen in Gedichten, Dramen, Novellen, in jenen schönen Spielen der Phantasie, für welche ich so viel Gemüthe . . . Ich konnte fast auf den Gedanken gerathen, man wolle mir einen Dienst leisten und mich zwingen, meine Talente nicht für undankbare Themata zu vergeuden . . . In der That, sie waren sehr undankbar, haben mir nichts als Verdruß und Verfolgung zugezogen . . . Gottlob! ich werde mit Gendarmen auf den besseren Weg geleitet, und bald werde ich bei euch sein, ihr Kinder der schwäbischen Schule, und wenn ich nicht auf der Reise den Schnupfen

bekomme, so sollt ihr euch freuen, wie fein meine Stimme, wenn ich mit euch das schöne Wetter besinge, die Frühlingssonne, die Maienwonne, die Gelbveiglein, die Quetschenbäume.

Dieses Buch diene schon als Beweis meines Fortschreitens nach hinten. Auch hoffe ich, die Herausgabe desselben wird weder oben noch unten zu meinem Nachtheile mißdeutet werden. Das Manuscript war zum größten Theile schon seit einem Jahre in den Händen meines Buchhändlers, ich hatte schon seit anderthalb Jahren mit demselben über die Herausgabe stipulirt, und es war mir nicht möglich, diese zu unterlassen.

Ich werde zu einer andern Zeit mich ausführlicher über diesen Umstand aussprechen, er steht nämlich in einiger Verbindung mit jenen Gegenständen, die meine Feder nicht berühren soll. Dieselbe Rücksicht verhindert mich, mit klaren Worten das Gespinste von Verleumdungen zu beleuchten, womit es einer in den Annalen deutscher Literatur unerhörten Angeberei gelungen ist, meine Meinungen als staatsgefährlich zu denunciren und das erwähnte Interdict gegen mich zu veranlassen. Wie und in welcher Weise dieses geschehen, ist notorisch, auch ist der Denunciant, der literarische Mouchard, schon längst der öffentlichen Verachtung verfallen; es ist purer Luxus, wenn nach so viel edlen Stimmen des Unwillens auch ich noch hinzutrete, um über das klägliche Haupt des Herrn Wolfgang Menzel in Stuttgart die Ruhmlosigkeit, die Infamia, auszusprechen. Nie hat die deutsche Jugend einen ärmeren Sünder mit witzigeren Ruthen gestrichen und mit glühenderem Hohne gebrandmarkt! Er dauert mich wahrlich, der Unglückliche, dem die Natur ein kleines Talent und Cotta ein großes Blatt anvertraut hatten, und der Beides so schmutzig, so miserabel mißbrauchte!

Ich lasse es dahingestellt sein, ob es das Talent oder das Blatt war, wodurch die Stimme des Herrn Menzel so weitreichend gewesen, daß seine Denunciation so betrübsam wirken konnte, daß beschäftigte Staatsmänner, die eher Literaturblätter als Bücher lesen, ihm auf's Wort glaubten. So viel weiß ich: sein Wort mußte um so lauter erschallen, je ängstlichere Stille damals in Deutschland herrschte . . . Die Stimmführer der Bewegungspartei hielten sich in einem klugen Schweigen versteckt oder saßen in wohlvergittertem Gewahrsam und harrten ihres Urtheils, vielleicht des Todesurtheils . . . Höchstens hörte man manchmal das Schluchzen einer Mutter, deren Kind in Frankfurt die Constablerwache mit dem Bajonnette eingenommen hatte und nicht mehr hinaus konnte, ein Staatsverbrechen, welches gewiß ebenso unbesonnen wie strafwürdig war und den feinöhrigsten Argwohn der Regierungen überall rechtfertigte . . . Herr Menzel hatte sehr gut seine Zeit gewählt zur Denunciation jener großen Verschwörung, die unter dem Namen: „Das junge Deutschland" gegen Thron und Altar gerichtet ist und in dem Schreiber dieser Blätter ihr gefährlichstes Oberhaupt verehrt.

Sonderbar! Und immer ist es die Religion, und immer die Moral, und immer der Patriotismus, womit alle schlechten Subjecte ihre Angriffe beschönigen!

Sie greifen uns an, nicht aus schäbigen Privat interessen, nicht aus Schriftstellerneid, nicht aus angebornem Knechtsinn, sondern um den lieben Gott, um die guten Sitten und das Vaterland zu retten. Herr Menzel, welcher jahrelang, während er mit Herrn Gutzkow befreundet war, mit kummervollem Stillschweigen zugesehen wie die Religion in Lebensgefahr schwebte, gelangt plötzlich zur Erkenntniß, daß das Christenthum rettungslos verloren sei, wenn er nicht schleunigst das Schwert ergreift und den Gutzkow von hinten in's Herz stößt. Um das Christenthum selber zu retten, muß er freilich ein Bischen unchristlich handeln; doch die Engel im Himmel und die Frommen auf der Erde werden ihm die kleinen Verleumdungen und sonstigen Hausmittelchen, die der Zweck heiligt, gern zu Gute halten.

Wenn auch das Christenthum wirklich zu Grunde ginge, vor welchem Unglück uns die ewigen Götter bewahren wollen!), so würden es wahrlich nicht seine Gegner sein, denen man die Schuld davon zuschreiben müßte. Auf jeden Fall hat sich unser Herr und Heiland, Jesus Christus, nicht bei Herrn Menzel und dessen bayrischen Kreuzbrüdern zu bedanken, wenn seine Kirche auf ihrem Felsen stehen bleibt! Und ist Herr Menzel wirklich ein guter Christ, ein besserer Christ als Gutzkow und das sonstige junge Deutschland? Glaubt er Alles was in der Bibel steht? Hat er immer die Lehren des Bergpredigers strenge befolgt? Hat er immer seinen Feinden verziehen, nämlich allen Denen, die in der Literatur eine glänzendere Rolle spielten als er? Hat Herr Menzel seine linke Wange sanftmüthig hingehalten, als ihm der Buchhändler Frankh auf die rechte Wange eine Ohrfeige oder, schwäbisch zu sprechen, eine Maulschelle gegeben? Hat Herr Menzel Wittwen und Waisen immer gut respectirt? War er jemals ehrlich, war sein Wort immer Ja oder Nein? Wahrlich nein, nächst einer geladenen Pistole hat Herr Menzel nie etwas mehr gescheut als die Ehrlichkeit der Rede, er war immer ein zweideutiger Duckmäuser, halb Hase, halb Wetterfahne, grob und windig zu gleicher Zeit, wie ein Polizeidiener. Hätte er in jenen ersten Jahrhunderten gelebt, wo ein Christ mit seinem Blute Zeugniß geben mußte für die Wahrheit des Evangeliums, da wäre er wahrlich nicht als Vertheidiger desselben aufgetreten, sondern vielmehr als der Ankläger Derer, die sich zum Christenthume bekannten, und die man damals des Atheismus und der Immoralität beschuldigte. Wohnte Herr Menzel in Peking statt in Stuttgart, so schriebe er jetzt vielleicht lange delatorische Artikel gegen „das junge China", welches, wie aus den jüngsten Decreten der chinesischen Regierung hervorgeht, eine Rotte von Bösewichtern zu sein scheint, die durch Schrift und Wort das Christenthum verbreiten, und deshalb von den Mandarinen des himmlischen Reiches für die gefährlichsten Feinde der bürgerlichen Ordnung und der Moral erklärt werden.

Ja, nächst der Religion ist es die Moral, für deren Untergang Herr Menzel zittert. Ist er vielleicht wirklich so tugendhaft, der unerbittliche Sittenwart von Stuttgart? Eine gewisse physische Moralität will ich Herrn Menzel keineswegs absprechen. Es ist schwer, in Stuttgart nicht moralisch zu sein. In Paris ist es schon leichter, das weiß Gott! Es ist eine eigne Sache mit dem Laster. Die Tugend kann Jeder allein üben, er hat Niemand dazu nöthig als sich selber; zu dem Laster aber gehören immer Zwei. Auch wird Herr Menzel von seinem Aeußern auf's Glänzendste unterstützt, wenn er das Laster fliehen will. Ich habe eine zu vortheilhafte Meinung von dem guten Geschmacke des Lasters, als daß ich glauben dürfte, es würde jemals einem Menzel nachlaufen. Der arme Goethe war nicht so glücklich begabt, und es war ihm nicht vergönnt, immer tugendhaft zu bleiben. Die schwäbische Schule sollte ihrem nächsten Musenalmanach das Bildniß des Herrn Menzel voransetzen; es wäre sehr belehrsam. Das Publicum würde gleich bemerken: er sieht gar nicht aus wie Goethe. Und mit noch größerer Verwunderung würde man bemerken: dieser Held des Deutschthums, dieser Vorkämpe des Germanismus, sieht gar nicht aus wie ein Deutscher, sondern wie ein Mongole . . . jeder Backenknochen ein Kalmuck!

Dieses ist nun freilich verdrießlich für einen Mann, der beständig auf Nationalität pocht, gegen alles Fremdländische unaufhörlich loszieht und unter lauter Teutomanen lebt, die ihn nur als einen nützlichen Verbündeten, jedoch keineswegs als einen reinen Stammgenossen betrachten. Wir aber sind keine altdeutschen Racenmäkler, wir betrachten die ganze Menschheit als eine große Familie, deren Mitglieder ihren Werth nicht durch Hautfarbe und Knochenbau, sondern durch die Triebe ihrer Seele, durch ihre Handlungen offen-

baren. Ich würde gern, wenn es Herrn Menzel Vergnügen machte, ihm zugestehen, daß er ein makelloser Abkömmling Tent's, wo nicht gar ein legitimer Enkel Hermanns und Thusneldens sei, wenn nur sein Inneres, sein Charakter, seine Handlungen eine solche Annahme rechtfertigen könnten: aber diese widersprechen seinem Germanenthume noch weit bedenklicher als sein Gesicht.

Die erste Tugend der Germanen ist eine gewisse Treue, eine gewisse schwerfällige, aber rührend großmüthige Treue. Der Deutsche schlägt sich selbst für die schlechteste Sache, wenn er einmal Handgeld empfangen oder auch nur im Rausche seinen Beistand versprochen; er schlägt sich alsdann mit seufzendem Herzen, aber er schlägt sich; wie auch die bessere Ueberzeugung in seiner Brust murre, er kann sich doch nicht entschließen, die Fahne zu verlassen, und er verläßt sie am allerwenigsten, wenn seine Partei in Gefahr oder vielleicht gar von feindlicher Uebermacht umzingelt

ist . . . Daß er alsdann zu den Gegnern überliefe, ist weder dem deutschen Charakter angemessen noch dem Charakter irgend eines andern Volkes . . . Aber in diesem Falle noch gar als Denunciant zu agiren, das kann nur ein ....

Und auch eine gewisse Scham liegt im Wesen der Germanen; gegen den Schwächeren oder Wehrlosen wird er nimmermehr das Schwert ziehen, und den Feind, der gebunden und geknebelt zu Boden liegt, wird er nicht antasten, bis derselbe seiner Bande entledigt und wieder auf freien Füßen steht. Herr Menzel aber schwang seinen Flamberg am liebsten gegen Weiber, er hat sie zu Dutzenden niedergesäbelt, die deutschen Schriftstellerinnen, arme Wesen, die, um Brot für ihre Kinder zu erwerben, zur Feder gegriffen und der rohen öffentlichen Verspottung nichts als heimliche Thränen entgegensetzen konnten! Er hat gewiß uns Männern einen wichtigen Dienst geleistet, indem er uns von der Concurrenz der weiblichen Schriftsteller befreite, er hat vielleicht auch der Literatur damit genützt, aber ich möchte in einem solchen Feldzuge meine Sporen nimmermehr erworben haben. Auch gegen Herrn Gutzkow, und wäre Gutzkow ein Vatermörder gewesen, hätte ich nicht meine Philippika donnern mögen, während er im Kerker lag oder gar vor Gericht stand. Und ich bin weit davon entfernt, auf alle germanischen Tugenden Anspruch zu machen, vielleicht am wenigsten auf eine gewisse Ehrlichkeit, die ebenfalls als ein besonderes Kennzeichen des Germanenthums zu betrachten ist. Ich habe manchem Thoren in's Gesicht gesagt, er sei ein Weiser, aber ich that es aus Höflichkeit. Ich habe manchen Sachverständigen einen Esel gescholten, aber ich that es aus Haß. Niemals habe ich mich der Zweideutigkeit beflissen, ängstlich die Ereignisse abwartend, in der Politik wie im Privatleben, und gar niemals lag meinen Worten ein erbärmlicher Eigennutz zu Grunde. Von der Menzel'schen Politik in der Politik darf ich hier nicht reden, wegen der Politik. Uebrigens ist das öffentliche Leben des Herrn Menzel sattsam bekannt, und Jeder weiß, daß sein Betragen als württembergischer Deputirter eben so heuchlerisch wie lächerlich. Ueber sein Leben als Privatmann

kann ich, schon wegen Mangel an Raum, ebenfalls nicht reden. Auch seiner literarischen Gaunerstreiche will ich hier nicht erwähnen; es wäre zu langweilig, wenn ich ausführlich zeigen müßte, wie Herr Menzel, der ehrliche Mann, von den Autoren, die er kritisirt, ganz andere Dinge citirt als in ihren Büchern stehen, wie er, statt der Originalworte, lauter sinnverfälschende Synonyme liefert u. s. w. Nur die kleine humoristische Anekdote, wie nämlich Herr Menzel dem alten Baron Cotta seine „Deutsche Literatur" zum Verlag anbot, kann ich des Spaßes wegen nicht unerwähnt lassen. Das Manuscript dieses Buches enthielt am Schlusse die großartigsten Lobsprüche auf Cotta, die jedoch keineswegs denselben verleiteten, das geforderte Honorar darin zu bewilligen. Es schmeichelte aber immerhin den seligen Baron, sich mal recht tüchtig gelobt zu sehen, und als bald darauf das Buch bei Gebrüder Frankh herauskam, sprach er freudig zu seinem Sohne: „Georg, lies das Buch, darin wird mein Verdienst anerkannt, dann werde ich mal nach Gebühr gelobt!" Georg aber fand, daß in dem Buche alle Lobsprüche ausgestrichen und im Gegentheil die derbsten Seitenhiebe auf seinen Vater eingeschaltet worden. Der Alte war zum Küssen liebenswürdig, wenn er diese Anekdote erzählte.

Und noch eine Tugend gibt es bei den Germanen, die wir bei Herrn Menzel vermissen: die Tapferkeit. Herr Menzel ist feige. Ich sage dieses bei Leibe nicht, um ihn als Mensch herabzuwürdigen: man kann ein guter Bürger sein und doch den Tabaksrauch mehr lieben als den Pulverdampf, und gegen bleierne Kugeln eine größere Abneigung empfinden als gegen schwäbische Mehlklöße: denn letztere können zwar schwer im Magen lasten, sind aber lange nicht so unverdaulich. Auch ist Morden eine Sünde, und gar das Duell! wird es nicht auf's Bestimmteste verboten durch die Religion, durch die Moral und durch die Philosophie? Aber will man beständig mit deutscher Nationalität bramarbasiren, will man für einen Helden des Deutschthums gelten, so muß man tapfer sein, so muß man sich schlagen, sobald ein beleidigter Ehrenmann Genugthuung fordert, so muß man mit dem Leben einstehen für das Wort, das man gesprochen. Das tapferste Volk sind die Deutschen. Auch andere Völker schlagen sich gut, aber ihre Schlachtlust wird immer unterstützt durch allerlei Nebengründe. Der Franzose schlägt sich gut, wenn sehr viele Zuschauer dabei sind, oder irgend eine seiner Lieblingsmarotten, z. B. Freiheit und Gleichheit, Ruhm und dergleichen mehr auf dem Spiele steht. Die Russen haben sich gegen die Franzosen sehr gut geschlagen, weil ihre Generäle ihnen versicherten, daß diejenigen unter ihnen, welche auf deutschem oder französischem Boden fielen, unverzüglich hinten in Rußland wieder auferstünden; und um geschwind wieder nach Hause zu kommen, nach Juchtenheim, stürzten sie sich muthig in die französischen Bajonnette; es ist nicht wahr, daß damals blos der Stock und der Branntewein sie begeistert habe. Die Deutschen aber sind tapfer ohne Nebengedanken, sie schlagen sich, um sich zu schlagen, wie sie trinken, um zu trinken. Der deutsche Soldat wird weder durch Eitelkeit, noch durch Ruhmsucht, noch durch Unkenntniß der Gefahr in die Schlacht getrieben, er stellt sich ruhig in Reih' und Glied und thut seine Pflicht — kalt unerschrocken zu verläßig. Ich spreche hier von der rohen Masse, nicht von der Elite der Nation, die auf den Universitäten, jenen hohen Schulen der Ehre, wenn auch selten in der Wissenschaft, doch desto öfter in den Gefühlen der Manneswürde die feinste Ausbildung erlangt hat. Ich habe fast sieben Jahre studierenshalber auf deutschen Universitäten zugebracht, und deutsche Schlaglust wurde für mich ein so gewöhnliches Schauspiel, daß ich an Fechtens kaum mehr glaube. Diese Schlaglust fand ich besonders bei meinen speciellen Landsleuten, den Westphalen, die von Herzen die gutmüthigsten Kinder, aber bei vorfallenden Mißverständnissen, den langen Wortwechsel nicht liebend, gewöhnlich geneigt sind, den Streit auf einem natürlichen, sozusagen freundschaftlichen Wege, nämlich durch die Entscheidung des Schwertes, schleunigst zu beendigen. Deshalb haben die Westphalen auf den Universitäten immer die meisten Duelle. Herr Menzel aber ist kein Westphale, ist kein Deutscher, Herr Menzel ist eine . . . . Als er mit den frechsten Worten die bürgerliche Ehre des Herrn Gutzkow angetastet, die persönlichsten Verleumdungen gegen denselben losgegeifert, und der Beleidigte nach Sitte und Brauch deutscher Jugend die geziemende Genugthuung forderte: da griff der germanische Held zu der klagbaren Ausflucht, daß dem Herrn Gutzkow ja die Feder zu Gebote stände, daß er ja ebenfalls gegen ihn drucken lassen könne, was ihm beliebe, daß er

ihm nicht im stillen Wald mit materiellen Waffen, sondern öffentlich, auf dem Streitplatze der Journalistik, mit geistigen Waffen die geforderte Genugthuung geben werde . . . Und der germanische Held zog es vor, in seinem Klatschblatte wie ein altes Weib zu keifen, statt auf der Wahlstätte der Ehre wie ein Mann sich zu schlagen.

Es ist betrübsam, es ist jammervoll, aber dennoch wahr, Herr Menzel ist feige. Ich sage es mit Wehmuth, aber es ist für höhere Interessen nothwendig, daß ich es öffentlich ausspreche: Herr Menzel ist feige. Ich bin davon überzeugt. Will Herr Menzel mich vom Gegentheile überzeugen, so will ich ihm gerne auf halbem Wege entgegenkommen. Oder wird er auch mir anbieten, mittelst der Druckerpresse, durch Journale und Broschüren, mich gegen die Insinuationen zu vertheidigen, die er seiner ersten Denunciation zu Grunde gelegt,

die er seitdem noch fortgesetzt, und die er jetzt gewiß noch verdoppeln wird? Diese Ausflucht konnte damals gegen Herrn Gutzkow angewendet werden; denn damals war das bekannte Decret des Bundestags noch nicht erschienen, und Herr Gutzkow ward auch seitdem von der Schwere desselben nicht so sehr niedergehalten wie ich. Auch waren in der Polemik desselben, da er Privatverleumdungen, Angriffe auf die Person, abzuwehren hatte, die Persönlichkeiten vorherrschend. Ich aber hätte mehr die Verleumdung meines Geistes, meiner Gefühl- und Denkweise zu besprechen, und ich könnte mich nicht vertheidigen, ohne meine Ansichten von Religion und Moral unumwunden darzustellen; nur durch positive Bekenntnisse kann ich mich von den angeschuldigten Negationen, Atheismus und Immoralität, vollständigst reinigen. Und ihr wißt, wie beschränkt das Feld ist, das jetzt meine Feder beackern darf.

Wie gesagt, Herr Menzel hat mich nicht persönlich angegriffen, und ich habe wahrlich gegen ihn keinen persönlichen Groll. Wir waren sogar ehemals gute Freunde, und er hat mich oft genug wissen lassen, wie sehr er mich liebe. Er hat mir nie vorgeworfen, daß ich ein schlechter Dichter sei, und auch ich habe ihn gelobt. Ich hatte meine Freude an ihm, und ich lobte ihn in einem Journale, welches dieses Lob nicht lange überlebte. Ich war damals ein kleiner Junge, und mein größter Spaß bestand darin, daß ich Flöhe unter ein Mikroskop setzte und die Größe derselben den Leuten demonstrirte. Herr Menzel hingegen setzte damals den Goethe unter ein Verkleinerungsglas, und das machte mir ebenfalls ein kindisches Vergnügen. Die Späße des Herrn Menzel mißfielen mir nicht; er war damals witzig, und ohne just einen Hauptgedanken zu haben, eine Synthese, konnte er seine Einfälle sehr pfiffig combiniren und gruppiren,

daß es manchmal aussah als habe er keine losen Streckverse sondern ein Buch geschrieben. Er hatte auch einige wirkliche Verdienste um die deutsche Literatur: er stand vom Morgen bis Abend vor Goethe mit dem Besen in der Hand und fegte den Unrath der sich in der deutschen Literatur angesammelt hatte. Durch dieses unermüdliche Tagwerk aber ist er selber so schmierig und unsauber geworden daß man am Ende seine Nähe nicht mehr ertragen konnte; wie man den Kaminfeger zur Thüre hinauswirft, wenn sein Geschäft vollbracht ist und Herr Menzel jetzt selber zur Literatur hinausgewiesen. Zum Unglück für ihn hat das mistduftige Geschäft so völlig seine Zeit verschlungen, daß er unterdessen gar nichts Neues gelernt hat. Was soll er jetzt beginnen? Sein früheres Wissen war kaum hinreichend für den literarischen Hausbedarf; seine Unwissenheit war immer eine Zielscheibe der Moquerie für seine näheren Bekannten; nur seine Frau hatte eine große Meinung von seiner Gelehrsamkeit. Auch imponirte er ihr nicht wenig! Der Mangel an Kenntnissen und das Bedürfniß diesen Mangel zu verbergen, hat vielleicht die meisten Irrthümer oder Streitereien des Herrn Menzel hervorgerufen. Hätte er Geschichte verstanden, so würde es ihm nie in den Sinn gekommen sein, gegen Goethe aufzutreten. Zum Unglück war auch das Latein nicht seine Sache, und er mußte sich mehr an's Germanische halten und täglich stieg seine Neigung für die Dichter des deutschen Mittelalters, für die edle Turnkunst und für Jacob Böhm dessen deutscher Styl sehr schwer zu verstehen ist, und den er auch in wissenschaftlicher Form herausgeben wollte.

Ich sage dieses nur, um die Keime und Ursprünge seiner Teutomanie nachzuweisen, nicht um ihn zu kränken; wie ich denn überhaupt, was ich wiederholen muß, nicht aus Groll oder Böswilligkeit ihn bespreche. Sind meine Worte hart, so ist es nicht meine Schuld. Es gilt dem Publicum zu zeigen, welche Bewandtniß es hat mit jenem bramarbasirenden Helden der Nationalität, jenem Wächter des Deutschthums, der beständig auf die Franzosen schimpft und uns arme Schriftsteller des jungen Deutschlands für lauter Franzosen und Juden erklärt hat. Für Juden das hatte nichts zu bedeuten; wir suchen nicht die Alliance des gemeinen Pöbels, und der Höhergebildete weiß wohl, daß Leute, die man als Gegner des Deismus anklagte, keine Sympathie für die Synagoge hegen konnten; man wendet sich nicht an die überwelken Reize der Mutter, wenn Einem die alternde Tochter nicht mehr behagt. Daß man uns aber als die Feinde Deutschlands, als das Paris und an Frankreich verkaufen darstellen wollte, das war wieder ein ebenso feiges wie hinterlistiges Ränkewerk.

Es sind vielleicht einige ehrliche Franzosenhasser unter dieser Meute, die uns ob unserer Sympathie für Frankreich so erbärmlich verkennen und so aberwitzig anklagen. Andere sind alte Rüden, die noch immer bellen wie anno 1815 und deren Gekläffe eben von unserem Fortschritte zeugt. „Der Hund bellt, die Karawane marschirt" sagt der Beduine. Sie bellen weniger aus Bosheit, denn aus Gewohnheit, wie der alte räudige Hofhund, der ebenfalls jeden Fremden wüthend anbelfert, gleichviel, ob dieser Böses oder Gutes im Sinne führt. Die arme Bestie benutzt vielleicht diese Gelegenheit, um an ihrer Kette zu zerren und damit bedrohlich zu klirren, ohne daß es ihr der Hausherr übel nehmen darf. Die meisten aber unter jenen Franzosenhassern sind Schelme, die sich diesen Haß absichtlich angelogen, ungetreue, schamlose, unehrliche, feige Schelme, die, entblößt von allen Tugenden des deutschen Volkes, sich mit den Fehlern desselben bekleiden, um sich den Anschein des Patriotismus zu geben und in diesem Gewande die wahren Freunde des Vaterlandes gefahrlos schmähen zu dürfen. Es ist ein doppelt falsches Spiel. Die Erinnerungen der napoleonischen Kaiserzeit sind noch nicht ganz erloschen in unserer Heimat, man hat es dort noch nicht ganz vergessen, wie derb unsere Männer und wie zärtlich unsere Weiber von den Franzosen behandelt worden, und bei der großen Menge ist der Franzosenhaß noch immer gleichbedeutend mit Vaterlandsliebe; durch ein geschicktes Ausbeuten dieses Hasses hat man also wenigstens den Pöbel auf seiner Seite, wenn man gegen junge Schriftsteller zu Felde zieht, die eine Freundschaft zwischen Frankreich und Deutschland zu vermitteln suchen. Freilich, dieser Haß war einst staatsnützlich, als es galt, die Fremdherrschaft zurückzudrängen; jetzt aber ist die Gefahr nicht im Westen, Frankreich bedroht nicht mehr unsere Selbstständigkeit, die Franzosen von heute sind nicht mehr die Franzosen von gestern, sogar ihr Charakter ist verändert, an die Stelle der leichtsinnigen Eroberungslust trat ein schwermüthiger, beinahe deutscher Ernst, sie verbrüdern sich mit uns im Reiche des Geistes, während im Reiche der Materie ihre Interessen mit den unsrigen sich täglich inniger verzweigen. — Frankreich ist jetzt unser natürlicher Bundesgenosse. Wer dieses nicht einsieht, ist ein Dummkopf: wer dieses einsieht und dagegen handelt, ist ein Verräther.

Aber was hatte ein Herr Menzel zu verlieren bei dem Untergange Deutschlands? Ein geliebtes Vaterland? Wo ein Stock ist, da ist des Sclaven Vaterland? Seinen unsterblichen Ruhm? Dieser erlischt in derselben Stunde, wo der Contract abläuft, der ihm die Redaction des „Stuttgarter Literaturblattes" zusichert. Ja, will der Baron Cotta eine kleine Geldsumme als stipulirte Entschädigung springen lassen, so hat die Menzel'sche Unsterblichkeit schon heute ein Ende. Oder hätte er etwas für seine Person zu fürchten? Lieber Himmel! wenn die mongolischen Horden nach Stuttgart kommen, läßt Herr Menzel sich aus der Theatergarderobe ein Amorcostüm holen, bewaffnet sich mit Pfeil und Bogen, und die Baschkiren, sobald sie nur sein Gesicht sehen, rufen freudig: „Das ist unser geliebter Bruder!"

Ich habe gesagt, daß bei unseren Teutomanen der affichirte Franzosenhaß ein doppelt falsches Spiel ist. Sie bezwecken dadurch zunächst eine Popularität, die sehr wohlfeil zu erwerben ist, da man dabei weder Verlust des Amtes noch der Freiheit zu befürchten hat. Das Losdonnern gegen heimische Gewalten ist schon weit bedenklicher. Aber um für Volkstribunen zu gelten, müssen unsere Teutomanen manchmal ein freiheitliches Wort gegen die deutschen Regierungen riskiren, und in der frechen Zaghaftigkeit ihres Herzens bilden sie sich ein, die Regierungen würden ihnen gern gelegentlich ein Bischen Demagogismus verzeihen, wenn sie dafür desto unabläßiger den Franzosenhaß predigten. Sie ahnen nicht, daß unsere Fürsten jetzt Frankreich nicht mehr fürchten, des Nationalhasses nicht mehr als Vertheidigungsmittel bedürfen, und den König der Franzosen als die sicherste Stütze des monarchischen Princips betrachten.

Wer je seine Tage im Exil verbracht hat, die feuchtkalten Tage und die schwarzen langen Nächte, wer die harten Treppen der Fremde jemals auf- und abgestiegen, der wird begreifen, weshalb ich die Verdächtigung in Betreff des Patriotismus in wortreicherem Unwillen von mir abweise, als alle anderen Verleumdungen, die seit vielen Jahren in so reichlicher Fülle gegen mich zum Vorschein gekommen, und die ich mit Geduld und Stolz ertrage. Ich sage: mit Stolz; denn ich konnte dadurch auf den hochmüthigen Gedanken gerathen, daß ich zu der Schaar jener Auserwählten des Ruhmes gehörte, deren Andenken

im Menschengeschlechte fortlebt, und die überall neben den geheiligten Lichtspuren ihrer Fußtapfen auch die langen, kothigen Schatten der Verleumdung auf Erden zurücklassen.

Auch gegen die Beschuldigung des Atheismus und der Immoralität möchte ich mich, sondern meine Schriften vertheidigen. Aber dieses ist nicht ausführbar, ohne daß es mir gestattet wäre, von der Höhe einer Synthese meine Ansichten über Religion und Moral zu entwickeln. Hoffentlich wird mir dieses, wie ich bereits erwähnt habe, bald gestattet sein. Bis dahin erlaube ich mir nur eine Bemerkung zu meinen Gunsten. Die zwei Bücher, die eigentlich als Corpora delicti wider mich zeugen sollten, und worin man die strafbaren Tendenzen finden will, deren man mich bezichtigt, sind nicht gedruckt, wie ich sie geschrieben habe, und sind von fremder Hand so verstümmelt worden, daß ich zu einer andern Zeit, wo keine Mißdeutung zu befürchten gewesen wäre, ihre Autorschaft abgelehnt hatte. Ich spreche nämlich vom zweiten Theile des „Salon" und von der „Romantischen Schule". Durch die großen, unzähligen Ausscheidungen, die darin stattfanden, ist die ursprüngliche Tendenz beider Bücher ganz verloren gegangen, und eine ganz verschiedene Tendenz ließ sich später hineinlegen. Worin jene ursprüngliche Tendenz bestand, sage ich nicht; aber so viel darf ich behaupten, daß es keine unpatriotische war. Namentlich im zweiten Theile des „Salon" enthielten die ausgeschiedenen Stellen eine glänzendere Anerkennung deutscher Volksgröße, als jemals der forcirte Patriotismus unserer Teutomanen zu Markte gebracht hat; in der französischen Ausgabe, im Buche „De l'Allemagne", findet Jeder die Bestätigung des Gesagten. Die französische Ausgabe der inculpirten Bücher wird auch Jeden überzeugen, daß die Tendenz derselben nicht im Gebiete der Religion und der Moral lagen. Ja, manche Zungen beschuldigen mich der Indifferenz in Betreff aller Religions- und Moralsysteme, und glauben, daß mir jede Doctrin willkommen sei, wenn sie sich nur geeignet zeige, das Völkerglück Europas zu befördern, oder wenigstens bei der Erkämpfung desselben als Waffe zu dienen. Man thut mir aber Unrecht. Ich würde nie mit der Lüge für die Wahrheit kämpfen.

Was ist die Wahrheit? „Holt mir das Waschbecken," würde Pontius Pilatus sagen.

Ich habe diese Vorblätter in einer sonderbaren Stimmung geschrieben. Ich dachte während dem Schreiben mehr an Deutschland als an das deutsche Publicum, meine Gedanken schwebten um liebere Gegenstände, als die sind, womit sich meine Feder soeben beschäftigte ... ja, ich verlor am Ende ganz und gar die Schreiblust, trat an's Fenster und betrachtete die weißen Wolken, die eben, wie ein Leichenzug, am nächtlichen Himmel dahinziehen. Eine dieser melancholischen Wolken scheint mir so bekannt und reizt mich unaufhörlich zum Nachsinnen, wann und wo ich der gleichen Luftbildung schon früher einmal gesehen. Ich glaube endlich es war in Norddeutschland, vor sechs Jahren kurz nach der Julusrevolution, an jenem schmerzlichen Abend, wo ich auf immer Abschied nahm von dem treuesten Waffenbruder, von dem uneigennützigsten Freunde der Menschheit. Wohl kannte er das Verhängniß, dem Jeder von uns entgegenging. Als er mir zum letzten Male die Hand drückte, hub er die Augen gen Himmel, betrachtete lange jene Wolke, deren kummervolles Ebenbild mich jetzt so trübe stimmt, und weh müthigen Tones sprach er: Nur die schlechten und ordinären Naturen finden ihren Gewinn bei einer Revolution. Schlimmsten Falles wenn sie mißglückt, wissen sie doch immer noch zeitig den Kopf aus der Schlinge zu ziehen. Aber möge die Revolution gelingen oder scheitern, Männer von großem Herzen werden immer ihre Opfer sein."

Denen, die da leiden im Vaterlande, meinen Gruß!

Geschrieben zu Paris, den 24. Januar 1837.

Heinrich Heine.

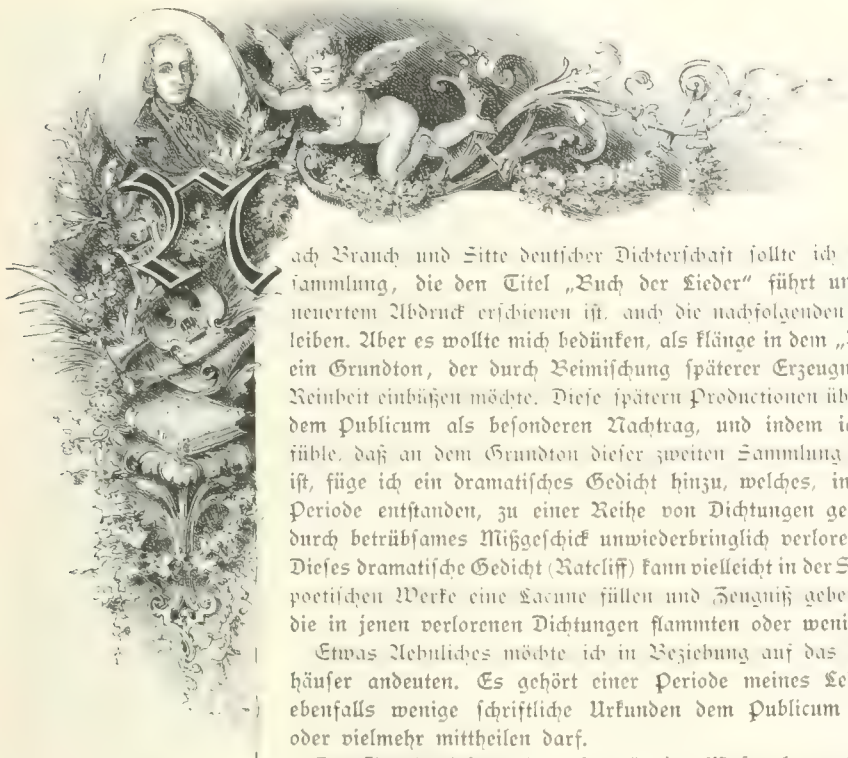
Der Schwabenspiegel
1838

Vorbemerkung.

Die hier mitgetheilten Blätter wurden im Beginn des Frühlings als Nachrede zum zweiten Theil des „Buchs der Lieder“ und mit der Bitte um schleunigsten Abdruck nach Deutschland gesendet. Ich dachte nun, das Buch sei dort längst erschienen, als mir vor ein paar Wochen mein Verleger meldete, in einem süddeutschen Staate, wo er das Manuscript zur Censur gegeben, habe man ihm während der ganzen Zeit mit dem Imprimatur hingehalten, und er schlüge mir vor, die Nachrede als besonderen Artikel in einer periodischen Publication vorweg abdrucken zu lassen. Indem ich sie also in solcher Weise dem verehrungswürdigen Leser mittheile, glaube ich, daß er ohne große Anstrengung seines Scharfsinns errathen wird, warum ich seit zweiundeinhalb Jahren so vielen Schlichen und Ranken begegne, wenn ich jene Denuncianten besprechen will, die ihrerseits ganz ohne alle Censur und Redactionsbeschränkung den größten Theil der deutschen Pressen mißbrauchen dürfen. —

Paris, im Spätherbst 1853.

Heinrich Heine.



Nach Brauch und Sitte deutscher Dichterschaft sollte ich meiner Gedichtsammlung, die den Titel „Buch der Lieder“ führt und jüngst in erneuertem Abdruck erschienen ist, auch die nachfolgenden Blätter einverleiben. Aber es wollte mich bedünken, als klänge in dem „Buch der Lieder“ ein Grundton, der durch Beimischung späterer Erzeugnisse seine schöne Reinheit einbüßen möchte. Diese spätern Productionen übergebe ich daher dem Publicum als besonderen Nachtrag, und indem ich bescheidentlich fühle, daß an dem Grundton dieser zweiten Sammlung wenig zu stören ist, füge ich ein dramatisches Gedicht hinzu, welches, in einer frühesten Periode entstanden, zu einer Reihe von Dichtungen gehört, die seitdem durch betrübsames Mißgeschick unwiederbringlich verloren gegangen sind. Dieses dramatische Gedicht (Ratcliff) kann vielleicht in der Sammlung meiner poetischen Werke eine Lacune füllen und Zeugniß geben von Gefühlen, die in jenen verlorenen Dichtungen flammten oder wenigstens knisterten.

Etwas Aehnliches möchte ich in Beziehung auf das Lied vom Tannhäuser andeuten. Es gehört einer Periode meines Lebens, wovon ich ebenfalls wenige schriftliche Urkunden dem Publicum mittheilen kann oder vielmehr mittheilen darf.

Der Einfall, dieses Buch mit einem Conterfei meines Antlitzes zu schmücken, ist nicht von mir ausgegangen. Das Porträt des Verfassers vor den Büchern erinnert mich unwillkürlich an Genua, wo vor dem Narrenhospital die Bildsäule des Stifters aufgestellt ist. Es war mein Verleger, welcher auf die Idee gerathen ist, den Nachtrag zum „Buch der Lieder“, diesem gedruckten Narrenhause, worin meine verrückten Gedanken eingesperrt sind, mein Bildniß voranzukleben. Mein Freund Julius Campe ist ein Schalk und wollte gewiß den lieben Kleinen von der schwäbischen Dichterschule, die sich gegen mein Gesicht verschworen haben, einen Schabernack spielen . . . Wenn sie jetzt an meinen Liedern klauben und knuspern, und die Thränen zählen, die darin vorkommen, so können sie nicht umhin, manchmal meine Züge zu betrachten. Aber warum grollt ihr mir so unversöhnbar, ihr guten Leutchen? Warum zieht ihr gegen mich los in weitschweifigen Artikeln, woran ich mich zu Tode langweilen könnte? Was habt ihr gegen mein Gesicht? Beiläufig will ich hier bemerken, daß das Porträt im Musenalmanach gar nicht getroffen ist. Das Bild, welches Ihr heute schaut, ist weit besser, besonders der Obertheil des Gesichtes: der untere Theil ist viel zu schmächtig. Ich bin nämlich seit einiger Zeit sehr dick und wohlbeleibt geworden, und ich fürchte, ich werde bald wie ein Bürgermeister aussehen; — ach, die schwäbische Schule macht mir so viel Kummer!

Ich sehe, wie der geneigte Leser mit verwunderten Augen um Erklärung bittet: was ich unter dem Namen „schwäbische Schule“ eigentlich verstehe. Was ist das, die schwäbische Schule? Es ist noch nicht lange her, daß ich selber an mehrere reisende Schwaben diese Frage richtete und um Auskunft bat. Sie wollten lange nicht mit der Sprache heraus und lächelten sehr sonderbar, etwa wie die Apotheker lächeln, wenn frühmorgens am ersten April eine leichtgläubige Magd zu ihnen in den Laden kömmt und für zwei Kreuzer Mückenhonig verlangt. In meiner Einfalt glaubte ich Anfangs, unter dem Namen schwäbische Schule verstünde man jenen blühenden Wald großer Männer, der dem Boden Schwabens entsprossen,

jene Rieseneichen, die bis in den Mittelpunkt der Erde wurzeln und deren Wipfel hinaufragt bis an die Sterne . . . Und ich frug: Nicht wahr, Schiller gehört dazu, der wilde Schöpfer, der „Die Räuber" schuf? . . . „Nein," lautete die Antwort, „mit dem haben wir nichts zu schaffen, solche Räuberdichter gehören nicht zur schwäbischen Schule; bei uns geht's hübsch ordentlich zu, und der Schiller hat auch früh aus dem Land hinaus müssen." Gehört denn Schelling zur schwäbischen Schule, Schelling, der irrende Weltweise, der König Artus der Philosophie, welcher vergeblich das absolute Montsalvatsch aufsucht und verschmachten muß in der mystischen Wildniß? „Wir verstehen das nicht," antwortete man mir, „aber so viel können wir Ihnen versichern, der Schelling gehört nicht zur schwäbischen Schule." Gehört Hegel dazu, der Geisteweltumsegler, der unerschrocken vorgedrungen bis zum Nordpol des Gedankens, wo einem das Gehirn einfriert im abstracten Eis? . . . „Den kennen wir gar nicht." Gehört denn David Strauß dazu, der David mit der tödtlichen Schleuder? . . . „Gott bewahre uns vor dem, den haben wir sogar excommunicirt, und wollte der sich in die schwäbische Schule aufnehmen lassen, so bekäme er gewiß lauter schwarze Augeln."

Aber, um des Himmels willen — rief ich aus, nachdem ich fast alle großen Namen Schwabens aufgezählt hatte und bis auf alte Zeiten zurückgegangen war, bis auf Keppler, den großen Stern, der den ganzen Himmel verstanden, ja, bis auf die Hohenstaufen, die so herrlich auf Erden leuchteten, irdische Sonnen im deutschen Kaisermantel. — Wer gehört denn eigentlich zur schwäbischen Schule?

„Wohlan," antwortete man mir, „wir wollen Ihnen die Wahrheit sagen: die Renommeen, die Sie eben aufgezählt, sind vielmehr europäisch als schwäbisch, sie sind gleichsam ausgewandert und haben sich dem Auslande aufgedrungen, statt daß die Renommeen der schwäbischen Schule jenen Kosmopolitismus verachten und hübsch patriotisch und gemüthlich zu Hause bleiben bei den Gelbveiglein und Meßelsuppen des theuren Schwabenlandes." — Und nun kam ich endlich dahinter, von welcher bescheidenen Größe jene Berühmtheiten sind, die sich seitdem als schwäbische Schule aufgethan, in demselben Gedankenkreise umherhüpfen, sich mit denselben Gefühlen schmücken und auch Pfeifenquäste von derselben Farbe tragen.

Der Bedeutendste von ihnen ist der evangelische Pastor Gustav Schwab. Er ist ein Hering in Vergleichung mit den Anderen, die nur Sardellen sind; versteht sich, Sardellen ohne Salz. Er hat einige schöne Lieder gedichtet, auch etwelche hübsche Balladen; freilich, mit einem Schiller, mit einem großen Walfisch, muß man ihn nicht vergleichen. Nach ihm kommt der Doctor Justinus Kerner, welcher Geister und vergiftete Blutwürste sieht und einmal dem Publicum auf's Ernsthafteste erzählt hat, daß ein paar Schuhe, ganz allein, ohne menschliche Hilfe langsam durch das Zimmer gegangen sind bis zum Bette der Seherin von Prevorst. Das fehlt noch, daß man seine Stiefel des Abends festbinden muß, damit sie einem nicht des Nachts trapp! trapp! vor's Bett kommen und mit lederner Gespensterstimme die Gedichte des Herrn Justinus Kerner verdeclamiren! Letztere sind nicht ganz und gar schlecht, der Mann ist überhaupt nicht ohne Verdienst, und von ihm möchte ich dasselbe sagen, was Napoleon von Murat gesagt hat, nämlich: „Er ist ein großer Narr, aber der beste General der Cavallerie." Ich sehe schon, wie sämmtliche Insassen von Weinsberg über dieses Urtheil den Kopf schütteln und mit Befremden mir entgegnen: „Unser theurer Landsmann, Herr Justinus, ist freilich ein großer Narr, aber keineswegs der beste General der Cavallerie!" Nun wie Ihr wollt, ich will euch gern einräumen, daß er kein vorzüglicher Cavalleriegeneral ist.

Herr Carl Mayer, welcher auf Latein Carolus Mayer heißt, ist ein anderer Dichter der schwäbischen Schule, und man versichert, daß er den Geist und den Charakter derselben am treuesten offenbare, er ist eine wahre Fliege und beißt Maikäfer. Er soll sehr berühmt sein in der ganzen Umgegend von Waiblingen, wo seinen Thaten man ihm eine Statue setzen will, und zwar eine Statue von Holz und in Lebensgröße. Dieses holzerne Ebenbild des Sängers soll alle Jahre mit Oelfarbe neu angestrichen werden, alle Jahre im Frühling, wenn die Gelbveiglein düften und die Maikäfer summen. Auf dem Piedestal wird die Inschrift zu lesen sein: „Dieser Ort darf nicht verunreinigt werden!"

Ein ganz ausgezeichneter Dichter der schwäbischen Schule, versichert man mir, ist Herr *** — er sei erst kürzlich zum Bewußtsein, aber noch nicht zur Erscheinung gekommen; er habe nämlich seine

Gedichte noch nicht drucken lassen. Man sagt mir, er besinge nicht blos Maikäfer, sondern sogar Lerchen und Wachteln, was gewiß sehr löblich ist. Lerchen und Wachteln sind wahrhaftig werth, daß man sie besinge, nämlich wenn sie gebraten sind. Ueber den Charakter und respectiven Werth der ***schen Dichtungen kann ich, so lange sie noch nicht zur äußeren Erscheinung gekommen sind, gar kein Urtheil fällen, ebenso wenig wie über die Meisterwerke so vieler anderen großen Unbekannten der schwäbischen Schule.

Die schwäbische Schule hat wohl gefühlt, daß es ihrem Ansehen nicht schaden würde, wenn sie neben ihren großen Unbekannten, die uns nur vermittelst eines Hydro-Gasmikroskops sichtbar werden, auch einige kleine Bekannte, einige Renommées, die nicht blos in der umfriedeten Heimlichkeit schwäbischer Gauen, sondern auch im übrigen Deutschland einige Geltung erworben, zu den Ihrigen zählen könnte. Sie schrieben daher an den König Ludwig von Bayern, den gekrönten Sänger, welcher aber absagen ließ. Uebrigens ließ er sie freundlich grüßen und schickte ihnen ein Prachtexemplar seiner Poesien mit Goldschnitt und Einband von rothem Maroquin-Papier. Hierauf wandten sich die Schwaben an den Hofrath Winkler, welcher unter dem Namen Theodor Hell seinen Dichterruhm verbreitet hat; dieser aber antwortete, seine Stellung als Herausgeber der „Abendzeitung" erlaube ihm nicht, sich in die schwäbische Schule aufnehmen zu lassen, dazu komme, daß er selber eine sächsische Schule stiften wolle, wozu er bereits eine bedeutende Anzahl poetischer Landsleute engagirt habe. In ähnlicher Weise haben auch einige berühmte Oberlausitzer und Hinterpommern die Anträge der schwäbischen Schule abgewiesen.

In dieser Noth begingen die Schwaben einen wahren Schwabenstreich, sie nahmen nämlich zu Mitgliedern ihrer schwäbischen Schule einen Ungar und einen Kaschuben. Ersterer, der Ungar, nennt sich Nikolaus Lenau und ist seit der Julusrevolution durch seine liberalen Bestrebungen, auch durch den anpreisenden Eifer meines Freundes Laube, zu einer Renommée gekommen, die er bis zu einem gewissen Grade verdient. Die Ungarn haben jedenfalls viel dadurch verloren, daß ihr Landsmann Lenau unter die Schwaben gegangen ist; indessen, so lange sie ihren Tokayer behalten, können sie sich über diesen Verlust trösten.

Die andere Acquisition der schwäbischen Schule ist minder brillant; sie besteht nämlich in der Person des gefeierten Wolfgang Menzel, welcher

unter den Kaschuben das Licht erblickt an den Marken Polens und Deutschlands an jener Grenze wo der germanische Flegel den slavischen versteht wie der alte Voß sagen würde der alte Johann Heinrich Voß der ungeschlachte aber ehrliche sächsische Bauer der wie in seiner Gesichtsbildung, so auch in seinem Gemüthe die Merkmale des Deutschthums trug. Daß dieses bei Herrn Wolfgang Menzel nicht der Fall ist, daß er weder dem Aeußeren noch dem Inneren nach ein Deutscher ist, habe ich in der kleinen allerliebsten Schrift „Ueber den Denuncianten" gehörig bewiesen. Ich hätte, beiläufig gestanden, diese kleine Schrift nicht herausgegeben, wenn mir die Abhandlungen über denselben Gegenstand die großen Bomben von Ludwig Börne und David Strauß vorher zu Gesicht gekommen wären. Aber dieser kleinen Schrift, welche die Vorrede zum dritten Theile des Salons bilden sollte, ward von dem Censor dieses Buches das Imprimatur verweigert — aus Pietät gegen Wolfgang Menzel — — und das arme Ding, obgleich in politischer und religiöser Beziehung zahm genug abgefaßt mußte während sieben Monaten von einem Censor zum andern wandern, bis es endlich nothdürftig unter die Haube kam. Wenn du, geneigter Leser, das Büchlein in der Buchhandlung von Hoffmann und Campe zu Hamburg selber holst, so wird dort mein Freund Julius Campe bereitwillig erzählen, wie schwer es war den „Denuncianten" in die Presse zu bringen, wie das Ansehen desselben durch gewisse Autoritäten geschützt werden sollte, und wie endlich durch unabläugbare Urkunden, durch ein Autograph des Denuncianten, der sich in den Händen von Theodor Mundt befindet, der Titel meiner Schrift auf's Glänzendste gerechtfertigt wird. Was der Gefeierte dagegen vorgebracht hat, ist dir vielleicht bekannt, mein theurer Leser. Als ich ihm Stück vor Stück die Fetzen des falschen Patriotismus und der erlogenen Moral vom Leibe riß — da erhub er wieder ein ungeheures Geschrei: die Religion sei in Gefahr, die Pfeiler der Kirche brächen zusammen, Heinrich Heine richte das Christenthum zu Grunde. Ich habe herzlich lachen müssen, denn dieses Zetergeschrei erinnerte mich an einen andern armen Sünder, der auf dem Marktplatz zu Lübeck mit Staupenschlag und Brandmark abgestraft wurde, und plötzlich, als das rothe Eisen seinen Rücken berührte, ein entsetzliches Mordio erhob und beständig schrie: „Feuer! Feuer! Es brennt, es brennt, die Kirche steht in Flammen!" Die alten Weiber erschraken auch diesmal über solchen Feuerlärm, vernünftige Leute aber lachten und sprachen: „Der arme Schelm! nur sein eigner Rücken ist entzündet, die Kirche steht sicher auf ihrem alten Platze auch hat dort die Polizei aus Furcht vor Brandstiftung noch einige Spritzen aufgestellt, und aus frommer Vorsorge darf jetzt in der Nähe der Religion nicht einmal eine Cigarre geraucht werden". Wahrlich das Christenthum ward nie ängstlicher geschützt als eben jetzt.

Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, dem Gerüchte zu widersprechen, als habe Herr Wolfgang Menzel, auf Andrang seiner Collegen sich endlich entschlossen jene Großmuth zu benutzen, womit ich ihm gestattete, sich wenigstens von dem Vorwurf der persönlichen Feigheit zu reinigen. Ehrlich gestanden, ich war immer darauf

gefaßt, daß mir Ort und Zeit anberaumt würde, wo der Ritter der Vaterlandsliebe, des Glaubens und der Tugend sich bewähren wolle in all seiner Mannhaftigkeit. Aber leider bis auf diese Stunde wartete ich vergebens, und die Witzlinge in deutschen Blättern moquirten sich obendrein über meine Leichtgläubigkeit. Spottvögel haben sich sogar den Spaß erlaubt, mir im Namen der unglücklichen Gattin des Denuncianten einen Brief zu schreiben, worin die arme Frau sich über die häuslichen Nöthen, die sie seit dem Erscheinen meiner kleinen Schrift zu erdulden habe, schmerzlich beklagt. Jetzt sei gar kein Auskommen mehr mit ihrem Manne, der zu Hause zeigen wolle, daß er ein Held sei. Die geringste Anspielung auf Feigheit brächte ihn in Wuth. Eines Abends habe er das kleine Kind geprügelt, weil es „Häschen an der Wand" spielte. Jüngst sei er wie rasend aus der Ständekammer gekommen und habe wie ein Ajax getobt, weil dort alle Blicke auf ihn gerichtet gewesen, als die Gesetzfrage: „ob man Jemanden ungestraft dem öffentlichen Gelächter preisgeben dürfe?" discutirt wurde. Ein andermal habe er recht bitterlich geweint, als einer von den undankbaren Juden, die er emancipiren wolle, ihm in's Gesicht gemauschelt: „Sie sind doch kein Patriot, Sie thun nichts für's Volk, Sie sind nicht der Aette, sondern die Memme des Vaterlandes." Aber gar des Nachts beginne der rechte Jammer, und dann seufze er und wimmere und stöhne, daß sich ein Stein drob erbarmen könnte. Das sei nicht länger zum Aushalten, schloß der angebliche Brief der armen Frau, sie wolle lieber sterben, als diesen Zustand länger ertragen, und um der Sache ein Ende zu machen sei sie erbötig, statt ihres furchtsamen Gemahls sich selber mit mir zu schlagen. Gehorsame Dienerin.

Als ich diesen Brief las, und in meiner Einfalt die offenbare Mystification nicht gleich merkte, rief ich mit Begeisterung: Edles Weib! würdige Schwäbin! würdig deiner Mütter, die einst zu Weinsberg ihre Männer huckepack trugen!

Die Weiber im Schwabenlande scheinen überhaupt mehr Energie zu besitzen als ihre Männer, die nicht selten nur auf Geheiß ihrer Ehehälften zum Schwerte greifen. Weiß ich doch eine schöne Schwäbin, die mir seit Jahren wüthender als zwanzig Teufel den Krieg macht und mich mit unversöhnlicher Feindschaft verfolgt.

Ein Naturforscher hat ganz richtig die Bemerkung gemacht, daß im Sommer, besonders in den Hundstagen, weit mehr gegen mich geschrieben wird, als im Winter.

Daß es nicht die altpoetische Vornehmheit ist, welche mich davon abhält, dergleichen Angriffe zu besprechen, habe ich bereits an einem andern Orte erwähnt. Einestheils liegt mir ein gewisser Knebel im Munde, sobald ich mich gegen Anschuldigung von Immoralität oder irreligiöser Frivolität oder gar politischer Inconsequenz, durch Erörterung der letzten Gründe von all meinem Dichten und Trachten, vertheidigen wollte. Anderentheils befinde ich mich meinen Widersachern gegenüber in derselben Lage, die Freund Semilasso irgendwo in seiner afrikanischen Reisebeschreibung mit der richtigen Empfindung erwähnt. Er erzählt uns nämlich, daß, als er in einem Beduinenlager übernachtete, rings um sein Zelt eine große Menge Hunde unaufhörlich bellten und heulten und winselten, was ihn aber am Schlafen gar nicht gehindert habe; „wär' es nur ein einziger Kläffer gewesen," setzt er hinzu, „so hätte ich die ganze Nacht kein Auge zuthun können." Das ist es: weil der Kläffer so viele sind, und weil der Mops den Spitz, dieser wieder den gemüthlichen Dachs, letzterer das edle Windspiel oder die fromme Dogge überbellt und die schnöden Laute der verschiedenen Bestien im Gesammtgeheul verloren gehen, kann mir ein ganzer Hundelärm wenig anhaben.

Nein, Herr Gustav Pfizer ebensowenig wie die Anderen hat mir jemals den Schlaf gekostet, und man darf es mir auf's Wort glauben, daß bei Erwähnung dieses Dichterlings auch nicht die mindeste Bitterkeit in meiner Seele waltet. Aber ich kann ihn, der Vollständigkeit wegen, nicht unerwähnt lassen; die schwäbische Schule zählt ihn nämlich zu den Ihrigen, was mir sonderbar genug dünkt, da er im Gegensatz zu dieser Genossenschaft mehr als reflectirende Fledermaus, denn als gemüthlicher Maikäfer umherflattert, und vielmehr nach der Schubart'schen Todtengruft als nach Gelbveiglein riecht. Mir wurden mal seine Gedichte aus Stuttgart zugeschickt, und die freundlichen Begleitungszeilen veranlaßten mich, einen flüchtigen Blick hineinzuwerfen, ich fand sie herzlich schlecht. Dasselbe kann ich auch von seiner Prosa sagen; sie ist herzlich schlecht. Ich gestehe freilich, daß ich nichts Anderes von ihm gelesen

habe als eine Abhandlung, die er gegen mich geschrieben. Sie ist geistlos und unbeholfen und miserabel stylisirt; Letzteres ist umso unverzeihlicher, da die ganze Schule die Materialien dazu cotisirt. Das Beste in der ganzen Abhandlung ist der wohlbekannte Kniff, womit man verstümmelte Sätze aus den heterogensten Schriften eines Autors zusammenstellt, um denselben jede beliebige Gesinnung oder Gesinnungslosigkeit aufzubürden. Freilich der Kniff, ist nicht neu, doch bleibt er immer probat, da von Seiten des angefochtenen Autors keine Widerlegung möglich ist, wenn er nicht etwa ganze Folianten schreiben wollte, um zu beweisen, daß er eine von den angeführten Sätzen humoristisch gemeint, der andere zwar ernst gemeint sei, aber sich auf einen Vordersatz beziehe, der ihm eben seine richtige Bedeutung verleiht; daß ferner die aneinander gereihten Sätze nicht blos aus ihrem logischen, sondern auch aus ihrem chronologischen Zusammenhang gerissen worden, um einige scheinbare Widersprüche hervorzuklauben, daß aber eben diese Widersprüche von der höchsten Consequenz zeugen würden, wenn man Zeitfolge, Zeitumstände, Zeitbedingungen bedächte — ach! wenn man bedächte, wie die Strategie eines Autors, der für die Sache der europäischen Freiheit kämpft, wunderlich verwickelt ist, wie seine Taktik allen möglichen Veränderungen unterworfen, wie er heute etwas als äußerst wichtig verfechten muß, was ihm morgen ganz gleichgiltig sein kann, wie er heute diesen Punkt, morgen einen andern zu beschützen oder anzugreifen hat, je nachdem es die Stellung der Gegenpartei, die wechselnden Alliancen, die Siege oder die Niederlagen des Tages erfordern!

Das einzige Neue und Eigenthümliche, was ich in der oben erwähnten Abhandlung des Herrn Gustav Pfizer gefunden habe, war hie und da nicht blos eine listige Verkehrung des Wortsinnes meiner Schriften, sondern sogar die Fälschung meiner Worte selbst. — Dieses ist neu, ist eigenthümlich, wenigstens bis jetzt hat man in Deutschland noch nicht einen Autor mit verfälschten Worten citirt. Doch Herr Gustav Pfizer scheint noch ein junger Anfänger zu sein, es juckt ihm zwar die Begabniß des Fälschens in seinen Fingern, doch merkt man ihm noch eine gewisse Befangenheit in der Ausübung, und wenn er z. B. „Hostien" citirt statt der gewöhnlichen Oblaten, des Originaltextes oder mehrmals „göttlich" citirt statt des ursprünglichen „vortrefflich" — so weiß er doch noch nicht recht, welchen Gebrauch er von solcher Fälschung machen kann. Er ist ein junger Anfänger. Aber sein Talent ist unleugbar, er hat es hinlänglich offenbart, die geziemendste Anerkennung darf ihm nicht verweigert werden, er verdient, daß ihm Wolfgang Menzel mit der tapferen Hand seinen schäbigsten Lorbeerkranz auf's Haupt drückt.

Indessen ehrlich gestanden, ich rathe ihm, sein Talent nicht bedeutender auszubilden. Es könnte ihn einst das Gelüste anwandeln jenes edle Talent auch auf außerliterärische Gegenstände anzuwenden. Es gibt Länder wo Dergleichen mit einem Halsband von Hanf belohnt wird. Ich sah zu Old Bailey in London Jemanden hängen, der ein falsches Citat unter einen Wechsel geschrieben hatte — und der arme Schelm mochte es wohl aus Hunger gethan haben, nicht böswillig oder aus eitel Neid oder gar um eine kleine Lob spende im „Stuttgarter Literaturblatt", ein literärisches Trinkgeld, zu verdienen. Ich hatte deshalb Mitleid mit dem armen Schelm, bei dessen Execution sehr viele Zögerungen vorfielen. Es ist ein Irrthum, wenn man glaubt, daß das Hängen in England so schnell von Statten gehe. Die Zubereitungen dauerten fast eine Viertelstunde. Ich ärgere mich noch heute wenn ich daran denke, mit welcher Langsamkeit dem armen Menschen die Schlinge um den Hals gelegt und die weiße Nachtmütze über die Augen gezogen wurde. Neben ihm standen seine Freunde, vielleicht die Genossen der Schule, wozu er gehörte, und harrten des Augenblicks, wo sie ihm den Liebesdienst erweisen konnten; dieser Liebesdienst besteht darin, daß sie den gehenkten Freund um seine zuckende Todesqual abzukürzen, so stark als möglich an den Beinen ziehen.

Ich habe von Herrn Gustav Pfizer geredet, weil ich ihn bei Besprechung der schwäbischen Schule nicht füglich übergehen konnte. So viel darf ich versichern, daß ich in der Heiterkeit meines Herzens nicht den mindesten Unmuth wider Herrn Pfizer empfinde. Im Gegentheil, sollte ich je im Stande sein, ihm einen Liebesdienst zu erweisen, so werde ich ihn gewiß nicht lange zappeln lassen.

— — — Und nun laß uns ernsthaft reden lieber Leser; was ich dir jetzt noch zu sagen habe verträgt sich nicht mit dem scherzenden Tone, mit der leichtsinnig guten Laune, die mich beseelte, während ich diese Blätter schrieb. Es liegt mir drückend Etwas im Sinne, was ich nicht mit ganz freier Zunge zu erörtern vermag, und worüber dennoch das unzweideutigste Geständniß nöthig wäre. Ich hege nämlich eine wahre Scheu, bei Gelegenheit — der schwäbischen Schule auch von Ludwig Uhland zu sprechen, von dem großen Dichter, den ich schier zu beleidigen fürchte wenn ich seiner in so kläglicher Gesellschaft gedenke. Und dennoch, da die erwähnten Dichterlinge den Ludwig Uhland zu den Ihrigen zählen oder gar für ein Haupt ihrer Genossen ausgeben, so könnte man hier jedes Verschweigen seines Namens als eine Unredlichkeit betrachten. Weit entfernt, an seinem Werthe zu mäkeln, möchte ich vielmehr die Verehrung, die ich seinen Dichtungen zolle, mit den volltönendsten Worten an den Tag geben. Es wird sich mir bald dazu eine passendere Gelegenheit bieten. Ich werde alsdann zur Genüge zeigen, daß sich in meiner früheren Beurtheilung des trefflichen Sängers zwar einige grämliche Töne, einige zeitliche Verstimmungen einschleichen konnten, daß ich aber nie die Absicht hegte, an seinem inneren Werthe, an seinem Talente selbst, eine Ungerechtigkeit zu begehen. Nur über die literärhistorischen Beziehungen, über die äußeren Verhältnisse seiner Muse, habe ich unumwunden eine Ansicht, die vielleicht seinen Freunden mißfällig, aber darum dennoch nicht minder wahr ist, aussprechen müssen. Als ich nämlich Ludwig Uhland im Zusammenhang mit der „Romantischen Schule" in dem Buche, welches eben diesen Namen führt, flüchtig beurtheilte, habe ich deutlich genug nachgewiesen, daß der vortreffliche Sänger nicht eine neue, eigenthümliche Sangesart aufgebracht hat, sondern nur die Töne der romantischen Schule gelehrig nachsprach; daß, seitdem die Lieder seiner Schulgenossen verschollen sind, Uhland's Gedichtesammlung als das einzig überlebende lyrische Denkmal jener Töne der romantischen Schule zu betrachten ist; daß aber der Dichter selbst, eben so gut wie die ganze Schule, längst todt ist. Eben so gut wie Schlegel Tieck, wie Fouqué, ist auch Uhland längst verstorben, und hat vor jenen edlen

Leichen nur das größere Verdienst, daß er seinen Tod wohl begriffen und seit zwanzig Jahren nichts mehr geschrieben hat. Es ist wahrlich ein eben so widerwärtiges wie lächerliches Schauspiel, wenn jetzt meine schwäbischen Dichterlinge den Uhland zu den Ihrigen zählen, wenn sie den großen Todten aus seinem Grabmal hervorholen, ihm ein Fallhütchen auf's Haupt stülpen und ihn in ihr niedriges Schulstübchen hereinzerren — oder wenn sie gar den erblichenen Helden wohlgebarnischt auf's hohe Pferd packen, wie einst die Spanier ihren Cid, und solchermaßen gegen die Ungläubigen, gegen die Verächter der schwäbischen Schule, losrennen lassen!

Was fehlt mir noch, daß ich auch im Gebiete der Kunst mit Todten zu kämpfen hatte! Leider muß ich es oft genug in anderen Gebieten, und ich versichere euch bei allen Schmerzen meiner Seele, solcher Kampf ist der fatalste und verdrießlichste. Da ist keine glühende Ungeduld, die da beut Hieb auf Hieb, bis die Kämpfer wie trunken hinsinken und verbluteten. Ach, die Todten ermüden uns mehr, als sie uns verwunden, und der Streit verwandelt sich am Ende in eine fechtende Langeweile. Kennst du die Geschichte von dem jungen Ritter, der in den Zauberwald zog? Sein Haar war goldig, auf seinem Helm wehten die kecken Federn, unter dem Gitter des Visiers glühten die rothen Wangen, und unter dem blanken Harnisch pochte der frischeste Muth. In dem Walde aber flüsterten die Winde sehr sonderbar. Gar unheimlich schüttelten sich die Bäume, die manchmal häßlich verwachsen an menschliche Mißbildungen erinnerten. Aus dem Laubwerk guckte hie und da ein gespenstisch weißer Vogel, der laut verhöhnend kicherte und lachte. Allerlei Fabelgethier huschte schattenhaft durch die Büsche. Mitunter freilich zwitscherte auch mancher harmlose Sang und nickte aus den breitblattigen Schlinggewächsen manch stille schöne Blume. Der junge Fant aber immer weiter vordringend, rief endlich mit Uebermuth: „Wann erscheint denn der Kämpe, der mich besiegen kann?“ Da kam, nicht eben rüstig, aber doch nicht allzu schlotterig, herangezogen ein langer magerer Ritter mit geschlossenem Visier und stellte sich zum Kampfe. Sein Helmbusch war gebückt, sein Harnisch war eher verwittert als schlecht, sein Schwert war schartig, aber vom besten Stahl, und sein Arm war stark. Ich weiß nicht, wie lange die Beiden mit einander fochten. Doch es mag wohl geraume Zeit gedauert haben, denn die Blätter fielen unterdessen von den Bäumen, und diese standen lange kahl und frierend, und dann knospeten sie wieder auf's Neue und grünten im Sonnenschein, und so wechselten die Jahreszeiten — ohne daß sie es merkten, die beiden Kämpfer, die beständig auf einander losstrieben, Anfangs unbarmherzig wild, später minder heftig, dann sogar etwas phlegmatisch, bis sie endlich ganz

und gar die Schwerter sinken ließen und erschöpft ihre Helmgitter aufschlossen — das gewährte einen betrübenden Anblick! Der eine Ritter, der herausgeforderte Kämpe, war ein Todter, und aus dem geöffneten Visier grinste ein fleischloser Schädel. Der andere Ritter, der als junger Fant in den Wald gezogen, trug jetzt ein verfallen fahles Greisenantlitz, und sein Haar war schneeweiß. — Von den hohen Bäumen herab, wie verhöhnend, kicherte und lachte das gespenstisch weiße Gevögel.

Geschrieben zu Paris, im Wonnemond 1838.

Einleitung
zur Prachtausgabe
des
„Don Quixote"
1857

„Leben und Thaten des scharfsinnigen Junkers Don Quixote von der Mancha beschrieben von Miguel Cervantes de Saavedra.“ war das erste Buch, das ich gelesen habe nachdem ich schon in ein verständiges Knabesalter getreten und des Buchstabenwesens einigermaßen kundig war. Ich erinnere mich noch ganz genau jener kleinen Zeit, wo ich mich eines frühen Morgens vom Hause wegstahl und nach dem Hofgarten eilte, um dort ungestört den Don Quixote zu lesen. Es war ein schöner Maitag, lauschend im stillen Morgenlichte lag der blühende Frühling und ließ sich loben von der Nachtigall, seiner süßen Schmeichlerin, und diese sang ihr Loblied so caressirend weich, so schmelzend enthusiastisch daß die verschämtesten Knospen aufsprangen, und die lüsternen Gräser und die duftigen Sonnenstrahlen sich bänger küßten und Bäume und Blumen schauerten vor eitel Entzücken. Ich aber setzte mich auf eine alte moosige Steinbank in der sogenannten Seufzerallee unfern des Wasserfalls, und ergötzte mein kleines Herz an den großen Abenteuern des kühnen Ritters. In meiner kindischen Einfachheit nahm ich Alles für baren Ernst; so lächerlich auch dem armen Helden von dem Geschicke mitgespielt wurde so meinte ich doch, das müsse so sein, das gehöre nun mal zum Heldenthum das Ausgelachtwerden ebenso gut wie die Wunden des Leibes und jenes verdroß mich ebenso sehr, wie ich diese in meiner Seele mitfühlte. — Ich war ein Kind und kannte nicht die Ironie, die Gott in die Welt hineingeschaffen, und die der große Dichter in seiner gedruckten Kleinwelt nachgeahmt hatte und ich konnte die bittersten Thränen vergießen wenn der edle Ritter für all seinen Edelmuth nur Undank und Prügel genoß. Da ich noch ungeübt im Lesen jedes Wort laut aussprach so konnten Vögel und Bäume, Bach und Blume Alles mit anhören, und da solche unschuldige Naturwesen, ebenso wie die Kinder, von der Weltironie nichts wissen, so hielten sie gleichfalls Alles für baren Ernst und weinten mit mir über die Leiden des armen Ritters; sogar eine alte ausgediente Eiche schluchzte, und der Wasserfall schüttelte heftiger seinen weißen Bart und schien zu schelten auf die Schlechtigkeit der Welt. Wir fühlten, daß der Heldensinn des Ritters darum nicht mindere Bewunderung verdient, wenn ihm der Löwe ohne Kampflust den Rücken kehrte, und daß seine Thaten um so preisenswerther, je schwächer und ausgedörrter sein Leib, je morscher die Rüstung, die ihn schützte, und je armseliger der Klepper, der ihn trug. Wir verachteten den niedrigen Pöbel der geschmückt mit buntseidenen Mänteln, vornehmen Redensarten und stolzen Titeln, einen Mann verhöhnte, der ihm an Geisteskraft und Edelsinn so weit überlegen war. Dulcinea's Ritter stieg immer höher in meiner Achtung und gewann immer mehr meine Liebe, je länger ich in dem wunderlamen Buche las was in demselben Garten täglich geschah so daß ich schon im Herbste das Ende der Geschichte erreichte — und nie werde ich den Tag vergessen wo ich von dem kummervollen Zweikampfe las worin der Ritter so schmählich unterliegen mußte!

Es ist mir, als habe ich erst gestern in der Seufzerallee des Düsseldorfer Hofgartens das Buch zu Ende gelesen, und mein Herz sei noch erschüttert von Bewunderung für die Thaten und Leiden des großen Ritters. Ist mein Herz die ganze Zeit über stabil geblieben, oder ist es nach einem wunderbaren Kreislauf zu den Gefühlen der Kindheit zurückgekehrt? Das Letztere mag wohl der Fall sein, denn ich erinnere mich daß ich in jedem Lustrum meines Lebens den Don Quixote mit abwechselnd verschiedenartigen Empfindungen gelesen habe. Als ich in's Jünglingsalter emporblühete und mit unerfahrenen Händen in die Rosenbüsche des Lebens hineingriff und auf die höchsten Felsen klomm, um der Sonne näher zu sein, und des Nachts von nichts träumte als von Adlern und reinen Jungfrauen, da war mir der Don Quixote ein sehr unerquickliches Buch, und lag es in meinem Wege, so schob ich es unwillig zur Seite. Später hin, als ich zum Manne heranreifte, versöhnte ich mich schon einigermaßen mit Dulcinea's unglücklichem Kämpen, und ich fing schon an, über ihn zu lachen. Der Kerl ist ein Narr, sagte ich. Doch, sonderbarer Weise, auf allen meinen Lebensfahrten verfolgten mich die Schattenbilder des dürren Ritters und seines fetten Knappen, namentlich wenn ich an einen bedenklichen Scheideweg gelangte. So erinnere ich mich, als ich nach Frankreich reiste und eines Morgens im Wagen aus einem fieberhaften Halbschlummer erwachte, sah ich im Frühnebel zwei wohlbekannte Gestalten neben mir einherreiten, und die eine, an meiner rechten Seite, war Don Quixote von der Mancha auf seiner abstracten Rosinante, und die andere, zu meiner Linken, war Sancho Pansa auf seinem positiven Grauchen. Wir hatten eben die französische Grenze erreicht. Der edle Manchaner beugte ehrfurchtsvoll das Haupt vor der dreifarbigen Fahne, die uns vom hohen Grenzpfahl entgegenflatterte, der gute Sancho grüßte mit etwas kühlerem Kopfnicken die ersten französischen Gendarmen, die unsern zum Vorschein kamen; endlich aber jagten beide Freunde mir voran, ich verlor sie aus dem Gesichte, und nur noch zuweilen hörte ich Rosinantes begeistertes Gewieher und die bejahenden Töne des Esels.

Ich war damals der Meinung, die Lächerlichkeit des Donquixotismus bestehe darin, daß der edle Ritter eine längst abgelebte Vergangenheit in's

Es war ein trüber Tag, häßliche Nebelwolken zogen den grauen Himmel entlang, die gelben Blätter fielen schmerzlich von den Bäumen, schwere Thränentropfen hingen an den letzten Blumen, die gar traurig welk die sterbenden Köpfchen senkten, die Nachtigallen waren längst verschollen, von allen Seiten starrte mich an das Bild der Vergänglichkeit — und mein Herz wollte schier brechen, als ich las, wie der edle Ritter betäubt und zermalmt am Boden lag und, ohne das Visier zu heben, als wenn er aus dem Grabe gesprochen hätte, mit schwacher, kranker Stimme zu dem Sieger hinaufrief: „Dulcinea ist das schönste Weib der Welt, und ich der unglücklichste Ritter auf Erden, aber es ziemt sich nicht, daß meine Schwäche diese Wahrheit verleugne - stoßt zu mit der Lanze, Ritter!"

Ach, dieser leuchtende Ritter vom silbernen Monde, der den muthigsten und edelsten Mann der Welt besiegte, war ein verkappter Barbier!

Es sind nun acht Jahre, daß ich für den vierten Theil der „Reisebilder" diese Zeilen geschrieben, worin ich den Eindruck schilderte, den die Lectüre des Don Quixote vor weit längerer Zeit in meinem Geiste hervorbrachte. Lieber Himmel, wie doch die Jahre schnell dahinschwinden!

Leben zurückrufen wollte und seine armen Glieder, namentlich sein Rücken, mit den Thatsachen der Gegenwart in schmerzliche Reibungen geriethen. Ach, ich habe seitdem erfahren, daß es eine eben so undankbare Tollheit ist, wenn man die Zukunft allzu frühzeitig in die Gegenwart einführen will und bei solchem Ankampf gegen die schweren Interessen des Tages nur einen sehr mageren Klepper, eine sehr morsche Rüstung und einen eben so gebrechlichen Körper besitzt! Wie über jenen, so auch über diesen Donquixotismus schüttelt der Weise sein vernünftiges Haupt. — Aber Dulcinea von Tobosо ist dennoch das schönste Weib der Welt: obgleich ich elend zu Boden liege nehme ich dennoch diese Behauptung nimmermehr zurück, ich kann nicht anders — stoßt zu mit euren Lanzen, ihr silbernen Mondritter ihr verkappten Barbiergesellen!

Welcher Grundgedanke leitete den großen Cervantes, als er sein großes Buch schrieb? Beabsichtigte er nur den Ruin der Ritterromane, deren Lectüre zu seiner Zeit in Spanien so stark grassirte, daß geistliche und weltliche Verordnungen dagegen unmächtig waren? Oder wollte er alle Erscheinungen der menschlichen Begeisterung überhaupt und zunächst das Heldenthum der Schwertführer in's Lächerliche ziehen? Offenbar bezweckte er nur eine Satire gegen die erwähnten Romane, die er durch Beleuchtung ihrer Absurditäten dem allgemeinen Gespötte und also dem Untergange überliefern wollte. Dieses gelang ihm auch auf's Glänzendste; denn was weder die Ermahnungen der Kanzel noch die Drohungen der Kanzelen bewerkstelligen konnten, das erwirkte ein armer Schriftsteller mit seiner Feder; er richtete die Ritterromane so gründlich zu Grunde, daß bald nach dem Erscheinen des Don Quixote der Geschmack für jene Bücher in ganz Spanien erlosch und auch keins derselben mehr gedruckt ward. Aber die Feder des Genius ist immer größer als er selber, sie reicht immer weit hinaus über seine zeitlichen Absichten und ohne daß er sich dessen klar bewußt wurde, schrieb Cervantes die größte Satire gegen die menschliche Begeisterung. Nimmermehr ahnte er dieses, er selber, der Held, welcher den größten Theil seines Lebens in ritterlichen Kämpfen zugebracht hatte und im späten Alter sich noch oft darüber freute, daß er in der Schlacht bei Lepanto mitgefochten, obgleich er diesen Ruhm mit dem Verluste seiner linken Hand bezahlt hatte.

Ueber Person und Lebensverhältnisse des Dichters, der den Don Quixote geschrieben, weiß der Biograph nur Weniges zu melden. Wir verlieren nicht viel durch solchen Mangel an Notizen, die gewöhnlich bei den Frau Basen der Nachbarschaft aufgegabelt werden. Diese sehen ja nur die Hülle; wir aber sehen den Mann selbst, seine wahre, treue, unverleumdete Gestalt.

Er war ein schöner, kräftiger Mann, Don Miguel Cervantes de Saavedra. Seine Stirn war hoch und sein Herz war weit. Wundersam war die Zauberkraft seines Auges. Wie es Leute gibt, welche durch die Erde schauen und die darin begrabenen Schätze oder Leichen sehen können, so drang das Auge des großen Dichters durch die Brust der Menschen und er sah deutlich was dort vergraben. Den Guten war sein Blick ein Sonnenstrahl, der ihr Inneres freudig erhellte; den Bösen

war sein Blick ein Schwert, das ihre Gefühle grausam zerschnitt. Sein Blick drang forschend in die Seele eines Menschen und sprach mit ihr, und wenn sie nicht antworten wollte, folterte er sie, und die Seele lag blutend auf der Folter, während vielleicht ihre leibliche Hülle sich herablassend vornehm geberdete. Was Wunder, daß ihm dadurch sehr viele Leute abhold wurden, und ihn auf seiner irdischen Laufbahn nur saumselig beförderten! Auch gelangte er niemals zu Rang und Wohlstand, und von all seinen mühseligen Pilgerfahrten brachte er keine Perlen, sondern nur leere Muscheln nach Hause. Man sagt, er habe den Werth des Geldes nicht zu schätzen gewußt; aber ich versichere euch, er wußte den Werth des Geldes sehr zu schätzen, sobald er

keines mehr hatte. Nie aber schätzte er es so hoch, wie seine Ehre. Er hatte Schulden, und in einer von ihm verfaßten Charte, die Apollo den Dichtern octroyirt, bestimmt der erste Paragraph, wenn ein Dichter versichert, kein Geld zu haben, so solle man ihm auf's Wort glauben und keinen Eid von ihm verlangen. Er liebte Musik, Blumen und Weiber. Doch auch in der Liebe für Letztere ging es ihm manchmal herzlich schlecht, namentlich als er noch jung war. Konnte das Bewußtsein künftiger Größe ihn genugsam trösten in seiner Jugend, wenn schnippische Rosen ihn mit ihren Dornen verletzten? Einst an einem hellen Sommernachmittag ging er, ein junger Fant, am Tajo spazieren mit einer sechzehnjährigen Schönen, die sich beständig über seine Zärtlichkeit moquirte. Die Sonne war noch nicht untergegangen, sie glühte noch in ihrer goldigsten Pracht: aber oben am Himmel stand schon der Mond, winzig und blaß, wie ein weißes Wölkchen. „Siehst du" sprach der junge Dichter zu seiner Geliebten, „siehst du dort oben jene kleine bleiche Scheibe? Der Fluß hier neben uns, worin sie sich abspiegelt, scheint nur aus Mitleiden ihr armliches Abbild auf seinen stolzen Fluten zu tragen, und die gekräuselten Wellen werfen es zuweilen spottend an's Ufer. Aber laß nur den alten Tag verdammern! Sobald die Dunkelheit anbricht, erglüht droben jene blasse Scheibe immer herrlicher und herrlicher, der ganze Fluß wird überstrahlt von ihrem Lichte, und die Wellen, die vorhin so wegwerfend übermüthig, erschauern jetzt bei dem Anblick dieses glanzenden Gestirns und schwellen ihm entgegen mit Wollust."

In den Werken der Dichter muß man ihre Geschichte suchen und hier findet man ihre geheimsten Bekenntnisse. Ueberall, mehr noch in seinen Dramen als im Don Quixote, sehen wir, was ich bereits erwähnt habe, daß Cervantes lange Zeit Soldat war. In der That das romische Wort: „Leben heißt Krieg führen!" findet auf ihn seine doppelte Anwendung. Als gemeiner Soldat kämpfte er in den meisten jener wilden Waffenspiele die König Philipp II zu Ehre Gottes und seiner eigenen Lust in allen Landen aufführte. Dieser Umstand daß Cervantes dem größten Kämpen des Katholicismus seine ganze Jugend gewidmet, daß er für die katholischen Interessen persönlich gekämpft läßt vermuthen daß diese Interessen ihm auch theuer am Herzen lagen, und widerlegt wird dadurch jene vielverbreitete Meinung, daß nur die Furcht vor der Inquisition ihn abgehalten habe, die protestantischen Zeitgedanken im Don Quixote zu besprechen. Nein, Cervantes war ein getreuer Sohn der römischen Kirche, und nicht blos blutete sein Leib im ritterlichen Kampfe für ihre gebenedeite Fahne, sondern er litt für sie auch mit seiner ganzen Seele das peinlichste Märtyrthum während seiner langjährigen Gefangenschaft unter den Ungläubigen.

Dem Zufall verdanken wir mehr Details über das Treiben des Cervantes zu Algier, und hier erkennen wir in dem großen Dichter einen eben so großen Helden. Die Gefangenschaftsgeschichte widerspricht auf's Glänzendste der melodischen Lüge jenes glatten Lebemannes, der dem Augustus und allen deutschen Schulfüchsen weiß gemacht hat, er sei ein Dichter, und Dichter seien feige. Nein der wahre Dichter ist auch ein wahrer Held, und in seiner Brust wohnt die Geduld die, wie der Spanier sagt, ein zweiter Muth ist. Es gibt kein erhabeneres Schauspiel, als den Anblick jenes edlen Castilianers der dem Dei zu Algier als Sclave dient, beständig auf Befreiung sinnt, seine kühnen Plane unermüdlich vorbereitet, allen Gefahren ruhig entgegenblickt und, wenn das Unternehmen scheitert, lieber Tod und Folter ertrüge, als daß er nur mit einer Silbe die Mitschuldigen verriethe. Der blutgierige Herr seines Leibes wird entwaffnet von so viel Großmuth und Tugend, der Tyger schont den gefesselten Löwen und zittert vor dem schrecklichen Einarm, den er doch mit einem Worte in den Tod schicken könnte. Unter dem Namen „der Einarm" ist Cervantes in ganz Algier bekannt, und der Dei gesteht, daß er ruhig schlafen könne und der Ruhe seiner Stadt, seiner Armee und seiner Sclaven versichert sei wenn er nur den einhändigen Spanier in festem Gewahrsam wisse.

Ich habe erwähnt daß Cervantes beständig gemeiner Soldat war; aber da er sogar in so untergeordneter Stellung sich auszeichnen und namentlich seinem großen Feldherrn Don Juan d'Austria bemerkbar machen konnte, so erhielt er, als er aus Italien nach Spanien zurückkehren wollte die rühmlichsten Empfehlungsbriefe für den König, dem seine Beförderung darin nachdrücklich empfohlen ward. Als nun die algierischen Corsaren, die ihn auf dem mittelländischen Meere gefangen nahmen, diese Briefe sahen, hielten sie ihn für eine Person von äußerst bedeutendem

Stande, und forderten deshalb ein so erhöhtes Lösegeld, daß seine Familie, trotz aller Mühen und Opfer, ihn nicht loszukaufen vermochte, und der arme Dichter dadurch desto länger und qualsamer in der Gefangenschaft gehalten wurde. So ward sogar die Anerkennung seiner Vortrefflichkeit für ihn nur eine neue Quelle des Unglücks und so bis an's Ende seiner Tage spottete seiner jenes grausame Weib, die Göttin Fortuna, die es dem Genius nie verzeiht, daß er auch ohne ihre Gönnerschaft zu Ruhm und Ehre gelangen kann.

Aber ist das Unglück des Genius immer nur das Werk eines blinden Zufalls, oder entspringt es als Nothwendigkeit aus seiner innern Natur seiner Umgebung? Tritt seine Seele in Kampf mit der Wirklichkeit, oder beginnt die rohe Wirklichkeit einen ungleichen Kampf mit seiner edlen Seele?

Die Gesellschaft ist eine Republik. Wenn der Einzelne emporstrebt, drängt ihn die Gesammtheit zurück durch Ridicül und Verlästerung. Keiner soll tugendhafter und geistreicher sein als die Uebrigen. Wer aber durch die unbeugsame Gewalt des Genius hinausragt über das banale Gemeindemaß, diesen trifft der Ostracismus der Gesellschaft, sie verfolgt ihn mit so gnadenloser Verspottung und Verleumdung, daß er sich endlich zurückziehen muß in die Einsamkeit seiner Gedanken.

Ja, die Gesellschaft ist ihrem Wesen nach republikanisch. Jede Herrschaft ist ihr verhaßt die geistige eben so sehr wie die materielle. Letztere stützt nicht selten auch die erstere mehr, als man gewöhnlich ahnt. Gelangten wir doch selber zu dieser Einsicht bald nach der Juliusrevolution, als der Geist des Republikanismus in allen gesellschaftlichen Verhältnissen sich kund gab. Der Lorbeer eines großen Dichters war unsern Republikanern eben so verhaßt wie der Purpur eines großen Königs. Auch die geistigen Unterschiede der Menschen wollten sie vertilgen, und indem sie alle Gedanken, die auf dem Territorium des Staates entsprossen, als bürgerliches Gemeingut betrachteten, blieb ihnen nichts mehr übrig, als auch die Gleichheit des Styls zu decretiren. Und in der That, ein guter Styl wurde als etwas Aristokratisches verschrien, und vielfach hörten wir die Behauptung: „Der echte Demokrat schreibt wie das Volk, herzlich, schlicht und schlecht." Den meisten Männern der Bewegung gelang dieses sehr leicht; aber nicht Jedem ist es gegeben, schlecht zu schreiben, zumal wenn man sich zuvor das Schönschreiben angewöhnt hatte, und da hieß es gleich: „Das ist ein Aristokrat, ein Liebhaber der Form, ein Freund der Kunst, ein Feind des Volks." Sie meinten es gewiß ehrlich wie der heilige Hieronymus, der seinen guten Styl für eine Sünde hielt und sich weidlich dafür geißelte.

Ebenso wenig, wie antikatholische, finden wir auch antiabsolutistische Klänge im Don Quixote. Kritiker, welche dergleichen darin wittern, sind offenbar im Irrthum. Cervantes war der Sohn einer Schule, welche den unbedingten Gehorsam für den Oberherrn sogar poetisch idealisirt hatte. Und dieser Oberherr war König von Spanien, zu einer Zeit, wo die Majestät desselben die ganze Welt überstrahlte. Der gemeine Soldat fühlte sich im Lichtstrahl jener Majestät und opferte gern seine individuelle Freiheit für solche Befriedigung des castilianischen Nationalstolzes.

Die politische Größe Spaniens zu jener Zeit mochte nicht wenig das Gemüth seiner Schriftsteller erhöhen und erweitern. Auch im Geiste eines spanischen Dichters ging die Sonne nicht unter, wie im Reiche Karls V. Die wilden Kämpfe mit den Morisken waren beendigt, und wie nach einem Gewitter die Blumen am stärksten duften, so erblüht die Poesie immer am herrlichsten nach einem Bürgerkrieg. Dieselbe Erscheinung sehen wir in England zur Zeit der Elisabeth, und gleichzeitig mit Spanien entsprang dort eine Dichterschule, die zu merkwürdigen Vergleichungen auffordert. Dort sehen wir Shakspeare, hier Cervantes als die Blüthe der Schule.

Wie die spanischen Dichter unter den drei Philippen, so haben auch die englischen unter der Elisabeth eine gewisse Familienähnlichkeit, und weder Shakspeare noch Cervantes können auf Originalität in unserem Sinne Anspruch machen. Sie unterscheiden sich von ihren Zeitgenossen keineswegs durch besonderes Fühlen und Denken oder besondere Darstellungsart, sondern nur durch bedeutendere Tiefe, Innigkeit, Zärte und Kraft; ihre Dichtungen sind mehr durchdrungen und umflossen vom Aether der Poesie.

Aber beide Dichter sind nicht blos die Blüthe ihrer Zeit, sondern sie waren auch die Wurzel der Zukunft. Wie Shakspeare durch den Einfluß seiner Werke, namentlich auf Deutschland und das heutige Frankreich, als der Stifter der späteren dramatischen Kunst zu betrachten ist, so müssen wir in Cervantes den Stifter des modernen Romans

verehren. Hierüber erlaube ich mir einige flüchtige Bemerkungen.

Der ältere Roman, der sogenannte Ritterroman, entsprang aus der Poesie des Mittelalters; er war zuerst eine prosaische Bearbeitung jener epischen Gedichte, deren Helden zum Sagenkreise Karls des Großen und des heiligen Grals gehörten; immer bestand der Stoff aus ritterlichen Abenteuern. Es war der Roman des Adels, und die Personen, die darin agirten, waren entweder fabelhafte Phantasiegebilde oder Reiter mit goldenen Sporen; nirgends eine Spur von Volk. Diese Ritterromane, die in der absurdesten Weise ausarteten, stürzte Cervantes durch seinen Don Quixote. Aber indem er eine Satire schrieb, die den älteren Roman zu Grunde richtete, lieferte er selber wieder das Vorbild zu einer neuen Dichtungsart, die wir den modernen Roman nennen. So pflegen immer große Poeten zu verfahren; sie begründen zugleich etwas Neues indem sie das Alte zerstören; sie negiren nie ohne Etwas zu bejahen. Cervantes führte den modernen Roman, indem er in den Ritterroman die getreue Schilderung der niederen Classen einführte, indem er ihm das Volksleben beimischte. Die Neigung, das Treiben des gemeinsten Pöbels, des verworfensten Lumpenpacks zu beschreiben, gehört nicht blos dem Cervantes sondern der ganzen literarischen Zeitgenossenschaft und sie findet sich, wie bei den Poeten, so auch bei den Malern des damaligen Spanien; ein Murillo, der dem Himmel die heiligsten Farben stahl, womit er seine schönen Madonnen malte, conterfeite mit derselben Liebe auch die schmutzigsten Existenzen dieser Erde. Es war vielleicht die Verzerrung

für die Kunst selber, wenn diese edeln Spanier manchmal an der treuen Abbildung eines Betteljungen, der sich säubert, dasselbe Vergnügen empfanden wie an der Darstellung der hochgebenedeiten Jungfrau. Oder es war der Reiz des Contrastes, welcher eben die vornehmsten Edelleute, einen geschniegelten Hofmann wie Quevedo oder einen mächtigen Minister wie Mendoza, antrieb, ihre zerlumpten Bettler- und Gaunerromane zu schreiben; sie wollten sich vielleicht aus der Eintönigkeit ihrer Standesumgebung durch die Phantasie in eine entgegengesetzte Lebenssphäre versetzen, wie wir dasselbe Bedürfniß bei manchen deutschen Schriftstellern finden, die ihre Romane nur mit Schilderungen der vornehmen Welt füllen und ihre Helden immer zu Grafen und Baronen machen. Bei Cervantes finden wir noch nicht diese einseitige Richtung, das Unedle ganz abgesondert darzustellen; er vermischt nur das Ideale mit dem Gemeinen, das Eine dient dem Andern zur Abschattung oder zur Belebung, und das adelthümliche Element ist darin noch ebenso mächtig wie das volksthümliche. Dieses adelthümliche drama lereske, aristokratische Element verschwindet aber ganz in dem Roman der Engländer, die den Cervantes zuerst nachgeahmt und ihn bis auf den heutigen Tag immer als Vorbild vor Augen haben. Es sind prosaische Naturen, diese englischen Romandichter seit Richardson's Regierung, der prüde Geist ihrer Zeit widerstrebt sogar aller kernigen Schilderung des gemeinen Volkslebens, und wir sehen jenen des Canals jene burgerlichen Romane entstehen, worin das nächstwerte Kleinleben der Bourgeoisie sich abspiegelt. Diese

klägliche Lectüre überwässerte das englische Publicum bis auf die letzte Zeit, wo der große Schotte auftrat, der im Roman eine Revolution oder eigentlich eine Restauration bewirkte. Wie nämlich Cervantes das demokratische Element in den Roman hineinbrachte, als darin nur das einseitig ritterthümliche herrschend war, so brachte Walter Scott in den Roman wieder das aristokratische Element zurück, als dieses gänzlich darin erloschen war und nur prosaische Spießbürgerlichkeit dort ihr Wesen trieb. Durch ein entgegengesetztes Verfahren hat Walter Scott dem Roman jenes schöne Ebenmaß wieder gegeben, welches wir im Don Quixote des Cervantes bewundern.

Ich glaube, in dieser Beziehung ist das Verdienst des zweiten großen Dichters Englands noch nie anerkannt worden. Seine tory'schen Neigungen, seine Vorliebe für die Vergangenheit waren heilsam für die Literatur, für jene Meisterwerke seines Genius, die überall sowohl Anklang als Nachahmung fanden und die aschgrauen Schemen des bürgerlichen Romans in die dunkleren Winkel der Leihbibliotheken verdrängten. Es ist ein Irrthum, wenn man Walter Scott nicht als den Begründer des sogenannten historischen Romans ansehen will und letzteren von deutschen Anregungen herleitet. Man verkennt, daß das Charakteristische der historischen Romane eben in der Harmonie des aristokratischen und demokratischen Elements besteht, daß Walter Scott diese Harmonie, welche während der Alleinherrschaft des demokratischen Elements gestört war, durch die Wiedereinsetzung des aristokratischen Elements auf's Schönste herstellte, statt daß unsere deutschen Romantiker das demokratische Element in ihren Romanen gänzlich verleugneten und wieder in das aberwitzige Gleise des Ritterromans, der vor Cervantes blühte, zurückkehrten. Unser de la Motte Fouqué ist nichts als ein Nachzügler jener Dichter, die den „Amadis von Gallien" und ähnliche Abenteuerlichkeiten zur Welt gebracht, und ich bewundere nicht blos das Talent, sondern auch den Muth, womit der edle Freiherr zweihundert Jahre nach dem Erscheinen des Don Quixote seine Ritterbücher geschrieben hat. Es war eine sonderbare Periode in Deutschland, als letztere erschienen und das Publicum daran Gefallen fand. Was bedeutete in der Literatur diese Vorliebe für das Ritterthum und die Bilder der alten Feudalzeit? Ich glaube, das deutsche Volk wollte auf immer Abschied nehmen von dem Mittelalter; aber gerührt, wie wir es leicht sind, nahmen wir Abschied mit einem Kusse. Wir drückten zum letzten Male unsere Lippen auf die alten Leichensteine. Mancher von uns freilich geberdete sich dabei höchst närrisch. Ludwig Tieck, der kleine Junge der Schule, grub die todten Voreltern aus dem Grabe heraus, schaukelte ihren Sarg, als wär' es eine Wiege, und mit aberwitzig kindischem Lallen sang er dabei: „Schlaf, Großväterchen, schlafe!"

Ich habe Walter Scott den zweiten großen Dichter Englands und seine Romane Meisterwerke genannt. Aber nur seinem Genius wollte ich das höchste Lob ertheilen. Seine Romane selbst kann ich dem großen Roman des Cervantes keineswegs gleichstellen. Dieser übertrifft ihn an epischem Geist. Cervantes war, wie ich schon erwähnt habe, ein katholischer Dichter, und dieser Eigenschaft verdankt er vielleicht jene große epische Seelenruhe die wie ein Krystallhimmel seine bunten Dichtungen überwölbt; nirgends eine Spalte des Zweifels. Dazu kömmt noch die Ruhe des spanischen Nationalcharakters. Walter Scott aber gehört einer Kirche, welche selbst die göttlichen Dinge einer scharfen Discussion unterwirft; als Advocat und Schotte ist er gewohnt an Handlung und Discussion, und wie in seinem Geiste und Leben, so ist auch in seinen Romanen das Dramatische vorherrschend. Seine Werke können daher nimmermehr als reines Muster jener Dichtungsart, die wir Roman nennen, betrachtet werden. Den Spaniern gebührt der Ruhm, den besten Roman hervorgebracht zu haben, wie man den Engländern den Ruhm zusprechen muß, daß sie im Drama das Höchste geleistet.

Und den Deutschen, welche Palme bleibt ihnen übrig? Nun wir sind die besten Liederdichter dieser Erde. Kein Volk besitzt so schöne Lieder wie die Deutschen. Jetzt haben die Völker allzu viele politische Geschäfte; wenn aber diese einmal abgethan sind, wollen wir Deutsche, Britten, Spanier, Franzosen, Italiener, wir wollen Alle hinausgehen in den grünen Wald und singen, und die Nachtigall soll Schiedsrichterin sein. Ich bin überzeugt, bei diesem Wettgesange wird das Lied von Wolfgang Goethe den Preis gewinnen.

Cervantes, Shakspeare und Goethe bilden das Dichter-Triumvirat, das in den drei Gattungen poetischer Darstellung, im Epischen, Dramatischen und Lyrischen das Höchste hervorgebracht. Vielleicht ist der Schreiber dieser Blätter besonders befugt, unsern großen Landsmann als den vollendetsten Liederdichter zu preisen. Goethe steht in der Mitte zwischen den beiden Ausartungen des Liedes, jenen zwei Schulen, wovon die eine leider mit meinem eigenen Namen, die andere mit dem Namen Schwabens bezeichnet wird. Beide freilich haben ihre Verdienste: sie förderten indirecterweise das Gedeihen der deutschen Poesie. Die erstere bewirkte eine heilsame Reaction gegen den einseitigen Idealismus im deutschen Liede, sie führte den Geist zurück zur harten Realität und entwurzelte jenen sentimentalen Petrarchismus, der uns immer als eine lyrische Donquixoterie erschienen ist. Die schwäbische Schule wirkte ebenfalls indirect zum Heile der deutschen Poesie. Wenn in Norddeutschland kräftig gesunde Dichtungen zum Vorschein kommen konnten, so verdankt man dieses vielleicht der schwäbischen Schule, die alle kränkliche, bleichsüchtige, fromm gemüthliche Feuchtigkeiten der deutschen Muse an sich zog. Stuttgart war gleichsam die Fontanelle der deutschen Muse.

Indem ich die höchsten Leistungen im Drama, im Roman und im Liede dem erwähnten großen Triumvirate zuschreibe, bin ich weit davon entfernt, an dem poetischen Werthe anderer großer Dichter zu mäkeln. Nichts ist thörichter als die Frage: welcher Dichter größer sei als der andere? Flamme ist Flamme, und ihr Gewicht läßt sich nicht bestimmen nach Pfund und Unze. Nur platter Krämersinn kommt mit seiner schäbigen Käsewage und will den Genius wägen. Nicht blos die Namen, sondern auch manche Neuere haben Dichtungen geliefert, worin die Flamme der Poesie eben so prachtvoll lodert wie in den Meisterwerken von Shakspeare, Cervantes und Goethe. Jedoch diese Namen halten zusammen wie durch ein geheimes Band. Es strahlt ein verwandter Geist aus ihren Schöpfungen; es weht darin eine ewige Milde wie der Athem Gottes; es blüht darin die Bescheidenheit der Natur. Wie an Shakspeare, er-

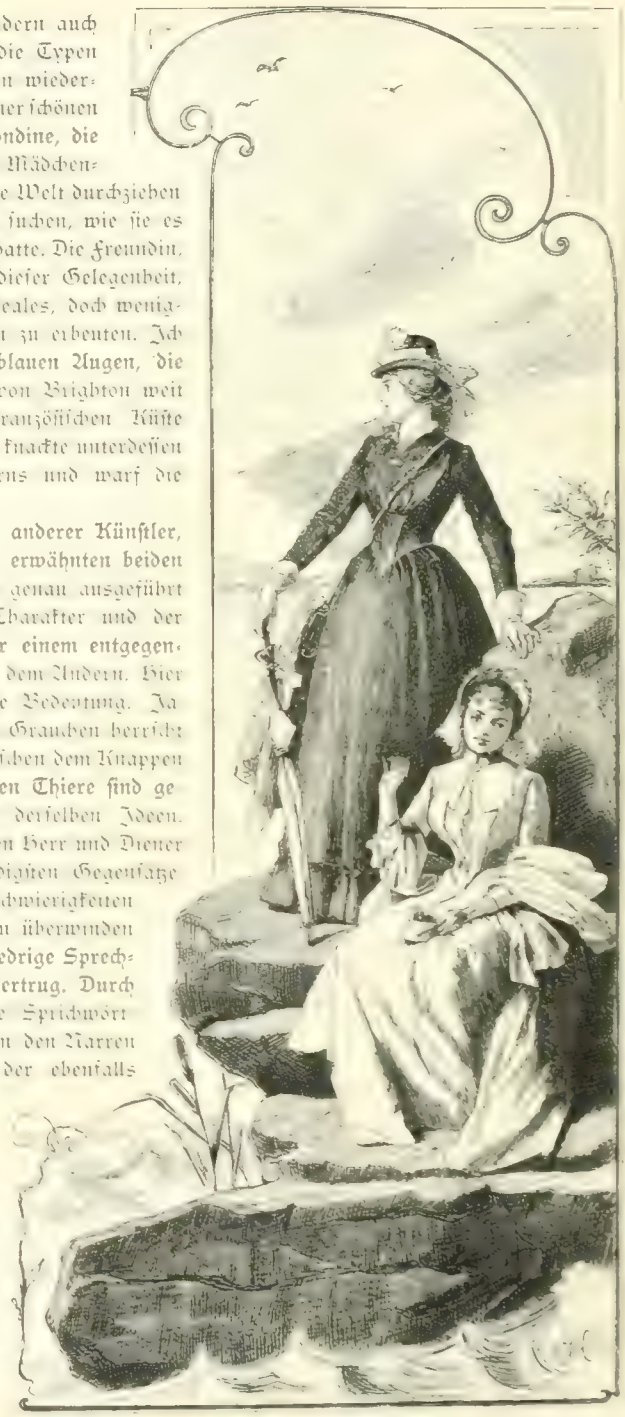
innert Goethe auch beständig an Cervantes, und diesem ähnelt er bis in die Einzelnheiten des Styls, in jener behaglichen Prosa, die von der süßesten und harmlosesten Ironie gefärbt ist. Cervantes und Goethe gleichen sich sogar in ihren Untugenden, in der Weitschweifigkeit der Rede, in jenen langen Perioden, die wir zuweilen bei ihnen finden, und die einem Aufzug königlicher Equipagen vergleichbar. Nicht selten sitzt nur ein einziger Gedanke in einer so breitausgedehnten Periode, die wie eine große vergoldete Hofkutsche mit sechs panachirten Pferden gravitätisch dahinfährt. Aber dieser einzige Gedanke ist immer etwas Hohes, wo nicht gar der Souverän.

Ueber den Geist des Cervantes und den Einfluß seines Buches habe ich nur mit wenigen Andeutungen reden können. Ueber den eigentlichen Kunstwerth seines Romanes kann ich mich hier noch weniger verbreiten, indem Erörterungen zur Sprache kämen, die allzu weit in's Gebiet der Aesthetik hinabführen würden. Ich darf hier auf die Form seines Romanes und die zwei Figuren, die den Mittelpunkt desselben bilden, nur im Allgemeinen aufmerksam machen. Die Form ist nämlich die der Reisebeschreibung, wie Solches von jeher die natürlichste Form für diese Dichtungsart. Ich erinnere hier nur an den goldenen Esel des Apulejus, den ersten Roman des Alterthums. Der Einförmigkeit dieser Form haben die späteren Dichter durch das, was wir heute die Fabel des Romanes nennen, abzuhelfen gesucht. Aber wegen Armuth an Erfindung haben jetzt die meisten Romanschreiber ihre Fabeln von einander geborgt, wenigstens haben die Einen mit wenig Modificationen immer die Fabeln der Andern benutzt, und durch die dadurch entstehende Wiederkehr derselben Charaktere, Situationen und Verwicklungen ward dem Publicum am Ende die Romanlectüre einigermaßen verleidet. Um sich vor der Langweiligkeit abgedroschener Romanfabeln zu retten, flüchtete man sich für einige Zeit in die uralte, ursprüngliche Form der Reisebeschreibung. Diese wird aber wieder ganz verdrängt, sobald ein Originaldichter mit neuen, frischen Romanfabeln auftritt. In der Literatur, wie in der Politik, bewegt sich Alles nach dem Gesetz der Action und Reaction.

Was nun jene zwei Gestalten betrifft, die sich Don Quixote und Sancho Pansa nennen, sich beständig parodiren und doch so wunderbar ergänzen, daß sie den eigentlichen Helden des Romans bilden, so zeugen sie im gleichen Maße von dem Kunstsinn wie von der Geistestiefe des Dichters. Wenn andere Schriftsteller, in deren Roman der Held nur als einzelne Person durch die Welt zieht, zu Monologen, Briefen oder Tagebüchern ihre Zuflucht nehmen müssen, um die Gedanken und Empfindungen des Helden kund zu geben, so kann Cervantes überall einen natürlichen Dialog hervortreten lassen; und indem die eine Figur immer die Rede der andern parodirt, tritt die Intention des Dichters um so sichtbarer hervor. Vielfach nachgeahmt ward seitdem die Doppelfigur, die dem Roman des Cervantes eine so kunstvolle Natürlichkeit verleiht, und aus deren Charakter wie aus einem einzigen Kern der ganze Roman mit all seinem wilden Laubwerk, seinen duftigen Blüthen, strahlenden Früchten und Affen und Wundervögeln, die sich auf den Zweigen wiegen, gleich einem indischen Riesenbaum sich entfaltet.

Aber es wäre ungerecht, hier Alles auf Rechnung sclavischer Nachahmung zu setzen; sie lag so nahe, die Einführung solcher zwei Figuren, wie Don Quixote und Sancho Pansa, wovon die eine, die poetische, auf Abenteuer zieht, und die andere, halb aus Anhänglichkeit, halb aus Eigennutz, hinterdrein läuft durch Sonnenschein und Regen, wie wir selber sie oft im Leben begegnet haben. Um dieses Paar unter den verschiedenartigsten Vermummungen überall wieder zu erkennen, in der Kunst wie im Leben, muß man freilich nur das Wesentliche, die geistige Signatur, nicht das Zufällige ihrer äußeren Erscheinung in's Auge fassen. Der Beispiele könnte ich unzählige anführen. Finden wir Don Quixote und Sancho Pansa nicht eben so gut in den Gestalten Don Juans und Leporellos wie etwa in der Person Lord Byron's und seines Bedienten Fletcher? Erkennen wir dieselben zwei Typen und ihr Wechselverhältniß nicht in der Gestalt des Ritters von Waldsee und seines Caspar Larifari eben so gut wie in der Gestalt von so manchem Schriftsteller und seinem Buchhändler, welcher Letztere die Narrheiten seines Autors wohl einsieht, aber dennoch, um reellen Vortheil daraus zu ziehen, ihn getreusam auf allen seinen idealen Irrfahrten begleitet. Und der Herr Verleger Sancho, wenn er auch manchmal nur Püffe bei diesem Geschäfte gewinnt, bleibt doch immer fett, während der edle Ritter täglich immer mehr und mehr abmagert.

Aber nicht blos unter Männern, sondern auch unter Frauenzimmern habe ich öfters die Typen Don Quixote's und seines Schildknappen wiedergefunden. Namentlich erinnere ich mich einer schönen Engländerin, einer schwärmerischen Blondine, die mit ihrer Freundin aus einer Londoner Mädchenpension entsprungen war und die ganze Welt durchziehen wollte, um ein so edles Männerherz zu suchen, wie sie es in sanften Mondscheinnächten geträumt hatte. Die Freundin, eine untersetzte Brünette, hoffte bei dieser Gelegenheit, wenn auch nicht etwas ganz apartes Ideales, doch wenigstens einen Mann von gutem Aussehen zu erbeuten. Ich sehe sie noch, mit ihren liebesüchtigen blauen Augen, die schlanke Gestalt, wie sie am Strande von Brighton weit über das flutende Meer nach der französischen Küste hinüber schmachtete ... Ihre Freundin knackte unterdessen Haselnüsse, freute sich des süßen Kerns und warf die Schalen in's Wasser.



Jedoch weder in den Meisterwerken anderer Künstler, noch in der Natur selber finden wir die erwähnten beiden Typen in ihrem Wechselverhältnisse so genau ausgeführt wie bei Cervantes. Jeder Zug im Charakter und der Erscheinung des Einen entspricht hier einem entgegengesetzten und doch verwandten Zuge bei dem Andern. Hier hat jede Einzelnheit eine parodistische Bedeutung. Ja sogar zwischen Rosinanten und Sanchos Grauchen herrscht derselbe ironische Parallelismus wie zwischen dem Knappen und seinem Ritter, und auch die beiden Thiere sind gewissermaßen die symbolischen Träger derselben Ideen. Wie in ihrer Denkungsart, so offenbaren Herr und Diener auch in ihrer Sprache die merkwürdigsten Gegensätze und hier kann ich nicht umhin, der Schwierigkeiten zu erwähnen, welche der Uebersetzer zu überwinden hatte, der die hausbackene, knorrige, niedrige Sprechart des guten Sancho in's Deutsche übertrug. Durch seine gehackte, nicht selten unsaubere Sprichwörtlichkeit mahnt der gute Sancho ganz an den Narren des Königs Salomon, an Markulf, der ebenfalls einem pathetischen Idealismus gegenüber das Erfahrungswissen des gemeinen Volkes in kurzen Sprüchen vorträgt. Don Quixote hingegen redet die Sprache der Bildung, des höheren Standes, und auch in der Grandezza des wohlgegründeten Periodenbaues repräsentirt er den vornehmen Hidalgo. Zuweilen ist dieser Periodenbau allzuweit ausgesponnen, und die Sprache des Ritters gleicht einer stolzen Hofdame in aufgebauschtem Seidenkleid,

mit langer rauschender Schleppe. Aber die Grazien, als Pagen verkleidet, tragen lächelnd einen Zipfel dieser Schleppe; die langen Perioden schließen mit den anmuthigsten Wendungen.

Den Charakter der Sprache Don Quixote's und Sancho Pansa's resumiren wir in den Worten: der Erstere, wenn er redet, scheint immer auf seinem hohen Pferde zu sitzen, der Andere spricht, als säße er auf seinem niedrigen Esel.

Mir bliebe noch übrig, von den Illustrationen zu sprechen, womit die Verlagsbandlung diese neue Uebersetzung des Don Quixote, die ich hier bevorworte, ausgeschmückt hat. Diese Ausgabe ist das erste der schönen Literatur angehörige Buch, das in Deutschland auf diese Weise verziert an's Licht tritt. In England, und namentlich in Frankreich sind dergleichen Illustrationen an der Tagesordnung und finden einen fast enthusiastischen Beifall. Deutsche Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit wird aber gewiß die Frage aufwerfen: Sind den Interessen wahrer Kunst dergleichen Illustrationen förderlich? Ich glaube nicht. Zwar zeigen sie, wie die geistreich und leicht schaffende Hand eines Malers die Gestalten des Dichters auffaßt und wiedergibt; sie bieten auch für die etwaige Ermüdung durch die Lectüre eine angenehme Unterbrechung; aber sie sind ein Zeichen mehr, wie die Kunst, herabgezerrt von dem Piedestale ihrer Selbstständigkeit, zur Dienerin des Luxus entwürdigt wird. Und dann ist hier für den Künstler nicht blos die Gelegenheit und Verführung, sondern sogar die Verpflichtung, seinen Gegenstand nur flüchtig zu berühren, ihn bei Leibe nicht zu erschöpfen. Die Holzschnitte in alten Büchern dienten anderen Zwecken und können mit diesen Illustrationen nicht verglichen werden.

Die Illustrationen der vorliegenden Ausgabe sind nach Zeichnungen von Tony Johannot von den ersten Holzschneidern Englands und Frankreichs geschnitten. Sie sind, wie es schon Tony Johannot's Name verbürgt, eben so elegant als charakteristisch aufgefaßt und gezeichnet; trotz der Flüchtigkeit der Behandlung sieht man, wie der Künstler in den Geist des Dichters eingedrungen ist. Sehr geistreich und phantastisch sind die Initialen und Culs-de-Lampe erfunden, und gewiß mit tiefsinnig poetischer Intention hat der Künstler zu den Verzierungen meistens moreske Dessins gewählt. Sehen wir ja doch die Erinnerung an die heitere Maurenzeit wie einen schönen fernen Hintergrund überall im Don Quixote hervorschimmern. — Tony Johannot, einer der vortrefflichsten und bedeutendsten Künstler in Paris, ist ein Deutscher von Geburt.

Auffallend ist es, daß ein Buch, welches so reich an pittoreskem Stoff, wie der Don Quixote, noch keinen Maler gefunden hat, der daraus Sujets zu einer Reihe selbstständiger Kunstwerke entnommen hätte. Ist der Geist des Buches etwa zu leicht und phantastisch, als daß nicht unter der Hand des Künstlers der bunte Farbenstaub entflöhe? Ich glaube nicht. Denn der Don Quixote, so leicht und phantastisch er ist, fußt auf derber, irdischer Wirklichkeit, wie das ja sein mußte, um ihn zu einem Volksbuche zu machen. Ist es etwa, weil hinter den Gestalten, die uns der Dichter vorführt, tiefere Ideen liegen, die der bildende Künstler nicht wiedergeben kann, so daß er nur die äußere Erscheinung, wie faillant sie auch vielleicht sei, nicht aber den tieferen Sinn festhalten und reproduciren könnte? Das ist wahrscheinlich der Grund. — Versucht haben sich übrigens viele Künstler an Zeichnungen zum Don Quixote. Was ich von englischen, spanischen und früheren französischen Arbeiten dieser Art gesehen habe, war abscheulich. Was deutsche Künstler betrifft, so muß ich hier an unseren großen Daniel Chodowiecki erinnern. Er hat eine Reihe Darstellungen zum Don Quixote gezeichnet, die, von Berger in Chodowiecki's Sinn radirt, die Bertuchsche Uebersetzung begleiteten. Es sind vortreffliche Sachen darunter. Der falsche theatralisch-conventionelle Begriff, den der Künstler, wie seine übrigen Zeitgenossen, vom spanischen Costüme hatte, hat ihm sehr geschadet. Man sieht aber überall, daß Chodowiecki den Don Quixote vollkommen verstanden hat. Das hat mich gerade bei diesem Künstler gefreut und war mir um seinetwillen wie des Cervantes wegen lieb. Denn es ist mir immer angenehm, wenn zwei meiner Freunde sich lieben, wie es mich auch stets freut, wenn zwei meiner Feinde auf einander losschlagen. Chodowiecki's Zeit, als Periode einer sich erst bildenden Literatur, die der Begeisterung noch bedurfte und Satire ablehnen mußte, war dem Verständnisse des Don Quixote eben nicht günstig, und da zeugt es denn für Cervantes, daß seine Gestalten damals dennoch verstanden wurden und Anklang fanden, wie es für Chodowiecki zeugt,

daß er Gestalten wie Don Quixote und Sancho Pansa begriff, er, welcher mehr als vielleicht je ein anderer Künstler das Kind seiner Zeit war, in ihr wurzelte, nur ihr angehörte, von ihr getragen, verstanden und anerkannt wurde.

Von neueren Darstellungen zum Don Quixote erwähne ich mit Vergnügen einige Skizzen von Decamps, dem originellsten aller lebenden französischen Maler. — Aber nur ein Deutscher kann den Don Quixote ganz verstehen und das fühlte ich dieser Tage in erfreutester Seele, als ich an den Fenstern eines Bilderladens auf dem Boulevard Montmartre ein Blatt sah, welches den edlen Manchaner in seinem Studirzimmer darstellt und nach Adolf Schröter einem großen Meister gezeichnet ist.

Geschrieben zu Paris, im Carneval 1837.

Heinrich Heine.

Vorwort zu A. Weill's „Sittengemälden aus dem elsässischen Volksleben."

1847.

Herr A. Weill, der Verfasser der elsässischen Idyllen, denen wir einige Geleitzeilen widmen, behauptet, daß er der Erste gewesen, der dieses Genre auf den deutschen Büchermarkt gebracht. Es hat mit dieser Behauptung vollkommen seine Richtigkeit, wie uns Freunde versichern, die sich zugleich dahin aussprechen, als habe der erwähnte Autor nicht blos die ersten, sondern auch die besten Dorfnovellen geschrieben. Unbekanntschaft mit den Meisterwerken der Tagesschriftstellerei jenseits des Vater Rheins hindert uns, hierüber ein selbstständig eignes Urtheil zu fällen.

Dem Genre selbst, der Dorfnovellistik, möchten wir übrigens keine bedeutende Stellung in der Literatur anweisen, und was die Priorität der Hervorbringung betrifft, so überschätzen wir ebenfalls nicht dieses Verdienst. Die Hauptsache ist und bleibt, daß die Arbeit, die uns vorliegt, in ihrer Art gut und gelungen ist, und in dieser Beziehung zollen wir ihr das ehrlichste Lob und die freundlichste Anerkennung.

Herr Weill ist freilich keiner jener Dichter, die mit angeborener Begabniß für plastische Gestaltung ihre stillsinnig harmonischen Kunstgebilde schaffen, aber er besitzt dagegen in übersprudelnder Fülle eine seltene Ursprünglichkeit des Fühlens und Denkens, ein leicht erregbares, enthusiastisches Gemüth und eine Lebhaftigkeit des Geistes, die ihm im Erzählen und Schildern ganz wunderbar zu statten kommt und seinen literarischen Erzeugnissen den Charakter eines Naturproducts verleiht. Er ergreift das Leben in jeder momentanen Aeußerung, er ertappt es auf der That, und er selbst ist, so zu sagen, ein passionirtes Daguerreotyp, das die Erscheinungswelt mehr oder minder glücklich und manchmal, nach den Launen des Zufalls, poetisch abspiegelt. Dieses merkwürdige Talent, oder, besser gesagt, dieses Naturell bekundet sich auch in den übrigen Schriften des Herrn Weill, namentlich in seinem jüngsten Geschichtsbuche über den Bauernkrieg und in seinen sehr interessanten, sehr pikanten und sehr tumultuarischen Aufsätzen, wo er für die große Sache unserer Gegenwart auf's löblich Tollste Partei ergreift. Hier zeigt sich unser Autor mit allen seinen socialen Tugenden und ästhetischen Gebrechen; hier sehen wir ihn in seiner vollen agitatorischen Pracht und Lückenhaftigkeit. Hier ist er ganz der zerrissene, europamüde Sohn der Bewegung, der die Unbehagnisse und Ekelthümer unserer heutigen Weltordnung nicht mehr zu ertragen weiß, und hinausgaloppirt in die Zukunft, auf dem Rücken einer Idee . . .

Ja, solche Menschen sind nicht allein die Träger einer Idee, sondern sie werden selbst davon getragen, und zwar als gezwungene Reiter ohne Sattel und Zügel: sie sind gleichsam mit ihrem nackten Leibe festgebunden an die Idee, wie Mazeppa an seinem wilden Rosse auf den bekannten Bildern des Horace Vernet — sie werden davon fortgeschleift, durch alle fürchterlichen Consequenzen, durch alle Steppen und Einöden, über Stock und Stein — das Dornengestrüppe zerfleischt ihre Glieder — die Waldesbestien schnappen nach ihnen im Vorüberjagen — ihre Wunden bluten. — Wo werden sie zuletzt anlangen? Unter donischen Ko-

saken, wie auf dem Vernet'schen Bilde? Oder an dem Goldgitter der glückseligen Gärten, wo da wandeln jene Götter . . .

Wer sind jene Götter?

Ich weiß nicht, wie sie heißen, jedoch die großen Dichter und Weisen aller Jahrhunderte haben sie längst verkündigt. Sie sind jetzt noch geheimnißvoll verhüllt; aber in ahnenden Träumen wage ich es zuweilen, ihren Schleier zu lüften, und alsdann erblicke ich . . . Ich kann es nicht aussprechen, denn bei diesem Anblick durchzuckt mich immer ein stolzer Schreck, und er lähmt meine Zunge. Ach! ich bin ja noch ein Kind der Vergangenheit, ich bin noch nicht geheilt von jener knechtischen Demuth jener knirschenden Selbstverachtung, woran das Menschengeschlecht seit anderthalb Jahrtausenden siechte, und die wir mit der abergläubischen Muttermilch eingesogen . . . Ich darf es nicht aussagen, was ich geschaut . . . Aber unsere gesünderen Nachkommen werden in freudigster Ruhe ihre Göttlichkeit betrachten, bekennen und behaupten. Sie werden die Krankheit ihrer Väter kaum begreifen können. Es wird ihnen wie ein Märchen klingen, wenn sie hören daß weiland die Menschen sich alle Genüsse dieser Erde versagten, ihren Leib kasteiten und ihren Geist verdumpften, Mädchenblüthen und Jünglingsstolz vernichteten, beständig logen und greinten, das abgeschmackteste Elend duldeten . . . ich brauche wohl nicht zu sagen, wem zu Gefallen.

In der That, unsere Enkel werden ein Ammenmärchen zu vernehmen meinen, wenn man ihnen erzählt, was wir geglaubt und gelitten! Und sie werden uns sehr bemitleiden! Wenn sie einst, eine freudige Götterversammlung, in ihren Tempelpaläſten sitzen, um den Altar, den sie sich selber geweiht haben, und sich von alten Menschheitsgeschichten unterhalten, die schönen Enkel, dann erzählt vielleicht einer der Greise daß es ein Zeitalter gab, in welchem ein Verstorbener angebetet und durch ein großes Leichenmahl gefeiert ward, wo man sich vorstellte, das Brot, welches man esse, sei Fleisch, und der Wein, den man trinke, sei Blut. Bei dieser Erzählung werden die Wangen der Frauen erbleichen und die Blumenkränze sichtbar erbeben auf ihren schönlockichten Häuptern. Die Männer aber werden neuen Weihrauch auf den Herd-Altar streuen, um durch Wohlduft die düsteren, unheimlichen Erinnerungen zu verscheuchen.

Geschrieben zu Paris, am Charfreitage 1847.

Heinrich Heine.

Thomas Reynolds.

(November 1842.)

Waverley von Walter Scott ist männiglich bekannt und während dieser Roman die rohe Menge durch stoffartiges Interesse unterhält, entzückt er den gebildeten Leser durch die Behandlung, durch eine Form, welche an Einfachheit unvergleichbar ist, und dennoch den größten Reichthum an Entfaltungen darbietet. An diese unübertreffliche, ergiebige Form erinnert uns das Buch, das unserer heutigen Besprechung vorliegt und von den hier lebenden Landsleuten des Verfassers so verschieden artig beurtheilt wird. Es ist voriges Jahr zugleich in London bei Longman und hier in Paris in der englischen Buchhandlung der Rue neuve St. Augustin erschienen und führt den Titel: „The life of Thomas Reynolds, Esq., by his son Thomas Reynolds." Sonderbar! die oberwähnte Form, welche Scott dem feinsten Calcül seines künstlerischen Talents verdankte, findet sich auch in diesem Buche, aber als ein Product der Natur, als ein ganz unmittelbares Ergebniß des Stoffes. Letzterer ist hier, ganz wie in dem Scott'schen Roman, eine vermißglückte Empörung, und wie bei dem Schilderheben der schottischen Hochländer, sehen wir auch hier in dem irischen Aufstand einen etwas schwachmüthigen Helden, der fast passiv von den Ereignissen hin und her geschleudert wird; nur daß der große Dichter seinem Waverley durch die liebenswürdigsten Ausschmückungen die Sympathie der Leserwelt auf's Reichlichste zuwandte, was leider der Biograph des Thomas Reynolds für diesen nicht thun konnte, eben weil er keinen Roman, sondern eine wahre Geschichte schrieb. Ja, er beschrieb das Leben seines Helden mit einer so unerquicksamen Wahrheitsliebe, er berichtete die peinlichsten Thatsachen in einer so grellen Nacktheit, daß den Leser dabei manchmal eine fast schauerliche Mißstimmung anwandelt. Es ist der Sohn, welcher hier das treue Bild seines Vaters zeichnet, aber selbst die unschönen Züge desselben so sehr liebt, daß er sie durch keine erlogene Zuthat idealisiren und somit dem ganzen Porträt seine theure Aehnlichkeit rauben will. Er besitzt eine so hohe Meinung von dem Charakter seines Vaters, daß er es verschmäht, selbst die unrühmlichsten Handlungen einigermaßen zu verblümen; diese sind für ihn nur betrübsame Consequenzen einer falschen Position, nicht des Willens. Es herrscht ein schrecklicher Stolz in diesem Buche, nichts soll verheimlicht, nichts soll bemäntelt

werden; aber die Umstände, die seinen Vater in die verhängnißvollste Lage hineintrieben, die Motive seines Thuns und Lassens, die Verleumdungen des Parteigrolls will der Sohn beleuchten; und nach solcher Beleuchtung kann man in der That nicht mehr ein hartes Verdammnißurtheil fällen über den Mann, welcher der revolutionären Sippschaft in Irland gegenüber eine gar gehässige Rolle spielte, aber jedenfalls, wir müssen es gestehen, seinem Vaterland einen großen Dienst leistete; denn die Häupter der Verschwörung hatten nichts Geringeres im Sinne, als mit Hilfe einer französischen Invasion Irland ganz loszureißen von dem großbritannischen Staatsverbande, der zwar damals, in den Neunzigerjahren, wie noch jetzt, sehr drückend und jammervoll auf dem irländischen Volke lastete, ihm aber einst die unberechenbarsten Vortheile bieten wird, sobald die kleinen mittelalterlichen Zwiste geschlichtet und Irland, Schottland und England auch geistig zu einem organischen Ganzen verschmolzen sein werden. Ohne solche Verschmelzung würden die Irländer eine sehr klägliche Rolle spielen in dem nächsten europäischen Völkerturnier; denn in allen Ländern, nach dem Beispiel Frankreichs, suchen die nachbarlichen und sprachverwandten Stämme sich zu vereinigen. Es bilden sich große compacte Staatenmassen, und wenn einst diese kolossalen Kämpen mit einander in die Schranken treten, streitend um die Welthegemonie, dann wird der beste Patriot in Dublin keinen Augenblick daran zweifeln, daß Thomas Reynolds seinem Lande einen großen Dienst leistete, als er die Plane der Verschwörung, die Irland von England trennen wollten, verrieth und mit seinem Zeugniß gegen sie auftrat. Zu dieser Stunde aber ist solche tolerante Beurtheilung noch unmöglich in dem grünen Erin, wo die zwei feindlichen Parteien, die protestantisch britische und die katholisch nationale, noch immer so grimmig und trotzig sich gegenüberstehen wie in den Neunzigerjahren, ja wie seit Wilhelm von Oranien, der den sogenannten Orange-Men seinen Namen hinterließ und von den Gegnern noch heute unerbittlich gehaßt wird, während Erstere bei ihren Festmahlen dem Andenken König Wilhelms die freudigsten Toaste bringen, trinken Letztere auf die Gesundheit der stetigen Stute, durch welche König Wilhelm den Hals brach.

Müssen wir aber auf die Zukunft verweisen, um das, was Thomas Reynolds that, nothdürftig zu beschönigen, müssen wir, um sein Thun zu entschuldigen, unsere wärmsten Gefühle zurückdrängen, so können wir doch schon jetzt und mit freiem Herzen den schlimmsten Anklagen widersprechen, und wir sind davon überzeugt, daß die Motive seiner That keineswegs so häßlich waren, wie seine Feinde glaubten, daß er zwar die Verschwörung aufdeckte, keineswegs aber an den Personen der Verschwörer einen Verrath übte, am allerwenigsten an der Person des vortrefflichen Lord Edward Fitzgerald, wie Thomas Moore in der Biographie desselben unredlicherweise behauptete. Der Sohn hat bis zur Augenscheinlichkeit bewiesen, daß kein Geldvortheil seinen Vater veranlaßt haben konnte, die Partei der Regierung zu ergreifen, die im Gegentheil wenig für ihn that und ihn für die Verluste nur kärglich entschädigte. In dieser Beziehung schirmt ihn auch das Zeugniß der vornehmsten Staatsmänner Englands, namentlich des Earl of Chichester, des Marquis Cambden und des Lord Castlereagh, welche damals an der Spitze der irischen Regierung standen. Diese rühmen ihn wegen seiner Uneigennützigkeit, erklären sein Betragen für ehrenwerth, versichern ihn ihrer Hochachtung — und wie wenig ich auch diese britischen Tories liebe, so zweifle ich doch nicht an ihrem Wort, denn ich weiß, sie sind viel zu hochmüthig, als daß sie für einen bezahlten Verräther öffentlich lügen würden. Sie verachten alle Menschen, und doppelt verachten sie diejenigen, denen sie Geld gegeben, und gegen Solche sind sie noch wortkärger. Aber nicht blos die Höchstgestellten, sondern auch viele Landsleute geringeren Ranges sprachen Thomas Reynolds unbedingt frei von der Beschuldigung, als habe Gewinnsucht ihn geleitet. Die Kaufmannsgilde von Dublin erließ an ihn eine Adresse, welche voll ehrender Anerkennung und mit den Schmähungen seiner Feinde einen fast komischen Gegensatz bildet.

Wie Reynolds, der Sohn, durch die genauesten Details und die sinnreichsten Schlußfolgen bis zur Evidenz bewiesen, daß sein Vater nicht aus Eigennutz die Verschwörung verrieth, so beweist er ebenfalls bis zur Evidenz, daß er keineswegs an der Person der Verschwörer irgend einen argen Verrath übte, und daß er, weit entfernt, die Gefangennahme des Lord Fitzgerald veranlaßt zu haben, im Gegentheil für die Rettung desselben die größte Sorge an den Tag legte und ihn auch mit Geld auf's Redlichste unterstützte.

Die Lebensbeschreibung Fitzgerald's, die wir der humorfarbigen Feder des Thomas Moore verdanken, scheint mehr Dichtung als Wahrheit zu enthalten, und mit Recht muß der Poet den Unwillen eines Sohnes ertragen, der die Verunglimpfung seines Vaters mit den schärfsten Stachelreden züchtigt. Thomas Little, wie man Thomas Moore ob seiner witzigen Gestalt zu nennen pflegt, bekommt hier sehr nachdrücklich die Ruthe und es ist nicht zu verwundern, daß das Männchen, das auf die ganze Londoner Presse den größten Einfluß übt, alle seine Mittel in Bewegung setzte, um das Reynolds'sche Werk in der öffentlichen Meinung herabzuwürdigen. Sein Held Fitzgerald wird zwar hier von allem romantischen Nimbus entkleidet, aber er erscheint deshalb nicht minder heroisch, besonders bei seiner Gefangennahme, und ich will die darauf bezügliche Stelle hier mittheilen. Die folgende Erzählung von der Gefangennahme des Lord Edward Fitzgerald erhielt mein Vater von dem Herrn Sirr und dem Herrn Swann; Ersterer ist noch am Leben und kann berichtigen, wo ich etwa irre.

„Es war am 18. Mai, als Herr Edward Cooke, damaliger Unterstaatssecretär, den Herrn Charles Sirr, Bürgermeister (town-mayor), einen wackern, thätigen und verständigen Beamten, zu sich rufen ließ und ihm den Auftrag gab, den andern Tag zwischen 5 und 6 Uhr Abends nach dem Hause eines gewissen Nikolas Murphy zu gehen, welcher Feder- und Bandholzhändler in Thomasstreet; dort fände er den Lord Edward Fitzgerald, den er arretiren solle, laut dem Verhaftbefehl, den er ihm einhändigte. Herr Sirr traf schon denselben Abend hierzu die nothwendigen Anstalten und den nächsten Morgen besprach er sich über seinen Auftrag mit dem Herrn Swann und einem gewissen Herrn Ryan, zwei Magistratspersonen, denen er das höchste Vertrauen schenkte, und deren Mithilfe er in Anspruch nahm. Herr Ryan war damals Herausgeber einer Zeitung, worin einige sehr schmähsüchtige Ausfälle gegen Lord Edward abgedruckt worden, welche Letztern mit großem Haß gegen Herrn Ryan erfüllten. Herr Sirr besorgte neun Mann von der Londonderry Miliz, sämmtlich wohluniformirt. Herr Stirling, jetzt Consul zu Genua, und Dr. Bankhead, beide Officiere jenes Regiments, begleiteten sie, ebenfalls in Uniform.

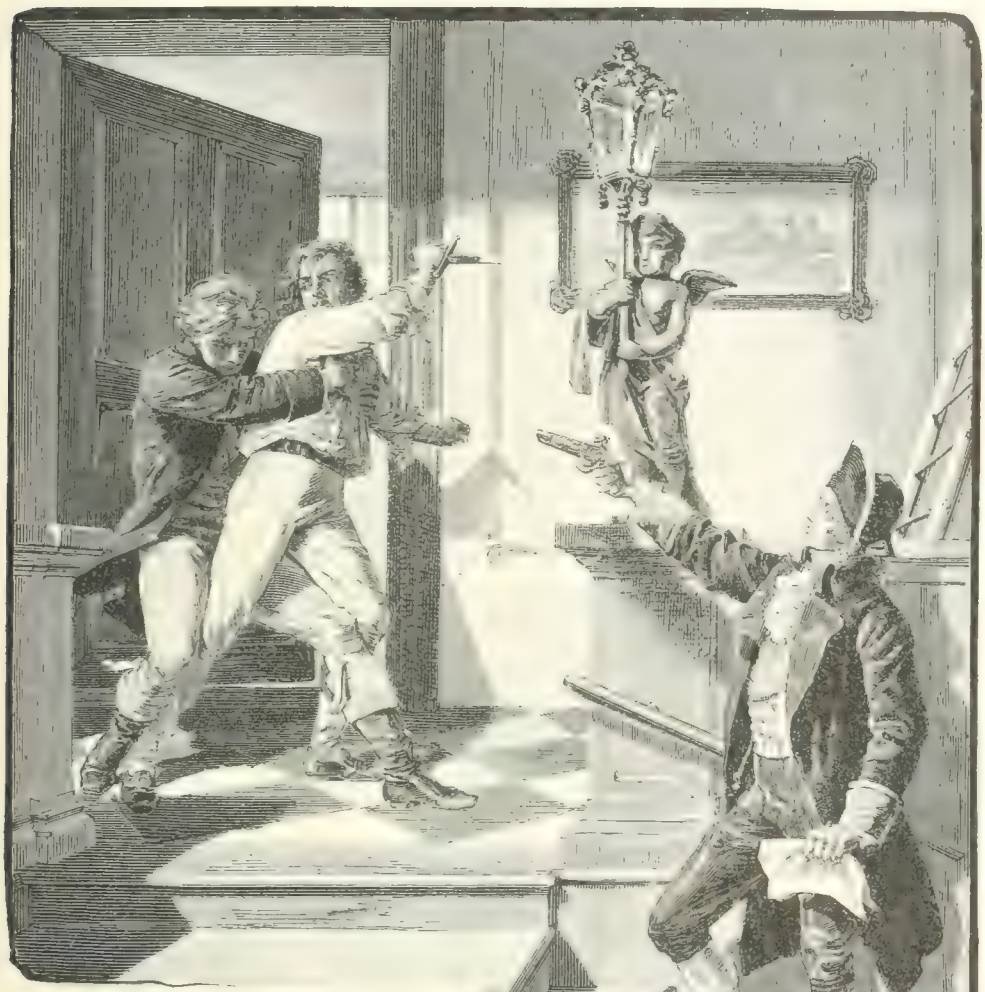
„Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß Lord Edward erst in der Nacht am 18. Mai nach dem Hause des Murphy ging, und daß der Staatssecretär, noch ehe er hinging, von seiner Absicht, dorthin zu gehen, so sicher unterrichtet war, daß er schon des Nachmittags dem Herrn Sirr die Instruction und den Verhaftsbefehl geben konnte, also acht bis zehn Stunden vor Lord Edward's Ankunft.

„Die Herren Sirr, Swann und Ryan nebst ihren Genossen begaben sich in zwei Miethkutschen nach dem Hause des Murphy; Herr Sirr sorgte auch dafür, daß eine starke Compagnie Militär gleichzeitig aus der Caserne abmarschirend, unmittelbar nach der Ankunft der Kutschen vor dem Hause des Murphy anlangen konnte, um ihn und seine Leute gegen den Pöbel zu schützen, der sich in jenem Viertel von Dublin sehr leicht zu einem bedeutenden Auflauf versammelt. Sobald er ankam, wußte Herr Sirr seine neun Mann so aufzustellen, daß sie alle Eingänge besetzten, sowohl Seiten- als Hinterthüren. Während er diese Vorrichtung traf, eilten Herr Swann und Herr Ryan die Treppe hinauf, da im Erdgeschoß nur Comptoirstuben und Waarenlager befindlich. Im ersten Gemach sahen sie Niemand, aber den Speisesaal schien man eben verlassen zu haben, da sich auf der Tafel noch Ueberbleibsel von Dessert und Weinen befanden. Sie erreichten hastig das zweite Gemach, ohne jedoch irgend eines Menschen ansichtig zu werden; sie öffneten dort die Thür eines Schlafzimmers, welche weder verschlossen noch verriegelt

war; in diesem Zimmer endlich stand Murphy am Fenster der Straße zu, ein Papier in der Hand haltend, welches er eben zu lesen schien, und auf dem Bette lag Lord Edward Fitzgerald, halb entkleidet. Auf einem Stuhle neben dem Bette lag ein Kästchen mit Taschenpistolen; Herr Swann eilte gleich darauf zu, und, sich zwischen den Stuhl und das Bett drängend, rief er: „Lord Edward Fitzgerald, Ihr seid mein Gefangener, denn wir kommen mit starkem Geleit, und jeder Widerstand ist nutzlos!" Lord Edward sprang empor und mit einem zweischneidigen Dolch, welchen er irgend neben sich verborgen gehalten, stach er nach der Brust des Herrn Swann; dieser wollte mit der Hand den Stich abwehren, und sie ward durchstochen am Knöchel des Zeigefingers, dergestalt, daß die Hand im buchstäblichen Sinn einen Augenblick an seiner Brust festgeheftet blieb. Der Dolch drang nämlich in eine Seite seiner Brust, und die Rippen hindurch kam er hinten am Schulterblatt wieder zum Vorschein. Herr Ryan stürzte jetzt herbei, feuerte ein Pistol auf Lord Edward ab, und schoß fehl. Lord Edward, welcher ihn kannte, rief: „Ryan, du Elender!" (Ryan, you villain!) und indem er den Dolch, dessen Griff er noch immer in Händen hielt, aus Herrn Swann's Brust herausriß, stach er damit Herrn Ryan in die Herzgrube, und, die Waffe wieder zurückziehend, schlitzte er ihm mit der Schneide den Bauch auf bis am Nabel. Die Herren Swann und Ryan hatten beide Lord Edward um den Leib gefaßt, und da derselbe noch unverwundet, suchte er durch die Thüre zu entkommen, wo Herr Ryan ihn endlich losließ, indem er mit den heraushängenden Gedärmen zu Boden stürzte, aber Herr Swann hielt ihn noch fest. Im Vorzimmer neben der Thür war eine Leiter, welche nach dem Söller führte und einen Ausgang nach dem Dache bot. Diese Vorkehrung war getroffen, um im Fall der Noth die Flucht zu fördern, und auf diesem Wege wollte Lord Edward entfliehen; jedoch Herr Swann, welcher sich mit seinem ganzen Gewicht an ihm festhing, hinderte ihn, die Leiter zu ersteigen, und, um sich von dieser Last zu befreien, erhub er eben seinen Arm und wollte ihn mit dem Dolche, den er noch in Händen, auf's neue durchstoßen. Alles dies ereignete sich in weniger als einer Minute. Mittlerweile aber war das Militär aus der Caserne angelangt, und nachdem Herr Sirr dasselbe gehörig postirt, eilte er in's Haus und die Treppe hinauf, wo er schießen hörte, und mit einem Pistol in der Hand erreichte er das Zimmer eben in dem Augenblick, wo Lord Edward seinen Arm erhoben, um Herrn Swann den Gnadenstoß zu geben; er schoß also, ohne sich lange zu bedenken, und traf Lord Edward am Arm, nahe bei der Schulter. Der Arm sank ihm machtlos, und Lord Edward war gefangen.

„Es bietet sich hier die ganz natürliche Frage: was that unterdessen Murphy, der Hauswirth, ein Mann in der Blüthe seines Alters und seiner Kraft, und dessen Schutz sich Lord Edward anvertraut hatte? Er blieb ein schweigender Zuschauer des ganzen Auftritts, obgleich Jedem einleuchten muß, daß er durch die geringste Hilfeleistung seinen Gast von Herrn Swann befreien und seine Flucht über das Dach ganz leicht bewirken konnte. Das Fenster, wo Murphy stand, ging nach der Straße, es war keine dreißig Fuß vom Boden entfernt, und die Kutschen konnten bis vierzehn Fuß der Mauer des Hauses sich nahen. Es ist unbegreiflich, daß zwei Miethkutschen mit vierzehn Menschen solchermaßen haltend seine Aufmerksamkeit nicht erregten. Es ist auch unbegreiflich, daß in dem Hause, welches solchen Gast beherbergte, Thür und Thor von oben bis unten unverschlossen und unbewacht geblieben und keine Seele sich dort befand außer dem Eigenthümer. Der geringste Wink konnte die Flucht sichern, ehe Herr Swann die Treppe erstiegen, ebenso die geringste Hilfeleistung, nachdem schon der Angriff stattfand. Vielleicht war alles dies Zufall. Ich berichte blos die Begebenheiten, wie sie meinem Vater erzählt worden von den Herren Sirr und Swann; Erstern sprach er schon den andern Morgen, den 20., Letztern erst nach seiner Genesung. Murphy ward verhaftet, aber nicht verhört. Nachdem Lord Edwards Wunde verbunden ward er sorgfältig fortgebracht; aber da die Kugel oben in die Brust gedrungen und der Brand erfolgte, starb er am 4. Junius. Herrn Ryan's Wunde ließ keinen Augenblick seine Erhaltung hoffen; der Tod erfolgte nach einigen Tagen."

Wie über Fitzgerald, enthält das vorliegende Buch auch die interessantesten Mittheilungen über Theobald Wolfe Tone, der in der irischen Verschwörung gleichfalls eine bedeutende Rolle spielte und ein ebenso unglückliches Ende nahm. Er war ein edler Mensch, durchglüht vom Feuer der Freiheitsliebe, und agirte einige Zeit als bevollmächtigter



Gesandter der Verschworenen bei den französischen Republikanern. Sein Tagebuch, welches sein Sohn herausgegeben, enthält merkwürdige Notizen über seinen Aufenthalt zu Paris während der Sturm- und Drangperiode der französischen Revolution. Nach Irland kehrte er zurück mit der Expedition, die das Directorium etwas zu spät dorthin unternahm. Die Erzählung von dieser Expedition, wie sie im vorliegenden Buche umständlich zu lesen, ist höchst bedeutungsvoll und zeigt, welchen schwachen Widerstand eine Landung in England finden würde, wenn sie besser organisirt wäre als damals. Man glaubt, der Schauplatz sei China, wenn man liest, wie einige hundert

Franzosen, commandirt von General Humbert mit Uebermuth das ganze Land durchstreifen und Tausende von Engländern zu Paaren treiben. Ich kann der Versuchung nicht widerstehen folgende Stelle mitzutheilen:

„Als der Marquis von Cornwallis am 24. August die Nachricht erhielt von der Landung der Franzosen, gab er dem Generallieutenant Lake Befehl sich nach Galway zu begeben, um das Commando der sich in Connaught versammelnden Truppen zu übernehmen. Dieser General begab sich nun mit den Truppen die er zusammenbringen konnte, nach Castlebar, wo er am 26. anlangte und den Generalmajor Hutchinson fand, der dort am Vorabend angetroffen. Die solchermaßen in Castlebar versammelten Truppen bestanden aus 4000 Mann regulärer Soldaten, Yeomen und Landmiliz, begleitet von einem starken Park Artillerie. Der General Humbert welcher die Franzosen commandirte verließ Ballina den 26. mit 1100 Mann und zwei Feldschlangen, aber statt der gewöhnlichen Heerstraße durch Foxford wo der General Taylor mit einem starken Corps stationirte, schlug er den Bergweg ein bei Barnageeby, wo nur ein geringer Posten aufgestellt war, und um 7 Uhr Morgens den 27. gelangte er bis auf zwei Meilen in die Nähe von Castlebar und fand dort vor der Stadt die königlich englischen Truppen postirt in der vortheilhaftesten Position. Alles war vereinigt, was diesen Letztern einen leichten Sieg zu versprechen schien. Sie waren in großer Anzahl 3 bis 4000 Mann, wohlversorgt mit Artillerie und Munition, sie waren frisch und wohlgemuth; während der Feind nur aus 800 Mann bestand, nur zwei Feldschlangen besaß und durch einen mühsamen und heiß beschwerlichen Bergmarsch von etwa 24 Stunden ganz ermüdet und abgemattet war. Die königliche Artillerie, vortrefflich dirigirt durch Capitän Shortall, that im Anfang den Franzosen viel Schaden und trieb sie einige Zeit zurück; aber diese, als sie sahen, daß sie nicht lange widerstehen könnten, wenn sie dem wohlgeleiteten Kanonenfeuer der Engländer zu viel Fronte boten, theilten sich in kleine Colonnen und drangen mit so ungestümem Muthe vorwärts, daß in wenigen Minuten die königlichen Truppen zurückwichen und ergriffen von panischem Schrecken, nach allen Richtungen Reißaus nahmen: in äußerster Verwirrung flohen sie durch die Stadt und nahmen den Weg nach Tuam, einem Ort der 30 Meilen von Castlebar entfernt liegt. Aber auch hier, wo sie in der Nacht anlangten, glaubten sie sich noch nicht hinlänglich geborgen, sie verweilten nur so lange, als nothwendig war, um einige Erfrischungen zu sich zu nehmen und setzten ihre schmähliche Flucht fort nach Athlone, welches 33 Meilen weiter liegt, und wo der Vortrab am Dienstag den 29. um 1 Uhr anlangte. So groß war ihr Schrecken, daß sie 70 Meilen weit in 27 Stunden gelaufen! Der Verlust der königlichen Armee bestand in 53 Todten, 55 Verwundeten und 279 Gefangenen. Sie verlor gleichfalls zehn Stücke schweren Geschützes und 4 Feldschlangen. Wie viel die Franzosen verloren ist nicht bekannt. Die französischen Truppen zogen ein in Castlebar, wo sie ungestört bis zum 4. September blieben."

Da aber die erwarteten Hilfstruppen nicht anlangten und überhaupt die ganze Expedition nach einem schlechten Plane eingeleitet worden, mußte sie am Ende erfolglos scheitern. Wolfe Tone, welcher bei dieser Gelegenheit den Engländern in die Hände fiel, ward vor ein Kriegsgericht gestellt und zum Strange verurtheilt. Der arme Schelm, er fürchtete den Tod nicht, auf dem Grèveplatze zu Paris hatte er genug Hinrichtungen mit angesehen, aber er war nur an Guillotinirt-werden gewöhnt und hegte eine unüberwindliche Antipathie gegen das hängende Verfahren. Vergebens bat er, daß man ihn wenigstens erschießen möge, welche Todesart ihm mit größerem Recht gebühre, da er ein französisches Officierspatent besäße und als Kriegsgefangener zu betrachten sei. Nein, man gab seiner Bitte kein Gehör, und aus Mangel vor dem hangen schnitt sich der Unglückliche im Gefängniß die Kehle ab.

Von Milde war bei der englischen Regierung keine Rede zur Zeit der irischen Rebellion. Ich bin kein Freund der Guillotine und hege eben kein besonderes Vorurtheil gegen das Hängen, aber ich muß bekennen, in der ganzen französischen Revolution sind kaum solche Greuel verübt worden, wie sie deren das englische Militär in Irland zu Schulden kommen ließ. Obgleich ein Anhänger der Regierung, hat doch unser Verfasser diese schändliche Soldatenwirthschaft mit den treuesten Farben geschildert oder vielmehr gebrandmarkt. Gott bewahre uns vor solcher Emancipirung wie sie auf dem Castell Kilkea ihren Unfug trieb! Am meisten rührte mich das Schicksal einer alten Harfe, welche die Engländer mit besonderm Grimm

in Stücke schlugen, weil ja die Harfe das Sinnbild Irlands. Auch die blutige Roheit der Aufrührer schildert der Verfasser mit Unparteilichkeit, und folgende Beschreibung ihrer Kriegsweise trägt das Gepräge der abscheulichsten Wahrheit.

„Die Art der Heerführung bei den Insurgenten charakterisirte ganz diese Leute. Sie postirten sich immer auf Anhöhen, die besonders emporragten, und das nannten sie ihr Lager. Ein oder zwei Zelte oder sonstiges Gehäuse diente als Obdach für die Anführer; die Uebrigen blieben unter freiem Himmel. Männer und Weiber neben einander ohne Unterschied, gehüllt in Lumpen oder Betttücher, die Meisten ohne andere Nachtbedeckung als das, was sie am Tage auf dem Leibe trugen. Diese Lebensart ward begünstigt von einem ununterbrochen schönen Wetter, wie es in Irland ganz ungewöhnlich ist. Auch betrachteten sie diesen Umstand als eine besondere Gunst der Vorsehung, und man hatte ihnen den Glauben beigebracht, es würde kein Tropfen Regen herabfallen, ehe sie Meister geworden von ganz Irland. In diesen Lagern, wie man sich leicht denken kann, unter solchen Haufen von rohen aufrührischtigen Menschen, herrschte die schrecklichste Wirrniß und Unfug jeder Art. Wenn ein Mann des Nachts im gesundesten Schlaf lag, stahl man ihm seine Flinte oder sonstigen Effecten. Um sich gegen diesen Mißstand zu sichern, ward es gebräuchlich, daß man, um zu schlafen, sich immer platt auf den Bauch legte und Hut, Schuhe und dergleichen sich unter der Brust festband. Die Küche war roh über alle Begriffe; das Vieh wurde niedergeworfen und erschlagen. Jeder riß dann nach Herzenslust ein Stück Fleisch davon ab, ohne es zu häuten, und röstete oder vielmehr brannte es am Lagerfeuer, ganz mit dem Fetzen Fell, das daran hängen geblieben. Den Kopf, die Füße und den Ueberrest des Gerippes ließ man liegen, und es verfaulte auf demselben Platze, wo man das Thier getödtet. Wenn die Insurgenten kein Leder hatten, nahmen sie Bücher und bedienten sich derselben als Sättel, indem sie das Buch, in der Mitte aufgeschlagen, auf den Rücken des Pferdes legten, und Stricke ersetzten Gurt und Steigbügel. Die großen Foliobände, welche man bei Plünderungen erbeutete, erschienen zu diesem Gebrauch ganz besonders schätzbar. Da man sehr kärglich mit Munition versehen war, nahm man die Zuflucht zu Kieselsteinen oder auch zu Kugeln von gehärtetem Lehm. Die Anführer vermieden es immer, den Feind in der Nacht anzugreifen, wenn einiger Widerstand zu erwarten war, und zwar weil ihre Leute nie ordentlich ihren Befehlen Folge leisteten, sondern vielmehr dem eignen Ungestüm und den Eingebungen des Momentes gehorchten. In der Schlacht bewachten sie sich nämlich wechselseitig, da Jeder fürchtete, daß ihn die Andern im Stich lassen möchten im Fall eines Rückzuges, der gewöhnlich sehr schnell und unversehens stattfand; deshalb

schlugen sie sich nicht gern des Nachts, wo Keiner auf den Stand seiner Genossen genau Acht haben konnte und immer besorgen mußte, daß sie plötzlich, ehe er sich dessen versehen, Reißaus nähmen, was man unter the run nennt, und ihn alsdann in den Händen derer zurückließen, die nie Pardon gaben: Keiner traute dem Andern. Es läßt sich behaupten, daß diese Aufrührer sich nie eine rohe Handlung oder Unziemlichkeit gegen Weiber oder Kinder zu schulden kommen ließen; nur der Brand von Scullabogue und die Behandlung Mackee's und seiner Familie in der Grafschaft Down macht eine Ausnahme; ausgenommen diese wüthende Metzelei, wo auf Geschlecht und Alter nicht mehr geachtet wurde, kenne ich kein Beispiel, daß irgend wo ein Weib von den Rebellen mißhandelt worden wäre. Ich fürchte, wir können ihren Gegnern kein eben so rühmliches Zeugniß ertheilen."

Diese Schilderung der Kriegsführung bei den irischen Insurgenten leitete mich auf zwei Bemerkungen, die ich hier in der Kürze mittheilen will. Zunächst bemerke ich, daß Bücher bei einem Volksaufstand sehr brauchbar sein können, nämlich als Pferdesättel, woran unsere revolutionären Thatmänner gewiß noch nicht dachten, denn sie würden sonst auf alles Bücherschreiben nicht so ungehalten sein. Und dann bemerke ich, daß Paddy in einem Kampf mit John Bull immer den Kürzeren ziehen und dieser seine Herrschaft über Irland nicht so leicht einbüßen wird. Ist etwa der Irländer minder tapfer als der Engländer? Nein, vielleicht hat er sogar noch mehr persönlichen Muth. Aber bei jenem ist das Gefühl des Individualismus so vorherrschend, daß er, der einzeln so tapfer, dennoch gar zaghaft und unzuverlässig ist in jeder Association, wo er seinem Nebenmann vertrauen und sich einem Gesammtwillen unterordnen soll. Solcher Geist des Individualismus ist vielleicht ein Charakterzug jenes celtischen Stammes, der den Kern des irischen Volkes bildet. Bei den Bewohnern der Bretagne in Frankreich gewahren wir dieselbe Erscheinung, und nicht mit Unrecht hat der geniale Michelet in seiner französischen Geschichte überall darauf hingewiesen, wie jener Charakterzug des Individualismus im Leben und Streben der berühmten Bretonen so bedeutungsvoll hervortritt. Sie zeichneten sich aus durch ein fast abenteuerliches Ringen des individuellen Geistes mit einer constituirten Autorität, durch das Geltendmachen der Persönlichkeit. Der germanische Stamm ist disciplinirbarer und ficht und denkt besser in Reih' und Glied, aber er ist auch empfänglicher für Dienstbarkeit als der celtische Stamm.

Die Verschmelzung beider Elemente, des germanischen und des celtischen, wird immer etwas Vortreffliches zu Tage fördern, und England wie Irland werden nicht blos politisch, sondern auch moralisch gewinnen, sobald sie einst ein einiges, organisches Ganze bilden.

Ludwig Markus.

Denkworte.

Geschrieben zu Paris, 22. April 1844.

Was ist der Grund, warum von den Deutschen die nach Frankreich herüber gekommen, so Viele in Wahnsinn verfallen? Die Meisten hat der Tod aus der Geistesnacht erlöst; Andere sind in Irrenanstalten gleichsam lebendig begraben; Viele auch, denen ein Funken von Bewußtsein geblieben, suchen ihren Zustand zu verbergen und geberden sich halbweg vernünftig, um nicht eingesperrt zu werden. Dies sind die Pfiffigen, die Dummen können sich nicht lange verstellen. Die Anzahl derer, die mit mehr oder minder lichten Momenten an dem finstern Uebel leiden, ist sehr groß und man möchte fast behaupten, der Wahnsinn sei die Nationalkrankheit der Deutschen in Frankreich. Wahrscheinlich bringen wir den Keim des Gebrestens mit über den Rhein, und auf dem hitzigen Boden, dem glühenden Asphaltpflaster der hiesigen Gesellschaft, gedeiht rasch zur blühendsten Verrücktheit, was in Deutschland lebenslang nur eine närrische Krüppelpflanze geblieben wäre. Oder zeugt es schon von einem hohen Grade des Wahnwitzes, daß man das Vaterland verließ, um in der Fremde „die harten Treppen" auf- und abzusteigen, und das noch härtere Brot des Exils mit seinen Thränen zu feuchten? Man muß jedoch bei Leibe nicht glauben, als seien es excentrische Sturm- und Drangnaturen oder gar Freunde des Müssiggangs und der entfesselten Sinnlichkeit, die sich hier in die Abgründe des Irrsinns verlieren — nein, dieses Unglück betraf immer vorzugsweise die honorabelsten Gemüther, die fleißigsten und enthaltsamsten Geschöpfe.

Zu den beklagenswerthesten Opfern, die jener Krankheit erlagen, gehört auch unser armer Landsmann Ludwig Marcus. Dieser deutsche Gelehrte, der sich durch Fülle des Wissens eben so rühmlich auszeichnete wie durch hohe Sittlichkeit, verdient in dieser Beziehung, daß wir sein Andenken durch einige Worte ehren.

Seine Familienverhältnisse und das ganze Detail seiner Lebensumstände sind uns nie genau bekannt gewesen. Soviel ich weiß, ist er geboren zu Dessau im Jahre 1798, von unbemittelten Eltern, die dem gottesfürchtigen Cultus des Judenthums anhingen. Er kam anno 1820 nach Berlin, um Medicin zu studiren, verließ aber bald diese Wissenschaft. Dort zu Berlin sah ich ihn zuerst und zwar im Collegium von Hegel, wo er oft neben mir saß und die Worte des Meisters gehörig nachschrieb. Er war damals zweiundzwanzig Jahre alt, doch seine äußere Erscheinung war nichts weniger als jugendlich. Ein kleiner schmächtiger Leib wie der eines Jungen von acht Jahren und im Antlitz eine Greisenhaftigkeit, die wir gewöhnlich mit einem verbogenen Rückgrat gepaart finden. Eine solche Mißförmlichkeit aber war nicht an ihm zu bemerken, und eben über diesen Mangel wunderte man sich. Diejenigen, welche den verstorbenen Moses Mendelssohn persönlich gekannt, bemerkten mit Erstaunen die Aehnlichkeit, welche die Gesichtszüge des Marcus mit denen jenes berühmten Weltweisen darboten, der sonderbarerweise ebenfalls aus Dessau gebürtig war. Hatten sich die Chro-

nologie und die Tugend nicht allzubestimmt für den ehrwürdigen Moses verbürgt so könnten wir auf einen sehr frivolen Gedanken gerathen.

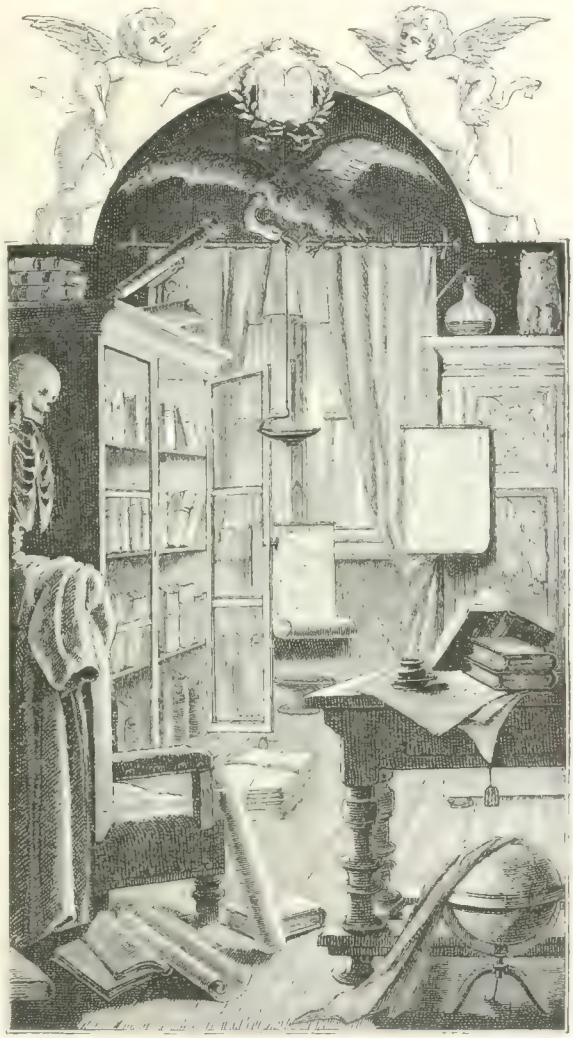
Aber dem Geiste nach war Marcus wirklich ein ganz naher Verwandter jenes großen Reformators der deutschen Juden, und in seiner Seele wohnte ebenfalls die größte Uneigennützigkeit, der duldende Stillmuth, der bescheidene Rechtsinn, lächelnde Verachtung des Schlechten und eine unbeugsame eiserne Liebe für die unterdrückten Glaubensgenossen. Das Schicksal derselben war, wie bei jenem Moses, auch bei Marcus der schmerzlich glühende Mittelpunkt aller seiner Gedanken, das Herz seines Lebens. Schon damals in Berlin war Marcus ein Polyhistor, er stöberte in allen Bereichen des Wissens, er verschlang ganze Bibliotheken, er verwühlte sich in allen Sprachschatzen des Alterthums und der Neuzeit, und die Geographie, im generellsten wie im particularsten Sinne, war am Ende sein Lieblingsstudium geworden; es gab auf diesem Erdball kein Factum, keine Ruine, kein Idiom, keine Narrheit, keine Blume, die er nicht kannte — aber von allen seinen Geistesexcursionen kam er immer gleichsam nach Hause zurück zu der Leidensgeschichte Israels, zu der Schädelstätte Jerusalems und zu dem kleinen Väterdialect Palästinas um dessentwillen er vielleicht die semitischen Sprachen mit größerer Vorliebe als die andern betrieb. Dieser Zug war wohl der hervorstechend wichtigste im Charakter des Ludwig Marcus, und er gibt ihm seine Bedeutung und sein Verdienst; denn nicht blos das Thun nicht blos die Thatsache der hinterlassenen Leistung gibt uns ein Recht auf ehrende Anerkennung nach dem Tode, sondern auch das Streben selbst und gar besonders das unglückliche Streben das gescheiterte, fruchtlose, aber großmüthige Wollen.

Andere werden vielleicht das ernannliche Wissen, das der Verstorbene in seinem Gedächtniß aufgestapelt hatte, ganz besonders rühmen und preisen; für uns hat dasselbe keinen sonderlichen Werth. Wir konnten überhaupt diesem Wissen, ehrlich gestanden, niemals Geschmack abgewinnen. Alles, was Marcus wußte, wußte er nicht lebendig organisch, sondern als todte Geschichtlichkeit, die ganze Natur versteinerte sich ihm, und er kannte im Grunde nur Fossilien und Mumien. Dazu gesellte sich eine Ohnmacht der künstlerischen Gestaltung, und wenn er etwas schrieb, war es ein Mitleid, anzusehen, wie er sich vergebens abmühte für das Darzustellende die nothwendigste Form zu finden. Ungemeßbar, unverdaulich, abstrus waren daher die Artikel und gar die Bücher, die er geschrieben.

Außer einigen linguistischen, astronomischen und botanischen Schriften hat Marcus eine Geschichte der Vandalen in Afrika, und in Verbindung mit dem Professor Duisburg eine nordafrikanische Geographie herausgegeben. Er hinterläßt in Manuscript ein ungeheuer großes Werk über Abyssinien, welches seine eigentliche Lebensarbeit zu sein scheint, da er sich schon zu Berlin mit Abyssinien beschäftigt hatte. Nach diesem Lande zogen ihn wohl zunächst die Untersuchungen über die Falaschas, einen jüdischen Stamm, der lange in den abyssinischen Gebirgen seine Unabhängigkeit bewahrt hat. Ja obgleich sein Wissen sich über alle Weltgegenden verbreitete, so wußte Marcus doch am besten Bescheid hinter den Mondgebirgen Aethiopiens, an den verborgenen Quellen des Nils, und seine größte Freude war, den Bruce oder gar den Hasselquist auf Irrthümern zu ertappen. Ich machte ihn einst glücklich, als ich ihn bat, mir aus arabischen und talmudischen Schriften Alles zu compiliren was auf die Königin von Saba Bezug hat. Dieser Arbeit die sich vielleicht noch unter meinen Papieren befindet, verdanke ich es, daß ich noch zu heutiger Stunde weiß, weshalb die Könige von Abyssinien sich rühmen, aus dem Stamme David entsprossen zu sein: sie leiten diese Abstammung von dem Besuch her, den ihre Aeltermutter, die besagte Königin von Saba, dem weisen Salomo zu Jerusalem abgestattet. Wie ich aus besagter Compilation ersah, ist diese Dame gewiß ebenso schon gewesen wie die Helena von Sparta. Jedenfalls hat sie ein ähnliches Schicksal nach dem Tode da es verruchte Rabbiner gibt, die sie durch kabbalistische Zauberkunst aus dem Grabe zu beschwören wissen, nur sind sie manchmal übel daran mit der beschworenen Schönen, die den großen Fehler hat daß sie wo sie sich einmal hingesetzt gar zu lange sitzen bleibt. Man kann sie nicht los werden.

Ich habe bereits angedeutet, daß irgend ein Interesse der jüdischen Geschichte immer letzter Grund und Antrieb war bei den gelehrten Arbeiten des seligen Marcus: inwieweit dergleichen auch bei seinen abyssinischen Studien der Fall war, und wie auch diese ihn ganz frühzeitig in Anspruch genommen, ergibt sich unabweisbar aus einem Artikel, den er schon damals zu Berlin in der „Zeitschrift

für Cultur und Wissenschaft des Judenthums" abdrucken ließ. Er behandelte nämlich darin einen streng rituellen Brauch bei den Abyssinierinnen. Wie herzlich lachte der verstorbene Gans, als er mir in jenem Aufsatze die Stelle zeigte, wo der Verfasser den Wunsch aussprach, es möchte Jemand diesen Gegenstand bearbeiten, der demselben besser gewachsen sei.



Die äußere Erscheinung des kleinen Mannes, die nicht selten zum Lachen reizte, verhinderte ihn jedoch keineswegs, zu den ehrenwerthesten Mitgliedern jener Gesellschaft zu zählen, welche die oben erwähnte Zeitschrift herausgab, und eben unter dem Namen: „Verein für Cultur und Wissenschaft des Judenthums" eine hochfliegend große, aber unausführbare Idee verfolgte. Geistbegabte und tiefherzige Männer versuchten hier die Rettung einer längst verlornen Sache, und es gelang ihnen höchstens, auf den Wahlstätten der Vergangenheit die Gebeine der ältern Kämpfer aufzufinden. Die ganze Ausbeute jenes Vereins besteht in einigen historischen Arbeiten, in Geschichtsforschungen, worunter namentlich die Abhandlungen des Dr. Zunz über die spanischen Juden im Mittelalter zu den Merkwürdigkeiten der höheren Kritik gezählt werden müssen.

Wie dürfte ich von jenem Vereine reden, ohne dieses vortrefflichen Zunz zu erwähnen, der in einer schwankenden Uebergangsperiode immer die unerschütterlichste Unwandelbarkeit offenbarte und trotz seinem Scharfsinn, seiner Skepsis, seiner Gelehrsamkeit, den noch treu blieb dem selbst gegebenen Worte, der großmüthigen Grille seiner Seele. Mann der Rede und der That, hat er geschaffen und gewirkt, wo Andere träumten und muthlos hinsanken.

Ich kann nicht umhin, auch hier meinen lieben Bendavid zu erwähnen, der mit Geist und Charakterstärke eine großartig urbane Bildung vereinigte und, obgleich schon hochbejahrt, an den jugendlichsten Irrgedanken des Vereins Theil nahm. Er war ein Weiser nach antikem Zuschnitt, umflossen vom Sonnenlicht griechischer Heiterkeit, ein Standbild der wahrsten Tugend, und pflichtgehärtet wie der Marmor des kategorischen Imperativs seines Meisters Immanuel Kant. Bendavid war Zeit seines Lebens der eifrigste Anhänger der Kantischen Philosophie, für diese litt er in seiner Jugend die größten Verfolgungen, und dennoch wollte er sich nie trennen von der alten Gemeinde des mosaischen Bekenntnisses, er wollte nie die äußere Glaubenskokarde ändern. Schon der Schein

einer solchen Verleugnung erfüllte ihn mit Widerwillen und Ekel. Lazarus Bendavid war, wie gesagt, ein eingefleischter Kantianer, und ich habe damit auch die Schranken seines Geistes angedeutet. Wenn wir von Hegel'scher Philosophie sprachen, schüttelte er sein kahles Haupt und sagte das sei Aberglaube. Er schrieb ziemlich gut, sprach aber viel besser. Für die Zeitschrift des Vereins lieferte er einen merkwürdigen Aufsatz über den Messiasglauben bei den Juden, worin er mit talmudischem Scharfsinn zu beweisen suchte daß der Glaube an einen Messias durchaus nicht zu den Fundamentalartikeln der jüdischen Religion gehöre und nur als zufälliges Beiwerk zu betrachten sei.

Das thätigste Mitglied des Vereins die eigentliche Seele desselben war M. Moser der vor einigen Jahren starb aber schon im jugendlichen Alter nicht blos die gründlichsten Kenntnisse besaß sondern auch durchglüht war von dem großen Mitleid für die Menschheit, von der Sehnsucht, das Wissen zu verwirklichen in heilsamer That. Er war unermüdlich in philanthropischen Bestrebungen er war sehr praktisch und hat in scheinloser Stille an allen Liebeswerken gearbeitet. Das große Publicum hat von seinem Thun und Schaffen nichts erfahren er redet und blutete incognito sein Name ist ganz unbekannt geblieben und steht nicht eingezeichnet in dem Adreßkalender der Selbstaufopferung. Unsere Zeit ist nicht so armlich wie man glaubt: sie hat erstaunlich viele solcher anonymen Martyrer hervorgebracht.

Der Nekrolog des verstorbenen Marcus leitete mich unwillkürlich zu dem Nekrolog des Vereins, zu dessen ehrenwerthesten Mitgliedern er gehörte und als dessen Präsident der schon erwähnte jetzt ebenfalls verstorbene Eduard Gans sich geltend machte. Dieser hochbegabte Mann kann am wenigsten in Bezug auf bescheidene Selbstaufopferung, auf anonymes Martyrerthum geübt werden. Ja, wenn auch seine Seele sich rasch und weit erschloß für alle Heilsfragen der Menschheit so ließ er doch selbst im Rausche der Begeisterung niemals die Personalinteressen außer Acht. Eine witzige Dame, zu welcher Gans oft des Abends zum Thee kam machte die richtige Bemerkung daß er während der eifrigsten Discussion und trotz seiner großen Zerstreutheit dennoch nach dem Teller der Butterbröte hinlangend immer diejenigen Butterbröte ergreife, welche nicht mit gewöhnlichem Käse sondern mit frischem Lachs bedeckt waren.

Die Verdienste des verstorbenen Gans um deutsche Wissenschaft sind allgemein bekannt. Er war einer der rührigsten Apostel der Hegel'schen Philosophie, und in der Rechtsgelahrtheit kämpfte er zermalmend gegen jene Lakaien des altrömischen Rechts welche ohne Ahnung von dem Geiste der in der alten Gesetzgebung einst lebte, nur damit beschäftigt sind, die hinterlassene Garderobe derselben auszustäuben, von Motten zu säubern oder gar zu modernem Gebrauche zurecht zu nähen. Gans fuchtelte solchen Servilismus selbst in seiner elegantesten Livree. Wie wimmelt unter seinen Fußtritten die arme Seele des Herrn von Savigny! Mehr noch durch Wort als durch Schrift verbreitete Gans die Entwicklung des deutschen Freiheitssinnes, er entfesselte die gebundensten Gedanken und riß der Lüge die Larve ab. Er war ein beweglicher Feuergeist dessen Witzraketen vortrefflich zündeten oder wenigstens herrlich leuchteten. Aber den trübsinnigen Ausspruch des Dichters im zweiten Theile des „Faust“):

„Alt ist das Wort doch bleibet hoch und wahr der Sinn,
Daß Scham und Schonheit nie zusammen Hand in Hand
Den Weg verfolgen über der Erde grünen Pfad.
Tief eingewurzelt wohnt in beiden alter Haß.
Daß wo sie immer auch des Weges sich
Begegnen jede der Gegnerin den Rücken kehrt —

dieses fatale Wort müssen wir auch auf das Verhältniß der Genialität zur Tugend anwenden, diese beiden leben ebenfalls in beständigem Hader und kehren sich manchmal verdrießlich den Rücken. Mit Bekümmerniß muß ich hier erwähnen, daß Gans in Bezug auf den erwähnten Verein für Cultur und Wissenschaft des Judenthums nichts weniger als tugendhaft handelte, und sich die unverzeihlichste Felonie zu Schulden kommen ließ. Sein Abfall war um so widerwärtiger, da er die Rolle eines Agitators gespielt und bestimmte Präsidialpflichten übernommen hatte. Es ist herkömmliche Pflicht, daß der Capitän immer der Letzte sei, der das Schiff verläßt, wenn dasselbe scheitert — Gans aber rettete sich selbst zuerst. Wahrlich in moralischer Beziehung hat der kleine Marcus den großen Gans überragt, und er konnte hier ebenfalls beklagen, daß Gans seiner Aufgabe nicht besser gewachsen war.

Wir haben die Theilnahme des Marcus an dem Verein für Cultur und Wissenschaft des Judenthums als einen Umstand bezeichnet, der uns wichtiger und denkwürdiger erschien als all sein stupendes Wissen und seine sämmtlichen gelehrten Arbeiten. Ihm selber mag ebenfalls die Zeit, wo er den Bestrebungen und Illusionen jenes Vereines sich hingab, als die sonnigste Blüthenstunde seines kümmerlichen Lebens erschienen sein. Deshalb mußte hier jenes Vereines ganz besonders Erwähnung geschehen, und eine nähere Erörterung seines Gedankens wäre wohl nicht überflüssig. Aber der Raum und die Zeit und ihre Hüter gestatten in diesen Blättern keine solche ausgeführte Darstellung, da letztere nicht blos die religiösen und bürgerlichen Verhältnisse der Juden, sondern auch die aller deistischen Secten auf diesem Erdball umfassen müßte. Nur so viel will ich hier aussprechen, daß der esoterische Zweck jenes Vereines nichts Anderes war als eine Vermittlung des historischen Judenthums mit der modernen Wissenschaft, von welcher man annahm, daß sie im Laufe der Zeit zur Weltherrschaft gelangen würde. Unter ähnlichen Umständen zur Zeit des Philo, als die griechische Philosophie allen alten Dogmen den Krieg erklärte, ward in Alexandrien Aehnliches versucht, mit mehr oder minderem Mißgeschick. Von schismatischer Aufklärerei war hier nicht die Rede, und noch weniger von jener Emancipation, die in unsern Tagen manchmal so ekelhaft geistlos durchgeträtscht wird, daß man das Interesse dafür verlieren könnte. Namentlich haben es die israelitischen Freunde dieser Frage verstanden, sie in eine wässerig graue Wolke von Langweiligkeit zu hüllen, die ihr schädlicher ist als das blödsinnige Gift der Gegner. Da gibt es gemüthliche Pharisäer, die noch besonders damit prahlen, daß sie kein Talent zum Schreiben besitzen und dem Apollo zum Trotz für Jehova die Feder ergriffen haben. Mögen die deutschen Regierungen doch recht bald ein ästhetisches Erbarmen mit dem Publicum haben und jenen Salbadereien ein Ende machen durch Beschleunigung der Emancipation, die doch früh oder spät bewilligt werden muß.

Ja, die Emancipation wird früh oder spät bewilligt werden müssen, aus Gerechtigkeitsgefühl, aus Klugheit, aus Nothwendigkeit. Die Antipathie gegen die Juden hat bei den obern Classen keine religiöse Wurzel mehr, und bei den untern Classen transformirt sie sich täglich mehr und mehr in den socialen Groll gegen die überwuchernde Macht des Capitals, gegen die Ausbeutung der Armen durch die Reichen. Der Judenhaß hat jetzt einen andern Namen, sogar beim Pöbel. Was aber die Regierungen betrifft, so sind sie endlich zur hochweisen Ansicht gelangt, daß der Staat ein organischer Körper ist, und daß derselbe nicht zu einer vollkommenen Gesundheit gelangen kann, so lange ein einziges seiner Glieder, und sei es auch nur der kleine Zeh, an einem Gebreste leidet. Ja, der Staat mag noch so keck sein Haupt tragen und mit breiter Brust allen Stürmen trotzen, das Herz in der Brust, und sogar das stolze Haupt wird dennoch den Schmerz mitempfinden müssen, wenn der kleine Zeh an den Hühneraugen leidet — die Judenbeschränkungen sind solche Hühneraugen an den deutschen Staatsfüßen.

Und bedächten gar die Regierungen, wie entsetzlich der Grundpfeiler aller positiven Religionen, die Idee des Deismus selbst, von neuen Doctrinen bedroht ist, wie die Fehde zwischen dem Wissen und dem Glauben überhaupt nicht mehr ein zahmes Scharmützel, sondern bald eine wilde Todesschlacht sein wird — bedächten die Regierungen diese verhüllten Nöthen, sie müßten froh sein, daß es noch Juden auf der Welt gibt, daß die Schweizergarde des Deismus, wie der Dichter sie genannt hat, noch auf den Beinen steht, daß es noch ein Volk Gottes gibt. Statt sie von ihrem Glauben durch gesetzliche Beschränkungen abtrünnig zu machen,

sollte man sie noch durch Prämien darin zu starken suchen, man sollte ihnen auf Staatskosten ihre Synagogen bauen, damit sie nur hineingehen und das Volk draußen sich einbilden mag, es werde in der Welt noch Etwas geglaubt. Hütet euch, die Taufe unter den Juden zu befördern. Das ist nur Wasser und trocknet leicht. Befördert vielmehr die Beschneidung, das ist der Glauben, eingeschnitten in's Fleisch; in den Geist läßt er sich nicht mehr einschneiden. Befördert die Ceremonie der Denkriemen, womit der Glaube festgebunden wird auf den Arm; der Staat sollte den Juden gratis das Leder dazu liefern, sowie auch das Mehl zu Mazekuchen, woran das gläubige Israel schon drei Jahrtausende kauspert. Fördert, beschleunigt die Emancipation, damit sie nicht zu spät komme und überhaupt noch Juden in der Welt antrifft, die den Glauben ihrer Väter dem Heil ihrer Kinder vorziehen. Es gibt ein Sprichwort: „Während der Weise sich besinnt, besinnt sich auch der Narr.

Die vorstehenden Betrachtungen knüpfen sich natürlich an die Person, die ich hier zu besprechen hatte, und die, wie ich schon bemerkt, weniger durch individuelle Bedeutung als vielmehr durch historische und moralische Bezüge unser Interesse in Anspruch nimmt. Ich kann auch aus eigner Anschauung nur Geringfügiges berichten über das äußere Leben unseres Marcus, den ich zu Berlin bald aus den Augen verlor. Wie ich hörte, war er nach Frankreich gewandert, da er trotz seines außerordentlichen Wissens und seiner hohen Sittlichkeit dennoch in den Ueberbleibseln mittelalterlicher Gesetze ein Hinderniß der Beförderung im Vaterlande fand. Seine Eltern waren gestorben, und aus Großmuth hatte er zum Besten seiner hilfsbedürftigern Geschwister auf die Verlassenschaft verzichtet. Etwa fünfzehn Jahre vergingen und ich hatte lange nichts mehr gehört, weder von Ludwig Marcus, noch von der Königin von Saba, weder von Hasselquist, noch von den streng gläubigen Abyssinierinnen, da trat mir eines Tages der kleine Mann hier zu Paris wieder entgegen und erzählte mir, daß er unterdessen Professor in Dijon gewesen, jetzt aber einer ministeriellen Unbill wegen die Professur aufgegeben habe und hier bleiben wolle, um die Hilfsquellen der Bibliothek für sein großes Werk zu benutzen. Wie ich von Andern hörte, war er ein Bischen Eigensinn im Spiel und das Ministerium hatte ihm sogar vorgeschlagen, wie in Frankreich gebräuchlich, seine Stelle durch einen wohlfeiler besoldeten Suppleanten zu besetzen und ihm selber den größten Theil seines Gehalts zu lassen. Dagegen sträubte sich die große Seele des Kleinen, er wollte nicht fremde Arbeit ausbeuten, und er ließ seinem Nachfolger die ganze Besoldung. Seine Uneigennützigkeit ist hier um so merkwürdiger, da er damals blutarm in rührender Dürftigkeit sein Leben fristete. Es ging ihm sogar sehr schlecht, und ohne die Engelhilfe einer schönen Frau wäre er gewiß im darbenden Elend verkommen. Ja, es war eine sehr schöne und große Dame von Paris, eine der glänzendsten Erscheinungen des hiesigen Weltlebens, die, als sie von dem wunderlichen Kauz hörte, in die Dunkelheit seines kümmerlichen Lebens hinabstieg und mit anmuthiger Zartsinnigkeit ihn dahin zu bringen wußte, einen bedeutenden Jahrgehalt von ihr anzunehmen. Ich glaube, seinen Stolz zähmte hier ganz besonders die Aussicht, daß seine Gönnerin,

die Gattin des reichsten Bankiers dieses Erdballs, späterhin sein großes Werk auf ihre Kosten drucken lassen werde. Einer Dame, dachte er, die wegen ihres Geistes und ihrer Bildung so viel gerühmt wird, müsse doch sehr viel daran gelegen sein, daß endlich eine gründliche Geschichte von Abyssinien geschrieben werde, und er fand es ganz natürlich, daß sie dem Autor durch einen Jahrgehalt seine große Mühe und Arbeit zu vergüten suchte.

Die Zeit während welcher ich den guten Marcus nicht gesehen, etwa fünfzehn Jahre, hatte auf

sein Aeußeres eben nicht verschönernd gewirkt. Seine Erscheinung, die früher an's Possierliche streifte, war jetzt eine entschiedene Caricatur geworden, aber eine angenehme, liebliche, ich möchte fast sagen: erquickende Caricatur. Ein spaßhaft wehmüthiges Ansehen gab ihm sein von Leiden durchfurchtes Greisengesicht, worin die kleinen pechschwarzen Aeuglein vergnüglich lebhaft glänzten, und gar sein abenteuerlicher, fabelhafter Haarwuchs! Die Haare nämlich, welche früher pechschwarz und anliegend gewesen, waren jetzt ergraut und umgaben in krauser aufgesträubter Fülle das schon außerdem unverhältnißmäßig große Haupt. Er glich so ziemlich jenen breitköpfigen Figuren, mit dünnem Leibchen und kurzen Beinchen, die wir auf den Glasscheiben eines chinesischen Schattenspiels sehen. Besonders wenn mir die zwerghafte Gestalt in Gesellschaft seines Collaborators, des ungeheuer großen und stattlichen Professors Dusberg, auf den Boulevards begegnete, jauchzte mir der Humor in der Brust. Einem meiner Bekannten, der mich fing wer der Kleine wäre, sagte ich, es sei der König von Abyssinien, und dieser Name ist ihm bis an sein Ende geblieben. Hast du mir deshalb gezürnt, theurer, guter Marcus? Für deine schöne Seele hätte der Schöpfer

wirklich eine bessere Enveloppe erschaffen können. Der liebe Gott ist aber zu sehr beschäftigt; manchmal, wenn er eben im Begriff ist, der edlen Perle eine prächtig ciselirte Goldfassung zu verleihen, wird er plötzlich gestört, und er wickelt das Juwel geschwind in das erste, beste Stück Fließpapier oder Läppchen — anders kann ich mir die Sache nicht erklären.

Ungefähr fünf Jahre lebte Marcus im weisesten Seelenfrieden zu Paris; es ging ihm gut, ja sogar einer seiner Lieblingswünsche war in Erfüllung gegangen; er besaß eine kleine Wohnung mit eignen Möbeln, und zwar in der Nähe der Bibliothek! Ein Verwandter, ein Schwestersohn, besucht ihn hier eines Abends und kann sich nicht genug darüber wundern, daß der Oheim sich plötzlich auf die Erde setzt und mit wilder trotziger Stimme die scheußlichsten Gassenlieder zu singen beginnt. Er, der nie gesungen und in Wort und Ton immer die Keuschheit selbst war! Aber die Sache ward noch grauenhaft befremdlicher, als der Oheim zornig emporsprang, das Fenster aufstieß und erst seine Uhr zur Straße hinabschmiß, dann seine Manuscripte, Tintenfaß, Federn, seine Geldbörse. Als der Neffe sah, daß der Oheim das Geld zum Fenster hinauswarf, konnte er nicht länger an seinem Wahnsinn zweifeln. Der Unglückliche ward in die Heilanstalt des Dr. Pinnel zu Chaillot gebracht, wo er nach vierzehn Tagen unter schauderhaften Leiden den Geist aufgab. Er starb am 15. Julius und ward am 17. auf dem Kirchhof Montmartre begraben. Ich habe leider seinen Tod zu spät erfahren, als daß ich ihm die letzte Ehre erweisen konnte. Indem ich heute diese Blätter seinem Andenken widme, wollte ich das Versäumte nachholen und gleichsam im Geist an seinem Leichenbegängniß Theil nehmen.

Jetzt aber öffnet mir noch einmal den Sarg, damit ich nach altem Brauch den Todten um Verzeihung bitte für den Fall, daß ich ihn etwa im Leben beleidigt. — Wie ruhig der kleine Marcus jetzt aussieht! Er scheint darüber zu lächeln, daß ich seine gelehrten Arbeiten nicht besser gewürdigt habe. Daran mag ihm wenig gelegen sein, denn hier bin ich ja doch kein so competenter Richter wie etwa sein Freund S. Munk, der Orientalist, der mit einer umfassenden Biographie des Verstorbenen und mit der Herausgabe seiner hinterlassenen Werke beschäftigt sein soll.

Spätere Note.

(Im März 1854.)

Da ich mich immer einer guten Gesinnung und eines eben so guten Styles befliſſen, ſo genieße ich die Genugthuung, daß ich es wagen darf, unter dem anſpruchvollen Namen „Denkworte" die vorſtehenden Blätter hier mitzutheilen, obgleich ſie anonym für das Tagesbedürfniß der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" bereits vor zehn Jahren geſchrieben worden. Seit jener Zeit hat ſich Vieles in Deutſchland verändert, und auch die Frage von der bürgerlichen Gleichſtellung der Bekenner des moſaiſchen Glaubens, die gelegentlich in obigen Blättern beſprochen ward, hat ſeitdem ſonderbare Schickſale erlitten. Im Frühling des Jahres 1848 ſchien ſie auf immer erledigt, aber, wie mit ſo vielen andern Errungenſchaften aus jener Blüthezeit deutſcher Hoffnung, mag es jetzt in unſerer Heimat auch mit beſagter Frage ſehr rückgängig ausſehen, und an manchen Orten ſoll ſie ſich wieder, wie man mir ſagt, im ſchmachvollſten statu quo befinden. Die Juden dürften endlich zur Einſicht gelangen, daß ſie erſt dann wahrhaft emancipirt werden können, wenn auch die Emancipation der Chriſten vollſtändig erkämpft und ſichergeſtellt worden. Ihre Sache iſt identiſch mit der des deutſchen Volks, und ſie dürfen nicht als Juden begehren, was ihnen als Deutſchen längſt gebührte.

Ich habe in obigen Blättern angedeutet, daß ſich der Gelehrte S. Munk mit einer Herausgabe der hinterlaſſenen Schriften des ſeligen Marcus beſchäftigen werde. Leider iſt dieſes jetzt unmöglich, da jener große Orientaliſt an einem Uebel leidet, das ihm nicht erlaubt, ſich einer ſolchen Arbeit zu unterziehen; er iſt nämlich ſeit zwei Jahren gänzlich erblindet. Ich vernahm erſt kürzlich dieſes betrübſame Ereigniß und erinnere mich jetzt, daß der vortreffliche Mann trotz bedenklicher Symptome ſein leidendes Geſicht nie ſchonen wollte. Als ich das letzte Mal die Ehre hatte, ihn auf der königlichen Bibliothek zu ſehen, ſaß er vergraben in einem Wulſt von arabiſchen Manuſcripten, und es war ſchmerzlich anzuſehen, wie er ſeine kranken blaſſen Augen mit der Entzifferung des phantaſtiſch geſchnörkelten Abrakadabra anſtrengte. Er war Cuſtos in beſagter Bibliothek, und er iſt jetzt nicht mehr im Stande, dieſes kleine Amt zu verwalten. Hauptſächlich mit dem Ertrag ſeiner literariſchen Arbeiten beſtritt er den Unterhalt einer zahlreichen Familie. Blindheit iſt wohl die härteſte Heimſuchung, die einen deutſchen Gelehrten treffen kann. Sie trifft diesmal die bravſte Seele, die gefunden werden mag; Munk iſt uneigennützig bis zum Hochmuth und bei all ſeinem reichen Wiſſen von einer rührenden Beſcheidenheit. Er trägt gewiß ſein Schickſal mit ſtoiſcher Faſſung und religiöſer Ergebung in den Willen des Herrn.

Aber warum muß der Gerechte ſo viel leiden auf Erden? Warum muß Talent und Ehrlichkeit zu Grunde gehen, während der ſchwadronirende Hanswurſt, der gewiß ſeine Augen niemals durch arabiſche Manuſcripte trüben mochte, ſich räkelt auf den Pfühlen des Glücks und faſt ſtinkt vor Wohlbehagen? Das Buch Hiob löſt nicht dieſe böſe Frage. Im Gegentheil, dieſes Buch iſt das Hohelied der Skepſis, und es ziſchen und pfeifen darin die entſetzlichen Schlangen ihr ewiges: Warum? Wie kommt es, daß bei der Rückkehr aus Babylon die fromme Tempelarchiv-Commiſſion, deren Präſident Eſra war, jenes Buch in den Canon der heiligen Schriften aufgenommen? Ich habe mir oft dieſe Frage geſtellt. Nach meinem Vermuthen thaten Solches jene gotterleuchteten Männer nicht aus Unverſtand, ſondern weil ſie in ihrer hohen Weisheit wohl wußten, daß der Zweifel in der menſchlichen Natur tief begründet und berechtigt

ist und daß man ihn also nicht täppisch ganz unterdrücken, sondern nur heilen muß. Sie verfuhren bei dieser Cur ganz homöopathisch durch das Gleiche auf das Gleiche wirkend aber sie gaben keine homöopathisch kleine Dosis sie steigerten vielmehr dieselbe auf's Ungeheuerste, und eine solche überstarke Dosis von Zweifel ist das Buch Hiob; dieses Gift durfte nicht fehlen in der Bibel in der großen Hausapotheke der Menschheit. Ja, wie der Mensch wenn er leidet sich ausweinen muß, so muß er sich auch auszweifeln wenn er sich grausam gekränkt fühlt in seinen Ansprüchen auf Lebensglück; und wie durch das heftigste Weinen, so entsteht auch durch den höchsten Grad des Zweifels den die Deutschen so richtig die Verzweiflung nennen, die Krisis der moralischen Heilung. – Aber wohl Demjenigen der gesund ist und keiner Medicin bedarf!

Loeve-Veimars

Als ich das Ueberſetzungstalent des ſeligen Loeve Veimars für verſchiedene Artikel benutzte, mußte ich bewundern, wie derſelbe während ſolcher Collaboration mir nie meine Unkenntniß der franzöſiſchen Sprachgewohnheiten oder gar ſeine eigne linguiſtiſche Ueberlegenheit fühlen ließ. Wenn wir nach langſtündigem Zuſammenarbeiten endlich einen Artikel zu Papier gebracht hatten, lobte er meine Vertrautheit mit dem Geiſte des franzöſiſchen Idioms ſo ernſthaftig, ſo ſcheinbar erſtaunt, daß ich am Ende wirklich glauben mußte, Alles ſelbſt überſetzt zu haben, um ſo mehr, da der feine Schmeichler ſehr oft verſicherte, er verſtünde das Deutſche nur ſehr wenig.

Es war in der That eine ſonderbare Marotte von Loeve-Veimars, daß derſelbe, der das Deutſche ebenſo gut verſtand wie ich, dennoch allen Leuten verſicherte, er verſtünde kein Deutſch. In den eben erſchienenen „Memoiren eines Bourgeois de Paris" befindet ſich in dieſer Beziehung eine ſehr ergötzliche Anekdote.*

Mit großem Leidweſen habe ich erfahren, daß Loeve-Veimars, der unlängſt geſtorben, von ſeinen Nekrologen in der Preſſe ſehr unglimpflich beſprochen worden, und daß ſogar der alte Kamerad, der lange Zeit jeden Morgen ſein brillanter Nebenbuhler war, mehr Neſſeln als Blumen auf ſein Grab geſtreut hat. Und was hatte er ihm vorzuwerfen? Er ſprach von dem erſchrecklichen Lärm, welchen auf dem Pavé der idylliſch ruhigen Rue des Prêtres die heranraſſelnde Caroſſe des Baron Loeve-Veimars verurſachte, als derſelbe nach ſeiner Rückkehr aus Bagdad einen Beſuch bei der Redaction des „Journals des Débats" abſtattete. Und die Caroſſe war ſtattlich armoirirt, die koſtbar angeſchirrten Pferde waren gris-pommelé, und der Jäger, der vom Hinterbrett herabſpringend mit unverſchämter Heftigkeit die gellende Hausklingel zog, der lange Burſche trug einen hellgrünen Rock mit goldnen Treſſen, an ſeinem Bandelier hing ein Hirſchfänger, auf dem Haupte ſaß ein Officierhut mit ebenfalls grünen Hahnenfedern, die keck und ſtolz flatterten.

Ja, das iſt wahr, dieſer Jäger war prächtig. Er hieß Gottlieb, trank viel Bier, roch außerordentlich ſtark nach Tabak, ſuchte ſo dumm als möglich auszuſehen und behauptete, der franzöſiſchen Sprache unkundig zu ſein, im Gegenſatz zu ſeinem Herrn, der ſich, wie ich oben erwähnt, immer ein Air gab, als verſtünde er kein Wort Deutſch. Nebenbei geſagt, trotz ſeines radebrechenden Franzöſiſch und ſeiner gemeinen Manieren hatte ich Monſieur Gottlieb, der durchaus ein Deutſcher ſein wollte, im Verdacht, niemals ſchwäbiſche Original-Klöße gegeſſen zu haben und gebürtig zu ſein aus Meaux, Departement de Seine et Oiſe.

Ich, der ich den Lebenden ſelten Schmeicheleien ſage, empfinde auch keinen Beruf, den Abgeſchiedenen zu ſchmeicheln, die wir nur dadurch am beſten würdigen, wenn wir die Wahrheit ſagen. Und wahrlich, unſer armer Loeve braucht dieſe nicht zu fürchten. Dazu kommt, daß ſeine guten

* Dr. L. Véron erzählt nämlich auf S. 97 des dritten Bandes ſeiner oben erwähnten Memoiren, er habe einſt die berühmte Tänzerin Fanny Elsler zu Tiſche geladen und Herrn Loeve-Veimars den Platz neben ihr angewieſen, mit der Bemerkung: „Sie können Deutſch reden." Loeve-Veimars antwortete lachend: „Ich verſtehe kein Wort Deutſch, aber Fräulein Elsler verſteht Franzöſiſch und ich behalte meinen Platz." Anm. des Herausgebers.

Handlungen immer durch glaubwürdige Zeugnisse constatirt sind, während alles böswliche Gerücht, das über ihn in Umlauf war, immer unerwiesen blieb, auch unerweislich war und schon mit seinem Naturell in Widerspruch stand. Das Schlimmste, was man gegen ihn vorbrachte, war nur die Eitelkeit, sich zum Baron zu machen – aber wem hat er dadurch Schaden zugefügt? In all dieser adligen Ostentation sehe ich kein so großes Verbrechen und ich begreife nicht, wie dadurch der alte Kamerad, der sonst so liebenswürdig menschlich intelligent war, einen so grämlichen Anfall von puritanischem Zelotismus bekommen konnte. Der illustre Biograph Debureau's und des todten Esels schien vergessen zu haben, daß er selber seine eigene Caroße besaß, daß er ebenfalls zwei Pferde hatte in seinen Ställen, auch mit einem galonirten Kutscher behaftet war, der sehr viel Hafer fraß, daß er ebenfalls ein Halbdutzend Bediente, Müßiggänger in Livrée, besoldete, was ihn freilich nicht verhinderte, jedesmal, wenn bei ihm geklingelt ward selbst heran zu springen und die Thüre aufzumachen. — Er trug dabei auf dem Haupte eine lilienweiße Nachtmütze, das baumwollene Nest, worin die tollen Einfalle des großen französischen Humoristen lustig zwitscherten. —

In der That, Letzterer hätte geringeren Geistern die posthumen Ausfälle gegen Loeve-Veimars überlassen sollen. Mancher darunter, der demselben sein Hauptvergehen, die Baronisirung, vorwarf, würde sich vielleicht ebenfalls mit einem mittelalterlichen Titel affublirt haben, wenn er nur den Muth seiner Eitelkeit besessen hätte. Loeve-Veimars aber hatte diesen Muth, und wenn man auch heimlich lächelte, so intimidirte er doch die öffentlichen Lacher, und die Hozier unserer Tage mäkelten nicht zu sehr an seinem Stammbaum, da er immer stählerne Urkunden in Bereitschaft hielt, welche aus dem Archiv von Lepage hervorgegangen.

Ja, jedenfalls die ritterliche Bravour konnte unserem Loeve nicht abgesprochen werden, und wenn er wirklich kein Baron war — worüber ich nie nachforschte — so war ich doch überzeugt daß er verdiente, ein Baron zu sein. Er hatte alle guten Eigenschaften eines Grand Seigneur. In hohem Grade besaß er z. B. die der Freigebigkeit. Er übte sie bis zum Exceß, und er mahnte mich in dieser Beziehung zuweilen an die arabischen Ritter der Wüste, welche vielleicht zu seinen Ahnherren gehörten und bei denen die Freigebigkeit als die höchste Tugend gerühmt ward. Ist sie es wirklich? Ich erinnere mich immer, mit welchem Entzücken ich in den arabischen Märchen, die uns Galland übersetzt hat, die Geschichte von dem jungen Menschen las, der den großen Reichthum, den ihm sein Vater hinterlassen, durch übertriebene Freigebigkeit vergeudet hatte, so daß ihm am Ende von allen seinen Schätzen nur eine außerordentlich schöne Sclavin übrig geblieben. In Letztere war er sterblich verliebt; doch als ein unbekannter Beduine, der sie gesehen, ihre Schönheit mit Begeisterung bewunderte, überwältigte ihn die angeborene Großmuth und höflich sagte er: „Wenn diese Dame dir so außerordentlich gefällt, so nimm sie hin als Geschenk.“ Trotz seiner großen Leidenschaft für die Sclavin, welche in Thranen ausbrach beiahl er ihr dem Unbekannten zu folgen doch dieser war der berühmte Kalif Harun al Raschid, der in der Verkleidung eines Beduinen nächtlich in Bagdad umher zog, um sich incognito mit eignen Augen über Menschen und Dinge zu unterrichten und der Kalif war von der Großmuth des freigebigen jungen Menschen so sehr erbaut, daß er ihm nicht blos seine Geliebte zurück schickte, sondern ihn auch zu seinem Großvezier machte und mit neuen Reichthümern und einem prächtigen Palast, dem schönsten in Bagdad, beschenkte.

Bagdad, der Schauplatz der meisten Marchen der Scheherezade die Hauptstadt von „Tausend und eine Nacht“, diese Stadt, deren Name schon einen phantastischen Zauber ausübt, war lange Zeit der Aufenthaltsort unseres Loeve-Veimars, der von 1838 – 1845 als französischer Consul dort residirte. Niemand hat dort mit größerer Klugheit und Würde die Ehre Frankreichs vertreten, und eben bei den Orientalen war seine natürliche Prunksucht am rechten Platze, und er imponirte ihnen durch Verschwendung und Pracht. Wenn er in seiner Litère oder in einem verschlossenen reich geschmückten Palankin durch die Straßen von Bagdad getragen ward, umgab ihn seine Dienerschaft in den abenteuerlichsten Costümen, einige Dutzend Sclaven aus allen Ländern und von allen Farben, Bewaffnete in den sonderbarsten Armaturen, Pauken- und Zinken- und Tamtam-Schläger, die, auf Kamelen oder reich karapaconirten Maulthieren sitzend, einen ungeheuren Lärm machten, und dem Zuge voran ging ein langer Bursche der in einem Kaftan

von Goldbrocat ſtak, auf dem Haupte einen indiſchen Turban trug, der mit Perlenſchnüren, Edelſteinen und Marabutfedern geſchmückt, und dieſer hielt in der Hand einen langen goldnen Stab, womit er das andringende Volk fort trieb, während er in arabiſcher Sprache ſchrie: „Platz für den allmächtigen, weiſen und herrlichen Stellvertreter des großen Sultan Ludwig Philipp!“ Jener Anführer des Gefolges war aber kein Anderer als unſer Monſieur Gottlieb, der diesmal nicht mehr einen Deutſchen, ſondern einen Aegypter oder Aethiopen vorſtellte, diesmal auch vorgab, keine einzige von allen europäiſchen Sprachen zu verſtehen, und gewiß in den Straßen von Bagdad noch weit mehr Spektakel machte als in der friedlichen Rue des Prêtres zu Paris bei Gelegenheit jener Viſite, worüber der alte Kamerad ſich ſo mißlaunig in ſeinem Montagsfeuilleton vernehmen ließ.

In der That, durch ſeine äußere Erſcheinung imponirte Loeve-Veimars minder den Orientalen, die vielmehr eine große Amtswürde gern durch

eine große Corpulenz und sogar Obesität repräsentirt sehen. Diese Vorzüge mangelten aber dem französischen Consul, der von sehr schmächtiger und eben nicht sehr großer Gestalt war, obgleich er auch durch seine Aeußerlichkeit den Grand Seigneur nicht verleugnete. Ja, wie er, wenn es wirklich kein Baron war, doch es zu sein verdiente durch seinen Charakter, so trug auch seine leibliche Erscheinung alle Merkmale adeliger Art und Weise. Auch in seinem Aeußern war etwas Edelmännisches: eine feine, aalglatte, zierliche Gestalt, vornehme weiße Hände, deren diaphane Nägel mit besonderer Sorgfalt geglättet waren, ein zartes, fast weibisches Gesichtchen mit stechend blauen Augen, und Wangen, deren rosige Blüthe mehr ein Product der Kunst als der Natur, und blondes Haar, das äußerst spärlich die Glatze bedeckte, aber durch alle mögliche Oele, Kämme und Bürsten sehr sorgfältig unterhalten wurde. Mit einer glücklichen Selbstzufriedenheit zeigte Loeve seinen Freunden zuweilen den Kasten, worin jene Kosmetika, die unzähligen Kämme und Bürsten von allen Dimensionen, und die dazu gehörigen Schwämme und Schwämmchen enthalten waren. Es war die Freude eines Kindes, das seine Spielsachen mustert — aber war das ein Grund, so bitterböse über ihn Zeter zu schreien? Er gab sich für einen Cato aus, und unsere Catonen hatten kein Recht, von ihm jene Tugenden zu verlangen, mit welchen sie in ihren Journalen sich so republikanisch drapiren.

Loeve-Veimars war kein Aristokrat, seine Gesinnung war vielmehr demokratisch, aber seine Gefühlsweise war, wie gesagt, die eines Gentilhomme.

. . . . . .

Autobiographische Skizze

1835.

An Philarète Chasles.

Paris, den 11. Januar 1835.

Soeben empfing ich das Schreiben mit dem Sie mich beehrt haben, und ich beeile mich, Ihnen die gewünschte Auskunft zu geben.

Ich bin geboren im Jahre 1800 zu Düsseldorf, einer Stadt am Rhein, die von 1806—1814 von den Franzosen occupirt war, so daß ich schon in meiner Kindheit die Luft Frankreichs eingeathmet. Meine erste Ausbildung erhielt ich im Franciskanerkloster zu Düsseldorf. Späterhin besuchte ich das Gymnasium dieser Stadt, welches damals „Lyceum" hieß. Ich machte dort alle die Classen durch, wo Humaniora gelehrt wurden, und ich habe mich in der obern Classe ausgezeichnet, wo der Rector Schallmeyer Philosophie, der Professor Brewer Mathematik, der Abbé Daulnoie die französische Rhetorik und Dichtkunst lehrte, und Professor Kramer die classischen Dichter explicirte. Diese Männer leben noch jetzt, mit Ausnahme des Ersteren, eines katholischen Priesters, der sich meiner ganz besonders annahm, wahrscheinlich des Bruders meiner Mutter, des Hofraths von Geldern wegen, der sein Universitätsfreund war, und auch, wie ich glaube, meines Großvaters wegen, des Doctors von Geldern, eines berühmten Arztes, der ihm das Leben gerettet.

Mein Vater war Kaufmann und ziemlich vermögend; er ist todt. Meine Mutter, eine treffliche Frau, lebt noch jetzt, zurückgezogen von der großen Welt. Ich habe eine Schwester, Frau Charlotte von Embden, und zwei Brüder, von welchen der Eine, Gustav von Geldern (er hat den Namen der Mutter angenommen), Dragonerofficier in Diensten Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich ist; der Andere, Dr. Maximilian Heine, ist Arzt in der russischen Armee, mit welcher er den Uebergang über den Balkan gemacht.

Meine, durch romantische Launen, durch Etablissementsversuche, durch Liebe und durch andere Krankheiten unterbrochenen Studien wurden seit dem Jahre 1819 zu Bonn, zu Göttingen und zu Berlin fortgesetzt. Ich habe viertbalb Jahre in Berlin gelebt, wo ich mit den ausgezeichnetsten Gelehrten auf freundschaftlichem Fuße stand, und wo ich von Krankheiten aller Art, unter andern von einem Degenstich in die Lenden heimgesucht worden bin, den mir ein gewisser Scheller aus Danzig beigebracht, dessen Namen ich nie vergessen werde, weil er der einzige Mensch ist, der es verstanden hat, mich auf's Empfindlichste zu verwunden.

Ich habe sieben Jahre lang auf den obgenannten Universitäten studirt, und zu Göttingen war es, wo ich, dorthin zurückgekehrt, den Grad als Doctor der Rechte nach einem Privatexamen und einer öffentlichen Disputation erhielt, bei welcher der berühmte Hugo, damals Decan der juristischen Facultät, mir auch nicht die kleinste scholastische

Formalität erließ. Obgleich dieser letztere Umstand Ihnen sehr germanisch erscheinen mag, bitte ich Sie doch, davon Notiz zu nehmen, weil man in einem wider mich geschriebenen Buche die Behauptung aufgestellt hat, ich hätte nur mein akademisches Diplom nur erkauft. Unter all den Lügen die man über mein Privatleben hat drucken lassen, ist dies die einzige, die ich niederschlagen möchte. Da sehen Sie den Gelehrtenstolz! Man sage von mir, ich sei ein Bastard, ein Henkerssohn, ein Straßenräuber, ein Atheist, ein schlechter Poet — ich lache darüber; aber es zerreißt mir das Herz, meine Doctorwürde bestritten zu sehen! Unter uns gesagt, obgleich ich Doctor der Rechte bin, ist die Jurisprudenz gerade die Wissenschaft von welcher ich unter allen am wenigsten weiß.

Von meinem sechzehnten Jahre an habe ich Verse gemacht. Meine ersten Poesien wurden im Jahre 1821 zu Berlin gedruckt. Zwei Jahre später gab ich neue Gedichte nebst zwei Tragödien heraus. Die eine der letzteren ward zu Braunschweig, der Hauptstadt des gleichnamigen Herzogthums, aufgeführt und ausgezischt. Im Jahre 1826 erschien der erste Band der „Reisebilder"; die drei andern Bände kamen einige Jahre später bei den Herren Hoffmann und Campe heraus, welche noch immer meine Verleger sind. Während der Jahre 1820—1831 habe ich abwechselnd zu Lüneburg, zu Hamburg und zu München gelebt, wo ich mit meinem Freunde Lindner die „Politischen Annalen" herausgab. In der Zwischenzeit habe ich Reisen in fremde Länder gemacht. Seit zwölf Jahren habe ich die Herbstmonate stets am Meeresufer zugebracht, gewöhnlich auf einer der kleinen Inseln der Nordsee. Ich liebe das Meer wie eine Geliebte, und ich habe seine Schönheit und seine Launen besungen. Diese Dichtungen befinden sich in der deutschen Ausgabe der „Reisebilder"; in der französischen Ausgabe habe ich sie weggelassen, sowie auch den polemischen Theil der sich auf den Geburtsadel, auf die Teutomanen und auf die katholische Propaganda bezieht. Was den Adel betrifft, so habe ich diesen noch in der Vorrede zu den „Briefen von Kahldorf" besprochen die nicht von mir verfaßt sind, wie das deutsche Publicum irrthümlich glaubt. Was die Teutomanen, diese deutschen alten Weiber (ces vieilles Allemagnes), betrifft, deren Patriotismus nur in einem blinden Hasse gegen Frankreich bestand, so habe ich sie in all meinen Schriften mit Erbitterung verfolgt. Es ist dies eine Animosität, die noch von der Burschenschaft herdauert, zu welcher ich gehörte. Ich habe zur selben Zeit die katholische Propaganda, die Jesuiten Deutschlands bekämpft sowohl um Verleumder zu züchtigen, die mich zuerst angegriffen, als um einem protestantischen Sinne zu genügen. Dieser mag mich freilich bisweilen zu weit fortgerissen haben, denn der Protestantismus war nur nicht blos eine liberale Religion sondern auch der Ausgangspunkt der deutschen Revolution, und ich gehörte der lutherischen Confession nicht nur durch den Taufact an, sondern auch durch eine Kampfeslust, die mich an den Schlachten dieser [illegible] theilnehmen hieß. Aber während ich die socialen Interessen des Protestantismus vertheidigte, habe ich aus meinen pantheistischen Sympathien niemals ein Hehl gemacht. Deshalb bin ich des Atheismus beschuldigt worden. Schlecht unterrichtete oder böswillige Landsleute haben schon lange das Gerücht verbreitet, ich hätte den saint-simonistischen Rock angezogen; Andere beehren mich mit dem Judenthum. Es thut mir leid daß ich nicht immer in der Lage bin, dergleichen Liebesdienste zu vergelten.

Ich habe nie geraucht: eben so wenig bin ich ein Freund des Bieres, und erst in Frankreich habe ich zum ersten Mal Sauerkraut gegessen. In der Literatur habe ich mich in Allem versucht. Ich habe lyrische, epische und dramatische Gedichte verfaßt; ich habe über Kunst, über Philosophie, über Theologie, über Politik geschrieben ... Gott verzeih's! Seit zwölf Jahren bin ich in Deutschland besprochen worden; man lobt mich oder man tadelt mich, aber stets mit Leidenschaft und ohne Ende. Da haßt, da verabscheut, da vergöttert, da beleidigt man mich. Seit dem Monat Mai 1831 lebe ich in Frankreich. Seit fast vier Jahren habe ich keine deutsche Nachtigall gehört.

Aber genug! ich werde traurig.

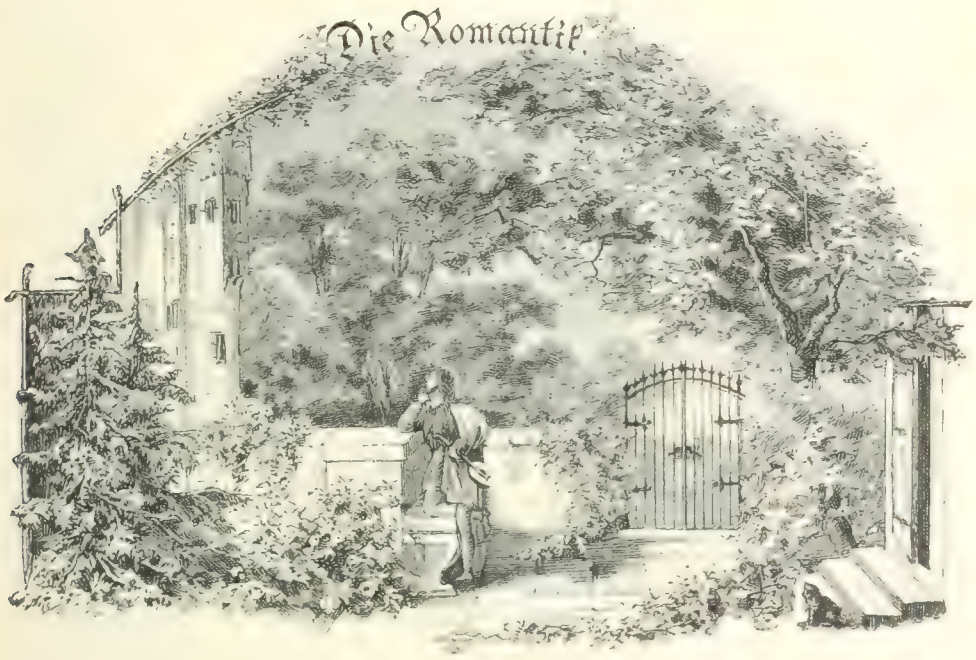
Wenn Sie noch andere Auskunft wünschen, will ich sie Ihnen mit Vergnügen ertheilen. Ich sehe es immer gern, wenn Sie mich selbst darum angehen. Reden Sie gut von mir, reden Sie gut von Ihrem Nächsten, wie das Evangelium es gebeut, und genehmigen Sie die Versicherung der ausgezeichneten Hochachtung, mit welcher ich bin, ꝛc.

Heinrich Heine.

Albert Methfessel.

Hamburg, Mitte October 1825.

Unsere gute Stadt Hamburg, die vor einigen Jahren durch das Ableben des braven, groben, herzensbiedern, kenntnißvollen und anticatalanistischen Schwenke einen noch unvergessenen Verlust erlitt, scheint jetzt hinlänglichen Ersatz dafür zu finden, indem sich einer der ausgezeichnetsten Musiker hier niederlassen will. Das ist Albert Methfessel, dessen Liedermelodien durch ganz Deutschland verbreitet sind von allen Volksclassen geliebt werden, und sowohl im Kränzchen sanftmüthiger Philisterlein als in der wilden Kneipe zechender Bursche klingen und wiederklingen. Auch Referent hat zu seiner Zeit manches hübsche Lied aus dem Methfessel'schen Commersbuche ehrlich mitgesungen, hat schon damals Mann und Buch hochgeschätzt. Wahrlich, man kann jene Componisten nicht genug ehren, welche uns Liedermelodien geben, die von der Art sind, daß sie sich Eingang bei dem Volk verschaffen, und rechte Lebenslust und wahren Frohsinn verbreiten. Die meisten Componisten sind innerlich so verkünstelt, verjumpt und verschroben, daß sie nichts Reines, Schlichtes, kurz nichts Natürliches hervorbringen können und das Natürliche, das organisch Hervorgegangene und mit dem unnachahmlichen Stempel der Wahrheit Gezeichnete ist es eben, was den Liedermelodien jenen Zauber verleiht, der sie allen Gemüthern einprägt und sie populär macht. Einige unserer Componisten sind zwar der Natur noch immer nahe genug geblieben daß sie dergleichen schlichte Liedercompositionen liefern könnten; aber theils dünken sie sich zu vornehm dazu, theils gefallen sie sich in absichtlichen Naturabweichungen und fürchten, daß man sie nicht für wirkliche Künstler halten möchte, wenn sie nicht musikalische Kunststücke machen. Das Theater ist die nächste Ursache warum das Lied vernachlässigt wird; Alles, was nur den Generalbaß studirt oder halb studirt oder gar nicht studirt hat, stürmt nach den Brettern. Leidige Nachahmerei, Untergang mancher wirklich Talentvollen! Weichmüthige Blüthenseelen wollen kolossale Elephanten-Musik hervor posaunen und pauken; handfeste Kraftkerle wollen süße Rossinische Rosinen Musik oder gar noch überzuckerte Rosinen Musik hervor hauchen. Gott besser's! — Wir wollen daher Componisten wie Methfessel ehren — und ihn ganz besonders — und seine Liedermelodien dankbar anerkennen.



(1820.)

Was Ohnmacht nicht begreift, sind Träumereien.
A. W. v. Schlegel.

No. 12, 14 und 27 des „Kunst- und Unterhaltungsblatts“ enthält eine alte, aber neu aufgewärmte und glossirte Satire wider Romantik und romantische Form. Ob man zwar einer solchen Satire eigentlich nur mit einer Gegensatire entgegnen sollte, so ist es dennoch die Frage, ob man hiedurch der Sache selbst nützen würde. No. 124 der „Hall. allgem. Literatur-Zeitung“ enthält die Recension einer solchen Gegensatire, deren Wirkung auf die Gegenpartei dieselbe zu sein scheint, welche auch jene Karfunkel- und Solaris-Satiren auf die Romantiker ausgeübt haben, nämlich Achselzucken. Ich wenigstens möchte daher nicht ohne Aussicht, dadurch nützen zu können, also blos des Scherzes halber, von einer Sache sprechen, von der die Ausbildung des deutschen Wortes fast ausschließlich abhängt. Denn wenn man auf den Rock schlägt, so trifft der Hieb auch den Mann der im Rocke steckt, und wenn man über die poetische Form des deutschen Wortes spöttelt, so läuft auch Manches mit unter, wodurch das deutsche Wort selbst verletzt wird. Und dieses Wort ist ja eben unser heiligstes Gut, ein Grenzstein Deutschlands, den kein schlauer Nachbar verrücken kann, ein Freiheitswecker, dem kein fremder Gewaltiger die Zunge lähmen kann, eine Oriflamme in dem Kampfe für das Vaterland, ein Vaterland selbst demjenigen, dem Thorheit und Arglist ein Vaterterland verweigern. — Ich will daher mit wenigen Worten, ohne polemische Ausfälle, und ganz unbefangen, meine subjectiven Ansichten über Romantik und romantische Form hier mittheilen.

Im Alterthum, das heißt eigentlich bei Griechen und Römern, war die Sinnlichkeit vorherrschend. Die Menschen lebten meistens in äußern Anschauungen, und ihre Poesie hatte vorzugsweise das Aeußere, das Objective, zum Zweck und zugleich zum Mittel der Verherrlichung. Als aber ein schöneres und milderes Licht im Orient aufleuchtete, als die Menschen anfingen zu ahnen, daß es noch etwas Besseres gibt als Sinnenrausch, als die unüberschwänglich beseligende Idee des

Christenthums, die Liebe, die Gemüther zu durchschauern begann: da wollten auch die Menschen diese geheimen Schauer diese unendliche Wehmuth und zugleich unendliche Wollust mit Worten aussprechen und besingen. Vergebens suchte man nun durch die alten Bilder und Worte die neuen Gefühle zu bezeichnen. Es mußten jetzt neue Bilder und neue Worte erdacht werden, und just solche, die durch eine geheime sympathetische Verwandtschaft mit jenen neuen Gefühlen diese letztern zu jeder Zeit im Gemüthe erwecken und gleichsam heraufbeschwören konnten. So entstand die sogenannte romantische Poesie, die in ihrem schönsten Lichte im Mittelalter aufblühete, späterhin vom kalten Hauch der Kriegs- und Glaubensstürme traurig dahinwelkte und in neuerer Zeit wieder lieblich aus dem deutschen Boden aufsproßte und ihre herrlichsten Blumen entfaltete. Es ist wahr: die Bilder der Romantik sollten mehr erwecken als bezeichnen. Aber nie und nimmermehr ist dasjenige die wahre Romantik, was so Viele dafür ausgeben, nämlich ein Gemengsel von spanischem Schmelz, schottischen Nebeln und italienischem Geklinge, verworrene und verschwimmende Bilder, die gleichsam aus einer Zauberlaterne ausgegossen werden und durch buntes Farbenspiel und frappante Beleuchtung seltsam das Gemüth erregen und ergötzen. Wahrlich, die Bilder, wodurch jene romantischen Gefühle erregt werden sollen, dürfen eben so klar und mit eben so bestimmten Umrissen gezeichnet sein, als die Bilder der plastischen Poesie. Diese romantischen Bilder sollen an und für sich schon ergötzlich sein; sie sind die kostbaren goldenen Schlüssel, womit, wie alte Märchen sagen, die hübschen verzauberten Feengärten aufgeschlossen werden. — So kommt es, daß unsere zwei größten Romantiker Goethe und A. W. von Schlegel zu gleicher Zeit auch unsere größten Plastiker sind. In Goethe's „Faust" und Liedern sind dieselben reinen Umrisse, wie in der „Iphigenie", in „Hermann und Dorothea", in den Elegien u. s. w.; und in den romantischen Dichtungen Schlegel's sind dieselben sicher und bestimmt gezeichneten Conturen wie in dessen wahrhaft plastischem „Rom". O, möchten dies doch endlich Diejenigen beherzigen, die sich so gern Schlegelianer nennen.

Viele aber, die bemerkt haben, welchen ungeheueren Einfluß das Christenthum, und in dessen Folge das Ritterthum, auf die romantische Poesie ausgeübt haben, vermeinen nun Beides in ihre Dichtungen einmischen zu müssen, um denselben den Charakter der Romantik aufzudrücken. Doch glaube ich, Christenthum und Ritterthum waren nur Mittel, um der Romantik Eingang zu verschaffen; die Flamme derselben leuchtet schon längst auf dem Altare unserer Poesie; kein Priester braucht noch geweihtes Oel hinzuzugießen, und kein Ritter braucht mehr bei ihr die Waffenwacht zu halten. Deutschland ist jetzt frei, kein Frommler vermag mehr die deutschen Geister einzukerkern; kein brüsker Herrscherling vermag mehr die deutschen Leiber zur Frohn zu peitschen, und deshalb soll auch die deutsche Muse wieder ein freies, blühendes, unaffectirtes, ehrlich deutsches Mädchen sein, und keine schmachtende Elevin und kein ahnenstolzes Ritterfräulein.

Möchten doch Viele diese Ansicht theilen: dann gäbe es bald keinen Streit mehr zwischen Romantikern und Plastikern. Der romantische Lorbeer muß welken, ehe wieder das Oelblatt auf unserem Parnasse hervorgrünt.

Verschiedenartige

Geschichtsauffassung.

Das Buch der Geschichte findet mannigfaltige Auslegungen. Zwei ganz entgegengesetzte Ansichten treten hier besonders hervor. Die Einen sehen in allen irdischen Dingen nur einen trostlosen Kreislauf; im Leben der Völker wie im Leben der Individuen, in diesem, wie in der organischen Natur überhaupt, sehen sie ein Wachsen Blühen, Welken und Sterben: Frühling Sommer, Herbst und Winter. „Es ist nichts Neues unter der Sonne!“ ist ihr Wahlspruch: und selbst dieser ist nichts Neues, da schon vor zwei Jahrtausenden der König des Morgenlandes ihn hervor geseufzt. Sie zucken die Achsel über unsere Civilisation, die doch endlich wieder der Barbarei weichen werde; sie schütteln den Kopf über unsere Freiheitskämpfe, die nur dem Aufkommen neuer Tyrannen förderlich seien; sie lächeln über alle Bestrebungen eines politischen Enthusiasmus, der die Welt besser und glücklicher machen will und der doch am Ende erkühle und nichts gefruchtet; — in der kleinen Chronik von Hoffnungen Nöthen, Mißgeschicken, Schmerzen und Freuden, Irrthümern und Enttäuschungen, womit der einzelne Mensch sein Leben verbringt, in dieser Menschengeschichte sehen sie auch die Geschichte der Menschheit. In Deutschland sind die Weltweisen der historischen Schule und die Poeten aus der Wolfgang Goethe'schen Kunstperiode ganz eigentlich dieser Ansicht zu gethan, und Letztere pflegen damit einen sentimentalen Indifferentismus gegen alle politischen Angelegenheiten des Vaterlandes allersüßlichst zu beschönigen.

Eine zur Genüge wohlbekannte Regierung in Norddeutschland weiß ganz besonders diese Ansicht zu schätzen, sie läßt ordentlich Menschen darauf reisen, die unter den elegischen Ruinen Italiens die gemüthlich beschwichtigenden Fatalitätsgedanken in sich ausbilden sollen, um nachher, in Gemeinschaft mit vermittelnden Predigern christlicher Unterwürfigkeit, durch kühle Journalaufschläge das dreitägige Freiheitsfieber des Volkes zu dämpfen. Immerhin, wer nicht durch freie Geisteskraft emporsprießen kann der mag am Boden ranken; jener Regierung aber wird die Zukunft lehren, wie weit man kommt mit Ranken und Ränken.

Der oben besprochenen, gar fatalen fatalistischen Ansicht steht eine lichtere entgegen, die mehr mit der Idee einer Vorsehung verwandt ist, und wonach alle irdischen Dinge einer schönen Vervollkommenheit entgegen reifen, und die großen Helden und Heldenzeiten nur Staffeln sind zu einem höheren gottähnlichen Zustande des Menschengeschlechtes, dessen sittliche und politische Kämpfe endlich den heiligsten Frieden, die reinste Verbrüderung und

die ewigste Glückseligkeit zur Folge haben. Das goldene Zeitalter, heißt es, liege nicht hinter uns, sondern vor uns; wir seien nicht aus dem Para dieſe vertrieben mit einem flammenden Schwerte, sondern wir müßten es erobern durch ein flammendes Herz, durch die Liebe: die Frucht der Erkenntniß gebe uns nicht den Tod, sondern das ewige Leben. — „Civilisation" war lange Zeit der Wahlspruch bei den Jüngern solcher Ansicht. In Deutschland huldigte ihr vornehmlich die Humanitätsschule. Wie bestimmt die sogenannte philosophische Schule dahin zielt, ist männiglich bekannt. Sie war den Untersuchungen politischer Fragen ganz besonders förderlich, und als höchste Blüthe dieser Ansicht predigt man eine idealische Staatsform, die, ganz basirt auf Vernunftgründen, die Menschheit in letzter Instanz veredeln und beglücken soll. — Ich brauche wohl die begeisterten Kämpen dieser Ansicht nicht zu nennen. Ihr Hochstreben ist jedenfalls erfreulicher als die kleinen Windungen niedriger Ranken; wenn wir sie einst bekämpfen, so geschehe es mit dem kostbarsten Ehrenschwerte, während wir einen rankenden Knecht nur mit der wahlverwandten Knute abfertigen werden.

Beide Ansichten, wie ich sie angedeutet, wollen nicht recht mit unseren lebendigsten Lebensgefühlen übereinklingen; wir wollen auf der einen Seite nicht umsonst begeistert sein und das Höchste setzen an das unnütz Vergängliche; auf der anderen Seite wollen wir auch, daß die Gegenwart ihren Werth behalte und daß sie nicht blos als Mittel gelte und die Zukunft ihr Zweck sei. Und in der That, wir fühlen uns wichtiger gestimmt, als daß wir uns nur als Mittel zu einem Zwecke betrachten möchten: es will uns überhaupt bedünken, als seien Zweck und Mittel nur conventionelle Begriffe, die der Mensch in die Natur und in die Geschichte hinein gegrübelt, von denen aber der Schöpfer nichts wußte, indem jedes Erschaffniß sich selbst bezweckt und jedes Ereigniß sich selbst bedingt, und Alles, wie die Welt selbst, seiner selbst willen da ist und geschieht. — Das Leben ist weder Zweck noch Mittel: das Leben ist ein Recht. Das Leben will dieses Recht geltend machen gegen den erstarrenden Tod, gegen die Vergangenheit, und dieses Geltendmachen ist die Revolution. Der elegische Indifferentismus der Historiker und Poeten soll unsere Energie nicht lähmen bei diesem Geschäfte; und die Schwärmerei der Zukunftsbeglücker soll uns nicht verleiten die Interessen der Gegenwart und das zunächst zu verfechtende Menschenrecht, das Recht zu leben auf's Spiel zu setzen.

Le pain est le droit du peuple, sagte Saint-Just, und das ist das größte Wort, das in der ganzen Revolution gesprochen worden.

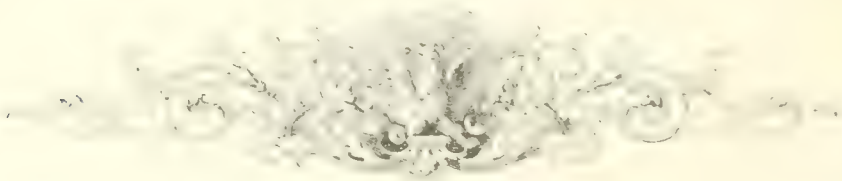
Eingangsworte zur Uebersetzung eines lappländischen Gedichtes.

Lappland bildet die äußerste Spitze der russischen Besitzungen im Norden, und die vornehmen oder wohlhabenden Lappländer, welche an der Schwindsucht leiden, pflegen nach St. Petersburg zu reisen, um hier die Annehmlichkeiten eines südlichen Klimas zu genießen. Bei manchen dieser kranken Exulanten gesellen sich dann zu dem physischen Siechthum auch wohl die moralischen Krankheiten der europäischen Civilisation, mit welcher sie in Contact kommen. Sie beschäftigen sich jetzt mit Politik und Religion. Die Lectüre der „Soirées de St. Petersbourg", die sie für ein nützliches Handbuch hielten, für einen Guide dieser Hauptstadt, belehrt sie, daß der Stützpunkt der bürgerlichen Gesellschaft der Henker sei; doch die Reaction bleibt nicht aus, und von der Bourreaukratie des de Maistre springen sie über zum herbsten Communismus, sie erklären alle Rentbiere und Seehunde als Staatseigenthum, sie lesen Hegel und werden Atheisten: doch bei zunehmender Rückgratschwindsucht lenken sie wieder gelinde ein und schlagen über in weinerlichen Pietismus, werden Mucker, wo nicht gar Anhänger der Sionsmutter. — Dem französischen Leser sind diese zwei Religionssecten vielleicht wenig bekannt; in Deutschland sind sie es leider desto mehr, in Deutschland ihrer eigentlichen Heimat. Die Mucker herrschen vorzüglich in den östlichen Provinzen des Reiches, wo selbst sehr viele Bewohner zu ihnen gehörten. Sie huldigen der Lehre daß es nicht hinreichend sei, sein Leben ohne Sünde zu verbringen, sondern daß man auch mit der Sünde gekämpft und ihr widerstanden habe müsse; der Sieger, und sei er auch mit Sündenwunden bedeckt, wäre gottgefälliger als der unverwundete Recrut der Tugend, der nie in der Schlacht gewesen. Deshalb in ihren Zusammenkünften, oder auch in einem Tête-à-tête von Personen beider Geschlechter, suchen sie sich wechselseitig zur Sünde zu reizen, doch sie widerstehen allen Anfechtungen der Sünde. — Ist es nicht der Fall, je nun, so werden ein andermal die Angriffe, das ganze Manöver, wiederholt.

Die Secte von der Sionsmutter hatte ihren Hauptsitz in einer westlichen Provinz, nämlich im Wupperthale des Großherzogthums Berg, und

das Princip ihrer Lehre hat eine gewisse Hegel'sche Färbung. Es beruht auf der Idee: nicht der einzelne Mensch, sondern die ganze Menschheit sei Gott; der Sohn Gottes, der erwartete Heiland unserer Zeit, der sogenannte Sion, könne daher nicht von einem einzelnen Menschen, sondern er könne nur von der ganzen Menschheit abstammen, und seine Gebärerin, die Sionsmutter, müsse daher nicht mit einem einzelnen Menschen, sondern mit der Gesammtheit der Menschen, von der Menschheit, vermählt werden. Diese Idee einer Vermählung mit der Gesammtheit der Menschen suchte nun die Sionsmutter so nahe als möglich zu verwirklichen, sie substituirte ihr die Vielheit der Menschen, und es entstand eine mystische Polyandrie, welcher die preußische Regierung durch Gendarmen ein Ende machte. Die Sionsmutter im Wupperthale war eine vierzigjährige, bläßliche und krankhafte Person. Sie verschwand vom Schauplatz, und ihre Mission ist gewiß auf eine Andere übergegangen. — Wer weiß, die Sionsmutter lebt vielleicht hier unter uns zu Paris, und wir, die wir ihre Aufgabe nicht erkennen, verlästern sie und ihren Eifer für das Heil der Menschheit.

Unter die Krankheiten, denen die Lappländer ausgesetzt sind, welche nach Petersburg kommen, um die Milde eines südlichen Klimas zu genießen, gehört auch die Poesie. Einer solchen Contagion verdanken wir das nachstehende Gedicht, dessen Verfasser ein junger Lappländer ist, der wegen Rückenmarkschwindsucht nach Petersburg emigrirte und dort vor geraumer Zeit gestorben. Er hatte viel Talent, war befreundet mit den ausgezeichnetsten Geistern der Hauptstadt und beschäftigte sich viel mit deutscher Philosophie, die ihn bis an den Rand des Atheismus brachte. Durch die besondere Gnade des Himmels ward er aber noch zeitig aus dieser Seelengefahr gerettet, er kam noch vor seinem Tode zur Erkenntniß Gottes, was seine Unglaubensgenossen sehr scandalisirte: der ganze hohe Clerus des Atheismus schrie Anathem über den Renegaten der Gottlosigkeit. Unterdessen aber nahmen seine körperlichen Leiden zu, seine Finanzen nahmen ab, und die wenigen Renthiere, welche sein Vermögen ausmachten, waren bald bis zum letzten aufgegessen. Im Hospitale, dem letzten Asyl der Poeten, sprach er zu einem der zwei Freunde, die ihm treu geblieben: „Leb' wohl! Ich verlasse diese Erde, wo das Geld und die Intrigue zur Alleinherrschaft gelangt. — Nur Eins that mir weh: ich sah, daß man durch Geld und Intrigue auch den Ruhm eines Genies erlangen, als solches gefeiert werden kann, nicht blos von einer kleinen Anzahl Unmündiger, sondern von den Begabtesten, von der ganzen Zeitgenossenschaft und bis zum äußersten Winkel der Welt." In diesem Augenblicke klang unter den Fenstern des Hospitales ein Leierkasten, dudelnd: „Das Gold ist nur Chimäre", die berühmte Melodie von Meyerbeer. — Der Kranke lächelte, verhüllte das Haupt und starb.



Recensioner.

Rheinisch-westfälischer Musen-Almanach auf das Jahr 1821

„Wie lange wird wird gut" — „Eile mit Weile" „Rom ist nicht in einem Tag gebaut" „Kommst du heute nicht kommst du morgen" und noch viele hundert ähnliche Sprichwörter führt der Deutsche beständig im Munde dienen ihm als Krücken bei jeder Handlung und sollten mit Recht der ganzen deutschen Geschichte als Motto vorangesetzt werden.

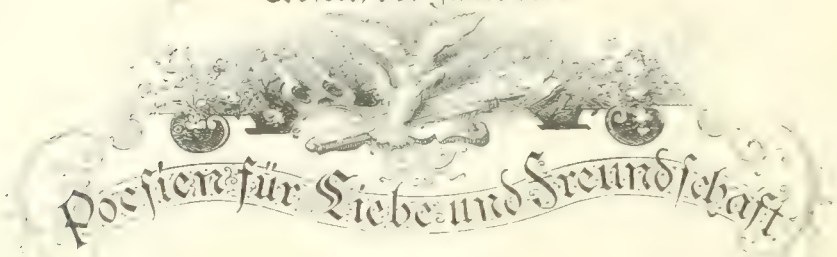
Nur unsere Almanachs Herausgeber haben sich von jenen ledigen Sprichwörtern losgesagt und ihre poetischen Blumensträußchen, die dem Publicum in winterlicher Zeit ein Surrogat für wirkliche Sommerblumen sein sollen, pflegen schon im Frühherbste zu erscheinen. Es ist daher befremdend, daß vorliegender poetische Blumenstrauß so spät, nämlich im April 1821, zum Vorschein gekommen. Lag die Schuld an den Blumenlieferanten, den Einsendern? oder am Straußbinder, dem Herausgeber? oder an der Blumenhändlerin, der Verlagshandlung? Doch es ist ja kein gewöhnlicher Almanach, kein poetisches Taschenbuch oder ähnliches Duodezbüchlein, das als ein niedliches Neujahrsgeschenk in die Sammet-Ridiculs holder Damen geschmeidig hineingleiten soll, oder bestimmt ist, mit der feingeglätteten Vignettenkapsel und dem hervorblitzenden Goldschnitt auf duftender Toilette neben der Pomadenbüchse zu prangen; nein — Herr Raßmann gibt uns einen Musen-Almanach. In einem solchen darf nämlich gar keine Prosa und wenn es thunlich ist auch gar nichts Prosaisches enthalten sein: aus dem einfachen Grunde: weil die Musen nie in Prosa sprechen. Dieser Satz, der durch historische Erinnerungen an die Musen-Almanache von Voß, Tieck, Schlegel u. s. w. entstanden ist, hat des Referenten selige Großmutter einst veranlaßt, zu behaupten, daß es eigentlich gar keine Poesie gibt, wo keine Reime klingen oder Hexameter springen. Nach diesem Grundsatz kann man dreist behaupten, daß viele unserer berühmten, viele unserer sehr gelesenen Autoren, wie z. B. Jean Paul Hoffmann, Clauren, Caroline Fouqué u. s. w. nichts von der Poesie verstehen, weil sie nie oder höchst selten Verse machen. Doch viele Leute, worunter Referent so halb und halb auch gehört, wollen diesen Grundsatz bestreiten. Sollte Herr Raßmann nicht auch zu diesen Leuten gehören? Warum aber diese engbrüstige Laune, bei einer poetischen Kunstausstellung — was doch der Musen-Almanach eigentlich sein soll — gar keine Prosa einzulassen? — Indessen, abgesehen von allem Zufälligen und zur Form Gehörigen muß Referent gestehen, daß ihn der Inhalt des Büchleins recht freundlich und

innig angesprochen hat, daß ihm bei manchem Gedichte das Herz aufgegangen und daß ihm bei der Lectüre des „Rheinisch-westfälischen Musen-Almanachs" so wohlig, heimisch und behaglich zu Muthe war, als ob er sein Leibgericht äße, roben westfälischen Schinken nebst einem Glase Rheinwein. Durchaus soll hier nicht angedeutet sein, als ob die im Almanach enthaltenen westfälischen Dichter mit westfälischem Schinken, hingegen die ebenfalls darin enthaltenen rheinischen Dichter mit Rheinwein zu vergleichen wären. Referent kennt zu genau den kreuzbraven, echtwackern Sinn des Kernwestfalen, um nicht zu wissen, daß er in keinem Zweige der Literatur seinen Nachbaren nachzustehen braucht, obzwar er noch nicht darauf eingeübt ist, mit den literarischen Castagnetten sich durchzuklappern und ästhetische Maulhelden niederzuschwatzen.

Von den siebenunddreißig Dichtern die der Musen-Almanach vorführt und worunter auch einige neue Namen hervorgrüßen, muß zuerst der Herausgeber erwähnt werden. Raßmann gehört der Form nach der neuern Schule zu; doch sein Herz gehört noch der alten Zeit an, jener guten alten Zeit, wo alle Dichter Deutschlands gleichsam nur ein Herz hatten. Schon bei dem flüchtigen Anblick der Gegenstände der literarischen Thätigkeit Raßmann's wird man innig gerührt durch seine Liebe für fremde Arbeiten und sein emsiges Hervorsuchen des fremden Verdienstes (lauter altfränkische Eigenschaften, die längst aus der Mode gekommen!) In den Gedichten Raßmann's, die der Musen-Almanach enthält, besonders in „Einzwängung des Frühlings", „Der Töpfer nach der Heirat" und im „Armen Heinrich" finden sich ganz ausgesprochen jene grundehrliche Gesinnung, liebreiche Betriebsamkeit und fast Hans-Sachsische Ausmalerei. E. M. Arndt's Gedicht „Die Burg des echten Wächters" ist herzlich und jugendlich frisch. In W. v. Blomberg's „Elegie auf die Herzogin von Weimar" sind recht schöne und anmuthige Stellen. Bueren's Nachtstück „Die Hexen" ist sehr anziehend; der Verfasser fühlt gar wohl, wie viel durch metrische Kunstgriffe erreicht werden kann, er fühlt gar wohl die Macht der Spondeen, besonders der spondeischen Reime; doch die höhere Feinheit, die Mäßigkeit, die im Gebrauche derselben beobachtet werden muß, ist ihm bis jetzt noch unbekannt. In J. B. Rousseau's Gedicht „Verlust" webt ein zarter und doch herzinnig glühender Hauch, liebliche Weichheit und heimlich süße Wehmuth. Heilmann's Gedicht „Geist der Liebe" wäre sehr gut, wenn mehr Geist und weniger (das Wort) Liebe drin wäre. Der Stoff von Theobald's „Schelm von Bergen" ist wunderschön, fast unübertrefflich; doch der Verfasser ist auf falschem Wege, wenn er den Volkston durch holpernde Verse und Sprachplumpheit nachzuahmen sucht. Der gemüthliche Gebauer gibt uns hier vier Gedichte, recht herzig, recht hübsch. Wilhelm Smets gibt ebenfalls eine Reihe schöner Dichtungen, wovon einige gewiß seelenerquickend genannt werden dürfen. Zu diesen gehören das Sonett „An Ernst von Lassaulx" und das Gedicht „An Elisabeths Namenstage". Nicolaus Meyer's Gedichte sind recht wacker, einige ganz vortrefflich, am allerschönsten ist das Gedicht „Liebesweben". „Der Klausner" von Freifrau Elise von Hohenhausen ist ein sinniges, heiteres, blühendes Gemälde, von dessen Anmuth und Lieblichkeit das Gemüth des Lesers angenehm bewegt wird. Rühmliche Auszeichnung verdienen die Gedichte von Adelheid von Stolterfoth, von Sophie George und von v. Kurowski-Eichen. — Der Druck des Büchleins ist recht ansprechend, das Aeußere desselben fast zu bescheiden und einfach. Doch der goldene Inhalt läßt bald den Mangel des Goldschnitts übersehen.

Gedichte von Johann Baptist Rousseau.

Crefeld, bei Funke 1823.



Von Demselben

Hamm, bei Schultz und Wundermann.

(1823.)

Die Gefühle, Gesinnungen und Ansichten des Jünglingsalters sind das Thema dieser zwei Bücher. Ob der Verfasser die Bedeutung dieses Alters völlig begriffen hat, ist uns nicht bekannt: doch ist es unverkennbar, daß ihm die Darstellung desselben nicht mißlungen ist. Was will ein Jüngling? Was will diese wunderliche Aufregung in seinem Gemüthe? Was wollen jene verschwindenden Gestalten, die ihn jetzt in's Menschengewühle und nachher wieder in die Einsamkeit locken? Was wollen jene unbestimmten Wünsche, Ahnungen und Neigungen, die ihn in's Unendliche ziehen und verschwinden und wieder auftauchen und den Jüngling zu einer beständigen Bewegung antreiben? Jeder antwortet hier auf seine eigene Weise und da auch wir das Recht haben, unseren eigenen Ausdruck zu wählen, so erklären wir jene Erscheinung mit den Worten: „Der Jüngling will eine Geschichte haben. Das ist die Bedeutung unseres Treibens in der Jugend; wir wollen was erlebt haben, wir wollen erbaut und zerstört, genossen und gelitten haben; im Mannesalter ist schon manches derglechen erlangt und jener brausende Trieb, der vielleicht die Lebenskraft selbst sein mag, ist schon etwas abgedampft und in ein ruhiges Bett geleitet. Doch erst der Greis, der im Kreise seiner Enkel unter der selbstgepflanzten Linde oder unter den Lauben seiner Lieben auf den Trümmern seines Hauses sitzt, stillt jenen Trieb, jenes Verlangen nach einer Geschichte, in seinem Herzen gänzlich befriedigt und erloschen. Wir können jetzt die Hauptidee obiger zwei Bücher genugsam andeuten, wenn wir sagen, daß der Verfasser in dem ersten sein Streben, eine Geschichte zu haben, und in dem andern die ersten Anfänge seiner Geschichte dargestellt hat. Wir nannten die Darstellung gelungen, weil der Verfasser uns nicht Reflexionen über seine Gefühle, Gesinnungen und Ansichten, sondern diese letzteren selbst gegeben hat in den von ihnen nothwendig hervorgerufenen Aussprüchen, Thatsachen und anderen Aeußerlichkeiten. Er hat die ganze Außenwelt ruhig auf sich einwirken lassen, und frei und schlicht, oft großartig-ehrlich und kindlich naiv ausgesprochen wie sie sich in seinem bewegten Gemüthe abgespiegelt. Der Verfasser hat hierin den obersten Grundsatz der Romantikerschule befolgt und hat, statt nach der bekannten falschen Idealität zu streben, die besondersten Besonderheiten eines einfältiglichen, bürgerlichen Jugendlebens in seinen Dichtungen hingezeichnet. Aber was ihn als Dichter bekundet, ist daß in jenen Besonderheiten sich wieder das Allgemeine zeigt und daß sogar in jenen wieder

ländischen Gemälden wie sie uns der Verfasser in den Sonetten manchmal darbiet, das Idealische selbst uns sichtbar entgegen tritt. Diese Wahl und Verbindung der Besonderheiten ist es ja, woran man das Maß der Größe eines Talents erkennen kann; denn wie des Malers Kunst darin besteht, daß sein Auge auf eine eigenthümliche Weise sieht, und er z. B. die schmutzigste Dorfschenke gleich von der Seite auffaßt und zeichnet, von welcher sie eine dem Schönheitssinne und Gemüth zusagende Ansicht gewährt: so hat der wahre Dichter das Talent, die unbedeutendsten und unerfreulichsten Besonderheiten des gemeinen Lebens so anzuschauen und zusammen zu setzen daß sie sich zu einem schönen, echt poetischen Gedichte gestalten. Deshalb hat jedes echte Gedicht eine bestimmte Localfärbung, und im subjectiven Gedichte müssen wir das Local erkennen, wo der Dichter lebt. Aus den vorliegenden Dichtungen hauchtuns der Geist der Rheingegenden an, und wir finden darin überall Spuren des dortigen Treibens und Schaffens, des dortigen Volkscharakters mit all seiner Lebensfreude, Anmuth, Freiheitsliebe, Beweglichkeit und unbewußten Tiefe. — In Hinsicht der Kunststufe halten wir das zweite der beiden Bücher für vorzüglicher als das erste, obschon dieses mehr Ansprechendes und Kräftiges enthält. In dem ersten Buche ist noch die Bewegung der Leidenschaft vorherrschend, eben weil in demselben das unruhige Streben nach Geschichte sich ausspricht; im zweiten dämmert schon eine epische Ruhe hervor da bereits einiger Geschichtsstoff vorhanden ist, der bestimmte Umrisse gewährt. Nun weiß aber Jeder — und wer es nicht weiß erfahre es hier — daß die Leidenschaft ebenso gut Gedichte hervorbringt, als der eingeborne poetische Genius. Darum sieht man so viele deutsche Jünglinge, die sich für Dichter halten, weil ihre gährende Leidenschaft, etwa das Hervorbrechen der Pubertät oder der Patriotismus oder der Wahnsinn selbst, einige erträgliche Verse erzeugt. Darum sind ferner manche Winkelästhetiker, die vielleicht einen zärtlichen Kutscher oder eine zürnende Köchin in poetische Redensarten ausbrechen sahen, zu dem Wahne gelangt: die Poesie sei gar nichts Anderes, als die Sprache der Leidenschaft. Sichtbar hat unser Verfasser in dem ersten Buche manches Gedicht durch den Hebel der Leidenschaft hervorgebracht; doch von den Gedichten des zweiten Buches läßt sich sagen, daß sie zum Theil Erzeugnisse des Genius sind. Schwerer ist es, das Maß der Kraft desselben zu bestimmen, und der Raum dieser Blätter erlaubt nicht eine solche Untersuchung. Wir gehen daher über zu einem mehr äußerlichen Bezeichnen der beiden Bücher. Das erste enthält hundert einzelne und verbundene Gedichte in verschiedenen Vers- und Tonarten. Der Verfasser gefällt sich darin, die meisten südlichen Formen nachzubilden, mit mehr oder weniger Erfolg. Doch auch die schlichtdeutsche Spruchweise und das Volkslied sind nicht vergessen. Seiner Kürze halber sei folgender Spruch erwähnt:

Mir ist zuwider die Kopfhängerei
Der jetzigen deutschen Jugend,
Und ihre, gleich einer Litanei,
Auswendig gelernte Tugend.

Die Volkslieder sind zwar im rechten Volkstone, aber nach unserem Bedünken etwas zu massiv geschrieben. Es kömmt darauf an, den Geist der Volksliedformen zu erfassen, und mit der Kenntniß desselben nach unserem Bedürfniß gemodelte, neue Formen zu bilden. Abgeschmackt klingen daher die Titulatur-Volkslieder jener Herren, die den benutzten Stoff aus der gebildeten Gesellschaft mit einer Form umkleiden, die vielleicht ein ehrlicher Handwerksbursche vor zweihundert Jahren für den Erguß seiner Gefühle passend gefunden. Der Buchstabe tödtet, doch der Geist macht lebendig. — Das zweite Buch enthält nur Sonette, wovon die erste Hälfte, „Tempel der Liebe“ überschrieben, aus poetischen Apologien befreundeter Geister besteht. Unter den Liebessonetten halten wir am gelungensten XVI, XVIII, XX, XXI, XXII, XXXVI. Im „Tempel der Freundschaft“ zeichnen wir aus die Sonette an Strauß, Arnim und Brentano, A. W. v. Schlegel, Hundeshagen, Smets, Kreuser, Rückert, Blomberg, Löben, Immermann, Arndt und Heine. Unter diesen hat uns das Sonett an J. Kreuser am meisten angesprochen. Das Sonett an E. M. Arndt finden wir löblich, weil der Verfasser nicht, wie so manche zahme Leute, aus bekannten Gründen sich scheut, von diesem ehrenwerthen Manne öffentlich zu sprechen. In diesem Sonette wollen wir den zweiten Vers nicht verstehen; Babel liegt nicht an der Seine das ist ein widerwärtiger geographischer Irrthum von 1814. Im Ganzen scheint kein tadelsüchtiger Geist in diesem „Tempel

der Freundschaft" zu wohnen, und es mag hie und da das versüßirte Wohlwollen allerdings etwas zu reichlich gespendet sein. Besonders ist dies der Fall in den Sonetten an H. Heine, den der Verfasser auch schon im ersten Buche gehörig bedacht, und den wir hier mit acht Sonetten begabt finden, wo andere Leute mit einem einzigen beehrt sind. Heine's Haupt wird durch jene Sonette mit einem so köstlichen Lorbeerzweige geschmückt, daß Herr Rousseau sich wahrhaft einmal in der Folge das Vergnügen machen muß dieses von ihm so schön bekränzte Haupt mit niedlichen Kothkügelchen zu bewerfen: wenn Solches nicht geschieht so ist es jammerschade und ganz gegen Brauch und Herkommen und ganz gegen das Wesen der gewöhnlichen menschlichen Natur.

Tasso's Tod.
Trauerspiel in fünf Aufzügen.
von
Wilhelm Smets.

Diese Dichtung hat uns beim ersten unbefangenen Durchlesen so freundlich ergötzt und gemüthlich angesprochen, daß es uns wahrlich schwer ankommt, sie mit der nothwendigen Kälte nach den Vorschriften und Anforderungen der dramatischen Kunst kritisch zu beurtheilen, ihren innern Werth mit Unterdrückung individueller Anregungen gewissenhaft genau zu bestimmen, und ihre Mängel und Gebrechen mit strenger Hand aufzudecken. — Ehrlich gestanden, will es uns freilich bedünken, als ob wir bei diesem Geschäft nicht ganz unähnlich sind jenem unzufriedenen Grämlinge, der in der Mittagsschwüle unter einem laubigen Apfelbaume ein kühlendes Obdach fand, den lechzenden Gaumen mit den Früchten desselben labte, sich weidlich ergötzte an dem Gezwitscher der Vöglein, die von Zweig zu Zweig flatterten, aber endlich gegen Abend sich verdrießlich auf die Beine macht, und über den Baum raisonnirt und in sich murmelt: „Das war ein erbärmliches Lager, das waren ja herbe Holzapfel, das war ein unausstehliches Spatzengepiepse u. s. w.“ Indessen das Recensiren hat doch auch sein Gutes. Es gibt [illegible] wunderliche Bäume auf dem Parnaß, daß es [illegible] thut, wie in botanischen Gärten Gebrauch ist, bei jedem ein weißes Täfelchen zu stellen, worauf der Wanderer lesen kann: „Unter diesem Baume läßt sich's angenehm ruhen, auf diesem wachsen treffliche Früchte, in diesem singen Nachtigallen [illegible] so wie auch: „Auf diesem Baume wachsen unreife, unerquickliche und giftige Früchte, unter diesem Baume duftet sinnebetäubender Weihrauch, unter diesem spuken des Nachts alte Rittergeister, in diesem pfeift ein sauberer Vogel, unter diesem Baume kann man gut — einschlafen.“

Wir haben oben bemerkt, daß wir vorliegende Tragödie nach den Kunstvorschriften der Dramaturgie beurtheilen wollen. Doch, da in Betreff derselben auch unsere größten Aesthetiker nicht mit einander übereinstimmen, da es Anmaßung wäre, wenn wir unsere eigene Meinung als die allein richtige annehmen wollten, und da wir nicht durch subjective Ansicht das Verdienst des Dichters unbewußt beeinträchtigen möchten, so wollen wir nie unbedingt ein Urtheil über die Leistungen desselben fällen, ohne erst mit wenigen Worten

angedeutet zu haben von welchen ästhetischen Grundsätzen wir ausgehen. Wir werden demnach vorliegende Tragödie aus drei Gesichtspunkten beurtheilen: aus dem dramatischen, aus dem poetischen und aus dem ethischen Gesichtspunkte.

Lyrik ist die erste und älteste Poesie. Sowohl bei ganzen Völkern als bei einzelnen Menschen sind die ersten poetischen Ausbrüche lyrischer Art. Die gebräuchlichen Convenienzmetaphern scheuen hier dem Dichter zu abgedroschen und kalt, und er greift nach ungewöhnlichen imposanteren Bildern und Vergleichen um sowohl seine subjectiven Gefühle als auch die Eindrücke welche äußere Gegenstände auf seine Subjectivität ausüben, lebendig darzustellen. Es gibt Individuen und ganze Völker, die es in der Poesie nie weiter als bis zu dieser Dichtart gebracht haben. Bei Beiden deutet Solches auf einen Zustand der Geistes kindheit oder der flachen Einseitigkeit. Sobald aber beim Dichter eine gewisse Verstandesreife eingetreten ist, sobald sein geistiges Auge das innere Getreibe der äußern Gegenstände und Begebenheiten besser durchschaut, und sein Geist die Gesammtanschauung dieser Außenwelt in sich aufnimmt, so wird es auch ein neues Bestreben des Dichters sein, diese äußern Gegenstände in ihrer objectiven Klarheit ohne Vermischung von subjectiven Gefühlen und Ansichten, poetisch schön darzustellen.

So entsteht die epische und die dramatische Dichtung.

Gewisse Talente wie man sieht werden von der einen dieser Dichtungsarten eben so gut wie von der andern erfordert, nämlich: allgemeine Naturanschauung, Heraustreten aus der Subjectivität, treue, lebendige Schilderung von Begebenheiten, Situationen, Leidenschaften Charakteren u. s. w. Doch machen wir die vielbesagte Bemerkung: daß Dichter, die in der einen dieser Dichtungsarten Meister sind, oft in der andern nichts Erträgliches zu Stande bringen können. Diese Beobachtung führt uns zu Untersuchung ob jenes Mißlingen nicht dadurch entsteht weil etwa bei der einen Dichtungsart die oben angedeuteten Talente in minderm Grade erforderlich sind, als bei der andern, und weil vielleicht das Wesen beider Dichtungsarten so erstaunlich von einander verschieden ist?

Wenn wir den epischen und den dramatischen Dichter, jeden in seiner Werkstätte belauschen und hier sein Verfahren beobachten, so ist uns nichts leichter als die Lösung dieser Frage. Der Epiker trägt freilich im Geiste die lebendigste Anschauung seines Stoffes, aber er erzählt einfach, natürlich, sein Erzählen ist zwar meistens ein Nacheinander aber auch oft ein Nebeneinander und nicht selten ein Voreinander (Vorausſagen der Katastrophe). Er schildert ruhig die Gegend, die Zeit, das Costüm seiner Helden er läßt sie zwar [illegible] aber er erzählt ihre Mienen und Bewegungen, und zuweilen gar [illegible] aus seinem eigenen Gemüthe, aus seiner Subjectivität, und beleuchtet mit schnellem Lichte das Local und die Helden seines Gedichtes. Dieses subjective Auffassen [illegible] dichte, die Odyssee und die Nibelungen, nicht frei sind, und welches vielleicht [illegible] Epos gehört, zeigt schon, daß das Talent des [illegible] beim Epos nicht in so hohem Grade erforderlich ist als beim Drama. In dieser Dichtart muß jenes Talent vollkommen sein. Aber das ist noch lange nicht das Hauptsächlichste. Das Drama setzt eine Bühne voraus wo [illegible] und das Gedicht vordeclamirt, sondern wo die Helden des Gedichts selbst lebendig auftreten, in ihrem Charakter mitsammen sprechen und handeln. Hierbei hat der Dichter nur nothwendig aufzuzeichnen, was sie sprechen und wie sie handeln. Wehe dem Dichter aber, der es da vergißt, daß diese lebendigen Heldenvorsteller das Recht haben, nach eigener Willkür sich zu gruppiren und Grimassen zu machen, daß der Theaterschneider für hübsche Kleider, der Decorationsmaler für hübsche Umgebungen, der Kapellmeister für dämmernde Gefühle und der Lampenputzer für klare Beleuchtung Sorge trägt. Das will dem epischen Dichter gar nicht in den Kopf und wenn er sich im Drama versucht verwickelt er sich in seine Gegendbeschreibungen, Charakterschilderungen und zu feine Nüancirungen. Endlich leidet das Drama keinen Stillstand, kein Nebeneinander, noch viel weniger ein Voreinander, wie das Epos. Der Hauptcharakter des Dramas ist also lebendiges und immer lebendigeres Fortschreiten und Ineinandergreifen des Dialogs und der Handlung.

Wir haben hier das Charakteristische im Wesen des Epos und des Dramas kurz hingeworfen und Jedem ist es durchaus erklärbar warum so viele Dichter mit Erfolg aus dem Gebiete der

Lyrik in das Gebiet des Epischen übergehen, weil sie hier ihre Subjectivität nicht ganz und gar zu verleugnen brauchen und durch etwaige Versuche in der Romanze, in der Elegie, im Roman und in dergleichen Dichtungsarten, welche aus einer Vermischung des Epischen und des Lyrischen bestehen, sich an jene Verleugnung der Subjectivität allmälig gewöhnen können, oder einen leichten Uebergang zum Reinepischen finden, statt daß bei der dramatischen Dichtung keine solche Uebergangsform vorhanden ist und gleich die allerstrengste Unterdrückung der hervorquellenden Subjectivität verlangt wird. Zugleich ist es sichtbar, daß es die Gewohnheit, welche den erprobtesten epischen Dichter, der immer an Local- und Costümschilderungen u. dgl. denkt, zum schlechten Dramatiker macht, und daß es daher gut ist, wenn der Dichter, der im Dramatischen sich hervorthun will, aus dem Gebiete der Lyrik gleich in das Gebiet des Dramas übergeht.

Mit Vergnügen bemerken wir, daß dieses Letztere der Fall ist beim Verfasser der vorliegenden Tragödie, dessen lyrische Gedichte sowohl durch äußern Glanz als lebendige Innigkeit uns so oft entzückt haben. Indessen wie schwer, wie äußerst schwer der Uebergang vom Lyrischen zum Dramatischen ist, hat unser Herr Verfasser selbst erfahren, da ihm seine erste, dem „Tasso" vorangehende Tragödie gänzlich mißlungen ist. Doch das ehrliche Geständniß, womit der Verfasser in der Vorrede zum „Tasso" über dieses Mißlingen sich äußert, sowie auch der überraschende Eindruck, den letztere Tragödie auf Denjenigen macht der das Unglück gehabt hat die frühere zu lesen, das Alles berechtigt uns viele Mängel des „Tasso" zu übersehen das rüstige Fortschreiten des Verfassers zu bewundern, sein schon errungenes Talent anzuerkennen und ihm in einiger Ferne den Kranz zu zeigen, der ihm auf solchem Wege und bei solchem Streben nimmermehr vorenthalten werden kann.

Die bescheidene Erklärung in der Vorrede zum „Tasso" macht es uns gleichsam zur Pflicht, jeder Vergleichung desselben mit dem Goethe'schen Drama desselben Namens geflissentlich auszuweichen. Doch können wir nicht umhin zu bemerken, daß die Begebenheit, welche Letzterm zur Katastrophe dient, auch von unserm Verfasser benutzt worden ist, nämlich: der in Liebesverzückung taumelnde Tasso umarmt Leonore von Este. Als historisch müssen wir diese Begebenheit leugnen. Tasso's Hauptbiographen sowohl Serassi als auch wenn wir nicht irren Manso verwerfen sie. Nur Manzoni erzählt uns ein solches Märchen. Wir zweifeln sogar, ob je eine Liebe zwischen der zehn Jahre ältern Prinzessin Leonore und Tasso existirt habe. Überhaupt, wir können auch nicht unbedingt annehmen die allgemein verbreitete Meinung, als habe Herzog Alfons aus bloßem Egoismus, aus Furcht seinen eignen Ruhm geschmälert zu sehn den armen Dichter in's Narrenhospital einsperren lassen. Ist es denn so etwas ganz Unerhörtes und Unbegreifliches, daß ein Poet verrückt geworden sei? Warum wollen wir uns dieses Verrücktwerden nicht vernünftig erklären? Warum nicht wenigstens annehmen, daß die Ursache jener Einsperrung sowohl im Hirne des Dichters als im Herzen des Fürsten gelegen habe? Doch wir wollen von allem historischen Vergleichen lieber gleich abstehen, setzen die Fabel des Stücks wie sie allgemein gang und gebe ist, als bekannt voraus, und sehen zu, wie unser Verfasser seinen Stoff behandelt hat.

Das Erste, was wir hier erblicken, ist, daß der Verfasser eine von Manso erwähnte und von Serassi durchaus geleugnete Leonore in's Spiel zieht. Durch diesen glücklichen Griff gewann das Stück an interessanter, intriguenartiger, dramatischer Verwickelung. Diese Leonore Nr. 3 genannt Leonore von Gricllo ist Gesellschafterin der Gräfin Leonore von Sanvitale. Mit dem Zwiegespräch dieser Beiden im Schloßpark zu Ferrara beginnt das Stück.

Leonore von Gricllo gesteht, daß sie Tasso liebe, und erzählt daß sie einen Beweis seiner Gegenliebe habe. Die Gräfin entgegnet ihr, daß dieser Beweis, der darin bestehe, daß oft in Tasso's Liedern der Name Leonore gefeiert werde, sie zweideutig

sei, da noch zwei andere Damen des Hofes, sie selbst und die Prinzessin, denselben Namen führen. Es wäre sogar wahrscheinlich, daß die Prinzessin die Gefeierte sei. Die Gräfin erinnert an jenen Tag, wo Tasso dem Herzog sein vollendetes Gedicht, das befreite Jerusalem, überreichte und die Prinzessin

— — mit schnell gewandten Händen griff
Zum Lorbeerkranz, der Virgil's Marmor schmückte,
Und ihn dem Sänger auf die Stirne drückte.
Der niederbog sein Knie, sein lockicht Haupt.
Das eine Fürstin liebend ihm umlaubt!
Da zittert' er; so tief er sich auch beugte.
Hob sich sein Auge doch zu ihr empor.
Ich sah's, wie es hinauf, heiß funkelnd, strebte;
Das war das Höchste, was ihm konnt' begegnen,
Und gegen tausendfachen Lorbeerkranz
Des Capitols hätt' er nicht den vertauscht.
Den er seit jener Stund' mit Eitelkeit
Am Ruh'bett aufhing über seine Scheitel.
Unwillig sieht Alfonso dieses Treiben
Er sieht des Standes Majestät verletzt:
Und was zurück noch ist, wer tagt das gern?

Die Prinzessin erscheint, sie neckt die Gräfin wegen des Vielgefeiertwerdens des Namens Leonore. In dem folgenden Monolog zeigt die Prinzessin ihre Liebe für Tasso. Letzterer tritt auf, spricht von seiner Liebe zu ihr.

Prinzessin.

O schweiget, Tasso, schweigt, ich bitt' Euch drum.
Um meinetwegen schweigt ich weiß das Alles.

Tasso.

Ihr könnt nicht wissen wie ich mich zerquäle
Wie ich, um nicht verrathen mich zu sehn,
Um Euch nicht zu verrathen hin und wieder
Als ein Verräther um drei Weiben schmachte
So einem wie dem andern mich zu zeigen.

Er versinkt in Liebesschwärmerei und entfernt sich, wie der Herzog naht. Dieser macht bittere Anspielungen auf Beider Liebe; die Prinzessin weint, Alfonso entfernt sich. Tasso kehrt zurück. „Ihr weint, Eleonore?" Er lodert auf in stolzer Kraft, verwirrt sich in ein schmachtendes Sonett und in Liebeswahnsinn umarmt er die Prinzessin. Der Herzog, in Begleitung des Grafen Cirabo und einiger Nobili, ist unterdessen im Hintergrunde erschienen und tritt schnell auf Tasso los. Ende des ersten Acts.

Die Prinzessin in Liebeswehmuth versunken. Die Gräfin kommt und erzählt ihr:

Nach jenem Ueberfall im Parke ließ
Der Herzog unsern Dichter ruhig gehn,
Ihr wißt's, und konntet selbst Euch nicht die Miene
Erklären, die der Bruder angenommen.

Hierauf sei Graf Cirabo zu Tasso gekommen und habe ihn verhöhnt mit erkünsteltem Mitleid. Tasso schlägt ihn —

Doch er besann sich, fordert ihn zum Kampf
Und zieht den Degen im Palast Ferrara's.
Der Graf schützt vor des Ortes Majestät
Und harret sein auf dem Lenardo-Wall.

Dort wird Tasso von Cirabo's Brüdern, drei heimtückischen Buben, überfallen, doch er wehrt sich brav, wird aber endlich gefangen genommen. Man hört den Jubel des Volkes über Tasso's Sieg. Der Herzog erscheint, verwundet die Schwester durch neue Bitterkeiten und verweist sie auf ihre Zimmer. In folgendem Monolog zeigt er sich in seiner wahren Gestalt:

Sie geht — es ist! Verlier' ich ihre Gunst,
Soll der Verlust die Andern nur gewinnen.
Ich bin der Herrscher hier der Herr des Hofs
Der Ehre Gaben spend' ich aus, versammle
Der Künste Kreis großmüthig Lust und Glanz
Vor ganz Italien meinem Haus zu geben;
Von fernher zieht der Fürst und Edelmann
Und will der Frauen Schönheit hier bewundern,
Wovon der Ruf in allen Landen spricht,
Und ich allein, am eignen Hofe bin ich
Der Letzte, unbemerkt läßt man mich gehn,
Erwärmt sich an der Fürstenwürde Strahl,
In meiner Größe Schatten ruht sich's gut,
Doch eines Irrlichts Glänzen schaut man nach,
Und einem Echo hört man seufzend zu.
Das ist der Dichter, den ich herberufen,
Der müßig durch das rege Leben schlendert,
Der Jagdlust Mordlust nennt und statt der Erde
Worauf er wächst und lebt, den Mond beseht —
Er seh' sich vor, in meinem Herzogsmantel
Hüllt' ich ihn gnädig ein, er reißt sich los,
Zum Falle wird die Schleppe seinem Fuß!

Graf Urbino erscheint und zeigt dem Herzog das Mittel wie er wieder allein glänzen könne. Dies ist die Entfernung Tasso's. Man gebe ihn frei, bedeute ihm, daß die Prinzessin sich von ihm gewendet habe und er wird sich von selbst entfernen. — Tasso ist bereit und ergeht sich im Garten. Er hört Guitarrentöne und eine Stimme singt ein schmelzend üppiges Lied aus seinem „Amynta". Es ist die Sängerin Justina sie will den frommen Dichter mit süßen Klängen in die Netze der Sinnenlust verlocken. Tasso beschämt sie mit ernster Rede spricht mit losbrechender Bitterkeit und Verachtung von den Großen des Hofs, vom Fürsten selbst. — Da erscheinen der Herzog und der Graf. Weil er den Fürsten gelästert habe und wahnsinnig scheine wird Tasso nach St. Annen geschleppt. Ende des zweiten Acts.

Garten zu Ferrara. Zwiegespräch des Herzogs und des Grafen. Letzterer bemerkt, man müsse Tasso streng hüten lassen. Der Herzog will ihn nur unschädlich wissen, nämlich wegen seiner Liebe zur Prinzessin. Diese erscheint und bittet ihren Bruder um Loslassung des Dichters. Der Herzog ist dazu geneigt, wenn sie sich nach Palanto entfernen wolle. Sie entschließt sich dazu, sie überträgt der Gräfin Sanvitale die Sorge für Tasso in ihrer Abwesenheit. Tiefer Liebesschmerz der Prinzessin. Ende des dritten Acts.

Garten des Hospitals zu St. Annen. Der Beichtvater des Hospitals und Leonore von Sifello; Letztere als Pilger gekleidet. Sie erbittet sich von ihm die Erlaubniß den als wahnsinnig eingesperrten Tasso zu sprechen. Schwärmerisches Gespräch zwischen Diesem und Leonore; sie sagt ihm, daß sie nach dem heiligen Lande pilgere und gibt ihm einen Schlüssel, um sich durch die Pforte der Erkerwege zu befreien. Tasso glaubt, er habe eine Engelserscheinung gehabt. — Graf Urbino kommt zum Beichtvater und meldet ihm, daß Tasso freigelassen werden solle. — Nacht. Erker von Tasso's Gemach unweit der Brücke die über den Fluß führt. Leonore von Sifello im Begriff ihre Wallfahrt anzutreten sinkt hin auf eine Bank unter dem Erker. Die Prinzessin nebst ihrer Hofdame geht über die Brücke, um sich nach Palanto zu begeben. Tasso erscheint am Erkerfenster. Unendlich wehmüthiges Liebesgespräch zwischen ihm und der Prinzessin. Sie wankt fort mit ihrer Hofdame. Leonore von Sifello erhebt sich von ihrem Sitze fühlt sich durch das angehörte Gespräch gestärkt zur langen Wallfahrt, grüßt Tasso nochmals mit mildem Worte und geht schnell ab Tasso ruft verhallend: „O weile, weile, verklärter Geist!"

Die Ketten fallen, und Tasso ist frei!

Er streckt die Arme aus nach der Entschwindenden. — Ende des vierten Acts.

Sprechzimmer im Kloster St. Ambrogio zu Rom. Der Beichtvater und Manso Tasso's Jugendfreund (?). Dieser ist eben in Rom angekommen, und er erfährt, daß Tasso den folgenden Tag auf dem Capitol gekrönt werden solle. Er will zu ihm, der Beichtvater bemerkt ihm, daß Tasso im Nebenzimmer schlafe, aber sehr krank sei und schon von ihm das Abendmahl und die letzte Weihung empfangen habe. Er erzählt ihm daß Tasso gegen mächtig seiner Haft entsprungen sei, just an dem Tage wo der Herzog ihm die Freiheit schenkte daß ein Pilger ihm heimlich den nothwendigen Schlüssel gegeben habe daß dieser Pilger wahrscheinlich Leonore von Sifello gewesen sei, daß aber Tasso ihn noch immer für einen gottgesandten Boten halte.

Er schildert den Zustand, wie er Tasso wieder gefunden:

Wie ich ihn sah im dürftigen Gewande
Hinwanken auf der Straße, ausgesetzt
Des frühen Lenzes wechselvollem Treiben.
Auf Hagelschlossen folgte milder Regen.
Drauf blickte wieder hell die Sonne durch.
Bis frost'ger Hauch die Wolken von sich trieb.
So wankt' er hin mit unbedecktem Haupte.
Wild flatterten die Haare durch die Luft
Und tief in Stirn und Scheitel eingedrückt,
Trug er verdorrtem Lorbeers heil'gen Schmuck
Den ihm Prinzessin Leonore einst
Auf's Haar gesetzet für sein heilig Lied

Tasso sollte noch heute nach St. Onuphrius gebracht werden, weil dieser Platz dem Capuole näher liegt. — Tasso erscheint den Lorbeerkranz der Prinzessin in der Hand. Er spricht wie ein schon Verklärter und empfängt liebevoll seinen Manso. Der Prior von Onuphrius und zwei Mönche kommen, Tasso abzuholen. Volk drängt sich hinzu; Jubel und Musik. Begeisterung ergreift Tasso, er spricht von einer überirdischen Krönung **er hebt den Lorbeer der Prinzessin in die Höhe:**

Mit diesem ward ich hier auf Erden groß.
Dort wird der schöne Engel mich umzweigen
Von meinem ird'schen Ruhm soll dieser zeugen!

Er legt den Lorbeer in die Hände des Beichtvaters. Matt und schwankend wird er in Triumph und unter rauschender Musik fortgeführt.

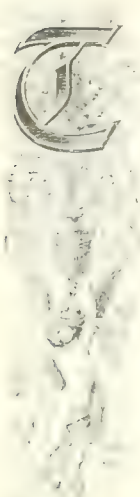
Säulenhalle in der Akademie zu St. Onuphrius. In der Mitte die Bildsäule des Ariost. Im Hintergrunde Aussicht auf das Capitol. Constantini und Cardinal Cinthio treten hervor. Ersterer erzählt den Tod der Prinzessin Leonore.

Da herrschte tiefe Trauer in Ferrara,
Und Tasso's Lieder tönen dort nicht mehr;
Er war verschwunden und die Fürstin todt.
Die Gräfin Sanvitale drang in mich,
Ferrara zu verlassen und nach Rom
Mich zu begeben auf der Eile Schwingen,
Daß nicht die Nachricht von der Fürstin Tod
Voreilig Tasso's hohe Qualen steigre.

Tasso wird in Triumph hereingebracht. Da er vor Mattigkeit zusammensinken will lassen ihn seine Führer auf eine der Stufen von Ariost's Bildsäule nieder. Jauchzen des hereindringenden Volks. Cardinäle, Prälaten, Nobili und Officiere füllen die Halle. Musikwirbel. Tasso erhebt sich mit Anstrengung. Constantini zu seinen Füßen, und begrüßt so den verherrlichten Freund. Tasso blickt erschrocken auf ihn nieder:

Tasso.

So ist es wahr, und nicht hat mir's geträumt,
Ich sah dich früher schon auf meinem Wege.
Mit schwarzem Flore war dein Kleid umsäumt,
Mein Ohr vernahm der Glocken Trauerschläge
Und geisterähnlich sprach dein Mund dies Wort:
„Torquato findet Leonoren — dort!"



Tasso steht sichtbar als sprudelnd versucht von Gott und Genius gehobe wirkt hat und jetzt als Leiche auf dem Piedestal der Bildsäule seines großen Nebenbuhlers Antonio. Der Beschützer nimmt den ihm abgetretenen Lorbeerkranz, setzt ihn auf das heilige Haupt des Erblichenen. Verhallende Musik. Der Vorhang fällt.

Nach unseren vorangeschickten Erklärungen müssen wir jetzt gestehen, daß der Verfasser in der Behandlung seines Stoffes nur sehr unbedeutendes dramatisches Verdienst gezeigt hat. Die meisten seiner Personen sprechen in steifen Tone fast wie in einem Marionettentheater, wo ein Einziger den verschiedenen Puppen seine Stimme leiht. Fast alle führen dieselbe lyrische Sprache. Da nun der Verfasser ein Lyriker ist, so können wir behaupten, daß es ihm nicht gelungen ist, aus seiner Subjectivität ganzlich herauszutreten. Nur hie und da besonders wenn der Herzog spricht bemerkt man ein Bestreben darnach. Das ist ein Fehler, dem fast kein lyrischer Dichter in seinen dramatischen Erstlingen entging. Dagegen das lebendige Ineinandergreifen des Dialogs ist dem Verfasser recht gut gelungen. Nur hie und da treffen wir Stellen, wo Alles festgefroren scheint, und wo erst Frage und Antwort an den Haaren herbeigerissen sind. Die erste Expositionsscene ist ganz nach der leidigen französischen Art, nämlich Unterredung der Vertrauten. Wie anders ist das bei unserm großen Meister Shakspeare wo die Exposition oft eine bedeutend motivirte Handlung ist. Ein beständiges Fortschreiten der Handlung fehlt ganz. Nur bis zu gewissen Punkten sieht man ein solches Fortschreiten. Dergleichen Punkte sind das Ende des ersten und des vierten Acts; jedesmal nimmt alsdann der Verfasser einen neuen Anlauf.

Wir gehen über zur Untersuchung des poetischen Werthes des „Tasso".

Es wird Manchen Wunder nehmen, daß wir unter dieser Rubrik den theatralischen Effect erwähnen. In unserer letzten Zeit wo meistens junge Dichter auf Kosten des Dramatischen nach dem theatralischen Effect streben, ist beider Unterschied genugsam zur Sprache gekommen und erörtert worden. Dies sündhafte Streben lag in der Natur der Sache. Der Dichter will Eindruck auf sein Publicum machen, und dieser Eindruck wird leichter durch das Theatralische als durch das Dramatische eines Stückes hervorgebracht. Goethe's Tasso geht still und klanglos über die Bühne und ist das zimmerlichste Maßwerk worin Dialog und Handlung hölzern, und zwar vom schlechtesten Holze sind, worin aber recht viele theatralische Knallerbsen zur rechten Zeit losplatzen, wird von der Galerie applaudirt, vom Parterre bewundert und von den Logen huldreichst aufgenommen. Wir können nicht laut genug und nicht oft genug den jungen Dichtern ins Ohr sagen, daß jemehr in einem Drama das Streben nach solchem Knalleffect sichtbar wird, desto miserabler ist es. Doch bekennen wir: wo natürlich und nothwendig der theatralische Effect angebracht ist, da gehört er zu den poetischen Schönheiten eines Dramas. Dies ist der Fall in vorliegender Tragödie. Nur sparsam sind theatralische Effecte darin eingewebt, da wo sie sind, besonders am Ende des Stücks, sind sie von höchst poetischer Wirkung.

Noch mehr wird es befremden, daß wir die Beobachtung der drei dramatischen Einheiten zu den poetischen Schönheiten eines Stücks rechnen. Einheit der Handlung nennen wir zwar durchaus nothwendig zum Wesen der Tragödie. Denn wie wir unten sehen werden, gibt es eine dramatische Gattung, wo Mangel an Einheit der Handlung entschuldigt werden kann. Was aber die Einheit des Ortes und der Zeit betrifft: so werden wir zwar die Beobachtung dieser beiden Einheiten dringend empfehlen, jedoch nicht als ob sie zum Wesen eines Dramas durchaus nothwendig wären, sondern weil sie letzterm einen herrlichen Schmuck verleihen und gleichsam das Siegel der höchsten Vollendung auf die Stirne drücken. Wo aber dieser Schmuck auf Kosten großerer poetischer Schönheiten erkauft werden soll, da möchten wir ihn weit lieber entbehren. Nichts ist daher lächerlicher als einseitige strenge Beobachtung dieser zwei Einheiten und einseitiges strenges Verwerfen derselben. — Unser Herr Verfasser hat keine einzige von allen drei Einheiten beobachtet. Nach einer Notiz:

können wir ihn nur wegen Mangel an Einheit der Handlung zur Verantwortung ziehen. Doch auch hier glauben wir eine Entschuldigung für ihn zu finden.

Wir theilen die Tragödien ein in solche wo der Hauptzweck des Dichters ist daß eine merkwürdige Begebenheit sich vor unsern Augen entfalte; in solche, wo er das Spiel bestimmter Leidenschaften uns durchschauen lassen will, und in solche, wo er strebt, gewisse Charaktere uns lebendig zu schildern. Die beiden erstern Zwecke hatten die griechischen Dichter. Es war ihnen meistens darum zu thun, Handlungen und Leidenschaften zu entwickeln. Der Charakterzeichnungen konnten sie füglich entbehren, da ihre Helden meistens bekannte Heroen, Götter und dergleichen stehende Charaktere waren. Dies ging hervor aus der Entstehung ihres Theaters. Priester und Epiker hatten lange schon voraus die Contouren der Heldencharaktere dem Dramatiker vorgezeichnet. Anders ist es bei unserm modernen Theater. Charakterschilderung ist da eine Hauptsache. Ob nicht auch die Ursache davon in der Entstehungsart unseres Theaters liegt, wenn wir annehmen, daß dasselbe hauptsächlich entstanden ist durch Fastnachtspossen? Es war da der Hauptzweck, bestimmte Charaktere lebendig, oft grell hervortreten zu lassen, nicht eine Handlung, noch viel weniger eine Leidenschaft zu entwickeln. Beim großen William Shakspeare finden wir zuerst obige drei Zwecke vereinigt. Er kann daher als Gründer des modernen Theaters angesehen werden und bleibt unser großes, freilich unerreichbares Muster. Johann Gotthold Ephraim Lessing, der Mann mit dem klarsten Kopfe und mit dem schönsten Herzen, war in Deutschland der Erste, welcher die Schilderungen von Handlungen, Leidenschaften und Charakteren am schönsten und am gleichmäßigsten in seinen Dramen verwebte und zu einem Ganzen zusammenschmelzte. So blieb es bis auf die neueste Zeit, wo mehrere Dichter anfingen, jene drei Gegenstände der dramatischen Schilderung nicht mehr zusammen, sondern einzeln zum Hauptzweck ihrer Tragödien zu machen. Goethe war der Erste der das Signal zu bloßen Charakterschilderungen gab. Er gab sogar auch das Signal zur Charakterschilderung einer bestimmten Classe Menschen, nämlich der Künstler. Auf seinen Tasso folgte Gehlenschläger's „Corregio", und diesem wieder eine Anzahl ähnlicher Tragödien. Auch der „Tasso" unseres Verfassers gehört zu dieser Gattung. Wir können daher bei dieser Tragödie Mangel an Einheit der Handlung füglich entschuldigen und wollen sehen ob die Charakter und nebenbei die Leidenschafts-Schilderungen treu und wahr sind.

Den Charakter des Haupthelden finden wir trefflich und treu gehalten. Hier scheint dem Verfasser ein glücklicher Umstand zu Statten gekommen zu sein. Nämlich, Tasso ist ein Dichter, oft ein lyrischer und immer ein religiös schwärmerischer Dichter. Hier konnte unser Verfasser, der alles dieses ebenfalls ist, mit seiner ganzen Individualität hervortreten und dem Charakter seines Helden eine überraschende Wahrheit geben. Dieses ist das Schönste und das Beste in der ganzen Tragödie. Etwas minder treffend gezeichnet ist der Charakter der Prinzessin; er ist zu weich, zu wächsern, zu zerfließend, es fehlt ihm an Gehalt. Die Gräfin Sanvitale ist vom Verfasser gleichgültig behandelt: nur ganz schwach läßt er ihr Wohlwollen für Tasso hervorschimmern. Der Herzog ist in mehreren Scenen sehr wahr gezeichnet, doch widerspricht er sich oft. Z. B. am Ende des zweiten Acts läßt er Tasso einsperren, damit er seinen Namen nicht mehr verlästre, und in der ersten Scene des dritten Acts sagt er, es sei geschehen aus Besorgniß, daß nicht aus Tasso's Liebeshandel mit seiner Schwester Schlimmes entstehe. Graf Tirabo ist nicht allein ein jämmerlicher Mensch, sondern auch, was der Verfasser nicht wollte, ein inconsequenter Mensch. Leonore von Gisello ist ein hübsches Vesperglöcklein, das in diesem Gewirre heimlich und lieblich klinget und leiser und immer leiser verhallet.

Schön und herrlich ist die Diction des Verfassers. Wie trefflich, ergreifend und hinreißend ist z. B. das Nachtgespräch zwischen der Prinzessin und Tasso. Diese wehmüthig weichen, schmelzend süßen Klänge ziehen uns unwiderstehlich hinab in die Traumwelt der Poesie, das Herz blutet uns aus tief geheimen Wunden — aber dieses Verbluten ist eine unendliche Wollust, und aus den rothen Tropfen sprossen leuchtende Rosen.

Tasso.

Mit tausend Augen schaut auf mich die Nacht
Und mich erfassen Zweifel: will sie leuchten,
Vielleicht auch lauschen? Hat mit solcher Pracht
Sie sich geschmückt, und fällt des Thaues Feuchten
Daß sich dem Schlafe meine Glieder senken?

Prinzessin.

Hört' ich nicht Töne die herab sich neigten
Als wollten sie zu meinem Herzen lenken?

Hofdame.

Fürwahr, Prinzessin bleibt verwirrter Miene
Als wollt' mit Schwärmgestalten die Nacht ihn tränken
Täuscht mich's wenn so nicht Tasso dort erschiene.

Tasso.

Welch Bild erglänzet auf der Brücke Bogen?
Mit Majestät als ob's der Höhen diene
Kommt nebenher ein anderes gezogen.
Schneeweiß umfließt, wie Silbernebels Schleier,
Ein Strahlenkleid die Glieder, hell umflogen
Das Haupt vom Sternendiker wie Demantfeuer.

Prinzessin.

Doch Thränenthau sinkt von dem Mond hernieder
Und trübet meiner Sterne helle Feier.

Tasso.

Dem Thau entblühen neue Blumen wieder
Und neue Kränze wird die Nacht uns winden.

Ebenfalls wunderschön sind die Verse S. 77, so wie auch die Stanzen S. 82 wo Tasso zur Guello die ihn als Pilger besucht sagt:

Wie sich die Blume wendet zu der Sonne
Und wie der Thau sich wiegt im Morgenschein
Wie Engel flehn zur himmlischen Madonne
Und Schaar an Schaar sich um die Höhe reihn:
So still und feierlich voll sel'ger Wonne
Schließt mich das Zauberland der Liebe ein;
Klar seh' ich die Verklärte vor mir schweben
Frei und in Banden ihr allein zu leben.

Ob aber überhaupt der Reim in der Tragödie zweckmäßig ist? Wir sind ganz dagegen würden ihn nur bei reimlustigen Ergüssen toleriren und wollen ihn in vorliegender Tragödie nur da entschuldigen wo Tasso selbst spricht. Im Munde des Dichters, der so viel in seinem Leben gereimt hat, klingt der Reim wenigstens nicht ganz unnatürlich. Dem schlechten Poeten wird der Reim in der Tragödie immer eine hilfreiche Krücke sein, dem guten Dichter wird er zur lästigen Fessel. Auf keinen Fall findet derselbe Ersatz darin daß er sich in diese Fessel schmiegt. Denn unsre Schauspieler, besonders Schauspielerinnen, haben noch immer den leidigen Grundsatz, daß die Reime für das Auge seien, und daß man sich ja hüten müsse, sie hörbar klingen zu lassen. Wofür hat sich nun der arme Dichter abgeplagt? — So wohlklingend auch die Verse unseres Verfassers sind, so fehlt es denselben doch an Rhythmus. Es fehlt ihm die Kunst des Enjambements, die beim fünffüßigen Jambus von so unendlicher Wirkung ist, und wodurch so viele metrische Mannigfaltigkeit hervorgebracht wird. Manchmal hat sich der Verfasser einen Sechsfüßer entschlüpfen lassen. Schon Seite 1.

Die deine Schönheit rühmen nach Verliebter Art.

Ob vorsätzlich? — Unbegreiflich ist uns, wie sich der Verfasser die Skansion „Virgil" S. 7 und 22 erlauben konnte. So wie auch S. 4 „Und vielleicht darum, weil sie's nöth'ger haben." — S. 14. Der Daktylus „Hörenden" am Ende des Verses füllt das Ohr nicht. Obschon unsere besten alten Dichter sich solche Fehler zu Schulden kommen lassen, sollten doch die jüngern sie zu vermeiden suchen.

Wir gehen jetzt über zur Frage: welchen Werth hat vorliegende Tragödie in ethischer Hinsicht?

Ethisch? Ethisch? hören wir fragen. Um Gotteswillen, gelehrte Herren, halten Sie sich nicht an der Schuldefinition. Ethisch soll hier nur ein Rubrikname sein, und wir wollen entwickelnd erklären, was wir unter dieser Rubrik befaßt haben wollen.

Hören Sie, ist es Ihnen noch nie begegnet, daß Sie innerlich mißvergnügt, verstimmt und ärgerlich des Abends aus dem Theater kamen, obschon das Stück das Sie eben sahen, recht dramatisch, theatralisch, kurz voller Poesie war? Was war nun der Fehler? Antwort: Das Stück hatte keine Einheit des Gefühls hervorgebracht. Das ist es. Warum mußte der Tugendhafte untergehen durch List der Schelme? Warum mußte die gute Absicht verderblich wirken? Warum mußte die Unschuld leiden? Das sind die Fragen, die uns marternd die Brust beklemmen, wenn wir nach der Vorstellung von manchem Stücke aus dem Theater kommen. Die Griechen fühlten wohl die Nothwendigkeit, dieses qualvolle Warum in der Tragödie zu erdrücken, und sie ersannen das Fatum. Wo nun aus der beklommenen Brust ein schweres Warum hervorstieg, kam gleich der ernste Chorus, zeigte mit dem Finger nach oben, nach einer höheren Weltordnung, nach einem Urrathschluß der Nothwendigkeit, dem sich sogar die Götter beugen. So war die geistige Ergänzungssucht des Menschen befriedigt, und es gab jetzt noch eine unsichtbare Einheit: — Einheit des

Gefühls. Viele Dichter unserer Zeit haben dasselbe gefühlt, das Fatum nachgebildet, und so entstanden unsere heutigen Schicksalstragödien. Ob diese Nachbildung glücklich war, ob sie überhaupt Aehnlichkeit mit dem griechischen Urbild hatte, lassen wir dahingestellt. Genug, so löblich auch das Streben nach Hervorbringung der Gefühlseinheit war, so war doch jene Schicksalsidee eine sehr traurige Aushilfe, ein unerquickliches, schädliches Surrogat. Ganz widersprechend ist jene Schicksalsidee mit dem Geist und der Moral unserer Zeit, welche beide durch das Christenthum ausgebildet worden. Dieses grause, blinde unerbittliche Schicksalswalten verträgt sich nicht mit der Idee eines himmlischen Vaters, der voller Milde und Liebe ist, der die Unschuld sorgsam schützet und ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt. Schöner und wirksamer handelten jene neueren Dichter, die alle Begebenheiten aus ihren natürlichen Ursachen entwickeln, aus der moralischen Freiheit des Menschen selbst, aus seinen Neigungen und Leidenschaften, und die in ihren tragischen Darstellungen, sobald jenes furchtbare letzte Warum auf den Lippen schwebt, mit leiser Hand den dunkeln Himmelsvorhang lüften und uns hineinlauschen lassen in das Reich des Ueberirdischen, wo wir im Anschaun so vieler leuchtenden Herrlichkeit und dämmernden Seligkeit mitten unter Qualen aufjauchzen, diese Qualen vergessen oder in Freuden verwandelt fühlen. Das ist die Ursache, warum oft die traurigsten Dramen dem gefühlvollsten Herzen einen unendlichen Genuß verschaffen. — Nach letzterer löblichen Art hat sich auch unser Verfasser bestrebt, die Gefühleinheit hervorzubringen. Er hat ebenfalls die Begebenheiten aus ihren natürlichen Gründen entwickelt. In den Worten der Prinzessin:

Ihr Dichter wollt euch nicht zu Menschen schicken
Verstehet anders, was die Andern sagen
Und was ihr selbst sagt, habt ihr nicht bedacht;
Das ist der schwarze Faden, den ihr selbst
Euch in das heitre Dichterleben spinnet

in diesen Worten erkennen wir das Fatum, das den unglücklichen Tasso verfolgte. Auch unser Verfasser wußte mit vieler Geschicklichkeit den Himmelsvorhang vor unsern Augen leise aufzuheben und uns zu zeigen, wie Tasso's Seele schon schwelget im Reiche der Liebe. Alle unsere Qualen des Mitleids lösen sich auf in stille Seelenfreude, wenn wir im fünften Act den bleichen Tasso langsam hereintreten sehen mit den Worten:

Vom heil'gen Oele triefen meine Glieder,
Und meine Lippen, die manch eitles Lied
Von schnödem Wesen dieser Welt gesungen
Unwürdig haben sie berührt den Leib des Herrn. —

Freilich, wir müssen hier von einem historischen Standpunkt die Gefühle betrachten, die in unserm religiösen Schwärmer aufgeregt werden durch jene heiligen Gebräuche der römisch-katholischen Kirche, welche von Männern ersonnen worden sind, die das menschliche Herz, seine Wunden und den heilsamen beseligenden Eindruck passender Symbole genau kannten. Wir sehen hier unsern Tasso schon in den Vorhallen des Himmels. Seine geliebte Eleonore mußte ihm schon vorangegangen sein, und heilige Ahnung mußte ihm die Zusicherung gegeben haben, daß er sie bereits findet. Dieser Blick hinter die Himmelsdecke versüßt uns den unendlichen Schmerz, wenn wir das Capitol schon in der Ferne erblicken, und der Langgeprüfte in dem Augenblick, als er den höchsten Preis erhalten soll, todt niedersinkt bei der Bildsäule seines großen Nebenbuhlers. Der Priester greift den Schlußaccord, indem er den Lorbeerkranz Eleonorens der Leiche auf's Haupt setzt: Wer fühlt hier nicht die tiefe Bedeutung dieses Lorbeers, der Torquato's Leid und Freud' ist, in Leid und Freud' ihn nicht verläßt, oft wie glühende Kohlen seine Stirn versengt, oft die arme brennende Stirn wie Balsam kühlet, und endlich, ein mühsam errungenes Siegeszeichen, sein Haupt auf ewig verherrlicht.

Sollte nicht vielleicht unser Verfasser eben wegen jener Gefühlseinheit die Einheit der Handlung verworfen haben? Sollte ihm nicht etwas Aehnliches vorgeschwebt haben, was bei den Alten die Trilogien hervorbrachten? Fast möchten wir Dieses glauben, und wir können nicht umhin, den Verfasser zu bitten, die fünf Acte seiner Tragödie in drei zusammen zu schmelzen, deren jeder einzelne alsdann das Glied einer Trilogie sein würde. Der erste und zweite Act wäre zusammengeschmolzen und hieße: „Tasso's Hofleben", der dritte und vierte Act wäre ebenfalls vereinigt und hieße „Tasso's Gefangenschaft"; und der fünfte Act, womit sich die Trilogie schlösse, hieße: „Tasso's Tod".

Wir haben oben gezeigt, daß Einheit des Gefühls zum Ethischen einer Tragödie gehört, und daß unser Verfasser dieselbe vollkommen und musterhaft beobachtet hat. Er hat aber auch noch einer zweiten ethischen Anforderung Genüge geleistet. Nämlich, seine Tragödie trägt den Charakter der Milde und Versöhnung.

Unter dieser Versöhnung verstehen wir nicht allein die Aristotelische Leidenschaftsreinigung, sondern auch die weise Beobachtung der Grenzen des Reinmenschlichen. Keiner kann furchtbarere Leidenschaften und Handlungen auf die Bühne bringen als Shakspeare, und doch geschieht es nie, daß unser Inneres, unser Gemüth durch ihn gänzlich empört würde. Wie ganz anders ist das bei vielen unserer neuern Tragödien, bei deren Darstellung uns die Brust gleichsam in spanische Schnürstiefeln eingeklemmt wird, der Athem uns in der Kehle stocken bleibt und gleichsam ein unerträglicher Katzenjammer der Gefühle unser ganzes Wesen ergreift. Das eigene Gemüth soll dem Dichter ein sicherer Maßstab sein, wie weit er den Schrecken und das Entsetzliche auf die Bühne bringen kann. Nicht der kalte Verstand soll emsig alles Gräßliche ergrübeln, mosaikähnlich zusammenwürfeln und in der Tragödie aufstapeln. Zwar wissen wir recht wohl, alle Schrecken Melpomenens sind erschöpft. Pandora's Büchse ist leer, und der Boden derselben, wo noch ein Uebel kleben konnte, von den Poeten kahl abgeschabt, und der gefallsüchtige Dichter muß im Schweiße seines Angesichts neue Schreckensfiguren und neue Uebel herausbrüten. So ist es dahin gekommen, daß unser heutiges Theaterpublicum schon ziemlich vertraut ist mit Brudermord, Vatermord, Incest u. s. w. Daß am Ende der Held bei ziemlich gesundem Verstande einen Selbstmord begeht, cela se fait sans cela. Das ist ein Kreuz, das ist ein Jammer. In der That, wenn das so fortgeht, werden die Poeten des zwanzigsten Jahrhunderts ihre dramatischen Stoffe aus der japanischen Geschichte nehmen müssen und alle dortigen Executionsarten und Selbstmorde: Spießen, Pfählen, Bauchaufschlitzen u. s. w. zur allgemeinen Erbauung auf die Bühne bringen. Wirklich, es ist empörend, wenn man sieht, wie in unsern neuern Tragödien statt des wahrhaft Tragischen ein Abschlachten, ein Niedermetzeln, ein Zerreißen der Gefühle aufgekommen ist, wie zitternd und zähneklappernd das Publicum auf seinem Armensünderbänkchen sitzt, wie es moralisch gerädert wird, und zwar von unten herauf. Haben denn unsere Dichter ganz und gar vergessen,

welchen ungeheuren Einfluß das Theater auf die Volkssitten ausübt? Haben sie vergessen, daß sie diese Sitten milder und nicht wilder machen sollen? Haben sie vergessen, daß das Drama mit der Poesie überhaupt denselben Zweck hat und die Leidenschaften versöhnen, nicht aufwiegeln, menschlicher machen und nicht entmenschen soll? Haben unsere Poeten ganz und gar vergessen, daß die Poesie in sich selbst genug Hilfsmittel hat, um auch das allerabgestumpfteste Publicum zu erregen und zu befriedigen, ohne Vatermord und ohne Inceſt?

Es ist doch Jammerschade, daß unser großes Publicum so wenig versteht von der Poesie, fast eben so wenig wie unsere Poeten.

Struensee,
Trauerspiel in fünf Aufzügen,
von
Michael Beer.

Geschrieben zu München Anfangs April 1828.

Den 27. März wurde im hiesigen Nationaltheater aufgeführt: „Struensee", Trauerspiel in fünf Aufzügen, von Michael Beer. Sollen wir über dieses Stück ein beurtheilendes Wort aussprechen, so muß es uns erlaubt sein, zuvor auf Beer's frühere dramatische Erzeugnisse einen kurzen Rückblick zu werfen. Nur hierdurch, indem wir einigermaßen den Verfasser im Zusammenhang mit sich selbst betrachten und dann die Stelle, die er in der dramatischen Literatur einnimmt, besonders bezeichnen, gewinnen wir einen festen Maßstab, womit Lob und Tadel zu ermessen ist und seine relative Bedeutung erhält.

Jugendlich unreif, wie das Alter ihres Verfassers war „Klytämnestra"; ihre Bewunderer gehörten zu jenen Auserlesenen, die Grillparzer's „Sappho" als das höchste Muster dieser griechischen Gattung anstaunen, ihre Tadler gehörten theils zu Solchen, die nur tadeln wollten, theils zu Solchen, die wirklich Recht hatten. Es ist nicht zu leugnen, in den Gestalten dieser Tragödie war nur ein äußeres Scheinleben, und ihre Reden waren ebenfalls nichts als eitel Schein. Da war kein echtes Gefühl, sondern nur ein herkömmlich theatralisches Aufblähen, kein begeistertes Wort, sondern nur stelzenhafte Komödiantenhofsprache, und bis auf einige echte Veilchen war Alles nur ausgeschnitzeltes Papierblumenwerk. Das Einzige, was sich nicht verkennen ließ, war ein dramatisches Talent, das sich unabweisbar kund gab, trotz aller angelernten Unnatur und bedauernswürdigen Mißleitung.

Daß der Verfasser dergleichen selbst ahnte, bewies sein zweites Trauerspiel: „Die Bräute von Arragonien." Hie und da glänzt darin schon eine echte Flamme, echte Leidenschaft bricht hie und da hervor, etwas Poesie ließ sich nicht abweisen, aber, obgleich schon die papiernen Putzmacherblumen beseitigt sind und echte, organische Blumen zum Vorscheine kommen, so verrathen diese doch immer noch ihren Boden nämlich das Theater, man sieht es ihnen an, daß sie an keinem freien Sonnenlichte, sondern an fahlen Orchesterlampen gereift sind, und Farbe und Duft sind zweifelhaft. Dramatisches Talent läßt sich aber hier noch viel weniger verkennen.

Wie erfreulich war daher das weitere Fortschreiten des Verfassers! War es das Begreifen des eignen Irrthums, oder war es unbewußter Naturtrieb, oder war es gar eine äußere, überwältigende Macht, was den Verfasser plötzlich in die bravste und richtigste Bahn versetzte? Sein „Paria" erschien. Dieser Gestalt hatte kein Theatersouffleur seinen kümmerlichen Athem eingehaucht. Die Gluth dieser Seele war kein gewöhnliches Colophoniumfeuer, und keine auswendig gelernten Schmerzen zuckten durch diese Gluth. Da gab es Stichworte, die jedes Herz trafen, Flammen, die jedes Herz entzündeten.

Herr Beer wird lächeln, wenn er liest, daß wir der Wahl des Stoffes dieser Tragödie die außerordentliche Aufnahme, die sie beim Publicum gefunden, zuschreiben möchten. Wir wollen ihm gerne zugestehen, daß er in diesem Stücke wahre unbezweifelbare Poesie hervortreten ließ, ja daß wir eben durch dieses Erzeugniß bestimmt wurden, ihm die echte Dichterwürde zuzusprechen und ihn nicht mehr zu jenen homöopathischen Dichtern zu zählen, die nur ein Zehntausendtheil Poesie in ihre Wassertragödien schütten, aber wir müssen doch den Stoff des „Paria" als die Hauptursache seines Gelingens bezeichnen. Ist es doch nie die Poesie an und für sich, was den Producten eines Dichters Celebrität verschafft. Betrachten wir nur den Goethe'schen „Werther". Sein erstes Publicum fühlte nimmermehr seine eigentliche Bedeutung, und es war nur das Erschütternde, das Interessante des Factums, was die große Menge anzog und abstieß. Man las das Buch wegen des Todtschießens und Nicolaiten schrieben dagegen wegen des Todtschießens. Es liegt aber noch ein Element im „Werther", welches nur die kleinere Menge angezogen hat, ich meine nämlich die Erzählung, wie der junge Werther aus der hochadeligen Gesellschaft höflichst hinausgewiesen wird. Wäre der „Werther" in unseren Tagen erschienen, so hätte diese Partie des Buches weit bedeutsamer die Gemüther aufgeregt als der ganze Pistolenknalleffect.

Mit der Ausbildung der Gesellschaftlichkeit, der neueuropäischen Societät, erblühte in Unzähligen ein edler Unmuth über die Ungleichheit der Stände, mit Unwillen betrachtete man jede Bevorrechtung, wodurch ganze Menschenclassen gekränkt werden. Abscheu erregten jene Vorurtheile, die gleich zurückgebliebenen häßlichen Götzenbildern aus den Zeiten der Roheit und Unwissenheit, noch immer Menschenopfer verlangen, und denen noch immer viele schöne und gute Menschen hingeschlachtet werden. Die Idee der Menschengleichheit durchschwärmt unsere Zeit, und die Dichter, die als Hohepriester dieser göttlichen Sonne huldigen, können sicher sein, das Tausende mit ihnen niederknien und Tausende mit ihnen weinen und jauchzen.

Daher wird rauschender Beifall allen solchen Werken gezollt, worin jene Idee hervortritt. Nach Goethe's „Werther" war Ludwig Robert der Erste, der jene Idee auf die Bühne brachte und uns in der „Macht der Verhältnisse" ein wahrhaft bürgerliches Trauerspiel zum Besten gab, als er mit kundiger Hand die prosaischen kalten Umschläge von der brennenden Herzwunde der modernen Menschheit plötzlich abriß. Mit gleichem Erfolge haben spätere Autoren dasselbe Thema, wir möchten fast sagen dieselbe Wunde, behandelt. Dieselbe Macht der Verhältnisse erschüttert uns im „Urika" und „Eduard", der „Herzogin von Duras" und in „Isidor und Olga" von Raupach. Frankreich und Deutschland fanden sogar dasselbe Gewand für denselben Schmerz, und Delavigne und Beer gaben uns Beide einen „Paria".

Wir wollen nicht untersuchen, welcher von den beiden Dichtern den besten Lorbeer verdiente; genug, wir wissen, daß Beider Lorbeer von den edelsten Thränen benetzt worden. Nur sei es uns erlaubt, anzudeuten, daß die Sprache im Beer'schen „Paria", obgleich getränkt in Poesie, doch immer noch etwas Theatermäßiges an sich trägt und hie und da merken läßt, daß der „Paria" mehr unter Berlinischen Coulissenbäumen als unter indischen Banianen aufgewachsen und in directer Linie mit der guten „Klytämnestra" und den bessern „Bräuten von Arragonien" verwandt ist.

Wir haben diese Ansichten über M. Beer's frühere Dichtungen voranschicken müssen, um uns desto kürzer und faßlicher über sein neuestes Trauerspiel „Struensee" aussprechen zu können.

Zuvörderst bekennen wir, daß der Tadel, womit wir noch eben den „Paria" nicht verschonen konnten, nimmermehr den „Struensee" treffen wird, dessen Sprache rein und klar dahin fließt und als ein Muster guter Diction gelten kann. Hier müssen wir die Segel des Lobes mit vollem Athem anschwellen, hier erscheint uns Michael Beer am meisten hervorragend aus dem Troße unserer sogenannten Theaterdichter, jener Schwulstlinge,

deren bildreiche Jamben sich wie Blumenkränze oder wie Bandwürmer um dumme Gedanken herumringeln. Es war uns unendlich erquickend, in jener dürren Sandwüste, die wir deutsches Theater nennen, wieder einen reinen, frischen Labequell hervorspringen zu sehen.

Was den Stoff betrifft, so ist Herr Beer wieder von einem glücklichen Sterne, fast möchten wir sagen, glücklichen Instincte, geleitet worden. Die Geschichte Struensee's ist ein zu modernes Ereigniß, als daß wir sie herzuerzählen und in gewohnter Weise die Fabel des Stückes zu entwickeln brauchten. Wie man leicht errathen mag, der Stoff desselben steht einestheils in dem Kampfe eines bürgerlichen Ministers mit einer hochmüthigen Aristokratie, anderntheils in Struensee's Liebe zur Königin Karoline Mathilde von Dänemark.

Ueber dieses zweite Hauptthema der Beer'schen Tragödie wollen wir keine weitläufigen Betrachtungen anstellen, obgleich dasselbe dem Dichter so wichtig dünkte, daß er im vierten und fünften Acte fast das erste Hauptthema darüber vergaß und vielleicht dieses zweite Hauptthema auch andern Leuten so wichtig erscheinen mag, daß desbalb der Darstellung dieses Trauerspiels an manchen Orten die allerhöchsten Schwierigkeiten entgegengesetzt werden dürfen. Ob es überhaupt einer liberalen Regierung nicht unwürdig ist, den dramatischen Darstellungen beurkundeter Wahrheiten sich entgegen zu setzen, ist eine Frage, die wir seinerzeit erörtern wollen. Unser Volksschauspiel, über dessen Verfall so trübselig geklagt wird, müßte ganz untergehen ohne jene Bühnenfreiheit, die noch älter ist als die Preßfreiheit, und die immer in vollem Maße vorhanden war, wo die dramatische Kunst geblüht hat, z. B. in Athen zur Zeit des Aristophanes, in England während der Regierung der Königin Elisabeth, die es erlaubt hatte, sogar die Greuelgeschichten ihrer eigenen Familie, selbst die Schrecknisse ihrer eigenen Eltern auf der Bühne darzustellen. Hier in Bayern, wo wir ein freies Volk und was noch seltener ist, einen freien König finden, treffen wir auch eine eben so großartige Gesinnung und dürfen daher auch schöne Kunstfrüchte erwarten.

Wir kehren zurück zu dem ersten Hauptthema des „Struensee", dem Kampfe der Bürgerlichen mit der Aristokratie. Daß dieses Thema mit dem des „Paria" verwandt ist, soll nicht geleugnet werden. Es mußte naturgemäß aus demselben hervorgehen, und wir rühmen umsomehr die innere Entwicklung des Dichters und sein feines Gefühl, das ihn immer auf das Princip der Hauptstreitfragen unserer Zeit hinleitet. Im „Paria" sahen wir den Unterdrückten zu Tode gestampft unter dem eisernen Fußtritte des übermüthigen Unterdrückers, und die Stimme, die seelenzerreißend zu unseren Herzen drang, war der Nothschrei der beleidigten Menschheit. Im „Struensee" hingegen sehen wir den ehemals Unterdrückten im Kampfe mit seinen Unterdrückern. Diese sind sogar im Erliegen, und was wir hören ist würdiger Protest, womit die menschliche Gesellschaft ihre alten Rechte vindicirt und die bürgerliche Gleichstellung aller ihrer Mitglieder verlangt. In einem Gespräche mit Graf Ranzau, dem Repräsentanten der Aristokratie, spricht Struensee die kräftigsten Worte über jene Bevorrechteten, jene Karyatiden des Thrones, die wie dessen nothwendige Stützen aussehen möchten, und treffend

schildert er jene noble Zeit, wo er noch nicht das Staatsruder ergriffen hatte:

Es thronten
Die höchsten Stellen Uebermuth und Dünkel.
Die Besseren wichen. Einem rohen Heer
Kaufloser Diener ließ man alle Ruhen
Der niederen Aemter. Schmeichler nährte damals
Das Mark des Landes manch bekannten Kuppler
Dem man des Vorzemachs geheime Sorgen
Und schändliche Verschwiegenheit vergalt.
Verachtet flog der Edlen junge Schaar
Der Ehrenstellen vielgestürzte Leiter
Mit raschen Sätzen an und flüchtigen Füßen
Die niedern Sprossen überspringend, drängten
Sie keck sich zu des Staates schmalem Giebel.
Der Raum nur hat für wenige Geprüfte.
So sah das Land mit wachsendem Entsetzen
Von edlen Knaben seine besten Männer
Zurückgedrängt in Nacht und in Verachtung.

Kanzau.

Wohl möglich, daß die Brut des Adlers sich
Mit kühnem Schwingen nur zum Lichte wagt
Als der gemeinen Spatzen niederer Flug.

Struensee.

Ich aber habe mich erkühnt, Herr Graf,
Die Flügel dieser Adlerbrut zu stutzen,
Mit kräftigem Gesetz unbarmherz'ger Kühnheit
Gewehrt, daß uns kein neuer Phaeton
Das Flammroß der Staatenherrschaft lenke.

Wie sich von selbst versteht, hat es einer Tragödie, deren Held solche Verse declamirt, nicht an gehöriger Mißdeutung gefehlt, man war nicht damit zufrieden, daß der Sünder, der sich solchermaßen zu äußern gewagt, am Ende geköpft wird, sondern man hat den Unmuth sogar durch Kunsturtheile kundgegeben, man hat ästhetische Grundsätze aufgestellt, wonach man die Fehler des Stücks haarklein demonstrirt. Man will unter Anderm dem Dichter vorwerfen, in seinen Tragödien seien keine tiefen und prächtigen Reflexionen, und er gebe nichts als Handlung und Gestalten. Diese Kritiker kennen gewiß nicht die obenerwähnte „Klytämnestra" und „Die Bräute von Arragonien", die es wahrlich nicht an Reflexionen fehlen ließen. Ein anderer Vorwurf war die Wahl des Stoffes, der, wie man sagte, noch nicht ganz der Geschichte anheimgefallen sei, und dessen Behandlung es nothig mache, noch lebende Personen auf die Bühne zu bringen. Dann auch fand man es unstatthaft dabei noch gar die Interessen der heutigsten Parteien auszusprechen, die Leidenschaften des Tages aufzuwiegeln, uns im Rahmen der Tragödie die Gegenwart darzustellen und zwar zu einer Zeit, wo diese Gegenwart am gefahrlichsten und wildesten bewegt ist. Wir aber sind anderer Meinung. Die Greuelgeschichten der Höfe können nicht schnell genug auf die Bühne gebracht werden, und hier soll man, wie einst in Aegypten, ein Todtengericht halten über die Könige und Großen der Erde. Was gar jene Nützlichkeitstheorie betrifft, wonach man die Aufführung einer Tragödie nach dem Schaden oder Nutzen, den sie etwa stiften könnte, beurtheilt, so sind wir gewiß sehr weit entfernt, uns dazu zu bekennen. Doch auch bei einer solchen Theorie würde die Beer'sche Tragödie viel mehr Lob als Tadel verdienen, und wenn sie das Bild einer Kastenbevorrechtung in all seiner grausamen Leibhaftigkeit uns vor Augen bringt, so ist das vielleicht heilsamer, als man glaubt.

Es geht eine Sage im Volke, der Basilisk sei das unthätigste und scheuste Thier, weder Zähne noch Schwert vermochten es zu verwunden, und das einzige Mittel, es zu tödten, bestände darin, daß Jemand die Kühnheit habe, ihm einen Spiegel vorzuhalten; indem alsdann das Thier sich selbst erblickt, erschrickt es so sehr ob seiner eignen Häßlichkeit, daß es zusammenstürzt und stirbt. Der Struensee, eben so wie „Der Paria", war ein solcher Spiegel, den der kühne Dichter dem schlimmsten Basilisken unserer Zeit entgegenhielt, und wir danken ihm für diesen Liebesdienst.

Die Kunstgesetze, die ästhetischen Plebiscita, die der große Haufe bei Gelegenheit der Beer'schen Tragödie zu Tage förderte, wollen wir nicht beleuchten. Es sei genug, wenn wir sagen, daß Herr Beer vor diesem Richterstuhle gut bestanden hat. Wir wollen dieses nicht lobend gesagt haben, sondern es versteckt sich vielmehr in diese Worte der geheime Tadel, daß der Dichter durch Mittel, die vielleicht eben eines Dichters nicht ganz würdig waren, das große Publicum zu gewinnen wußte. Wir deuten hier auf das theatralische Reizmittel einer auf's höchste gespannten Erwartung, wodurch es möglich war, ein so gedrängt volles Haus

wie wir bei der Aufführung des „Struensee“ sahen, fast fünftehalb Stunden sage vier und eine halbe Stunde lang ausdauern zu machen, so daß am Ende doch noch der ungeschwächteste Enthusiasmus übrig bleiben und allgemeiner Beifall ausbrechen konnte, ja daß der größte Theil des Publicums noch Lust hatte, lange zu warten, ob nicht Herr Beer, den man stürmisch hervorrief, erscheinen würde.

Wir haben vielleicht jenen Kritikern Unrecht gethan, die Herrn Beer einen Mangel an schönen Reflexionen vorwarfen; dergleichen war vielleicht nur ein ironischer Tadel, der hinter sich das feinste Lob verstecken wollte. War es indessen ernstlich gemeint (wir sind alle schwache Menschen, so bedauern wir, daß jene Kritiker vor lauter Bäumen den Wald nicht gesehen haben. Sie sahen, wie sie sagen, nichts als Handlung und Gestalten und merkten nicht daß solche die allerschönsten Reflexionen repräsentirten, ja daß das Ganze nichts als eine einzige große Reflexion aussprach. Wir bewundern die dramatische Weisheit und die Bühnenkenntniß des Dichters, wodurch er so Großes bewirkt. Er hat nicht blos jede Scene genau motivirt, vorbereitet und ausgeführt, sondern jede Scene ist auch an und für sich aus organischer Nothwendigkeit und aus der Hauptidee des Stückes hervorgegangen; z. B. jene Volksscene, die den vierten Act eröffnet und die einem kurzsichtigen Zuschauer als überflüssiges Füllwerk erscheinen möchte und Manchem wirklich so erschienen ist, bedingt dermaßen die ganze Katastrophe, daß sie ohne dieselbe nur zur Hälfte motivirt wäre. Wir wollen gar nicht einmal in Betrachtung ziehen, daß das Gemüth des Zuschauers von den Schmerzen der drei ersten Acte so tief bewegt ist, daß es durchaus zu seiner Erholung einer komischen Scene bedurfte. Ihre eigentliche Bedeutung ist dennoch tragischer Natur, aus der lachenden Comödienmaske schauen Melpomene's geisterhafte, tiefleidende Augen, und eben durch diese Scene erkennen wir, wie „Struensee“, der schon allein durch seine majestätsverbrecherische Liebe untergehen konnte, noch obendrein dadurch seinem Untergange entgegeneilte, daß seine neuen Institutionen auch antinational waren, daß das Volk sie haßte, daß das Volk noch nicht reif war für die großen Ideen seines liberalen Herzens. Es sei uns erlaubt, einige Reden aus jener Volksscene anzuführen, wodurch uns Herr Beer gezeigt, daß er auch Talent für das Lustspiel hat. Die Bauern sitzen in der Schenke und politisiren.

Schulmeister.

Meinetwegen, der Struensee ist's nicht werth, daß wir uns um ihn zanken. Der ist zu unserer Aller Unglück in's Land gekommen. Er bringt überall Hader und Zwistigkeit. Mischt er sich nicht auch in die Angelegenheiten des edlen Lehrfachs? fordert er jetzt nicht von den wohlbestallten Schulmeistern, daß sie lehren sollen, was durchaus nicht für die Köpfe euerer lieben Jugend paßt? Wenn's geschieht, wie er's haben will, so werden euere Buben und Mädchen bald klüger sein als ihr. Aber dazu soll es nicht kommen, dafür will ich sorgen.

Hooge ein Bauer.

Ja, er will überall Licht anzünden, wo man's auslöschen sollte; darf nicht jetzt Jeder drucken lassen, was er will! Ihr dürft jetzt als ein ehrlicher Schulmeister nicht mehr einen Schluck über den Durst trinken, so kann morgen der Küster drucken lassen: „Gestern war der Schulmeister betrunken.“

Schulmeister.

Das sollt' er sich unterstehen! Ich möchte doch sehen.

Hooge.

Das würdet ihr sehen und könntet's nicht hindern. Sie nennen's Preßfreiheit, aber wahrhaftig, wer nicht immer nach dem Schnürchen lebt, kann dabei gewaltig in die Presse kommen.

Babe.

(Chirurgus.)

Lebt nach dem Schnürchen, so schadet's Keinem was. Dürft ihr doch auf diese Weise euere Herzensmeinung dem Andern sagen und dürft euch, wenn's euch beliebt, gegen den Struensee und die Regierung aussprechen.

Hooge.

Ei was, aussprechen! ich will mich nicht aussprechen, ich will das Maul halten, aber die Andern sollen's auch. Jeder kümm're sich um die Töpfe auf seinem Herd.

Schulmeister.

Führt nicht so freventliche Redensarten, Gevatter Babe! Wozu werden wir regiert, wenn wir uns gegen die Regierung aussprechen wollen? Eine gute Regierung soll Alles regieren, Herz und Geldbeutel und Mund und Feder. In einem guten Staate ist ein Hauptgrundsatz, daß man, wie Hooge sich auf seine herzliche, einfache Weise ausdrückt, das Maul halte; denn wer redet und druckt, der muß auch zuweilen denken, und getreuen Unterthanen ist nichts gefährlicher als die Gedanken.

Babe.

Die Gedanken könnt ihr aber nicht hindern.

Flyns (Bauer.)

Nein, die kann Keiner hindern, und ich denke mir Vieles.

Schulmeister.

Nun, laßt doch hören, Flynschen, was denkt ihr denn?

(Zu Swenne [illegible])

Das ist der größte Einfaltspinsel im Dorfe.

Flyns.

Ich denke, daß mir Alles recht ist, wenn's nur nicht zur Ausführung des Planes kommt, den sich der Struensee, wie sie sagen, vorgenommen habe.

Babe.

Das wäre?

Flyns.

Daß er sich vorgenommen, uns Bauern in Dänemark und in den Herzogthümern zu freien Leuten zu machen. Ich will nicht frei und unabhängig sein. Was ist's denn Großes, daß ich für den Edelmann meinen Acker bestellen muß? dafür ernährt er mich und sorgt für mich, und eine Tracht Prügel nehme ich so mit. Wenn wir frei wären, müßten wir uns plagen und quälen, wären unsere eigenen Herren und müßten Abgaben geben.

Babe.

Und für dein Eigenthum, für die Freude, das, was du besitzest, dein nennen zu können, möchtest du nicht sorgen?

Flyns.

Ei was! wenn ein Anderer für mich sorgt, ist mir's bequemer.

Schulmeister.

Das ist der erste vernünftige Gedanke, Flyns, auf dem ich dich ertappe. Mit der Freiheit kam' auch zugleich die Aufklärung, das moderne Gift, euer Tod.

Außer den trefflichen Andeutungen, daß die Preßfreiheit eben so große Gegner hat unter den niedern wie unter den hohen Ständen, und daß die Abschaffung der Leibeigenschaft den Leibeigenen selbst am meisten verhaßt ist, außer dergleichen wahren Zügen, deren in jener Scene noch manche andere vorkommen, sehen wir deutlich, wie Struensee auf den hohen Isolirschemeln seiner Ideen tragisch allein stand, und im Kampfe des Einzelnen mit der Masse rettungslos untergehen mußte. Der feine Sinn unseres Dichters hat indessen die Nothwendigkeit gefühlt, den allzu großen Schmerz des Helden bei einem solchen Untergang einigermaßen zu mäßigen; er läßt ihn im Geiste die Zeit voraussehen, wo die Wohlthäter des Volkes mit dem Volke selbst einig sein werden;

sterbend sieht er das Morgenroth dieser Zeit und spricht die schönen Worte:

„Der Tag geht auf! demüthig leg' ich ihm
Mein Leben nieder vor dem ew'gen Thron.
Verborgner Wille tritt an's Licht und glänzt,
Und Thaten werden bleich, wie ird'scher Kummer.
Doch ein beglückter Lohn steigt blühend auf:
Hier, wo ich wirkte, reift manch' edle Saat.
So hab' ich nicht umsonst gelebt, so hab' ich
Mit falschen Lehren nicht das Reich geblendet!
Es kommt der Tag, die Zeiten machen's wahr
Was ich gewollt; die Tyrannei erkennt
Daß sich das Ende ihrer Schrecken naht.
Ich seh' ein Blutgerüst sich nach dem andern
Erbaun, ein rasend Volk entfesselt sich,
Trifft seinen König in verruchter Wuth
Und dann sich selbst mit immer neuen Schlägen.
Geschäftig mäht das Beil die Leben nieder,
Wie ems'ge Schnitter ihre Ernte — plötzlich
Hemmt eine starke Hand die ehrne Wuth.
Der Henker ruht, doch die gewalt'ge Hand
Kommt nicht zu segnen mit dem Zweig des Friedens.
Mit ihrem Schwert vergeudet sie die Völker,
Bis auch der Kampf erlischt, ein brausend Meer

Schlägt an ein einsam Grab, und Alles ruht.
Und hell're Tage kommen, und die Völker
Und Könige schließen einen ew'gen Bund.
Nothwendig ist die Zeit, sie muß erscheinen
Sie ist gewiß, wie die allmächt'ge Wesenheit.
Nur durch die Könige sind die Völker mächtig,
Nur durch die Völker sind die Könige groß.

Nachdem wir uns über Grundidee, Diction und Handlung der neuen Beer'schen Tragödie geäußert haben, bleibt uns noch übrig, die wir darin handelnd sehen, näher zu beleuchten. Doch die Oekonomie dieser Blätter gestattet uns kein so ausführliches Gehalt und erlaubt uns kaum über die Hauptpersonen einige kurze Bemerkungen vorzubringen. Wir gebrauchen vorsätzlich das Wort „Gestalten", statt Charaktere, mit dem erstern Ausdrucke das Aeußere, mit dem andern das Innerliche der Erscheinung bezeichnend. Struensee möge uns der Dichter den harten Tadel verzeihen, er kenne Gestalt. Das Vorkommende Verlangende Ueberwinden uns nur an ihm erblicken läßt, vielleicht sein Charakter sein, wir wollen es sogar als einen Charakter gelten lassen, aber es raubt ihm die äußere Gestaltenfülle. Dasselbe ist der Fall bei Graf Ranzau, der, mehr edel als adlig, ebenso wie Struensee vor lauter Sentimentalität, dem Erbgebrechen Beer'scher Helden, auseinander fließt; nur wenn wir ihm in's Herz leuchten, sehen wir, daß er dennoch ein Charakter ist, wenn auch schwach gezeichnet, doch immer ein Charakter. Sein Haß gegen die Königin Juliane, womit er dennoch ein Bündniß gegen Struensee abschließt, und dergleichen Züge mehrere geben ihm Innerlichkeit, Individualität, kurz einen Charakter. Das Gesagte gilt einigermaßen auch vom Pfarrer Struensee; dieser, den einer unserer Freunde, gewiß mit Unrecht, für ein Nachbild des Vaters im Delavigne'schen „Paria" halten wollte, gewann seine äußere Gestalt vielleicht weniger durch den Dichter selbst, als durch die Persönlichkeit des Darstellers. Die hohe Gestalt Eßlair's in einer solchen Rolle, nämlich als reformirter Pfarrer, erschien uns wie ein kolossaler altkatholischer Dom, der zum protestantischen Gottesdienste eingerichtet worden; an den Wänden sind die bunten Bilder theils abgebrochen, theils mit frischem Kalk überstrichen, die Pfeiler stehen nackt und kalt, und die Worte, die so öde und nüchtern von den ungeschmückten Kanzel ertönen, sind dennoch das Wort Gottes. So erschien uns Eßlair besonders in der Scene, wo der Pfarrer Struensee fast im liturgischen Tone seinen Sohn segnet.

Der Charakter der Königin Karoline Mathilde ist, wie sich von selbst versteht, holde Weiblichkeit, und wenn wir nicht irren, hat dem Dichter das Bild der unglücklichen Marie Antoinette vorgeschwebt, wie denn auch die Bedrängniß, worin die rebellirenden Truppen gegen das königliche Schloß marschiren, uns bedeutungsvoll den Tuilerienſturm in's Gedächtniß rief. An Gestalt gewann die Königin ebenfalls durch ihre Darstellerin, Demoiselle Hagen, die am Anfang des zweiten Actes auf dem rothen goldumwanderten Sessel thronend ganz so freundlich aussah, wie auf dem Gemälde von Stieler, das wir jüngst im Ausstellungssaale des hiesigen Kunstvereins so sehr bewundert haben.

Wir besitzen nicht das Talent, schönen Damen etwas Bitteres zu sagen, es sei denn, daß wir sie liebten, und wir enthalten uns unseres Urtheils über das Spiel der Demoiselle Hagen als Königin Karoline Mathilde umsomehr, da man der Meinung ist, sie habe in dieser Rolle besser als jemals gespielt, und da überhaupt unser etwaiger Tadel jene ganze Unnaturschule betrifft, woraus so viele Vertreterinnen hervorgegangen. Mit Ausnahme der Wolf, der Stich, der Schroder, der Peche, der Müller und noch einiger andern Damen haben sich unsere Schauspielerinnen immer jenes gespreizten, singenden, gleißenden, heuchlerischen Tones befleißigt, der seines Gleichen nur auf lutherischen Kanzeln findet, und der jedes reine Gefühl parodirt. Die natürlichsten, unverwöhntesten Mädchen glauben, wenn sie die Bretter betreten, diesen Ton anstimmen zu müssen, und sobald sie sich diese traditionelle Unnatur zu eigen gemacht haben, nennen sie sich Künstlerinnen. Wenn wir in dieser Hinsicht unsere Königin Karoline Mathilde noch keine vollendete Künstlerin nennen haben wir das gleiche Lob ausgesprochen, wenn sie zum ersten Male [illegible] Da sie noch jung ist und bescheiden zu sein gemeinten Wink achtet, vermag sie vielleicht einst dem Streben nach jenem fatalen Künstlerthume zu entgehen, und da sie viel [illegible] müssen wir die Krone einer bessern Königin zusprechen, und trotz unserer antiaristokratischen Gesinnung huldigen wir der Königin Juliane Marie

Diese ist eine Gestalt, diese ist ein Charakter, hier ist nichts auszusetzen an Zeichnung und Farbe, hier ist etwas Neues, etwas ganz Eigenthümliches, und hier bekundet der Dichter seine höchste göttlichste Vollmacht, seine Vollmacht, Menschen zu schaffen. Hier scheint uns Herr Beer ein Können zu offenbaren, das mehr ist als was wir gewöhnlich Talent nennen, und das wir fast Genie nennen möchten, wenn wir mit diesem allzu kostbaren Worte minder geizig wären.

Die alte, schleichend kräftige, entzückend schauderhafte Königin ist eine eigenthümliche Schöpfung des Dichters, die sich mit keinem vorhandenen Bilde vergleichen läßt. Madame Frieß hat diese Rolle gespielt, wie sie gespielt werden muß, sie hat den rauschenden Beifall, der ihr zu Theil wurde, rechtmäßig verdient, und seit jenem Abende zählen wir sie zu dem Häuflein besserer Schauspielerinnen, die wir oben genannt haben. Ihre seltsame, unruhige Händebewegung erinnerte uns lebhaft an die Semiramis der Madame Georges. Ihre Costümirung, ihre Stimme, ihr Gang, ihr ganzes Wesen erfüllte uns mit geheimem Grauen; absonderlich in der Scene, wo sie den Verschworenen die Nachtbefehle austheilt, ward uns so tief unheimlich zu Muthe, wie damals in unserer Kindheit, als eines Abends die blinde Magd uns die schaurige Geschichte erzählte von dem nächtlichen Schlosse, wo die verwünschte Katzenkönigin, abenteuerlich geputzt, im Kreise ihrer Hofkater und Hofkatzen sitzt und, halb mit menschlicher Stimme und halb miauend, Unheil berathet.

Wir schließen diese Betrachtungen mit dem Bedauern, daß der Raum dieser Blätter uns nicht vergönnt, uns weitläufiger über Herrn Beer's neue Tragödie zu verbreiten. Wir fühlen selbst, daß wir zumeist nur eine Seite derselben, die politische, beleuchtet haben. Wir denken, daß andere Berichterstatter, wie gewöhnlich, einseitig die andere Seite, die romantische, die verliebte, besprechen werden. Indem wir solche Ergänzung erwarten, wollen wir nur noch unsern Dank aussprechen für den hohen Genuß, den uns der Dichter bereitet. An der freimüthigen Beurtheilung, die sein Werk bei uns gefunden, möge er unsere neidlose, liebreiche Gesinnung erkennen, und es sollte uns freuen, wenn unser Wort vielleicht dazu beiträgt, ihn auf der schönen Bahn, die er so ruhmvoll betreten, noch lange zu erhalten. Die Dichter sind ein unstätes Volk, man kann sich nicht auf sie

verlassen, und die besten haben oft ihre besseren Meinungen gewechselt aus eitel Veränderungssucht. In dieser Hinsicht sind die Philosophen weit sicherer, weit mehr als die Dichter lieben sie die Wahrheiten, die sie einmal ausgesprochen, man sieht sie weit ausdauernder dafür kämpfen, denn sie haben selbst mühsam diese Wahrheiten aus der Tiefe des Denkens hervorgedacht, während sie den müßigen Dichtern gewöhnlich wie ein leichtes Geschenk zugekommen sind. Mögen die künftigen Tragödien des Herrn Beer, ebenso wie der „Paria" und der „Struensee", tief durchdrungen werden von dem Hauche jenes Gottes, der noch größer ist als der große Apollo und all die andern mediatisirten Götter des Olymps wir sprechen vom Gotte der Freiheit.

Zwei Theile.

(1828.)

„Wisse, daß jedes Werk, das da werth war, zu erscheinen, sogleich bei seiner Erscheinung gar keinen Richter finden kann; es soll sich erst sein Publicum erziehen, und einen Richterstuhl für sich bilden, — Spinoza hat über ein Jahrhundert gelegen ehe ein treffendes Wort über ihn gesagt wurde; über Leibnitz ist vielleicht das erste treffende Wort noch zu erwarten, über Kant ganz gewiß. Findet ein Buch sogleich bei seiner Erscheinung seinen competenten Richter, so ist dies der treffende Beweis, daß dieses Buch eben sowohl auch ungeschrieben hätte bleiben können."

Diese Worte sind von Johann Gottlieb Fichte, und wir setzten sie als Motto vor unsere Recension des Menzel'schen Werks, theils um anzudeuten, daß wir nichts weniger als eine Recension liefern, theils auch um den Verfasser zu trösten, wenn über den eigentlichen Inhalt seines Buches nichts Ergründendes gesagt wird, sondern nur dessen Verhältniß zu anderen Büchern der Art, dessen Aeußerlichkeiten und besonders hervorstehende Gedankenspitzen besprochen werden.

Indem wir nun zuvörderst zu ermitteln suchen, mit welchen vorhandenen Büchern der Art das vorliegende Werk vergleichend zusammengestellt werden kann, kommen uns Friedrich Schlegel's Vorlesungen über Literatur fast ausschließlich in Erinnerung. Auch dieses Buch hat nicht seinen competenten Richter gefunden, und wie stark sich auch in der letzteren Zeit, aus kleinlich protestantischen Gründen, manche absprechende Stimmen gegen Friedrich Schlegel erhoben haben, so war doch noch Keiner im Stande, beurtheilend sich über den großen Beurtheiler zu erheben; und wenn wir auch eingestehen müssen, daß ihm an kritischem Scharfblick sein Bruder August Wilhelm und einige neuere Kritiker, z. B. Willibald Alexis, Zimmermann, Varnhagen v. Ense und Immermann, ziemlich überlegen sind, so haben uns diese bisher doch nur Monographien geliefert, während Friedrich Schlegel großartig das Ganze aller geistigen Bestrebungen erfaßte, die Erscheinungen derselben gleichsam wieder zurückführ in das ursprüngliche Schöpfungswort, woraus sie hervorgegangen, so daß sein Buch einem schaffenden Geisterliede gleicht.

Die religiösen Privatmarotten, die Schlegel's spätere Schriften durchkreuzen, und für die er allein zu schreiben wähnte, bilden doch nur das Zufällige, und namentlich in den Vorlesungen über Literatur ist, vielleicht mehr als er selbst weiß, die Idee der Kunst noch immer der herrschende Mittelpunkt, der mit seinen goldenen Radien das ganze Buch umspinnt. Ist doch die

Idee der Kunst zugleich der Mittelpunkt jener ganzen Literaturperiode, die mit dem Erscheinen Goethe's anfängt und erst jetzt ihr Ende erreicht hat, ist sie doch der eigentliche Mittelpunkt in Goethe selbst, dem großen Repräsentanten dieser Periode — und wenn Friedrich Schlegel in seiner Beurtheilung Goethe's demselben allen Mittelpunkt abspricht, so hat dieser Irrthum vielleicht seine Wurzel in einem verzeihlichen Unmuth. Wir sagen „verzeihlich", um nicht das Wort „menschlich" zu gebrauchen; die Schlegel, geleitet von der Idee der Kunst, erkannten die Objectivität als das höchste Erforderniß eines Kunstwerks, und da sie diese im höchsten Grade bei Goethe fanden, hoben sie ihn auf den Schild, die neue Schule huldigte ihm als König, und als er König war, dankte er, wie Könige zu danken pflegen, indem er die Schlegel kränkend ablehnte und ihre Schule in den Staub trat.

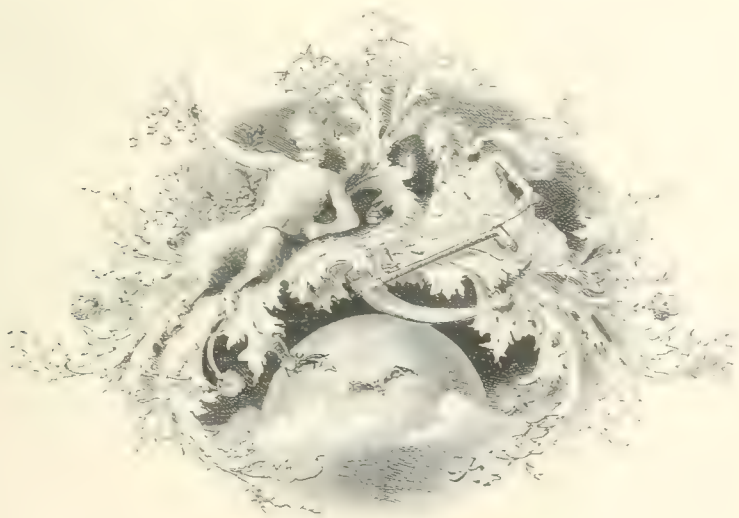
Menzel's „deutsche Literatur" ist ein würdiges Seitenstück zu dem erwähnten Werke von Friedrich Schlegel. Dieselbe Großartigkeit der Auffassung, des Strebens, der Kraft und des Irrthums. Beide Werke werden den späteren Literatoren Stoff zum Nachdenken liefern, indem nicht blos die schönsten Geistesschätze darin niedergelegt sind, sondern indem auch ein jedes dieser beiden Werke ganz die Zeit charakterisirt, worin es geschrieben ist. Dieser letztere Umstand gewährt uns auch das meiste Vergnügen bei der Vergleichung beider Werke. In dem Schlegel'schen sehen wir ganz die Bestrebungen, die Bedürfnisse, die Interessen, die gesammte deutsche Geistesrichtung der vorletzten Decennien, und die Kunstidee als Mittelpunkt des Ganzen. Bilden aber die Schlegel'schen Vorlesungen solchermaßen ein Literaturepos, so erscheint uns hingegen das Menzel'sche Werk wie ein bewegtes Drama, die Interessen der Zeit treten auf und halten ihre Monologe, die Leidenschaften, Wünsche, Hoffnungen, Furcht und Mitleid sprechen sich aus, die Freunde rathen, die Feinde drängen, die Parteien stehen sich gegenüber, der Verfasser läßt Allen ihr Recht widerfahren, als echter Dramatiker behandelt er keine der kämpfenden Parteien mit allzu besonderer Vorliebe, und wenn wir Etwas vermissen, so ist es nur der Chorus, der die letzte Bedeutung des Kampfes ruhig ausspricht. Diesen Chorus aber konnte uns Herr Menzel nicht geben, wegen des einfachen Umstandes, daß er noch nicht das Ende dieses Jahrhunderts erlebt hat. Aus demselben Grunde erkannten wir bei einem Buche aus einer früheren Periode, dem Schlegel'schen, weit leichter den eigentlichen Mittelpunkt, als bei einem Buche aus der jetzigsten Gegenwart. Nur so viel sehen wir, der Mittelpunkt des Menzel'schen Buches ist nicht mehr die Idee der Kunst. Menzel sucht viel eher das Verhältniß des Lebens zu den Büchern aufzufassen, einen Organismus in der Schriftwelt zu entdecken, es ist uns manchmal vorgekommen, als betrachte er die Literatur wie eine Vegetation — und da wandelt er mit uns herum und botanisirt, und nennt die Bäume bei ihren Namen, reißt Witze über die größten Eichen, riecht humoristisch an jedem Tulpenbeet, küßt jede Rose, neigt sich freundlich zu einigen befreundeten Wiesenblümchen, und schaut dabei so klug, daß wir fast glauben möchten, er höre das Gras wachsen.

Andererseits erkennen wir bei Menzel ein Streben nach Wissenschaftlichkeit, welches ebenfalls eine Tendenz unserer neuesten Zeit ist, eine jener Tendenzen, wodurch sie sich von der früheren Kunstperiode unterscheidet. Wir haben große geistige Eroberungen gemacht, und die Wissenschaft soll sie als unser Eigenthum sichern. Diese Bedeutung derselben hat sogar die Regierung in einigen deutschen Staaten anerkannt, absonderlich in Preußen, wo die Namen Humboldt, Hegel, Bopp, A. W. Schlegel, Schleiermacher ꝛc. in solcher Hinsicht am schönsten glänzen. Dasselbe Streben hat sich, zumeist durch Einwirkung solcher deutschen Gelehrten, nach Frankreich verbreitet, auch hier

erkennt man daß alles Wissen einen Werth an und für sich hat, daß es nicht wegen der augenblicklichen Nützlichkeit cultivirt werden soll, sondern damit es seinen Platz finde in dem Gedankenreiche, das wir, als das beste Erbtheil den folgenden Geschlechtern überliefern werden.

Herr Menzel ist mehr ein encyklopädischer Kopf als ein synthetisch wissenschaftlicher. Da ihn aber sein Wille zur Wissenschaftlichkeit drängt so finden wir in seinem Buche eine seltsame Vereinigung seiner Naturanlage mit seinem vorgefaßten Streben. Die Gegenstände entsteigen daher nicht aus einem einzigen innersten Princip, sie werden vielmehr nach einem geistreichen Schematismus einzeln abgehandelt, aber doch ergänzend so daß das Buch ein schönes, gerundetes Ganze bildet.

In dieser Hinsicht gewinnt vielleicht das Buch für das große Publicum, dem die Uebersicht erleichtert wird, und das auf jeder Seite etwas Geistreiches, Tiefgedachtes und Anziehendes findet, welches nicht erst auf ein letztes Princip bezogen werden muß, sondern an und für sich schon seinen vollgiltigen Werth hat. Der Witz, den man in Menzel'schen Geistesproducten zu suchen berechtigt ist, wird durchaus nicht vermißt, er erscheint um so würdiger, da er nicht mit sich selbst coquettirt, sondern nur der Sache wegen hervortritt — obgleich sich nicht läugnen läßt, daß er Herrn Menzel oft dazu dienen muß die Lücken seines Wissens zu stopfen. Herr Menzel ist unstreitig einer der witzigsten Schriftsteller Deutschlands, er kann seine Natur nicht verleugnen, und möchte er auch, alle witzigen Einfälle ablehnend, in einem steifen Perrückentone dociren, so überrascht ihn wenigstens der Ideenwitz, und diese Witzart, eine Verknüpfung von Gedanken, die sich noch nie in einem Menschenkopfe begegnet, eine wilde Ehe zwischen Scherz und Weisheit, ist vorherrschend in dem Menzel'schen Werke. Nochmal rühmen wir des Verfassers Witz um so mehr, da es viele trockene Leute in der Welt gibt, die den Witz gern proscribiren möchten, und man täglich hören kann, wie Pantalon sich gegen diese niedrigste Seelenkraft den Witz, zu ereifern weiß und als guter Staatsbürger und Hausvater die Polizei auffordert, ihn zu verbieten. Mag immerhin der Witz zu den niedrigsten Seelenkräften geboren so glauben wir doch daß er sein Gutes hat. Wir wenigstens möchten ihn nicht entbehren. Seitdem es nicht mehr Sitte ist, einen Degen an der Seite zu tragen, ist es durchaus nöthig, daß man Witz im Kopfe habe. Und sollte man auch so übellaunig sein, den Witz nicht blos als nothwendige Wehr, sondern sogar als Angriffswaffe zu gebrauchen, so werdet darüber nicht allzusehr aufgebracht ihr edlen Pantalone des deutschen Vaterlandes! Jener Angriffswitz den ihr Satire nennt, hat seinen guten Nutzen in dieser schlechten nichtsnutzigen Zeit.



Keine Religion ist mehr im Stande, die Lüste der kleinen Erdenherrscher zu zügeln, sie verhöhnen euch ungestraft, und ihre Rosse zertreten euere Saaten, euere Töchter hungern und verkaufen ihre Blüthen dem schmutzigen Parvenü, alle Rosen dieser Welt werden die Beute eines windigen Geschlechtes von Stockjobbern und bevorrechteten Lakaien, und vor dem Uebermuthe des Reichthums und der Gewalt schützt euch nichts — als der Tod und die Satire.

„Universalität ist der Charakter unserer Zeit," sagt Herr Menzel im zweiten Theile, S. 65, seines Werkes, und da dieses letztere, wie wir oben bemerkt, ganz den Charakter unserer Zeit trägt, so finden wir darin auch ein Streben nach jener Universalität. Daher ein Verbreiten über alle Richtungen des Lebens und des Wissens und zwar unter folgenden Rubriken: „Die Masse der Literatur, Nationalität, Einfluß der Schulgelehrsamkeit, Einfluß der fremden Literatur, der literarische Verkehr, Religion, Philosophie, Geschichte, Staat, Erziehung, Natur, Kunst und Kritik." Es ist zu bezweifeln, ob ein junger Gelehrter in allen möglichen Disciplinen so tief eingeweiht sein kann, daß wir eine gründliche Kritik des neuesten Zustandes derselben von ihm erwarten dürften. Herr Menzel hat sich durch Divination und Construction zu helfen gewußt. Im Diviniren ist er oft glücklich, im Construiren immer geistreich. Wenn auch zuweilen seine Annahmen willkührlich und irrig sind, so ist er doch unübertrefflich im Zusammenstellen des Gleichartigen und der Gegensätze. Er verfährt combinatorisch und conciliatorisch. Den Zweck dieser Blätter berücksichtigend, wollen wir als eine Probe der Menzel'schen Darstellungsweise die folgende Stelle aus der Rubrik „Staat" mittheilen:

„Bevor wir die Literatur der politischen Praxis betrachten, wollen wir einen Blick auf die Theorien werfen. Alle Praxis geht von den Theorien aus. Es ist jetzt nicht mehr die Zeit, da die Völker aus einem gewissen sinnlichen Uebermuthe oder aus zufälligen örtlichen Veranlassungen in einen vorübergehenden Hader gerathen. Sie kämpfen vielmehr um Ideen, und eben darum ist ihr Kampf ein allgemeiner, im Herzen eines jeden Volks selbst und nur insofern eines Volks wider das andere, als bei dem einen diese, bei dem andern jene Idee das Uebergewicht behauptet. Der Kampf ist durchaus philosophisch geworden so wie er früher religiös gewesen. Es ist nicht ein Vaterland, nicht ein großer Mann, worüber man streitet, sondern es sind Ueberzeugungen, denen die Völker wie die Helden sich unterordnen müssen. Völker haben mit Ideen gesiegt, aber sobald sie ihren Namen an die Stelle der Idee zu setzen gewagt, sind sie zu Schanden geworden: Helden haben durch Ideen eine Art von Weltherrschaft erobert, aber sobald sie die Idee verlassen, sind sie in Staub gebrochen. Die Menschen haben gewechselt, nur die Ideen sind bestanden. Die Geschichte war nur die Schule der Principien. Das vorige Jahrhundert war reicher an voraussichtigen Speculationen, das gegenwärtige ist reicher an Rücksichten und Erfahrungsgrundsätzen. In beiden liegen die Hebel der Begebenheiten, durch sie wird Alles erklärt, was geschehen ist.

„Es gibt nur zwei Principe oder entgegengesetzte Pole der politischen Welt, und an beiden Endpunkten der großen Achse haben die Parteien sich gelagert und bekämpfen sich mit steigender Erbitterung. Zwar gilt nicht jedes Zeichen der Partei für jeden ihrer Anhänger, zwar wissen Manche kaum, daß sie zu dieser bestimmten Partei gehören, zwar bekämpfen sich die Glieder einer Partei untereinander selbst, sofern sie aus ein und demselben Principe verschiedene Folgerungen ziehen; im Allgemeinen aber muß der subtilste Kritiker so gut wie das gemeine Zeitungspublicum einen Strich ziehen zwischen Liberalismus und Servilismus, Republikanismus und Autokratie. Welches auch die Nüancen sein mögen, jenes [illegible] und jene bis zur Farblosigkeit gemischten Tinten, in welche beide Hauptfarben in einander übergehen, diese Hauptfarben selbst verbergen sich nirgends, sie bilden den großen, den ernsten Gegensatz in der Politik und man sieht sie den Menschen wie den Büchern gewöhnlich auf den ersten Blick an. Wohin wir im politischen Gebiete das Auge werfen, trifft es diese Farben an. Sie füllen es ganz aus, hinter ihnen ist leerer Raum.

„Die liberale Partei ist diejenige, die den politischen Charakter der neueren Zeit bestimmt, während die sogenannte servile Partei noch wesentlich im Charakter des Mittelalters handelt. Der Liberalismus schreitet daher in demselben Maße fort wie die Zeit selbst, oder ist in dem Maße gehemmt, wie die Vergangenheit noch in die Gegenwart herüber dauert. Er entspricht dem

Protestantismus, sofern er gegen das Mittelalter protestirt, er ist nur eine neue Entwickelung des Protestantismus im weltlichen Sinn, wie der Protestantismus ein geistlicher Protestantismus war. Er hat seine Partei in dem gebildeten Mittelstande, während der Servilismus die seinige in der vornehmen und in der rohen Masse findet. Dieser Mittelstand schmilzt allmälig immer mehr die starren Krystallisationen der mittelalterlichen Stände zusammen. Die ganze neuere Bildung ist aus dem Liberalismus hervorgegangen oder hat ihm gedient, sie war die Befreiung von dem einstigen Autoritätsglauben. Die ganze Literatur ist ein Triumph des Liberalismus, denn seine Feinde sogar müssen in seinen Waffen fechten. Alle Gelehrte, alle Dichter haben ihm Vorschub geleistet, seinen größten Philosophen aber hat er in Fichte, seinen größten Dichter in Schiller gefunden."

Unter der Rubrik „Philosophie" bekennt sich Herr Menzel ganz zu Schelling, und unter der Rubrik „Natur" hat er dessen Lehre, wie sich gebührt, gefeiert. Wir stimmen überein in dem, was er über diesen allgemeinen Weltdenker ausspricht. Görres und Steffens finden als Schelling'sche Unterdenker ebenfalls ihre Anerkennung. Ersterer ist mit Vorliebe gewürdigt, seine Mystik etwas allzu poetisch gerühmt. Doch sehen wir diesen hohen Geist immer lieber überschätzt, als parteiisch verkleinert. Steffens wird als Repräsentant des Pietismus dargestellt, und die Ansichten, die der Verfasser von Mystik und Pietismus hegt, sind, wenn auch irrig, doch immer tiefsinnig, schöpferisch und großartig. Wir erwarten nicht viel Gutes vom Pietismus, obgleich Herr Menzel sich abmüht, das Beste von ihm zu prophezeien. Wir theilen die Meinung eines witzigen Mannes, der keck behauptet: „Unter hundert Pietisten sind neunundneunzig Schurken und ein Esel." Von frömmelnden Heuchlern ist kein Heil zu erwarten, und durch Eselsmilch wird unsere schwache Zeit auch nicht sehr erstarken. Weit eher dürfen wir Heil von Mysticismus erwarten. In seiner jetzigen Erscheinung mag er immerhin widerwärtig und gefährlich sein; in seinen Resultaten kann er heilsam wirken. Dadurch, daß der Mystiker sich in die Traumwelt seiner innern Anschauung zurückzieht und in sich selbst die Quelle aller Erkenntniß annimmt, dadurch ist er der Obergewalt jeder äußern Autorität entronnen, und die orthodoxesten Mystiker haben auf diese Art in der Tiefe ihrer Seele jene Unwahrheiten wieder gefunden, die mit den Vorschriften des positiven Glaubens im Widerspruch stehen, sie haben die Autorität der Kirche geleugnet und haben mit Leib und Leben ihre Meinung vertreten. Ein Mystiker aus der Secte der Essäer war jener Rabbi, der in sich selbst die Offenbarung des Vaters erkannte und die Welt erlöste von der blinden Autorität steinerner Gesetze und kluger Priester; ein Mystiker war jener deutsche Mönch, der in seinem einsamen Gemüthe die Wahrheit ahnte, die längst aus der Kirche verschwunden war; — und Mystiker werden es sein, die uns wieder vom neueren Wortdienst erlösen und wieder eine Naturreligion begründen,

eine Religion wo wieder freudige Götter aus Wäldern und Steinen hervorwachsen und auch die Menschen sich gottlich freuen. Die katholische Kirche hat jene Gefährlichkeit des Mysticismus immer tief gefühlt; daher im Mittelalter beförderte sie mehr das Studium des Aristoteles als des Plato; daher im vorigen Jahrhundert ihr Kampf gegen den Jansenismus; und zeigt sie sich heut zu Tage sehr freundlich gegen Männer wie Schlegel, Gorres Haller Müller ꝛc ꝛc betrachtet sie solche doch nur wie Guerillas die man in schlimmen Kriegszeiten wo die stehenden Glaubensarmeen etwas zusammengeschmolzen sind gut gebrauchen kann und späterhin in Friedenszeit gehörig unterdrucken wird. Es würde zu weit führen, wenn wir nachweisen wollten wie auch im Oriente der Mysticismus den Autoritätsglauben sprengt wie z B aus dem Sufismus in der neuesten Zeit Secten entstanden deren Religionsbegriffe von der erhabensten Art sind

Wir können nicht genug rühmen, mit welchem Scharfsinne Herr Menzel vom Protestantismus und Katholicismus spricht in diesem das Princip der Stabilität, in jenem das Princip der Evolution erkennend. In dieser Hinsicht bemerkt er sehr richtig unter der Rubrik „Religion“:

„Der Erstarrung muß die Bewegung dem Tode das Leben, dem unveränderlichen Sein ein ewiges Werden sich entgegensetzen. Hierin allein hat der Protestantismus seine große weltbistorische Bedeutung gefunden. Er hat mit der jugendlichen Kraft, die nach höherer Entwickelung drängt, der greisen Erstarrung gewehrt. Er hat ein Ramm gesetz zu dem seinigen gemacht und mit diesem allein kann er siegen. Diejenigen unter den Protestanten also, welche selbst wieder in eine andere Art von Starrsucht verfallen sind die Orthodoxen haben das eigentliche Interesse des Kampfes aufgegeben. Sie sind stehen geblieben und dürfen von Rechtswegen sich nicht beklagen, daß die Katholiken auch stehen geblieben sind. Man kann nur durch ewigen Fortschritt oder gar nicht gewinnen. Wo man stehen bleibt, ist ganz einerlei, so einerlei, als wo die Uhr stehen bleibt. Sie ist da, damit sie geht.“

Das Thema des Protestantismus führt uns auf dessen würdigen Verfechter Johann Heinrich Voß, den Herr Menzel bei jeder Gelegenheit mit den härtesten Worten und durch die bittersten Zusammenstellungen verunglimpft. Hierüber können wir nicht bestimmt genug unseren Tadel aussprechen. Wenn der Verfasser unseren seligen Voß einen „ungeschlachten niedersächsischen Bauer“ nennt, sollten wir fast auf den Argwohn gerathen, er neige selber zu der Partei jener Ritterlinge und Frömmler, wogegen Voß so wacker gekämpft hat. Jene Partei ist zu mächtig als daß man mit einem zarten Galanteriedegen gegen sie kämpfen könnte, und wir bedurften eines ungeschlachten niedersächsischen Bauers, der das alte Schlachtschwert aus der Zeit des Bauernkrieges wieder hervorgrub und damit losschlug. Herr Menzel hat vielleicht nie gefühlt, wie tief ein ungeschlachtes niedersächsisches Bauernherz verwundet werden kann von dem freundschaftlichen Stich einer feinen, glatten hochadligen Viper — die Götter haben gewiß Herrn Menzel vor solchen Gefahren bewahrt, sonst würde er die Derbheit der Vossischen Schriften nur in den Thatsachen finden und nicht in den Worten. Es mag wahr sein, daß Voß in seinem protestantischen Eifer die Bilderstürmerei etwas zu weit trieb. Aber man bedenke, daß die Kirche jetzt überall die Verbündete der Aristokratie ist und sogar hie und da von ihr besoldet wird. Die Kirche, einst die herrschende Dame, vor welcher die Ritter ihre Kniee beugten und zu deren Ehren sie mit dem ganzen Orient tunirten, jene Kirche ist schwach und alt geworden sie möchte sich jetzt eben diesen Rittern als dienende Amme verdingen und verspricht mit ihren Liedern die Völker in den Schlaf zu lullen, damit man die Schlafenden leichter fesseln und scheeren könne.

Unter der Rubrik „Kunst“ häufen sich die meisten Ausfälle gegen Voß. Diese Rubrik umfaßt beinahe den ganzen zweiten Theil des Menzel'schen Werkes. Die Urtheile über unsere nächsten Zeitgenossen lassen wir unbesprochen. Die Bewunderung, die der Verfasser für Jean Paul hegt macht seinem Herzen Ehre. Ebenfalls die Begeisterung für Schiller. Auch wir nehmen daran Antheil: doch gehören wir nicht zu Denen die durch Vergleichung Schiller's mit Goethe den Werth des Letztern herabdrücken möchten. Beide Dichter sind vom ersten Range, Beide sind groß, vortrefflich, außerordentlich, und hegen wir etwas Vorneigung für Goethe so entsteht sie doch nur aus dem geringfügigen Umstand, daß wir glauben, Goethe wäre im Stande gewesen, einen ganzen Friedrich Schiller mit allen dessen Räubern, Piccolominis, Louisen, Marien und Jungfrauen zu dichten wenn er der

ausführlichen Darstellung eines solchen Dichters nebst den dazu gehörigen Gedichten in seinen Werken bedurft hätte.

Wir können über die Härte und Bitterkeit, womit Herr Menzel von Goethe spricht, nicht stark genug unser Erschrecken ausdrücken. Er sagt manch allgemein wahres Wort, das aber nicht auf Goethe angewendet werden dürfte. Beim Lesen jener Blätter, worin über Goethe gesprochen oder vielmehr abgesprochen wird, ward uns plötzlich so ängstlich zu Muthe wie vorigen Sommer, als ein Banquier in London uns der Curiosität wegen einige falsche Banknoten zeigte; wir konnten diese Papiere nicht schnell genug wieder aus den Händen geben, aus Furcht, man möchte plötzlich uns selbst als Verfertiger derselben anklagen und ohne Umstände vor Old Bailey aufhängen. Erst nachdem wir an den Menzel'schen Blättern über Goethe unsere schaurige Neugier befriedigt, erwachte der Unmuth. Wir beabsichtigen keineswegs eine Vertheidigung Goethe's; wir glauben, die Menzel'sche Lehre: „Goethe sei kein Genie, sondern ein Talent" wird nur bei Wenigen Eingang finden, und selbst die Wenigen werden doch zugeben, daß Goethe dann und wann das Talent hat, ein Genie zu sein. Aber selbst wenn Menzel Recht hätte, würde es sich nicht geziemt haben, sein hartes Urtheil so hart hinzustellen. Es ist doch immer Goethe, der König, und ein Recensent, der an einen solchen Dichterkönig sein Messer legt, sollte doch eben so viel Courtoisie besitzen wie jener englische Scharfrichter, welcher Carl I. köpfte und ehe er dieses kritische Amt vollzog, vor dem königlichen Delinquenten niederkniete und seine Verzeihung erbat.

Woher aber kommt diese Härte gegen Goethe, wie sie uns hie und da sogar bei den ausgezeichnetsten Geistern bemerkbar worden? Vielleicht eben weil Goethe, der nichts als primus inter pares sein sollte, in der Republik der Geister zu Tyrannis gelangt ist, betrachten ihn viele große Geister mit geheimem Groll. Sie sehen in ihm sogar einen Ludwig XI., der den geistigen hohen Adel unterdrückt, indem er den geistigen Tiers état, die liebe Mittelmäßigkeit, emporhebt. Sie sehen, er schmeichelt den respectiven Corporationen der Städte, er sendet gnädige Handschreiben und Medaillen an die „lieben Getreuen", und erschafft einen Papieradel von Hochbelobten, die sich schon viel höher dünken als jene wahren Großen, die ihren Adel, eben so gut wie der König selbst, von der Gnade Gottes erhalten, oder, um whiggisch zu sprechen, von der Meinung des Volkes. Aber immerhin mag dieses geschehen. Sahen wir doch jüngst in den Fürstengrüften von Westminster, daß jene Großen, die, als sie lebten, mit den Königen haderten, dennoch im Tode in der königlichen Nähe begraben liegen — und so wird auch Goethe nicht verhindern können, daß jene großen Geister, die er im Leben gern entfernen wollte, dennoch im Tode mit ihm zusammen kommen und neben ihm ihren ewigen Platz finden im Westminster der deutschen Literatur.

Die brütende Stimmung unzufriedener Großen iſt anſteckend, und die Luft wird ſchwül. Das Princip der Goethe'ſchen Zeit, die Kunſtidee, entweicht, eine neue Zeit mit einem neuen Principe ſteigt auf, und, ſeltſam! wie das Menzel'ſche Buch merken läßt, ſie beginnt mit Inſurrection gegen Goethe. Vielleicht fühlt Goethe ſelbſt, daß die ſchöne objective Welt, die er durch Wort und Beiſpiel geſtiftet hat, nothwendigerweiſe zuſammenſinkt, ſo wie die Kunſtidee allmälig ihre Herrſchaft verliert, und daß neue friſche Geiſter von der neuen Idee der neuen Zeit hervorgetrieben werden, und gleich nordiſchen Barbaren, die in den Süden einbrechen, das civiliſirte Goethenthum über den Haufen werfen und an deſſen Stelle das Reich der wildeſten Subjectivität begründen. Daher das Beſtreben, eine Goethe'ſche Landmiliz auf die Beine zu bringen. Ueberall Garniſonen und aufmunternde Beförderungen. Die alten Romantiker, die Janitſcharen, werden zu regulären Truppen zugeſtutzt, müſſen ihre Keſſel abliefern, müſſen die Goethe'ſche Uniform anziehen, müſſen täglich exerciren. Die Recruten lärmen und trinken und ſchreien Vivat: die Trompeter blaſen

Wird Kunſt und Alterthum im Stande ſein, Natur und Jugend zurückzudrängen?

Wir können nicht umhin, ausdrücklich zu bemerken, daß wir unter „Goethenthum" nicht Goethe's Werke verſtehen, nicht jene theuern Schöpfungen, die vielleicht noch leben werden, wenn längſt die deutſche Sprache ſchon geſtorben iſt und das geknutete Deutſchland in ſlaviſcher Mundart wimmert; unter jenem Ausdruck verſtehen wir auch nicht eigentlich die Goethe'ſche Denkweiſe, dieſe Blume, die im Miſte unſerer Zeit immer blühender gedeihen wird, und ſollte auch ein glühendes Enthuſiaſtenherz ſich über ihre kalte Behaglichkeit noch ſo ſehr ärgern; mit dem Worte „Goethenthum" deuteten wir oben vielmehr auf Goethe'ſche Formen, wie wir ſie bei der blöden Jüngerſchaar nachgeknetet finden, und auf das matte Nachpiepſen jener Weiſen, die der Alte gepfiffen. Eben die Freude, die dem Alten jenes Nachkneten und Nachpiepſen gewährt, erregte unſere Klage. Der Alte! wie zahm und milde iſt er geworden! Wie ſehr hat er ſich gebeſſert! würde ein Nicolait ſagen, der ihn noch in jenen wilden Jahren kannte, wo er den ſchwülen „Werther" und den „Götz mit der eiſernen Hand" ſchrieb! Wie hübſch manierlich iſt er geworden, wie iſt ihm alle Roheit jetzt fatal, wie unangenehm berührt es ihn, wenn er an die frühere geniale himmelſtürmende Zeit erinnert wird, oder wenn gar Andere, in ſeine alten Fußſtapfen tretend, mit demſelben Uebermuthe ihre Titanenflegeljahre austoben! Sehr treffend hat in dieſer Hinſicht ein geiſtreicher Ausländer unſeren Goethe mit einem alten Räuberhauptmanne verglichen, der ſich vom Handwerke zurückgezogen hat, unter den Honoratioren eines Provincialſtädtchens ein ehrſam bürgerliches Leben führt, bis auf's Kleinlichſte alle Philiſtertugenden zu erfüllen ſtrebt, und in die peinlichſte Verlegenheit geräth, wenn zufällig irgend ein wüſter Waldgeſell aus Calabrien mit ihm zuſammentrifft und alte Cameradſchaft nachſuchen möchte.

Vorbemerkung zu Lautenbacher's Paraphrase einer Stelle des Tacitus.

(1828.)

Anno 1794 lieferte der Vieux cordelier eine Paraphrase jenes Capitels des Tacitus, wo dieser den Zustand Roms unter Nero schildert. Ganz Paris fand darin auch das Bild seiner eigenen Schreckenszeit, und wenn es auch dem furchtbaren Robespierre gelang, den Verfasser jener Paraphrase, den edlen Camille Desmoulins, hinrichten zu lassen, so blieb doch dessen Wort am Leben; gleich geheimnißvoller Saat wucherte es im Herzen des Volkes, getränkt von Märtyrerblut schoß diese Saat um so üppiger empor, und ihre Frucht war der neunte Thermidor.

Paraphrasen des Tacitus gehören also nicht blos in's Gebiet der Schulstube und dürften wohl in „politischen Annalen" ihre Stelle finden.

Nachträge.

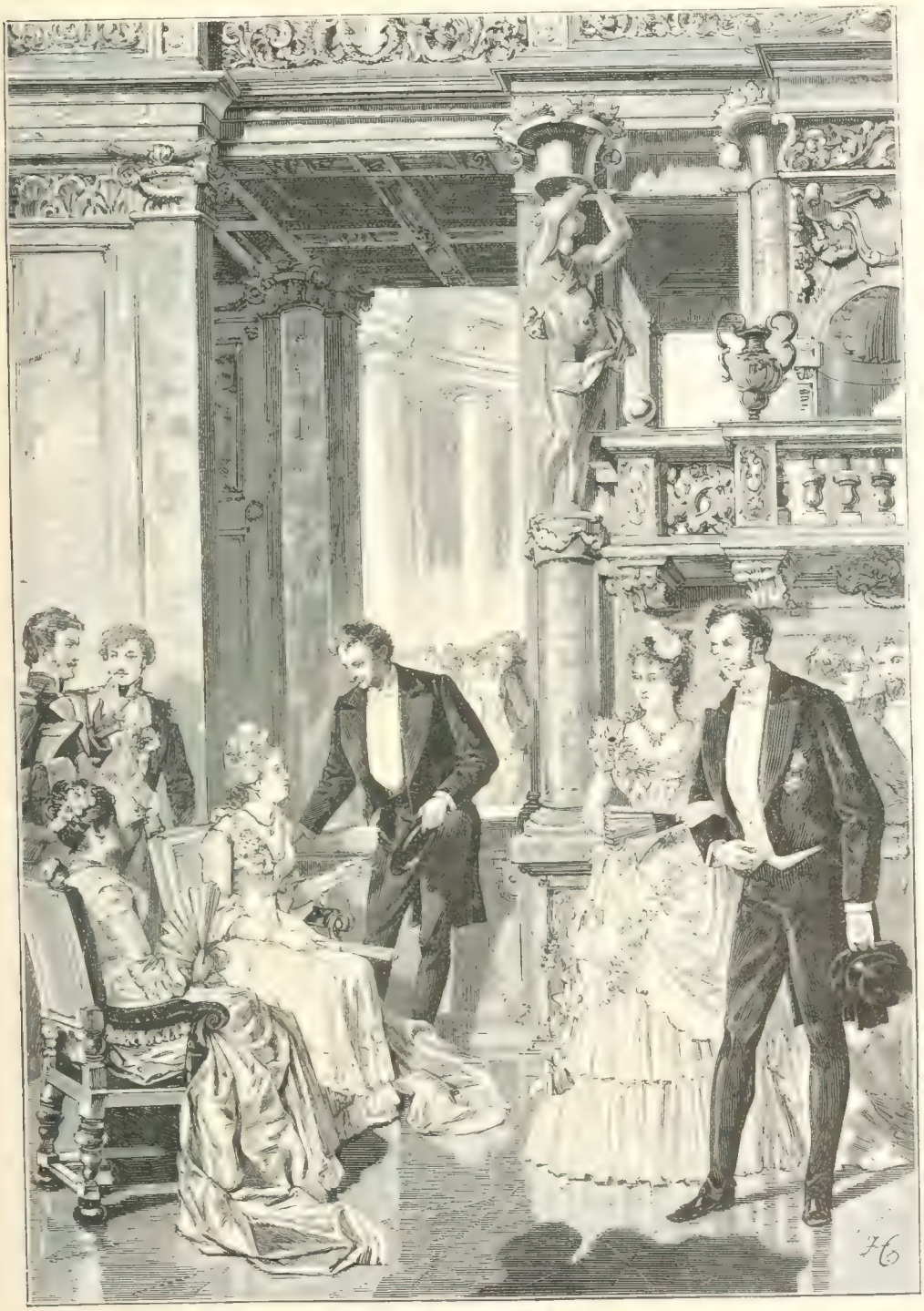
(Zu den musikalischen Berichten aus Paris.)

Die erste Aufführung von

Meyerbeer's „Hugenotten".

Paris den 1. März 1837.

Für die schöne Welt von Paris war gestern ein merkwürdiger Tag — die erste Vorstellung von Meyerbeer's langersehnten „Hugenotten" gab man in der Oper, und Rothschild gab seinen ersten großen Ball in seinem neuen Hotel. Ich wollte von beiden Herrlichkeiten an demselben Abend genießen und habe mich so übernommen, daß ich noch wie berauscht bin, daß mir Gedanken und Bilder im Kopfe taumeln, und daß ich vor lauter Betäubniß und Ermüdung fast nicht schreiben kann. Von Beurtheilung kann gar nicht die Rede sein. „Robert le Diable" mußte man ein dutzendmal hören ehe man in die ganze Schönheit dieses Meisterwerks eindringen konnte. Und wie Kunstrichter versichern soll Meyerbeer in den „Hugenotten" noch größere Vollendung der Form, noch geistreichere Ausführung der Details gezeigt haben. Er ist wohl der größte jetzt lebende Contrapunktist, der größte Künstler in der Musik; er tritt diesmal mit ganz neuen Formschöpfungen hervor, er schafft neue Formen im Reiche der Töne, und auch neue Melodien gibt er ganz außerordentliche aber nicht in anarchischer Fülle sondern wo er will und wann er will an der Stelle wo sie nöthig sind. Dadurch eben unterscheidet er sich von andern genialen Musikern deren Melodienreichthum eigentlich ihren Mangel an Kunst verräth, indem sie von der Strömung ihrer Melodien sich selber hinreißen lassen und der Musik mehr gehorchen als gebieten. Ganz richtig hat man gestern im Foyer der Oper den Kunstsinn von Meyerbeer mit dem Goethe'schen verglichen. Nur hat im Gegensatz gegen Goethe bei unserm großen Maëstro die Liebe für seine Kunst für die Musik einen so leidenschaftlichen Charakter angenommen, daß seine Verehrer oft für seine Gesundheit besorgt sind. Von diesem Manne gilt wahrhaftig das orientalische Gleichniß von der Kerze die während sie Andern leuchtet sich selber verzehrt. Auch ist er der abgesagte Feind von aller Unmusik allen Mostenen allem Gegröhle, allem Gequike, und man erzählt die spaßhaftesten Dinge von seiner Antipathie gegen Katzen und Katzenmusik. Schon die Nähe einer



Ball bei Rothschilds

Katze kann ihn aus dem Zimmer treiben, sogar ihm eine Ohnmacht zuziehen. Ich bin überzeugt, Meyerbeer stürbe, wenn es nöthig wäre, für einen musikalischen Satz, wie Andere etwa für einen Glaubenssatz. Ja, ich bin der Meinung, wenn am jüngsten Tage ein Posaunenengel schlecht bliese, so wäre Meyerbeer capabel, im Grabe ruhig liegen zu bleiben und an der allgemeinen Auferstehung gar keinen Theil zu nehmen. Durch seinen Enthusiasmus für die Sache, so wie auch durch seine persönliche Bescheidenheit, sein edles, gütiges Wesen besiegt er gewiß auch jede kleine Opposition, die, hervorgerufen durch den kolossalen Erfolg von „Robert le-Diable", seitdem hinlängliche Muße hatte, sich zu vereinigen, und die gewiß diesesmal bei dem neuen Triumphzug ihre bösmäuligsten Lieder ertönen läßt.

Es darf Sie daher nicht befremden, wenn vielleicht einige grelle Mißlaute in dem allgemeinen Beifallsrufe vernehmbar werden. Ein Musikhändler, welcher nicht der Verleger der neuen Oper, wird wohl das Mittelpünktchen dieser Opposition bilden, und an diesen lehnen sich einige musikalische Renommées, die längst erloschen oder noch nie geleuchtet.

Es war gestern Abend ein wunderbarer Anblick, das eleganteste Publicum von Paris festlich geschmückt, in dem großen Opernsaale versammelt zu sehen, mit zitternder Erwartung, mit ernsthafter Ehrfurcht fast mit Andacht. Alle Herzen schienen erschüttert. Das war Musik. — Und darauf der Rothschild'sche Ball. Da ich ihn erst um vier Uhr diesen Morgen verlassen und noch nicht geschlafen habe, bin ich zu sehr ermüdet, als daß ich Ihnen von dem Schauplatze dieses Festes, dem neuen, ganz im Geschmack der Renaissance erbauten Palaste, und von dem Publicum, das mit Erstaunen darin umherwandelte, einen Bericht abstatten könnte. Dieses Publicum bestand, wie bei allen Rothschild'schen Soiréen, in einer strengen Auswahl aristokratischer Illustrationen, die durch große Namen oder hohen Rang, die Frauen aber mehr durch Schönheit und Putz, imponiren könnten. Was jenen Palast mit seinen Decorationen betrifft, so ist hier Alles vereinigt, was nur der Geist des 16. Jahrhunderts ersinnen und das Geld des 19. Jahrhunderts bezahlen konnte; hier wetteiferte der Genius der bildenden Kunst mit dem Genius von Rothschild. Seit zwei Jahren ward an diesem Palast und seiner Decoration beständig gearbeitet, und die Summen, die daran verwendet worden, sollen ungeheuer sein. Herr von Rothschild lächelt wenn man ihn darüber befragt. Es ist das Versailles der absoluten Geldherrschaft. Indessen muß man den Geschmack womit Alles ausgeführt ist, eben so sehr wie die Kostbarkeit der Ausführung bewundern. Die Leitung der Verzierungen hatte Herr Duponchel übernommen, und alles zeugt von seinem guten Geschmack. Im Ganzen sowie in Einzelnheiten, erkennt man auch den feinen Kunstsinn der Dame des Hauses, die nicht blos eine der hübschesten Frauen von Paris ist, sondern ausgezeichnet durch Geist und Kenntniße sich auch praktisch mit bildender Kunst, nämlich Malerei, beschäftigt. — Die Renaissance, wie man das Zeitalter Franz I. benannt, ist jetzt Mode in Paris. Alles möblirt und costümirt man jetzt im Geschmacke dieser Zeit; ja, Manche treiben dieses bis zur Wuth. Was bedeutet diese plötzlich erwachte Leidenschaft für jene Epoche der erwachten Kunst, der erwachten Lebensheiterkeit, der erwachten Liebe für das Geistreiche in der Form der Schönheit? Vielleicht liegen in unserer Zeit einige Tendenzen, die sich durch diese Sympathie beurkunden.

(Zur „Lutetia", Parlamentarische Periode des Bürgerkönigthums.)

Paris, den 20. Mai 1842.

In diesem Augenblicke freilich sind die meisten Völker noch darauf hingewiesen, ihr Nationalgefühl auszubilden oder vielmehr auszubeuten, um zur innern Einheit, zur Centralisation ihrer Kräfte zu gelangen, und somit auch nach Außen den bedroblichen Nachbarn gegenüber zu erstarken. Aber das Nationalgefühl ist nur Mittel zum Zweck, es wird wieder erlöschen, sobald dieser erreicht ist, und es hat keine so große Zukunft wie jenes Bewußtsein des Weltbürgerthums, das von den edelsten Geistern des 18. Jahrhunderts proclamirt worden, und früh oder spät, aber auf immer, auf ewig, zur Herrschaft gelangen muß. Wie tief dieser Kosmopolitismus in den Herzen der Franzosen wurzelt, das beurkundete sich recht sichtbar bei Gelegenheit des Hamburger Brandes. Die Partei der Menschheit hat da einen großen Triumph gefeiert. Es übersteigt alle Begriffe, wie gewaltig das Mitgefühl hier alle Volksclassen erfaßte, als sie von dem Unglück hörten, das jene ferne deutsche Stadt betroffen, deren geographische Lage vielleicht den Wenigsten bekannt war. Ja, bei solchen Anlässen zeigt es sich, daß die Völker dieser Erde inniger verbunden sind, als man da und dort ahnen oder wünschen mag, und daß bei aller Verschiedenheit der Interessen dennoch eine glühende Bruderliebe in Europa auflodern kann, wenn die rechte Stunde kommt. Hatte aber die Nachricht von jenem furchtbaren Brande bei den Franzosen, die gleichzeitig im eigenen Hause ein schmerzliches Schreckniß erlebten, die rührendste Sympathie hervorgerufen, so mußte die Theilnahme in noch stärkerem Grade stattfinden bei den hier wohnenden Deutschen, die ihre Freunde und Verwandten in Hamburg besitzen. Unter den Landsleuten, die sich bei dieser Gelegenheit durch mildthätigen Eifer auszeichneten, muß Herr James von Rothschild ganz besonders genannt werden, wie denn überhaupt der Name dieses Hauses immer hervortritt, wo ein Werk der Menschenliebe zu verrichten ist. Und mein armes Hamburg liegt in Trümmern, und die Orte, die mir so wohl bekannt, mit welchen alle Erinnerungen meiner Jugend so innig verwachsen, sie sind ein rauchender Schutthaufen! Am meisten beklage ich den Verlust jenes Petrithurmes — er war über die Kleinlichkeit seiner Umgebung

so erhaben! Die Stadt wird bald wieder aufgebaut sein mit neuen, geradlinigen Häusern und nach der Schnur gezogenen Straßen, aber es wird doch nicht mehr mein altes Hamburg sein, mein altes schiefwinkligtes, schlabbriges Hamburg. Der Breitengiebel, wo mein Schuster wohnte, und wo ich Austern aß, bei Unbescheiden — ein Raub der Flammen! Der „Hamburger Correspondent" meldet zwar daß der Dreckwall sich bald wie ein Phönix aus der Asche erheben werde — aber ach es wird doch der alte Dreckwall nicht mehr sein! Und das Rathhaus — wie oft ergötzte ich mich an den Kaiserbildern, die, aus Hamburger Rauchfleisch gemeißelt, die Façade zierten! Sind die hoch- und wohlgepuderten Perrücken gerettet, die dort den Häuptern der Republik ihr majestatisches Ansehen gaben? Der Himmel bewahre mich in einem Momente wie der jetzige an diesen alten Perrücken ein Weniges zu zupfen. Im Gegentheil, ich möchte bei dieser Gelegenheit vielmehr bezeugen, daß die Regierung zu Hamburg immer die Regierten übertraf an gutem Willen für gesellschaftlichen Fortschritt. Das Volk stand hier immer tiefer als seine Stellvertreter, worunter Männer von der bedeutendsten Bildung und Vernünftigkeit. Aber es steht zu hoffen, daß der große Brand auch die unteren Intelligenzen ein Bischen erleuchtet haben wird und die ganze hamburgische Bevölkerung jetzt einsieht, daß der Zeitgeist, der ihr im Unglück seine Wohlthat angedeihen ließ, späterhin nicht mehr durch kleinlichen Krämergeist beleidigt werden darf. Namentlich die bürgerliche Gleichstellung der verschiedenen Confessionen wird gewiß jetzt nicht mehr in Hamburg vertagt werden können.

Wir wollen das Beste von der Zukunft erwarten; der Himmel schickt nicht umsonst die großen Prüfungen.

Gedanken und Einfälle.

Die nachstehenden Aphorismen sind aus den Nachlaßpapieren Heine's gesammelt und verdanken ihre Entstehung der Gewohnheit des Dichters, jeden Gedanken, der ihm späterer Verarbeitung würdig erschien, in der Form wie ihn der Augenblick erzeugte einzeln zu Papier zu bringen.

Der Herausgeber.

I.
Persönliches.

Um meine Wiege spielten die letzten Mondlichter des achtzehnten und das erste Morgenroth des neunzehnten Jahrhunderts.

Die Mutter erzählt, sie habe während ihrer gesegneten Umstände im fremden Garten einen Apfel hängen sehen, ihn aber nicht abbrechen wollen, damit ihr Kind kein Dieb werde. Mein Leben hindurch behielt ich ein geheimes Gelüste nach schönen Aepfeln, aber verbunden mit Respect vor fremdem Eigenthum und Abscheu vor Diebstahl.

Ich habe die friedlichste Gesinnung. Meine Wünsche sind: eine bescheidene Hütte, ein Strohdach, aber ein gutes Bett, gutes Essen, Milch und Butter, sehr frisch, vor dem Fenster Blumen, vor der Thür einige schöne Bäume, und wenn der liebe Gott mich ganz glücklich machen will, läßt er mich die Freude erleben, daß an diesen Bäumen etwa sechs bis sieben meiner Feinde aufgehängt werden. Mit gerührtem Herzen werde ich ihnen vor ihrem Tode alle Unbill verzeihen, die sie mir im Leben zugefügt. — Ja, man muß seinen Feinden verzeihen, aber nicht früher, als bis sie gehenkt worden.

Ich bin nicht vindicativ — ich möchte gern meine Feinde lieben; aber ich kann sie nicht lieben, ehe ich mich an ihnen gerächt habe — dann erst öffnet sich ihnen mein Herz. So lange man sich nicht gerächt, bleibt immer eine Bitterkeit im Herzen zurück.

Daß ich Christ ward, ist die Schuld jener Sachsen, die bei Leipzig plötzlich umsattelten, oder Napoleons, der doch nicht nöthig hatte, nach Rußland zu gehen, oder seines Lehrers, der ihm zu Brienne Unterricht in der Geographie gab und ihm nicht gesagt hat, daß es zu Moskau im Winter sehr kalt ist.

Wenn Montalembert Minister wird und mich von Paris fortjagen wollte, würde ich katholisch werden — Paris vaut bien une messe!

Ich ließ mich nicht naturalisiren, aus Furcht, daß ich alsdann Frankreich weniger lieben würde, wie man für eine Freundin kühler wird, sobald man bei der Mairie ihr legal angetraut worden. Ich werde mit Frankreich in wilder Ehe fortleben.

Mein Geist fühlt sich in Frankreich exilirt, in eine fremde Sprache verbannt.

Gott wird mir die Thorheiten verzeihen, die ich über ihn vorgebracht, wie ich meinen Gegnern die Thorheiten verzeihe, die sie gegen mich geschrieben, obgleich sie geistig so tief unter mir standen, wie ich unter dir stehe, o mein Gott!

II. Religion und Philosophie.

Die Erde ist der große Felsen, woran die Menschheit, der eigentliche Prometheus, gefesselt ist und vom Geier des Zweifels zerfleischt wird. Sie hat das Licht gestohlen und leidet nun Martern dafür.

*

Kunst und Philosophie, das Bild und der Begriff, wurden erst durch die Griechen von einander getrennt. Die Verschmelzung derselben in der Religion ging beiden voran.

*

Der Gedanke der Persönlichkeit Gottes als Geist ist eben so absurd wie der rohe Anthropomorphismus, denn die geistigen Attribute bedeuten nichts und sind lächerlich ohne die körperlichen.

*

Der Gott der besten Spiritualisten ist eine Art von luftleerem Raume im Reich des Gedankens, angestrahlt von der Liebe, die wieder ein Abglanz der Sinnlichkeit.

*

Der Gedanke ist die unsichtbare Natur, die Natur der sichtbare Gedanke.

Im Alterthume gab es keinen Gespensterglauben. Die Leiche wurde verbrannt, der Mensch entschwand als Rauch in die Höhe, er ging auf in dem reinsten, geistigsten Element, im Feuer. Bei den Christen wird der Leib aus Hohn oder Verachtung der Erde zurückgegeben — er ist wie das Korn, und sproßt wieder hervor als Gespenst, ein körperlicher Leib wird gesäet, ein geistiger entsproßt — er behält die Spuren der Verwesung.

*

Gott hat nichts manifestirt, was auf eine Fortdauer nach dem Tode hinwiese; auch Moses redet nicht davon. Es ist Gott vielleicht gar nicht Recht, daß die Frommen die Fortdauer so fest annehmen. — In seiner väterlichen Güte will er uns vielleicht damit eine Surprise machen.

*

Bei keinem Volke ist der Glaube an Unsterblichkeit stärker gewesen wie bei den Celten; man konnte Geld bei ihnen geliehen bekommen, um es in der anderen Welt wieder zu geben. Fromme christliche Wucherer sollten sich darin spiegeln!

Der Engel, der Caricaturen malt, ist ein Bild des Pantheisten, der seinen Gott in der Brust trägt.

Bei der Polemik zwischen Christen und heidnischen Philosophen vertauschen die Gegner oft im Kampfgetümmel die Waffen: hier sehen wir einen christlichen Vorsehungshelm auf dem Haupte des Griechen, dort ein griechisches Götterschwert in der Hand des Christen. Ketzereien entspringen: Glaubenshelden verfallen in Irrthum und Zweifel.

Irdisches gewährte und verhieß das Heidenthum, und darum pflegten die Glücklichen welchen die Erfüllung ihrer Wünsche und das Gelingen ihrer Werke von dem Walten gnadenreicher Götter und von der Gunst derselben zeugte, frömmere Götterdiener als die Unglücklichen zu sein. Vgl. Aristoteles' Rhetoric., Lib. II, cap. 17, p. 240. Tom. IV, ed. Bipont.

*

Der verzweiflungsvolle Zustand der Menschheit zur Zeit der Cäsaren erklärt den Succeß des Christenthums. Der Selbstmord der stolzen Römer, welche auf einmal die Welt aufgaben, war so häufig in jener Zeit. Wer den Muth nicht hatte, auf einmal von der Welt Abschied zu nehmen, ergriff den langsamen Selbstmord der Entsagungsreligion. (Die Passion war ja ebenfalls eine Art Selbstmord. Sclaven und unglückliches Volk waren die ersten Christen; durch ihre Menge und den neuen Fanatismus wurden sie eine Macht, die Constantin begriff, und der römische Weltherrschaftsgeist bemächtigte sich bald derselben und disciplinirte sie durch Dogma und Cultus.

*

Die Apologeten des Christenthums mußten in ihrem Kampfe gegen das Heidenthum um so eher sich auf das Feld der Philosophen hinaus wagen, da die Philosophie damals von Marc Aurel bis Julian auf dem Throne saß — durch Polemik arbeitet sich das Dogma aus.

Unterschied des Heidenthums (der Juden, Perser) vom Judenthum: Sie haben Alle ein unendliches, ewiges Urwesen, aber dieses ist bei Jenen in der Welt, mit welcher es identisch, und es entfaltet sich mit dieser aus dem Gesetze der Nothwendigkeit — der Gott der Juden ist außer der Welt und erschafft sie durch einen Act des freien Willens.

Judenthum — Aristokratie: Ein Gott hat die Welt erschaffen und regiert sie; alle Menschen sind seine Kinder, aber die Juden sind seine Lieblinge und ihr Land ist sein auserwähltes Dominium. Er ist ein Monarch, die Juden sind der Adel, und Palästina ist das Erarchat Gottes.

Christenthum — Demokratie: Ein Gott, der Alles erschaffen und regiert, aber alle Menschen gleich liebt und alle Reiche gleich beschützt. Er ist kein Nationalgott mehr, sondern ein universeller.

*

Die, welche den Kelch der Freuden hienieden getrunken, bekommen dort oben den Katzenjammer.

*

Im Christenthume kommt der Mensch zum Selbstbewußtsein des Geistes durch den Schmerz — Krankheit vergeistigt selbst die Thiere.

Das Christenthum tritt auf zur Tröstung: Die, welche in diesem Leben viel Glück genossen, werden im künftigen davon eine Indigestion haben. — Die, welche zu wenig gegessen, werden nachträglich das beste Gastmahl aufgetischt finden: die irdischen Prügelflecken werden von den Engeln gestreichelt werden.

Das Christenthum wußte die blaue Luft der Provence zu entheitern und erfüllte sie mit seinem Glockengeläute.

*

Beim Anblick eines Domes.

Sechshundert Jahr' wurde dran gebaut, und du genießest in einem Augenblick die Ruhe nach einer sechshundertjährigen Arbeit. Wie Meereswellen sind die Generationen daran vorbei gewogt, und noch kein Stein ist bewegt worden. Das Mausoleum des Glaubens, das er sich noch bei Lebzeiten bauen lassen, ist die steinerne Hülle eines erloschenen Gefühls — ironisch droben die Uhr). — Drinnen in diesem Steinhause blühte einst ein lebendiges Wort, drinnen ist es todt und lebt nur noch in der äußeren Steinrinde. (Hohler Baum.

*

In der Kirche.

Wehmüthiger Orgelton die letzten Sterbeseufzer des wahren Glaubens.

Verehrung für Rom.

Wie Mancher ging aus die Kirche zu schmähen, zu bekennen und änderte plötzlich seinen Sinn und kniete nieder und betete an.

Es ging Manchem wie Bilam, dem Sohne Beor's, der Israel zu fluchen auszog und gegen seine Absicht es segnete. Warum? Und doch hatte er nur die Stimme seines Esels gehört.

Die Thoren meinen, um das Capitol zu erobern, müsse man zuerst die Gänse angreifen.

*

Die katholischen Schriftsteller haben gute Kriegswerkzeuge, wissen sie aber nicht zu gebrauchen. Wie die Chinesen haben sie gute Kanonen, auch Pulver und Kugeln, aber schießen ist eine andere Sache. Sie sind Kinder mit großen Säbeln, die sie nicht aufheben können: mit Helmen, die ihnen den Kopf eindrücken. Und gar die Kanonen wissen sie erst recht nicht zu handhaben.

*

Die alte Kirche mißtraut ihren modernen Seiden — sie fürchtet, daß so ein Eiferer statt den Pantoffel zu küssen ihr in den Fuß beiße mit rasender Inbrunst.

Die alte Kirche stirbt an jener Krankheit, wovon Niemand genest: Erschöpfung durch die Macht der Zeit. Weise, wie sie ist, lehnt sie alle Aerzte ab: sie hat in ihrer langen Praxis so manchen Greis schneller als nöthig sterben sehen, weil ein energischer Arzt ihn curiren wollte. Doch wird ihre Agonie noch lange dauern. Sie wird uns Alle überleben, den Schreiber dieses Artikels, den Drucker, der ihn jetzt selbst den Lernen Lehrjungen, der die Druckbogen abholt.

*

Die Juden waren die Einzigen, die bei der Christlichwerdung Europas sich ihre Glaubensfreiheit behaupteten.

*

Judäa, dieses protestantische Aegypten.

Die Germanen ergriffen das Christenthum aus Wahlverwandtschaft mit dem jüdischen Moralprincip, überhaupt dem Judaismus. Die Juden waren die Deutschen des Orients, und jetzt sind die Protestanten in den germanischen Ländern in Schottland, Amerika, Deutschland, Holland nichts Anderes als altorientalische Juden.

*

Der Judenhaß beginnt erst mit der romantischen Schule, mit der Freude am Mittelalter, Katholicismus, Adel, gesteigert durch die Teutomanen Rühs.

*

Die jüdische Geschichte ist schön, aber die jungen Juden schaden den alten, die man weit über die Griechen und Römer setzen würde. Ich glaube: gäbe es keine Juden mehr und man wüßte, es befände sich irgendwo ein Exemplar von diesem Volk, man würde hundert Stunden reisen, um es zu sehen und ihm die Hände zu drücken -- und jetzt weicht man uns aus!

*

Die Geschichte der neueren Juden ist tragisch, und schrieb man über dieses Tragische, so wird man noch ausgelacht — das ist das Allertragischste.

*

Seid ganz tolerant oder gar nicht, geht den guten Weg oder den bösen: um am Scheidewege zagend stehen zu bleiben, dazu seid ihr zu schwach. — Dies vermochte kein Herkules, und er mußte sich für einen der Wege bald entscheiden.

*

Der Taufzettel ist das Entréebillet zur europäischen Cultur.

*

Niemals von jüdischen Verhältnissen sprechen! Der Spanier, welcher sich im Traume mit der Madonna allnächtlich unterhält, berührt nie ihre Erhebung aus Delicatesse: die geistigste Empfängniß sei doch immer eine Empfängniß.

Ich liebe sie die Juden persönlich.

*

B. Wenn ich von dem Stamme wäre, dem unser Heiland entsprossen, ich würde mich dessen eher rühmen als schämen.

*

A. Ach, das thät' ich auch, wenn unser Heiland der Einzige wäre, der diesem Stamm entsprossen — aber es ist demselben so viel böses Volk ebenfalls entsprossen, daß diese Verwandtschaft anzuerkennen sehr bedenklich ward.

*

Die Juden, wenn sie gut, sind sie besser, wenn sie schlecht, sind sie schlimmer als die Christen.

*

Für das Porzellan, das die Juden einst in Sachsen kaufen mußten, bekommen die, welche es behielten, jetzt den hundertfachen Werth bezahlt. — Am Ende wird Israel für seine Opfer entschädigt durch die Anerkennung der Welt, durch Ruhm und Größe.

*

Die Juden — dieses Volk-Gespenst, das bei seinem Schatze, der Bibel, unabweisbar wachte! Vergebens war der Exorcismus — Deutsche hoben ihn.

*

Ist die Mission der Juden geendigt? Ich glaube: wenn der weltliche Heiland kommt: Industrie, Arbeit, Freude. Der weltliche Heiland kommt auf einer Eisenbahn, Michel bahnt ihm den Weg, Rosen werden gestreut auf seinen Pfaden.

*

Wie viel hat Gott schon gethan, um das Weltübel zu heilen! Zu Mosis Zeit that er Wunder über Wunder, später in der Gestalt Christi ließ er sich sogar geißeln und kreuzigen, endlich in der Gestalt Enfantin's that er das Ungeheuerste, um die Welt zu retten: er machte sich lächerlich — aber vergebens! Am Ende erfaßt ihn vielleicht der Wahnsinn der Verzweiflung, und er zerschellt sein Haupt an der Welt, und er und die Welt zertrümmern.

Es ist charakteristisch für den Hamburger Judenkrawall im September 1830, daß die Revolutionäre erst ihr Tagesgeschäft vollendeten und eine Abendrevolution machten.

Ich war bei Van Aken während des Tumults: Der Löwe war am unbändigsten vornehm indignirt, die Affen freuten sich, die Schlangen wanden sich, die Hyäne war unmäßig gierig, der Eisbär streckte sich bequem hin und wartete, das Chamäleon veränderte jeden Augenblick die Farbe, roth, blau, weiß endlich sogar dreifarbig — die Thiere sahen menschlich vernünftig aus im Gegensatz zu den Menschen, die thierisch wild rasten.

Ein Jude sagte zum andern: Ich war zu schwach." Dies Wort empfiehlt sich als Motto zu einer Geschichte des Judenthums.

Eine Schöne, welche am Dammthor stand, sagte: Wenn heute die Juden beleidigt werden, so geht's bald gegen den Senat, und endlich gegen uns." Kassandra der Drehbahn, wie bald gingen deine Worte in Erfüllung.

Es und in Deutschland die Theologen, die dem lieben Gott ein Ende machen — on n'est jamais trahi que par les siens.

In Deutschland wird das Christenthum gleichzeitig in der Theorie gestürzt und in den Thatsachen: Ausbildung der Industrie und des Wohlstandes.

Die Philosophen zerstörten in ihrem Kampfe gegen die Religion die heidnische, aber eine neue, die dreifache, trat hervor. Auch diese ist bald abgefertigt, doch es kommt gewiß eine neue, und die Philosophen werden wieder neue Arbeit bekommen, jedoch wieder vergeblich: die Welt ist ein großer Viehstall, der nicht so leicht wie der des Augias gereinigt werden kann, weil, während gefegt wird, die Thiere drin bleiben und immer neuen Stoff anhäufen.

Das Heidenthum endigt, sobald die Götter von den Philosophen als Mythen rehabilitirt werden. Das Christenthum ist auf demselben Punkt gelangt. Strauß ist der Porphyrius unserer Zeit.

*

Wie die Männer der Wissenschaft während der mittelalterlich christlichen Periode aus der Bibel heraus die wissenschaftlichen Wahrheiten zu entdecken suchten, so suchen jetzt die Männer der Religion die theologischen Wahrheiten in der Wissenschaft zu entdecken, in der Geschichte, in der Philosophie, in der Physik: die Dreieinigkeit in der indischen Mythologie, die Incarnationslehre in der Logik, die Sündfluth in der Geologie u. s. w.

*

Bei den früheren Religionen wurde der Geist der Zeit durch Einzelne ausgesprochen und durch Mirakel bestätigt. Bei den jetzigen Religionen wird der Geist der Zeit durch Viele ausgesprochen und bestätigt durch die Vernunft. Jetzt gibt es keine Mirakel mehr, nachdem die Physik ausgebildet worden; Oken sieht der Natur auf die Finger, und diese will nicht mit Bosco rivalisiren.

*

Jede Religion gewährt auf ihre Art Trost im Unglück. Bei den Juden die Hoffnung: „Wir sind in der Gefangenschaft. Jehovah zürnt uns, aber er schickt einen Retter." Bei den Mohamedanern Fatalismus: „Keiner entgeht seinem Schicksal, es steht oben geschrieben auf Steintafeln, tragen wir das Verhängte mit Ergebung, Allah il Allah!" Bei den Christen spiritualistische Verachtung des Angenehmen und der Freude, schmerzsüchtiges Verlangen nach dem Himmel, auf Erden Versuchung des Bösen, dort oben Belohnung. — Was bietet der neue Glauben?

*

Die Herrlichkeit der Welt ist immer adäquat der Herrlichkeit des Geistes, der sie betrachtet. Der Gute findet hier sein Paradies, der Schlechte genießt schon hier seine Hölle.

*

Unsere Moralbegriffe schweben keineswegs in der Luft: die Veredlung des Menschen, Recht und Unsterblichkeit haben Realität in der Natur, Was wir Heiliges denken, hat Realität, ist kein Hirngespinnst.

*

Heilige wie der Stylit sind jetzt unmöglich, da die Philanthropie sie gleich in einer Irrenanstalt unterbringen würde.

In dunkeln Zeiten wurden die Völker am besten durch die Religion geleitet, wie in stockfinsterer Nacht ein Blinder unser bester Wegweiser ist; er kennt Wege und Stege besser als ein Sehender. — Es ist aber thöricht, sobald es Tag ist, noch immer die alten Blinden als Wegweiser zu gebrauchen.

*

Gibt's in der Geschichte auch Tag und Nacht wie in der Natur? — Mit dem dritten Jahrhundert des Christenthums beginnt die Dämmerung, wehmüthiges Abendroth der Neoplatoniker. das Mittelalter war dicke Nacht, jetzt steigt das Morgenlicht herauf — ich grüße dich Phöbus Apollo! Welche Träume in jener Nacht welche Gespenster, welche Nachtwandler welcher Straßenlarm, Mord und Todtschlag — ich werde davon erzählen.

*

Ich sehe die Wunder der Vergangenheit klar. Ein Schleier liegt auf der Zukunft, aber ein rosenfarbiger und hindurch schimmern goldene Saulen und Geschmeide und klingt es süß.

III.

Ein Buch will seine Zeit wie ein Kind. Alle schnell in wenigen Wochen geschriebenen Bücher erregen bei mir ein gewisses Vorurtheil gegen den Verfasser. Eine honette Frau bringt ihr Kind nicht vor der Zeit zur Welt.

*

Dem Dichter wird während des Dichtens zu Muthe, als habe er, nach der Seelenwanderungslehre der Pythagoräer, in den verschiedensten Gestalten ein Vorleben geführt — seine Intuition ist wie Erinnerung.

*

Eine Philosophie der Geschichte war im Alterthum unmöglich. Erst die Jetztzeit hat Materialien dazu: Herder, Bossuet ꝛc. — Ich glaube, die Philosophen müssen noch tausend Jahre warten, ehe sie den Organismus der Geschichte nachweisen können; bis dahin glaube ich, nur Folgendes ist anzunehmen. Für Hauptsache halte ich: die menschliche Natur und die Verhältnisse (Boden, Klima, überlieferte Gesetzgebung, Krieg, unvorhergesehene und unberechenbare Bedürfnisse), beide in ihrem Conflict oder in ihrer Allianz geben den Fond der Geschichte, sie finden aber immer ihre Signatur im Geiste, und die Idee, von welcher sie sich repräsentiren lassen, wirkt wieder als Drittes auf sie ein; das ist hauptsächlich in unseren Tagen der Fall, auch im Mittelalter. Shakspeare zeigt uns in der Geschichte nur die Wechselwirkung von der menschlichen Natur und den äußern Verhältnissen — die Idee, das Dritte, tritt nie auf in seinen Tragödien; daher eine viel klarere Gestaltung und etwas Ewiges, Unwandelbares in seinen Entwickelungen, da das Menschliche immer dasselbe bleibt zu allen Zeiten. Das ist auch der Fall bei Homer. Beider Dichter Werke sind unvergänglich. Ich glaube nicht, daß sie so gut ausgefallen wären, wenn sie eine Zeit darzustellen gehabt hätten, wo eine Idee sich geltend machte, z. B. im Beginne des aufkommenden Christenthums, zur Zeit der Reformation, zur Zeit der Revolution.

*

Bei den Griechen herrschte Identität des Lebens und der Poesie. Sie hatten daher keine so großen Dichter wie wir, wo das Leben oft den Gegensatz der Poesie bildet. Shakspeare's große Zehe enthält mehr Poesie als alle griechischen Poeten, mit Ausnahme des Aristophanes. Die Griechen

waren große Künstler, nicht Dichter: sie hatten mehr Kunstsinn als Poesie. In der Plastik leisteten sie so Bedeutendes, eben weil sie hier nur die Wirklichkeit zu copiren brauchten, welche Poesie war und ihnen die besten Modelle bot.

Kunstwerk.

Das sichtbare Werk spricht harmonisch den unsichtbaren Gedanken aus; daher ist auch Lehrkunst die Harmonie des Handels und unserer Gesinnung.

Schön ist das Kunstwerk, wenn das Göttliche sich dem Menschlichen freundlich zuneigt — Diana küßt Endymion; erhaben, wenn das Menschliche sich zum Göttlichen gewaltsam emporhebt — Prometheus trotzt dem Jupiter, Agamemnon opfert sein Kind. Die Christusmythe ist schön und erhaben zugleich.

*

Wie die Griechen das Leben blühend und heiter darstellten und zur Aussicht gaben die trübe Schattenwelt des Todes, so hingegen ist nach christlichen Begriffen das jetzige Leben trüb und schattenhaft, und erst nach dem Tod kommt das heitere Blüthenleben. Das mag Trost im Unglück geben, aber taugt nicht für den plastischen Dichter. Darum ist die Ilias so heiter jauchzend, das Leben wird um so heiterer erfaßt je näher unsere Abfahrt zur zweiten Schattenwelt, z. B. von Achilles.

*

Die Griechen gaben dem Christenthum die Kunst: — Kunst des Wortes Dogmatik und Mythologie und Kunst der Sinne Malerei und Baukunst. Die gothische ist nichts als kranke Kunst. Als ich im Dom von Toulouse St. Sernin doppelt sah, sah ich das Centrum gebrochen in der Mitte, und begriff die Entstehung des gothischen Spitzbogens aus dem römischen Kreisbogen.

*

In der Kunst ist die Form Alles, der Stoff gilt nichts. Staub berechnet für den Frack, den er ohne Tuch geliefert, denselben Preis, als wenn ihm das Tuch geliefert worden. Er lasse sich nur die Form bezahlen und den Stoff schenke er.

*

Ein Sculptor, der zugleich Napoleon und Wellington meißelt, kommt mir vor wie ein Priester, der um zehn Uhr Messe lesen und um zwölf Uhr in der Synagoge singen will — Warum nicht? Er kann es; aber wo es geschieht, wird man bald weder die Messe noch die Synagoge besuchen.

(Ein Sculptor.)

Den Dichtern wird es noch schwerer, zwei Sprachen zu reden – ach! die meisten können kaum eine Sprache reden.

In Bezug auf die Frage von den eingeborenen Ideen möchte folgende Lösung richtig sein: Es gibt Menschen, denen Alles von außen kommt die sogenannten Talente, wie Lessing erinnernd an Affen, wo die äußere Nachahmung waltet — nichts ist in ihrem Geiste was sie nicht durch die Sinne aufgenommen. Es gibt aber auch Menschen, denen Alles aus der Seele kommt, Genien, wie Rafael, Mozart Shakspeare, denen das Gebären aber schwerer wird, wie dem sogenannten Talente. Bei Jenen ein Machen ohne Leben ohne Innerlichkeit, Mechanismus — bei Diesen ein organisches Entstehen.

Das Genie trägt im Geiste ein Abbild der Natur und durch diese erinnert gebiert es dies Abbild: das Talent bildet die Natur nach und schafft analytisch was das Genie synthetisch schafft. Es gibt aber auch Charaktere welche zwischen beiden schweben.

Die Daguerreotypie ist ein Zeugniß gegen die irrige Ansicht, daß die Kunst eine Nachahmung der Natur sei — die Natur hat selbst den Beweis geliefert, wie wenig sie von der Kunst versteht wie kläglich es ausfällt, wenn sie sich mit Kunst abgibt.

Philarète Chasles ordnet als Literarhistoriker die Schriftsteller nicht nach Aeußerlichkeiten Nationalität, Zeitalter, Gattung der Werke Epos Drama, Lyrik), sondern nach dem inneren geistigen Princip, nach Wahlverwandtschaft. So will Paracelsus die Blumen nach dem Geruch classificiren – wie viel sinnreicher, als Linné nach Staubfäden! Wäre es gar so sonderbar, wenn man auch die Literaten nach ihrem Geruch classificirte? Die, welche nach Tabak, die, welche nach Zwiebeln riechen u. s. w.

*

Die Sage von dem Bildhauer, dem die Augen ausgestochen wurden, damit er nicht eine ähnliche Statue anfertige, beruht auf demselben Grunde wie die Sitte, nach welcher das Glas, woraus eine hohe Gesundheit getrunken wurde zerbrochen wird.

Man preist den dramatischen Dichter der es versteht, Thränen zu entlocken. — Dies Talent hat auch die kümmerlichste Zwiebel mit dieser theilt er seinen Ruhm.

Das Theater ist nicht günstig für Poeten.

Eine neue Periode ist in der Kunst angebrochen: Man entdeckt in der Natur dieselben Gesetze, die auch in unserem Menschengeiste walten, man vermenschlicht sie (Novalis), man entdeckt in dem Menschengeiste die Gesetze der Natur. Magnetismus, Elektricität, anziehende und abstoßende Pole Heinrich von Kleist. Goethe zeigt das Wechselverhältniß zwischen Natur und Mensch; Schiller ist ganz Spiritualist, er abstrahirt von der Natur er huldigt der kantischen Aesthetik.

Goethe's Abneigung sich dem Enthusiasmus hinzugeben, ist ebenso widerwärtig wie kindisch. Solche Rückhaltung ist mehr oder minder Selbstmord: sie gleicht der Flamme die nicht brennen will aus Furcht sich zu consumiren. Die großmüthige Flamme die Seele Schiller's lodernte mit Aufopferung — jede Flamme opfert sich selbst: je schöner sie brennt, desto mehr nähert sie sich der Vernichtung dem Erlöschen. Ich beneide nicht die stillen Nachtlichten die so bescheiden ihr Dasein fristen.

*

Bei Schiller feiert der Gedanke seine Orgien — nüchterne Begriffe weinlaubumkränzt schwingen den Thyrsus tanzen wie Bacchanten — besoffene Reflexionen.

*

Jacobi, diese greinende, keifende Natur, diese klebrigte Seele dieser religiöse Wurm der an der Frucht der Erkenntniß nagte, um uns solche zu verleiden.

*

Die wehmüthig niedergedrückte Zeit der alles Laute untersagt war und die sich auch vor dem

Lauten fürchtete, gedämpft fühlte, dachte und flüsterte, fand in dieser gedämpften Poesie ihre gedämpfte Freude. Sie betrachtete die alten gebrochenen Thürme mit Wehmuth, und lächelte über das Heimchen, das darin melancholisch zirpte.

*

In den altdänischen Romanzen sind alle Gräber der Liebe Heldengräber große Felsmassen sind darauf gethürmt mit schmerzwilder Riesenhand. In den Uhland'schen Gedichten sind die Gräber der Liebe mit hübschen Blümchen, Immortellen und Kreuzchen verziert wie von Händen gefühlvoller Predigerstöchter.

Die Helden der „Kämpevisor" sind Normannen, die Helden des Uhland sind immer Schwaben, und zwar Gelbfüßler.

Die Sonettenwuth grassirt so in Deutschland daß man eine Sonettensteuer einrichten sollte.

*

Clauren ist jetzt in Deutschland so berühmt, daß man in keinem .... hause eingelassen wird, wenn man ihn nicht gelesen hat.

*

Auffenberg hab' ich nicht gelesen — ich denke: er ist ungefähr wie Arlincourt den ich auch nicht gelesen habe.

*

Wir haben das körperliche Indien gesucht und haben Amerika gefunden: wir suchen jetzt das geistige Indien — was werden wir finden?

*

Es ist zu wünschen, daß sich das Genie des Sanskritstudiums bemächtige; thut es der Notizengelehrte, so bekommen wir blos ein gutes Compendium.

*

Die epischen Gedichte der Indier sind ihre Geschichte; doch können wir sie erst dann zur Geschichte benutzen, wenn wir die Gesetze entdeckt haben, nach welchen die Indier das Geschehene in's phantastisch Poetische umwandelten. Dies ist uns noch nicht bei der Mythologie der Griechen gelungen, doch mag es bei diesen schwerer sein, weil diese das Geschehene beständig zur Fabel ausbildeten in immer bestimmterer Plastik. Bei den Indiern hingegen bleibt die phantastische Umbildung immer noch Symbol, das das Unendliche bedeutet und nicht nach Dichterlaune in bestimmtern Formen ausgemeißelt wird.

*

Die Mahabaratas, Ramayanas und ähnliche Riesenfragmente sind geistige Mammuthsknochen, die auf dem Himalaya zurückgeblieben.

*

Der Indier konnte nur ungeheuer große Gedichte liefern, weil er nichts aus dem Weltzusammenhang schneiden konnte, wie überhaupt der Anschauungsmensch. Die ganze Welt ist ihm ein Gedicht, wovon der Mahabarata nur ein Capitel. — Vergleich der indischen mit unserer Mystik: diese übt den Scharfsinn an Zertheilung und Zusammensetzung der Materie, bringt es aber nicht zum Begriff. — Anschauungsideen sind Etwas, das wir gar nicht kennen. Die indische Muse ist die träumende Prinzessin der Märchen.

*

Goethe, im Anfang des „Fausts," benutzt die „Sakontala".

*

Wie überhaupt Jeder einen bestimmten Gegenstand in der Sinnenwelt auf eine andere Weise sieht, so sieht auch Jeder in einem bestimmten Buche etwas Anderes als der Andere. Folglich muß auch der Uebersetzer ein geistig begabter Mensch sein, denn er muß im Buche das Bedeutendste und Beste sehen, um dasselbe wieder zu geben. Den Wortverstand, den körperlichen Sinn kann jeder übersetzen, der eine Grammatik gelesen, und ein Wörterbuch sich angeschafft hat. Nicht kann aber der Geist von Jedem übersetzt werden. Möchte dies nur bedenken jener nüchterne, prosaische Uebersetzer Scott'scher Romane, der so sehr prahlt mit seiner Uebersetzungstreue! Wie es auf den Geist ankommt, beweise zunächst Forster's Wiederübersetzung der „Sakontala".

*

In der Zeit der Romantiker liebte man in der Blume nur den Duft — in unserer Zeit liebt man in ihr die keimende Frucht. Daher die Neigung zum Praktischen, zur Prosa, zum Hausbackenen.

Die höchsten Blüthen des deutschen Geistes sind die Philosophie und das Lied. Diese Blüthezeit ist vorbei, es gehörte dazu die idyllische Ruhe; Deutschland ist jetzt fortgerissen in die Bewegung, der Gedanke ist nicht mehr uneigennützig, in seine abstracte Welt stürzt die rohe Thatsache, der Dampfwagen der Eisenbahn gibt uns eine zittrige Gemüthserschütterung, wobei kein Lied aufgehen kann, der Kohlendampf verscheucht die Sangesvögel, und der Gasbeleuchtungsgestank verdirbt die duftige Mondnacht.

*

Der Hauptzug der jetzigen Dichter ist Gesundheit — westfälische, östreichische, ja ungarische Gesundheit.

*

Unsre Lyrik ist ein Product des Spiritualismus, obgleich der Stoff sensualistisch: die Sehnsucht des isolirten Geistes nach Verschmelzung mit der Erscheinungswelt, to mingle with nature. Mit dem Sieg des Sensualismus muß diese Lyrik aufhören, es entsteht Sehnsucht nach dem Geist: Sentimentalität, die immer dünner verdämmert, nihilistische Pimperlichkeit, hohler Phrasennebel, eine Mittelstation zwischen Gewesen und Werden, Tendenzpoesie.

*

Der harmlose Dichter, der plötzlich politisch wird, erinnert mich an das Kind in der Wiege: „Vater iß nicht, was die Mutter gekocht!"

So wie die Demokratie wirklich zur Herrschaft gelangt, hat alle Poesie ein Ende. Der Uebergang zu diesem Ende ist die Tendenzpoesie. Deshalb — nicht blos, weil sie ihrer Tendenz dient — wird die Tendenzpoesie von der Demokratie begünstigt. Sie wissen, hinter oder vielmehr mit Hoffmann von Fallersleben hat die Poesie ein Ende.

*

In der Poetenwelt ist der Tier-Staat nicht nützlich, sondern schädlich.

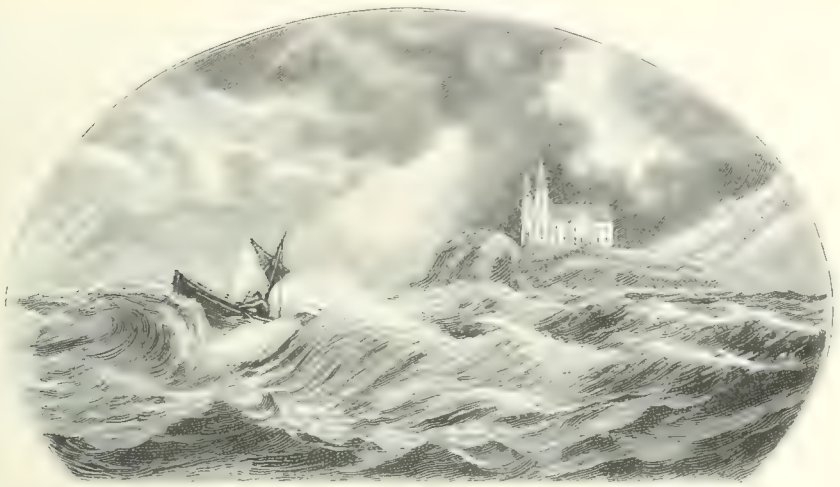
*

Die Demokratie führt das Ende der Literatur herbei: Freiheit und Gleichheit des Styls. Jedem sei er erlaubt, nach Willkür, also so schlecht er wolle, zu schreiben, und doch soll kein Andrer ihn stylistisch überragen und besser schreiben dürfen.

*

Demokratischer Haß gegen die Poesie — der Parnaß soll geebnet werden, nivellirt, macadamisirt, und wo einst der müßige Dichter geklettert und die Nachtigallen belauscht, wird bald eine platte Landstraße sein, eine Eisenbahn, wo der Dampfkessel wiehert und der geschäftigen Gesellschaft vorüber eilt.

Demokratische Wuth gegen das Besingen der Liebe. — Warum die Rose besingen, Aristokrat! besing die demokratische Kartoffel, die das Volk nährt!



In einer vorwiegend politischen Zeit wird selten ein reines Kunstwerk entstehen. Der Dichter in solcher Zeit gleicht dem Schiffer auf stürmischem Meere, welcher fern am Strande ein Kloster auf einer Felsklippe ragen sieht; die weißen Nonnen stehen dort singend, aber der Sturm überschrillt ihren Gesang.

Die Werke gewisser Lieblingsschriftsteller des Tages sind ein Steckbrief der Natur, keine Beschreibung.

Es ist nicht der arme Unger Nimbsch oder der Handlungsbeflissene aus Lippe-Detmold, welcher das schöne Gedicht hervorgebracht, sondern der Weltgeist. Nur diesem gebührt der Ruhm und es ist lächerlich, wenn Jene sich etwas darauf einbilden, etwa wie der Père Rachel auf den Succeß seiner Tochter — da steht ein alter Jude im Parterre des Theatre français und glaubt, er sei Iphigenie oder Andromache, es sei seine Declamation, welche alle Herzen rühre, und applaudirt man, so verbeugt er sich mit erröthendem Antlitz.

Savigny ein Römer? Nein, ein Bedienter des römischen Geistes, un valet du romanisme.

Savigny's Eleganz des Styls gleicht dem klebrigten Silberschleim, den die Insecten auf dem Boden zurücklassen, worüber sie hinkrochen.

Mit den Werken Johannes von Müller's geht es wie mit Klopstock — Keiner liest ihn, Jeder spricht mit Respect von ihm. Es ist unser großer Historiker wie Jener unser großer Epiker war, den wir dem Auslande mit Stolz entgegensetzen. Er ist steiflangweilig — Alpen und keine Idee darauf. Wir glaubten ein Epos und einen Historiker zu haben.

Raumer ist das raisonnirende Leder, — der literarische Laufbursche der Brockhausischen Buchhandlung — wenn er älter, wird er ein Ladenhüter.

Jakob Venedey.

Die Natur erschuf dich zum ..... feger. — Schäme dich dessen nicht, deutscher Patriot! es sind die Latrinen eines deutschen Vaterlandes, die du fegst.

Ich werde von ihm schweigen, kann ihn als komische Figur nicht gebrauchen, wie Maßmann. Der Spaß war, daß dieser Latein verstand — Venedey aber versteht's nicht; Langweiligkeit ist nicht komisch.

König Ludwig nimmt den Luther nicht auf in seiner Walhalla. Man darf's ihm nicht verübeln, er fühlt im Herzen, daß wenn Luther eine Walhalla gebaut, er ihn als Dichter nicht darin aufgenommen hätte.

Diese Menschen müssen Stockschläge im Leben haben: denn nach ihrem Tode kann man sie nicht bestrafen, man kann ihren Namen nicht schmähen, nicht stetriren, nicht brandmarken — denn sie hinterlassen keinen Namen.

Wolfgang Menzel ist der witzigste Kopf — es wird interessant und wichtig für die Wissenschaft sein, wenn man an seinem Schädel einst phrenologische Untersuchungen machen kann. Ich wünsche, daß man ihm den Kopf schone, wenn man ihn prügelt, damit die Beulen, die neu sind, nicht für Witz und Poesie gehalten werden.

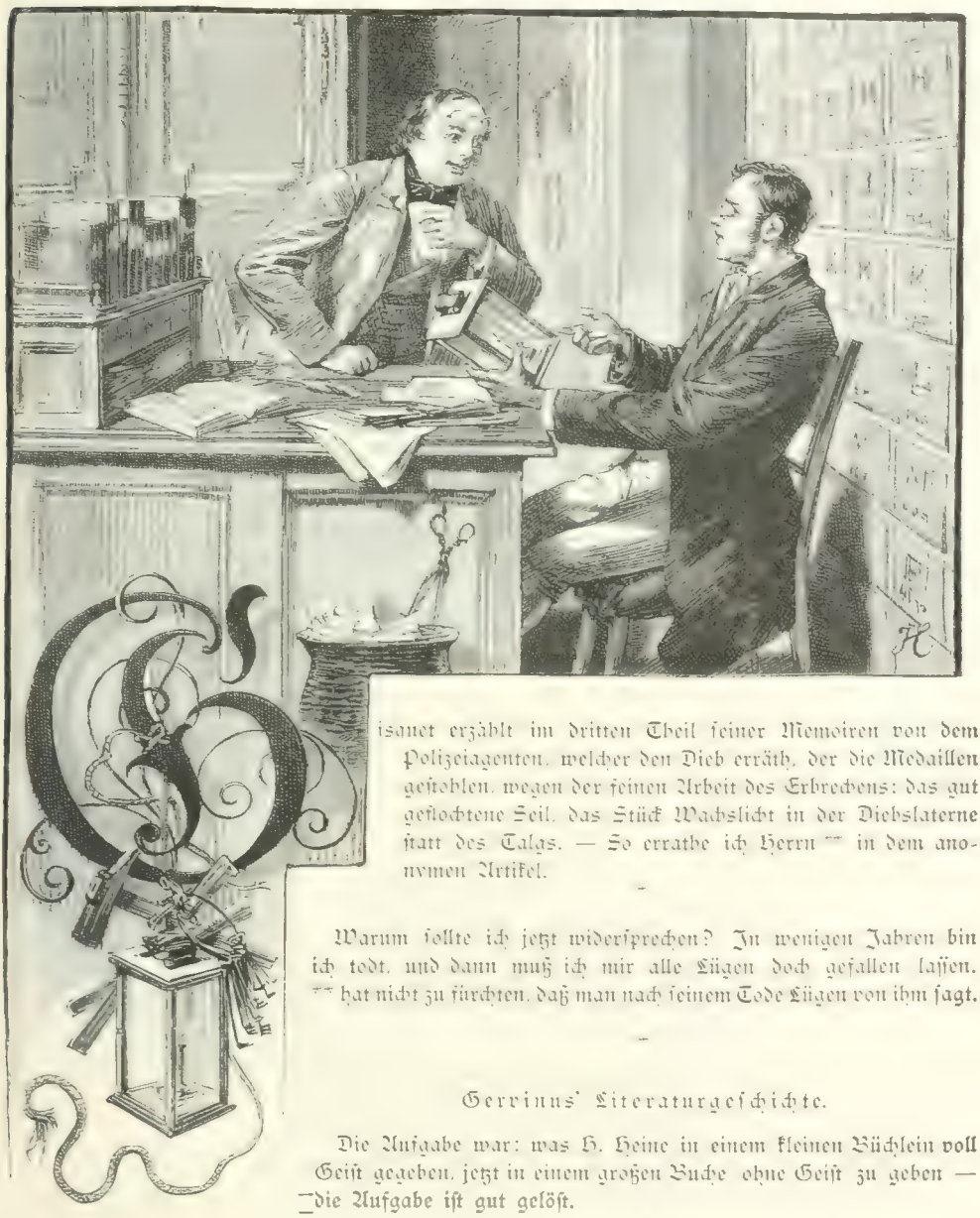
Und dieser unwissende Laie geberdet sich als der Champion des deutschen Volks, des tapfersten und gelehrtesten Volks, eines Volks, das auf tausend Schlachtfeldern seinen Muth und in hundert tausend Büchern seinen Tiefsinn bewiesen hat, ein Volk, dessen breite Brust mit glorreichen Narben bedeckt ist und über dessen Stirne alle großen Gedanken der Welt dahin gezogen und die ehrwürdigsten Furchen hinterlassen haben!

Die Este, Medicis, Gonzagas, Scalas sind berühmt als Mäcene. Manche Fürsten haben gewiß eben so guten Willen, aber es fehlt ihnen die Bildung, die wahren Talente und Genies heraus zu suchen — denn diese melden sich nicht bei ihren Kammerdienern. — Sie protegiren nur Solche, die mit ihnen selbst auf gleicher Bildungsstufe stehen, und wie man die italienischen Fürsten kennt, indem man blos zu nennen braucht, wer ihre Protegés waren, so wird man einst die unsern gleich kennen, wenn man die Männer nennt, denen sie Dosen, Becher, Pensionen und Orden verliehen. Man sagt, es sei von großen Schriftstellern unklug, die obscuren — und sei es auch durch bittere Schilderung — auf die Nachwelt zu bringen: aber wir thun es zur Schande ihrer Mäcene.

Gutzkow.

Die Natur war sehr bescheiden, als sie ihn schuf, ihn, den Unbescheidensten.

Er hat Heine nachahmen wollen, aber es fehlte ihm an aller Poesie, und er brachte es nur bis zur Nachahmung Börne's. Seine Darstellung und Sprache hat etwas Polizeiliches. Er liegt ewig auf der Lauer, um die Tagesschwächen des Publicums zu erspähen, sie in seinem Privatinteresse auszubeuten. Jenen schmeichelnd und huldigend, darf er immerhin Talent, Kenntnisse und Charakter entbehren, er weiß es. Er gibt dem Publicum keine eignen Impulsionen, sondern er empfängt sie von demselben: er zieht die Livrée der Tagesidee an, er ist ihr Bedienter, ihr Kanzleidiener, er katzenbuckelt und verlangt sein Trinkgeld.



isanet erzählt im dritten Theil seiner Memoiren von dem Polizeiagenten, welcher den Dieb erräth, der die Medaillen gestohlen, wegen der feinen Arbeit des Erbrechens: das gut geflochtene Seil, das Stück Wachslicht in der Diebslaterne statt des Talgs. — So errathe ich Herrn ** in dem anonymen Artikel.

Warum sollte ich jetzt widersprechen? In wenigen Jahren bin ich todt, und dann muß ich mir alle Lügen doch gefallen lassen. ** hat nicht zu fürchten, daß man nach seinem Tode Lügen von ihm sagt.

Gervinus' Literaturgeschichte.

Die Aufgabe war: was H. Heine in einem kleinen Büchlein voll Geist gegeben, jetzt in einem großen Buche ohne Geist zu geben — die Aufgabe ist gut gelöst.

Historiker, welche selbst alle Geschichte machen wollen, gleichen den Komödianten in Deutschland, welche die Wuth hatten, selbst Stücke zu schreiben. Haller bemerkt, daß man desto besser spiele, je schlechter das Stück — schrieben sie schlecht, um sich als gute Schauspieler zu zeigen? oder spielten sie schlecht, um als gute Schriftsteller zu scheinen? Dasselbe könnte man bei unsern Historikern fragen.

Hütet euch vor Hengstenberg — der stellt sich nur so dumm, das ist ein Brutus, der einst die Maske fallen läßt, sich vernunftgläubig zeigt und euer Reich stürzt.

*

Ruge ist der Philister, welcher sich mal unparteiisch im Spiegel betrachtet und gestanden hat, daß der Apoll vom Belvedere doch schöner sei. — Er hat die Freiheit schon im Geiste, sie will ihm aber noch nicht in die Glieder, und wie sehr er auch für hellenische Nacktheit schwärmt, kann er sich doch nicht entschließen, die barbarisch modernen Beinkleider, oder gar die christlich germanischen Unterhosen der Sittlichkeit auszuziehen. Die Grazien sehen lächelnd diesem inneren Kampfe zu.

*

Grabbe's „Gothland".

Zuweilen eine Reihe fürchterlicher und häßlicher Gedanken, wie ein Zug Galeerensclaven, jeder gebrandmarkt — der Dichter führt sie an der Kette in das Bagno der Poesie.

*

Freiligrath.

Das Wesen der neuern Poesie spricht sich vor Allem in ihrem paradolischen Charakter aus. Ahnung und Erinnerung sind ihr hauptsächlicher Inhalt. Mit diesen Gefühlen correspondirt der Reim, dessen musikalische Bedeutung besonders wichtig ist. Seltsame, fremdgrelle Reime sind gleichsam eine reichere Instrumentation, die aus der wiegenden Weise ein Gefühl besonders hervortreten lassen soll, wie sanfte Waldhornlaute durch plötzliche Trompetentöne unterbrochen werden. So weiß Goethe die ungewöhnlichen Reime zu benutzen zu grell barocken Effecten; auch Schlegel und Byron — bei letzterem zeigt sich schon der Uebergang in den komischen Reim. Man vergleiche damit den Mißbrauch der fremd klingenden Reime bei Freiligrath, die Barbarei beständiger Janitscharenmusik, die aus einem Fabrikantenirrthume entspringt. Seine schönen Reime sind oftmals Krücken für lahme Gedanken. Freiligrath ist ein Uneingeweihter in das Geheimniß, er besitzt keine Naturlaute, der Ausdruck und der Gedanke entspringen bei ihm nicht zu gleicher Zeit. Er gebraucht Hammer und Meißel und verarbeitet die Sprache wie einen Stein, der Gedanke ist Material, und nicht immer Material aus den Steinbrüchen des eignen Gemüthes, z. B. Plagiat von Grabbe und Heine. Alles kann er machen, nur kein Lied. — Ein Lied ist das Kriterium der Ursprünglichkeit. Das eigentliche Gedicht (was wir gewöhnlich so nennen; halb episch, halb lyrisch) participirt mehr oder minder vom Liede, selbst in den breitesten Rhythmen — nicht so bei Freiligrath; sein Wohllaut ist meistens rhetorischer Art.

Es existirt eine gewisse Aehnlichkeit zwischen Freiligrath und Platen. Dieser hat ein feineres Ohr für die Wortmelodie, vermeidet weit mehr die Härten, klingt musikalischer, aber ihm fehlt die Cäsur, die Freiligrath besser hat, weil er gesunder fühlt — Cäsur ist der Herzschlag des dichtenden Geistes und läßt sich nicht nachahmen, wie Wohllaut.

Freiligrath ahmt Victor Hugo nach. Er ist Genremaler, er gibt Genrebilder des Meeres, nicht Historienbilder des lebendigen Oceans. Seine morgenländischen Genrebilder sind türkische Holländerei.

Sein Charakter ist die Sehnsucht nach dem Orient und ein Hineinträumen in südliche Zustände. Aber der Orient ist ihm nicht aufgegangen in seiner Poesie, wie bei andern Dichtern, denen jener fabelhafte, abenteuerliche Orient vorschwebt, den wir aus den Traditionen der Kreuzzüge und „Tausend und eine Nacht" uns zusammengeträumt, ein real unrichtiger, aber in der Idee richtiger, Poesie-Orient. — Nein, er ist exact wie Burkhard und Niebuhr, seine Gedichte sind ein Appendix zum Cotta'schen „Ausland", und die Verlagshandlung hat seine Kenntniß der Geographie und Völkerkunde sehr bedeutungsvoll gerühmt. Daher sein Werth für die große Masse, die nach realistischer Kost verlangt; seine Anerkennung ist ein bedenkliches Zeichen einreißender Prosa.

*

Die deutsche Sprache an sich ist reich, aber in der deutschen Conversation gebrauchen wir nur den zehnten Theil dieses Reichthums, factisch sind wir also spracharm.

Die französische Sprache an sich ist arm, aber die Franzosen wissen Alles, was sie enthält in der Conversation auszubeuten, und sie sind daher sprachreich in der That.

Nur in der Literatur zeigen die Deutschen ihren ganzen Sprachschatz, und die Franzosen, davon geblendet, denken, Wunders wie glänzend wir zu Hause — sie haben auch keinen Begriff davon, wie wenig Gedanken bei uns im Umlauf zu Hause. Bei den Franzosen just das Gegentheil: mehr Ideen in der Gesellschaft als in den Büchern, und die Geistreichsten schreiben gar nicht oder blos zufällig.

*

Voltaire huldigt man lese seine Dedication des „Mahomed") dem Papste ironisch und freiwillig.

Rousseau konnte nicht dazu gebracht werden, sich dem Könige präsentiren zu lassen — sein Instinct leitete ihn richtig; er war der Enthusiasmus, der sich nicht abfinden kann.

*

Die älteren französischen Schriftsteller hatten einen bestimmten Standpunkt: Licht und Schatten sind immer richtig, nach den Gesetzen des Standpunkts. Die neueren Schriftsteller springen von einem Standpunkt auf den anderen, und in ihren Gemälden ist eine widerwärtige Confusion von Licht und Schatten — hier eine Bemerkung, die der pantheistischen Weltansicht angehört, dort ein Gefühl, das aus dem Materialismus hervorgeht, Zweifel und Glaube sich kreuzend, — eine Harlekinsjacke.

*

In der französischen Literatur herrscht jetzt ein ausgebildeter Plagiatismus. Hier hat ein Geist die Hand in der Tasche des andern, und das gibt ihnen einen gewissen Zusammenhang. Bei diesem Talent des Gedankendiebstahls, wo Einer dem Andern den Gedanken stiehlt, ehe er noch ganz gedacht, wird der Geist Gemeingut. — In der république des lettres ist Gedankengütergemeinschaft.

*

Die neufranzösische Literatur gleicht den Restaurants des Palais-royal. — Wenn man in der Küche gelauscht, die Ingredienzen der Gerichte und ihre Zubereitung gesehen, würde man den Appetit verlieren — der schmutzige Koch zieht Handschuh an, wenn er auf blanker Schüssel sein Gemätsch aufträgt.

*

Voltaire hebt sich kühn empor, ein vornehmer Adler, der in die Sonne schaut — Rousseau ist ein edler Stern, der aus der Höhe niederblickt; er liebt die Menschen von oben herab.

Die franzöſiſchen Autoren der Gegenwart gleichen den Reſtaurants, wo man für zwei Francs zu Mittag ſpeiſt. Anfangs munden ihre Gerichte, ſpäter entdeckt man, daß ſie die Materialien aus zweiter und dritter Hand und ſchon alt oder verfault bezogen.

*

Die neufranzöſiſchen Romantiker ſind Dilettanten des Chriſtenthums, ſie ſchwärmen für die Kirche, ohne ihrem Symbol gehorſam anzuhängen. ſie ſind catholiques marrons.

*

Sollte es wahr ſein daß Frankreich zum Chriſtenthume zurückverlangt? Iſt Frankreich ſo krank? Es läßt ſich Märchen erzählen. — Will es ſich auf dem Sterbebett bekehren? Verlangt es die Sacramente? Gebrechlichkeit, dein Name iſt Menſch!

*

Chateaubriand will das Chriſtenthum gegen den brillanten Unglauben, dem alle Welt huldigt predigen. Er befindet ſich im umgekehrten Falle wie der neapolitaniſche Capuziner, der den Leuten zugerufen hat: „Ecco il vero policinello!“ Chateaubriand iſt ein Polichinell, der ſeine Parole den Leuten vorhält: „Ecco il vero cruce!“

*

Büffon ſagt, der Styl ſei der Menſch ſelbſt. Vilemain iſt eine lebende Widerlegung dieſes Axioms, ſein Styl iſt ſchön wohlgewachſen und reinlich.

Wenn man, wie Charles Nodier, in ſeiner Jugend mehrmals guillotinirt worden, iſt es ſehr natürlich daß man im Alter keinen Kopf mehr hat.

*

Blaze de Bury beobachtet die kleinen Schriftſteller durch ein Vergrößerungsglas, die großen durch ein Verkleinerungsglas.

*

Amaury iſt der Patron der Schriftſtellerinnen, er hilft den Dürftigen, er iſt ihr petit manteau blanc, ihr Beichtiger, ſeine Artikel ſind eine kleine Sacriſtei, wo ſie verſchleiert hinein ſchleichen, ſogar die Todten beichten ihm ihre Sünden, Eva geſteht ihm Dinge die ihr die Schlange geſagt und wovon wir nichts erfuhren weil ſie ſolche dem Adam verſchwieg.

Er iſt kein Kritiker für große, aber für kleine Schriftſteller. — Walfiſche haben keinen Platz unter ſeiner Lupe, wohl aber intereſſante Flöhe.

*

Michel Chevalier iſt Conſervateur und Progreſſiviſter zugleich — mit der einen Hand ſtützt er das alte Gebäude, damit es nicht den Leuten auf den Kopf ſtürze, mit der andern zeichnet er den Riß für das neue größere Geſellſchaftsgebäude der Zukunft.

*

Chateaubriand iſt ein Faſelhans, Royaliſt durch Princip, Republikaner durch Inclination, ein Ritter, der eine Lanze bricht für die Keuſchheit jeder Lilie, und ſtatt Mambrin's Helm eine rothe Mütze trägt mit einer weißen Cocarde.

Man könnte Thierry mit Merlin vergleichen: Er liegt wie lebendig begraben, der Leib exiſtirt nicht mehr, nur die Stimme iſt geblieben. — Der Hiſtoriker iſt immer ein Merlin, er iſt die Stimme einer begrabenen Zeit, man befragt ihn, und er gibt Antwort, der rückwärts ſchauende Prophet.

Kunſtwerke durch die Nachbildung des Erlebten und Geſehenen viel bedeutender als die Werke deutſcher Künſtler, die nur durch Seelentraum zu ihren Anſchauungen gelangten.

Nur in der Architektur, wo die Natur nicht nachgebildet werden kann, ſind die Franzoſen zurück.

Roſſini's „Othello" iſt ein Veſuv, der ſtrahlende Blumen ſpeit.

Der Schwan von Peſaro hat das Gänſegeſchnatter nicht mehr ertragen können.

Aufhören der Poeſie im Künſtler — der Kranz ſchwindet ihm vom Haupte.

Sein Paſticcio hat für mich von vornherein etwas Unheimliches, mahnend an den heiligen Hieronymus in der ſpaniſchen Galerie, der als Leiche die Pſalmen ſchreibt. Es fröſtelt Einen, wie beim Anfühlen einer Statue.

*

Bei Léon Gozlan tödtet nicht der Buchſtabe, ſondern der Geiſt.

*

Die franzöſiſche Kunſt iſt eine Nachbildung des Realen. Da aber die Franzoſen ſeit fünfzig Jahren ſo viel erleben und ſehen konnten, ſo ſind ihre

In der Muſik geben ſie den Ton ihrer Nationalität: Verſtand und Sentimentalität, Geiſt und Grazie; — im Drama: Paſſion. Der Eklekticismus in der Muſik wurde nach Meyerbeer eingeführt.

*

Meyerbeer iſt der muſikaliſche maître de plaisir der Ariſtokratie.

*

Meyerbeer iſt ganz Jude geworden. Wenn er wieder nach Berlin in ſeine früheren Verhältniſſe zurücktreten will, muß er ſich erſt taufen laſſen.

*

Alle Bilder Ary Scheffer's zeigen ein Herausſehnen aus dem Diesſeits, ohne an ein Jenſeits recht zu glauben — vaporöſe Skepſis.

Lessing sagt: „Hätte man Rafael die Hände abgeschnitten, so wär' er doch ein Maler gewesen." In derselben Weise können wir sagen: „Schnitte man Herrn ** den Kopf ab, er bliebe doch ein Maler, er würde weiter malen, ohne Kopf, und ohne daß man merkte, daß er keinen Kopf hätte."

*

Shakspeare hat die dramatische Form von den Zeitgenossen; Unterscheidung dieser Form von der französischen.

Den Stoff seiner Dramen hat er immer bis in's Detail entlehnt; sogar die rohen Umrisse, wie die ersten Ausmeißelungen des Bildhauers, behält er.

Ist die Theilung der Arbeit auch im geistigen Produciren vortheilhaft? Das Höchste wird nur dadurch erreicht.

Wie Homer nicht allein die Ilias gemacht, hat auch Shakspeare nicht allein seine Tragödien geliefert — er gab nur den Geist, der die Vorarbeiten beseelte.

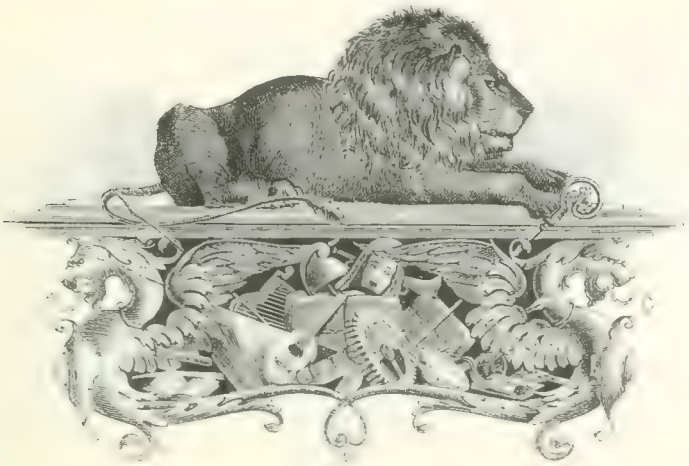
Bei Goethe sehen wir Aehnliches — seine Plagiate.

*

Junius ist der Ritter der Freiheit, der mit geschlossenem Visier gekämpft.

*

Dante ist der öffentliche Ankläger der Poesie.



IV. Staat und Gesellschaft.

Die Gesellschaft ist immer Republik — die Einzelnen streben immer empor, und die Gesammtheit drängt sie zurück.

*

Bei den Alten rühmen sich die Patrioten beständig, z. B. Cicero. Auch die Neueren machen es zur Zeit der höchsten Freiheit eben so, z. B. Robespierre, Camille Desmoulins ꝛc. Kommt bei uns diese Zeit, so werden wir uns gleichfalls rühmen. Die Ruhmlosen haben gewiß Recht, wenn sie die Bescheidenheit predigen. Es wird ihnen so leicht, diese Tugend auszuüben, sie kostet ihnen keine Ueberwindung, und durch ihre Allgemeinheit bemerkt man nicht ihre Thatenlosigkeit.

*

Man muß ganz Deutschland kennen, ein Stück ist gefährlich. Es ist die Geschichte vom Baume, dessen Blätter und Früchte wechselseitiges Gegengift sind.

*

Luther erschütterte Deutschland — aber Franz Drake beruhigte uns wieder: er gab uns die Kartoffel.

*

Das Oel, das auf die Köpfe der Könige gegossen wird, stillt es die Gedankenstürme?

Es gibt kein deutsches Volk: Adel, Bürgerstand, Bauern sind heterogener als bei den Franzosen vor der Revolution.

*

Der preußische Adel ist etwas Abstractes, er bezieht sich rein auf den Begriff der Geburt, nicht auf Eigenthum. Die meisten Junker haben kein Geld.

*

Die hannöverischen Junker sind Leute, die nur von Pferden sprechen.

*

Bediente, die keinen Herrn haben, sind darum doch keine freien Menschen — die Dienstbarkeit ist in ihrer Seele.

*

Der Deutsche gleicht dem Sclaven, der seinem Herrn gehorcht ohne Fessel, ohne Peitsche, durch das bloße Wort, ja durch einen Blick. Die Knechtschaft ist in ihm selbst, in seiner Seele; schlimmer als die materielle Sclaverei ist die spiritualisirte. Man muß die Deutschen von innen befreien, von außen hilft nichts.

Politische Wetterfahnen.

Der junge Schweinehirt will als Reicher seine Schweine zu Pferde hüten — Manche Bankiers haben sich auf's hohe Pferd gesetzt und treiben noch immer das alte schmutzige Handwerk.

Der Hund, dem man einen Maulkorb anlegt, bellt auf eine andere Art. — Das Denken auf Umweg äußert sich noch mißdutiger, durch Perüde des Ausdrucks.

Die Deutschen arbeiten jetzt an der Ausbildung ihrer Nationalität kommen aber damit zu spat. Wenn sie dieselbe jerng haben, wird das Nationalitätswesen in der Welt aufgehort haben und sie werden auch ihre Nationalität gleich wieder aufgeben müssen, ohne wie Franzosen oder Briten Nutzen davon gezogen zu haben.

Ich betrachtete den Dombau immer als ein Spielzeug; ich dachte: ein Riesenkind, wie das deutsche Volk, bedarf ebenfalls eines so kolossalen Spielzeugs wie der Kölner Dom ist — aber jetzt denk' ich anders. Ich glaube nicht mehr, daß das deutsche Volk ein Riesenkind; jedenfalls ist es kein Kind mehr, es ist ein großer Junge der viel natürliche Anlagen hat, aus dem aber doch nichts Ordentliches wird, wenn er nicht ernsthaft die Gegenwart benutzt und die Zukunft in's Auge faßt. Wir haben keine Zeit mehr zum Spielen, oder die Träume der Vergangenheit auszubauen.

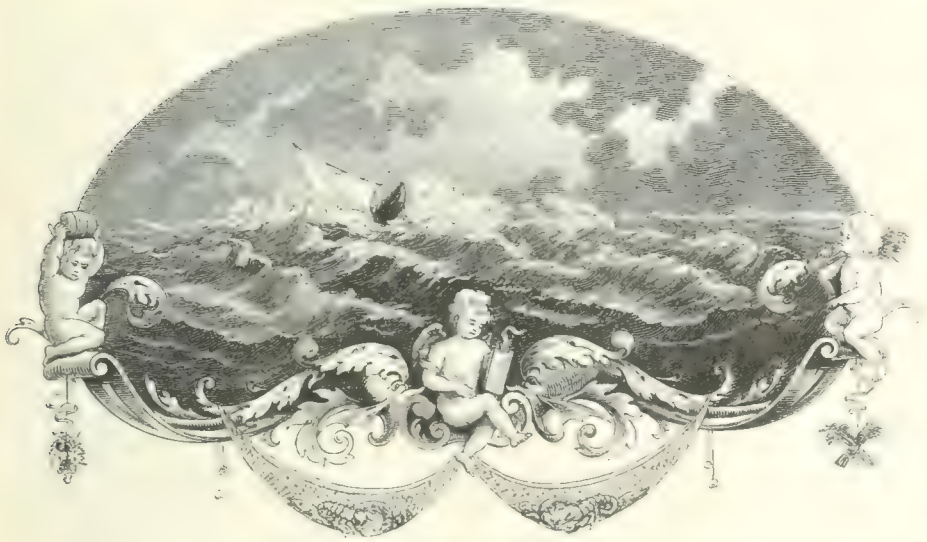
Sie beschwören Stürme und verlassen sich auf ihre Beweglichkeit — sie vergessen daß ihnen ihre Beweglichkeit nichts helfen wird, wenn mal der Sturmwind den Thurm stürzt, worauf sie stehen.

Demagogie die häufige Allianz der Völker.

Wenn ich von Pobel spreche nehme ich davon aus: erstens Alle die im Adreßbuch stehen und zweitens Alle, die nicht drin stehen.

Die neubürgerliche Gesellschaft will im Taumel der Vergnügungen hastig den letzten Becher leeren, wie die altadlige vor 1789 — auch sie hört schon im Corridor die marmornen Tritte der neuen Götter, welche ohne anzuklopfen in den Festsaal eintreten werden und die Tische umstürzen.

** liebt die Juden nicht. Als ich ihn darüber befragte, sagte er: „Sie sind schlecht ohne Grazie, flößen Abscheu ein gegen die Schlechtigkeit und schaden mir mehr als sie nutzen."



Der Volksstrom gleicht dem empörten Meere: die Wolken darüber geben ihm nur die Färbung, weiße Wellen Müller und Brauer dazwischen; Schriftsteller färben mit dem Wort die vorhandenen Empörungselemente.

*

Auch Rothschild könnte eine Walhalle bauen — ein Pantheon aller Fürsten, die bei ihm Anlehen gemacht.

*

Die Hauptarmee der Feinde Rothschild's besteht aus Allen, die nichts haben; sie denken Alle: was wir nicht haben, hat Rothschild. Hinzu fließt die Masse Derer, die ihr Vermögen verlieren; statt ihrer Dummheit diesen Verlust zuzuschreiben, glauben sie, die Pfiffigkeit Derer, die ihr Vermögen behalten, sei daran Schuld. So wie Einer kein Geld mehr hat, wird er Rothschild's Feind.

*

Der Communist, welcher mit Rothschild seine 300 Millionen theilen will; Dieser schickt ihm seinen Theil, 9 Sous — „Nun laß mich zu frieden!"

*

Die Communisten hegen einen achselzuckenden Widerwillen gegen Patriotismus, Ruhm und Krieg.

Nach den fetten Kühen kommen die magern, nach den mageren gar kein Fleisch.

*

Ich will prophezeien: Ihr werdet einmal im Winter eine Revolution erleben, die wird schrecklicher als alle früheren sein: Wenn das Blut im Schnee rinnt....

*

Eine Association der Ideen, in dem Sinne, wie Association in der Industrie, z. B. Verbündung philosophischer Gedanken mit staatswirthschaftlichen, würde überraschende neue Resultate ergeben.

*

Das alte Märchen der drei Brüder realisirt sich. Der eine läuft hundert Meilen in einigen Stunden, der andere sieht hundert Meilen weit der dritte schießt so weit, der vierte bläst Armeen fort — Eisenbahn, Fernrohr, Kanonen, Pulver oder Presse.

*

Place de la concorde.

Ich möchte wissen, wenn man auf diesen Ort säet, ob Korn wachsen wird?

Die Hinrichtungen in Masse auf dem Grèveplatze und dem Platze Ludwigs XV waren ein argumentum ad hominem: Jeder konnte hier sehen, daß das adelige Blut nicht schöner war als das Bürgerlicher. Der wahnsinnige Bürger, der jeder Execution beiwohnt wie einem praktischen Experimente zum Beweis der idealen Theorie.

Vision.

Der Platz Ludwigs XVI. — Eine Leiche, der Kopf dabei — der Arzt macht Versuche, ob er wieder zusammen zu heilen, schüttelt das Haupt: „Unmöglich!" und geht seufzend fort. — Freunde versuchen das todte Haupt fest zu binden, es fällt aber immer herunter.

Wenn ein König den Kopf verloren ist ihm nicht mehr zu helfen.

Der Wahnsinnige will nicht in den Tuilerien spazieren gehen; er sieht die Bäume zwar schön grün, aber die Wurzeln in der Erde blutroth.

Eine Nation kann nicht regenerirt werden, wenn ihre Regierung keine hohe moralische Kraft zeigt. Diese Kraft regenerirt. Daher war die fünfzehnjährige Regierung Napoleon's nothwendig — er heilte durch Feuer und Eisen die kranke Nation, seine Regierung war eine Curzeit. Er war der Moses der Franzosen: wie dieser sein Volk durch die Wüste herumzieht, um es durch diese Curzeit zu heilen, so trieb er die Franzosen durch Europa. — Dieser Regierung steht die Partei der Pourris gegenüber als Opposition, und zu ihr gehörte Frau von Stael. Ihre Coterie ist geistreich, witzig, liebenswürdig — aber faul: Talleyrand, der Doyen der Putrification, der Nestor der Lüge, le parjure des trois siècles, Chateaubriand — wir ehren, wir lieben ihn, aber er ist le grand inconséquent, ein unsterblicher Dupe, ein Dichter ein Pilger mit einer Flasche Jordanwasser, eine wandelnde Elegie, un esprit d'outre tombe, aber kein Mann. Ihre andern Freunde einige Edelleute des edlen Faubourg, ritterliche Schatten liebenswürdig aber krank leidend ohnmächtig. Benjamin Constant war der Beste, und der hat noch auf dem Todbette Geld genommen von Ludwig Philipp!

Le style c'est l'homme — c'est aussi la femme! Frau von Stael's Unwahrheit: ein ganzes Ratelier unwahrer Gedanken und Redeblumen, welche bösen Dünsten gleichen. — Sie rühmt Wellington, ce héros de cuir avec un coeur de bois et un cerveau de papier-maché!

Frau von Stael war eine Schweizerin. Die Schweizer haben Gefühle, so erhaben wie ihre Berge, aber ihre Ansichten der Gesellschaft sind so eng wie ihre Thäler.

Ihr Verhältniß zu Napoleon: sie wollte dem Cäsar geben, was des Cäsars war; als dieser aber dessen nicht wollte, frondirte sie ihn, gab sie Gott das Doppelte.

Sie hatte keinen Witz, sie beging den Unsinn Napoleon einen Robespierre zu Pferde zu nennen. Robespierre war nur ein activer Rousseau, wie Frau von Stael ein passiver Rousseau und man könnte sie selber viel eher einen Robespierre in Weibskleidern nennen.

Ueberall spricht sie Religion und Moral — nirgends aber sagt sie, was sie darunter versteht.

Sie spricht von unserer Ehrlichkeit und unserer Tugend und unserer Geistesbildung — sie hat unsere Zuchthäuser, unsere B..... und unsere Casernen nicht gesehen, sie sah nicht unsere Buchhändler, unsere Clauren, unsere Lieutenants.

Je näher die Leute bei Napoleon standen, desto mehr bewunderten sie ihn — bei sonstigen Helden ist das Umgekehrte der Fall.

Napoleon war nicht von dem Holz woraus man die Könige macht — er war von jenem Marmor, woraus man Götter macht.

Napoleon haßt die Boutiquiers und die Advocaten — er mitraillirt Jene und jagt Diese zum Tempel hinaus. Sie unterwerfen sich aber sie hassen ihn, sie glauben die Revolution für sich gemacht zu haben, und Napoleon benutzt sie für sich und für das Volk. Sie sehen die Restauration mit Vergnügen.

Der Kaiser war keusch wie Eisen.

Seine Feinde die Nebelgespenster, die des Nachts die Vendomesäule umtanzen und hinein beißen.

*

Sie schimpfen auf ihn, aber doch immer mit einem gewissen Respect — während sie mit der rechten Hand Koth auf ihn werfen, halten sie in der linken den Hut.

*

Die französischen Journale tragen sämmtlich eine ganz bestimmte Parteifarbe; sie weisen jeden Artikel zurück, der sich nicht mit den augenblicklichen Tagesinteressen, den sogenannten Actualitäten, beschäftigt. — In Deutschland ist just das Gegentheil der Fall, und wenn ich auch zuweilen darüber lächeln muß, daß die deutschen Blätter so viele Gegenstände, die mit den zeitlichen Landesfragen in keiner entferntesten Berührung stehen, so gründlich behandeln, z. B. die chinesischen oder ostindischen Culturbezüge: so muß ich dennoch mich freuen über diesen Kosmopolitismus der deutschen Presse, die sich selbst für die abenteuerlichsten Nöthen auf dieser Erde interessirt und alle menschenthümlichen Besprechungen so gastlich aufnimmt!

*

Was man nicht erlebt in unserer Wunderzeit! sogar die Bourbonen werden Eroberer!

Die Presse gleicht jenem fabelhaften Baume: genießt man die Frucht, so erkrankt man; genießt man die Blätter, so genest man von dieser Krankheit, und umgekehrt. So ist es mit der Lectüre der legitimistischen und der republikanischen Blätter in Frankreich.

*

Die Verfertiger des Code Napoléon hatten glücklicherweise in Revolutionszeiten gelebt, wo sie die Leidenschaften und höchsten Lebensfragen mitfühlen lernten.

*

Pozzo di Borgo und Stein — welche Helden! Der Eine ein Renegat, der für ein paar Rubel sein Vaterland, seine Freunde und sein eigenes Herz verkaufte, der Andere ein hochstrebender Junker der unter dem Mantel des Patriotismus den Wappenrock der Vergangenheit verbarg — Verrath und Haß.

*

Man weiß nicht, warum unsere Fürsten so alt werden — sie fürchten sich zu sterben, sie fürchten in der anderen Welt den Napoleon wieder zu finden.

*

Wie im Homer die Helden auf dem Schlachtfeld ihre Rüstungen, so tauschten die Völker dort ihre Haut: die Franzosen zogen unsere Bärenhaut, wir ihre Affenhaut an. Jene thun nun gravitätisch, wir klettern auf Bäume. Jene schelten uns Voltairianer — seid ruhig, wir haben nur euere Haut an, wir sind doch Bären im Herzen.

*

Das Volk von Paris hat die Welt befreit, und nicht mal ein Trinkgeld dafür angenommen.

*

Ja, wieder errang sich Paris den höchsten Ruhm. Aber die Götter, neidisch ob der Größe der Menschen, suchen sie herabzudrücken, demüthigen sie durch erbärmliche Ereignisse zum Beispiel.

*

Lafayette.

Die Welt wundert sich, daß einmal ein ehrlicher Mann gelebt — die Stelle bleibt vacant.

*

Guizot ist kein Engländer, sondern ein Schotte er ist Puritaner, aber für sich, weil's sein Naturell.

Da er aber die entgegengesetztesten Naturen begreift, ist er tolerant selbst gegen die Frivolität.

Die hervorragendste Eigenschaft ist sein Stolz: Wenn er in den Himmel zum lieben Gott kömmt, wird er diesem ein Compliment darüber machen, daß er ihn so gut erschaffen.

*

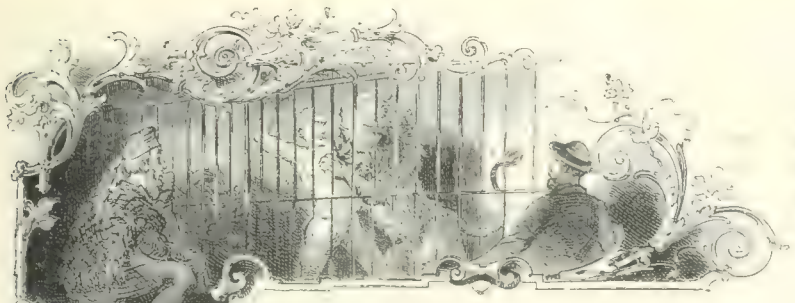
Durch die Eisenbahnen werden plötzliche Vermögenswechsel herbeigeführt. Dieses ist in Frankreich gefährlicher als in Deutschland. Deshalb geht die Regierung mit Scheu an die Eisenbahnen.

*

Für die Güte der Republik könnte man denselben Beweis anführen, den Boccaccio für die Religion anführt: sie besteht trotz ihrer Beamten.

*

Der Engländer, welcher van Amburgh nachstreift, allen seinen Vorstellungen beiwohnt, überzeugt, daß der Löwe ihn doch am Ende zerreißt, und dieses Schauspiel durchaus betrachten will, gleicht dem Historiker, der in Paris darauf wartet, bis das französische Volk endlich den Ludwig Philipp zerreißt, und der nun diesen Löwen inzwischen täglich beobachtet.



Wenn ein Prix Monthyon für Könige gestiftet würde, so wäre Ludwig Philipp der beste Candidat! Unter ihm herrschte Glück und Freiheit — er war der Roi d'Yvetot der Freiheit.

Nicht der Vortrefflichkeit ihrer Lehre wegen, sondern wegen der Vulgarität derselben, und weil die große Menge unfähig ist, eine höhere Doctrin zu fassen, glaube ich, daß die Republikaner, zunächst in Frankreich, allmälig die Oberhand gewinnen und für einige Zeit ihr Regiment befestigen werden. Ich sage: für einige Zeit, denn jene plebejischen Republiken, wie unsere Radicalen sie träumen, können sie nicht lange halten . . . Indem wir mit Gewißheit ihre kurze Dauer voraussehen, trösten wir uns ob der Fortschritte des Republikanismus. Er ist vielleicht eine nothwendige Uebergangsform, und wir wollen ihm gern den verdrießlich eingepuppten Raupenzustand verzeihen, in der Hoffnung, daß der Schmetterling, der einst daraus hervorbricht, desto farbenreicher beflügelt seine Schwingen entfalten und im süßen Sonnenlichte mit allen Lebensblumen spielen wird! — Wir sollten euch eigentlich wie griesgrämige Väter behandeln, deren zugeknöpft pedantisches Wesen zwar unbequem für weltlustige Söhne, aber dennoch nützlich ist für deren künftiges Etablissement. Aus Pietät, wenn nicht schon aus Politik, sollten wir daher nur mit einer gewissen Zurückhaltung über jene trüben Käuze unsere Glossen aussprechen. Wir wollen euch sogar ehren, wo nicht gar unterstützen, nur verlangt nicht zu viel und werdet keine Brutusse an uns, wenn etwa euere allzu einfache Suppen uns nicht munden und wenn wir manchmal zurück schmachten nach der Küche der Tarquinier!

Sonderbar! wir wiegen und trösten uns mit dieser Hypothese von einer kurzen Dauer des republikanischen Regimentes in derselben Weise, wie jene greisen Anhänger des alten Regimes, die aus Verzweiflung über die Gegenwart nur in dem Siege der Republikaner ihr Heil sehen, und um Heinrich V. auf den Thron zu bringen, mit Todesverachtung die Marseillaise anstimmen . .

Où allez-vous, monsieur l'abbé?
Vous allez vous casser le nez!

Der gemeine Haß der höchsten Republikbeamten gegen die Republik gleicht dem geheimen Hasse der vornehmen Römer, die als Bischöfe und Prälaten ihre alte Auctoritas fortsetzen mußten.

Die Franzosen sind sicherer im Umgang, eben weil sie positiv und traumlos — der träumende Deutsche schneidet dir eines Morgens ein finsteres Gesicht, weil ihm geträumt, du hättest ihn beleidigt, oder sein Großvater hätte von dem deinigen einen Fußtritt bekommen.

*

Die Franzosen sind allem Traumwesen so entgegengesetzt, daß man selbst von ihnen nie träumt, sondern nur von Deutschen.

Die Deutschen werden nicht besser im Ausland wie das exportirte Bier.

*

Unter den hier lebenden kleinen Propheten sind wenige Deutsche — die meisten kommen nach Frankreich, um zu zeigen, daß sie auch in der Fremde keine Propheten sind.

Das junge Mädchen sagte: „Der Herr muß sehr reich sein, denn er ist sehr häßlich.“ Das Publicum urtheilt in derselben Weise: „Der Mann muß sehr gelehrt sein, denn er ist sehr langweilig.“ Daher der Succeß vieler Deutschen in Paris.

*

Es scheint die Mission der Deutschen in Paris zu sein, mich vor Heimweh zu bewahren.

*

Wie im Schattenspiel ziehen die durchreisenden Deutschen mir hier vorbei, Keiner entwickelt sich.

*

Gefährliche Deutsche! Sie ziehen plötzlich ein Gedicht aus der Tasche oder beginnen ein Gespräch über Philosophie.

*

Deutsche und französische Frauen.

Die deutschen Oefen wärmen besser als die französischen Camine, aber daß man hier das Feuer lodern sieht, ist angenehmer; ein freudiger Anblick, aber Frost im Rücken. — Deutscher Ofen wie wärmst du treu und scheinlos!

Es war grausam von den Russen, den polnischen Juden das Schubbez zu nehmen — sie brauchten kein Hemd darunter zu tragen, es war so bequem zum Kratzen! — und die Bärte — die Hauptsache war: er selber ging so hinterher! — und die Prajes, die heiligen Schlaflocken, ihren einzigen Stolz!

*

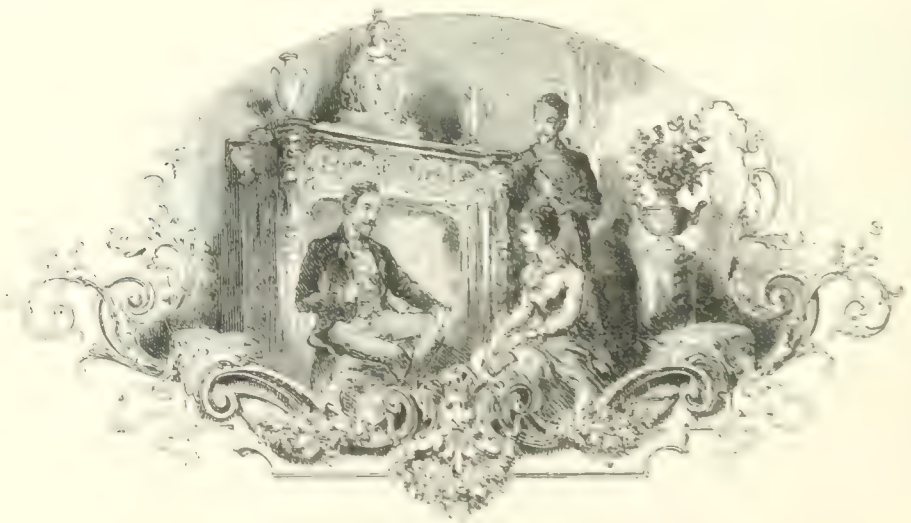
In Rußland zeigt sich die Tendenz, die Einheit der Autorität durch politische, nationale und sogar religiöse Gleichheit zu stärken. Die Autorität, geübt durch die höchste Intelligenz, verfährt terroristisch gegen sich selbst, jede Schwäche von sich ausscheidend; Peter III. stirbt, Paul stirbt, Constantin tritt ab, und eine Reihe der ausgezeichnetsten Herrscher tritt auf seit Peter I., z. B. Katharina II., Alexander, Nicolaus. Die Revolution trägt hier eine Krone und ist gegen sich selbst so unerbittlich, wie es das [illegible] nur jemals sein konnte.

*

Nicolaus ist, sozusagen, ein Erbdictator. Er zeigt die vollständige Gleichgültigkeit gegen das Herkömmliche, das Verjährte, das Geschichtliche.

*

Wir sollen uns jetzt auf Rußland stützen auf den Stab, womit man uns einst schlug.



Eine Allianz zwischen Frankreich und Rußland hätte, bei der Affinität beider Länder, nichts so gar Unnatürliches. In beiden Ländern herrscht der Geist der Revolution: hier in der Masse, dort concentrirt in einer Person; hier in republikanischen, dort in absolutistischen Formen: hier die Freiheit, dort die Civilisation im Auge haltend: hier idealen Principien, dort der praktischen Nothwendigkeit huldigend, an beiden Orten aber revolutionär agirend gegen die Vergangenheit, die sie verachten, ja hassen. Die Schere, welche die Bärte der Juden in Polen abschneidet, ist dieselbe, womit in der Conciergerie dem Ludwig Capet die Haare abgeschnitten wurden, es ist die Schere der Revolution, ihre Censurschere, womit sie nicht einzelne Phrasen oder Artikel, sondern den ganzen Menschen, ganze Zünfte, ja ganze Völker aus dem Buche des Lebens schneidet. Nicolas war gegen Frankreich, weil dieses seiner Regierungsform, dem Absolutismus, propagandistisch gefährlich war, nicht seinen Regierungsprincipien: ihm mißfiel an Ludwig Philipp das beschränkt Bürgerkönigliche, das ihm eine Parodie der wahren Königsherrlichkeit dünkte, aber dieser Unmuth weicht in Kriegsfällen vor der Nothwendigkeit, die ihm das höchste Gesetz — die Zaren unterwerfen sich demselben immer, und müssen sie dabei auch ihre persönlichen Sympathien opfern. Das ist ihre Force, sie sind deshalb immer so stark, und ist Einer schwach, so stirbt er bald an der Familienkrankheit und macht einem Stärkeren Platz.

Richtig beobachtete Custine ihre Gleichgiltigkeit gegen die Vergangenheit, gegen das Alterthümliche. Er bemerkte auch richtig den Zug der Raillerie bei den Vornehmen; diese muß auch im Zar ihre Spitze finden: von seiner Höhe sieht er den Contrast der kleinen Verhältnisse mit den großen Phrasen, und im Bewußtsein seiner kolossalen Macht muß er jede Phraseologie bis zur Persiflage verachten. Der Marquis verstand das nicht. Wie kläglich müssen ihm die chevaleresken Polen erscheinen, diese Leichen des Mittelalters mit modernen Phrasen im Munde, die sie nicht verstehen; er will sie zu Russen machen, zu etwas Lebendigem: auch die Mumien, die Juden, will er beleben; und was sind die gemeinen Russen, als zweibeinige Geschöpfe, die er zu Menschen heran knutet? Sein Wille ist edel, wie schrecklich immer seine Mittel sind.

V. Frauen, Liebe und Ehe.

Wo das Weib aufhört, fängt der schlechte Mann an.

Wenn ich Weltgeschichte lese und irgend eine That oder Erscheinung mich frappirt, so möchte ich manchmal das Weib sehen, das als geheime Triebfeder dahinter steckt als Agens mittel- oder unmittelbar. — Die Weiber regieren, obgleich der „Moniteur" nur Männernamen verzeichnet — sie machen Geschichte, obgleich der Historiker nur Männernamen kennt. — Herodot's Anfang ist ingeniös.

Bei der Erklärung der Liebe muß ein physikalisches Phänomen oder ein historisches Factum angenommen werden. Ist es Sympathie wie der dumme Magnet das rohe Eisen anzieht? Oder ist eine Vorgeschichte vorhanden, deren dunkles Bewußtsein uns blieb und in unerklärlicher Anziehung und Abstoßung sich ausspricht?

In der Jugend ist die Liebe stürmischer aber nicht so stark, so allmächtig wie später. Auch ist sie in der Jugend nicht so dauernd denn der Leib liebt mit, lechzt nach leiblichen Offenbarungen in der Liebe, und leiht der Seele allen Ungestüm seines Blutes, die Ueberfülle seiner Sehnenkraft. Später, wo diese aufhört wo das Blut langsamer in den Adern sintert, wo der Leib nicht mehr verliebt ist, liebt die Seele ganz allein, die unsterbliche Seele, und da ihr die Ewigkeit zu Gebote steht, da sie nicht so gebrechlich ist wie der Leib nimmt sie sich Zeit und liebt nicht mehr so stürmisch aber dauernder noch abgrundtiefer noch übermenschlicher.

Daß der Gatte Xanthippe's ein so großer Philosoph geworden, ist merkwürdig. Während allem Gezänk noch denken! Aber schreiben konnte er nicht das war unmöglich. Sokrates hat kein einziges Buch hinterlassen.

Wie viel höher steht die Frau bei Moses als bei den anderen Orientalen, oder als noch bis auf den heutigen Tag bei den Mahomedanern! Diese sagen bestimmt, daß die Frau nicht einmal in's Paradies kommt; Mahomed hat sie davon ausgeschlossen. Glaubte er etwa, daß das Paradies kein Paradies mehr sei, wenn Jeder seine Frau dort wiederfände?

Jeder, wer heiratet, ist wie der Doge, der sich mit dem adriatischen Meere vermählt – er weiß nicht, was drin, was er heiratet: Schätze, Perlen, Ungethüme, unbekannte Stürme.

Die Musik beim Hochzeitsgeleite erinnert mich immer an die Musik bei in die Schlacht ziehenden Soldaten.

Die deutschen Frauen sind gefährlich wegen ihrer Tagebücher, die der Mann finden kann.

Die deutsche Ehe ist keine wahre Ehe. Der Ehemann hat keine Ehefrau, sondern eine Magd, und lebt sein isolirtes Hagestolzleben im Geiste fort, selbst im Kreis der Familie. Ich will darum nicht sagen, daß er der Herr sei, im Gegentheil ist er zuweilen nur der Bediente seiner Magd, und den Servilismus verleugnet er auch im Hause nicht.

VI.

Weise erdenken die neuen Gedanken, und Narren verbreiten sie.

*

Neben dem Denker ein prosaischer Mensch der ruhig sein Geschäft treibt — neben jeder Krippe, worin ein Heiland, eine welterlösende Idee, den Tag erblickt, steht auch ein Ochsleim, das ruhig frißt.

*

Kadmus bringt die phönicische Buchstabenschrift, die Schriftkunst, nach Griechenland — diese sind die Drachenzähne, die er gesäet; die avocirten geharnischten Männer zerstören sich wechselseitig.

*

Es gibt hohe Geister, die über alle materielle Herrlichkeit erhaben sind und den Thron nur für einen Stuhl ansehen, der bedeckt mit rothem Sammet. — Es gibt niedere Geister, denen alles Ideale unbedeutend dünkt und denen der Pranger nur ein Halsband von Eisen ist. Sie haben keine Scheu vor der eisernen Cravate wenn sie nur dadurch ein Publicum um sich versammeln können; diesem imponiren sie durch Frechheit, welche durch die Routine der Schande erlangt worden.

*

Die Zeit übt einen mildernden Einfluß auf unsere Gesinnung durch beständige Beschäftigung mit dem Gegensatz. Der Gardemunicipal, welcher den Kankan überwacht, findet denselben am Ende gar nicht mehr so unanständig und möchte wohl gar mittanzen. Der Protestant sieht nach langer Polemik mit dem Katholicismus ihn nicht mehr für so greuelhaft an und hörte vielleicht nicht ungern eine Messe.

*

Wir begreifen die Ruinen nicht eher, als bis wir selbst Ruinen sind.

*

De mortuis nil nisi bene — man soll von den Lebenden nur Böses reden.

Courtoisie.

Wenn man einen Fürsten prügelt, muß man zugleich aus Leibeskräften: „Es lebe der Fürst“ rufen.

*

Es gibt Leute, welche den Vogel ganz genau zu kennen glauben, weil sie das Ei gesehen, woraus er hervorgekrochen.

Der Giftbereiter muß gläserne Handschuhe anziehen.

*

Ein Talent können wir nach einer einzigen Manifestation anerkennen — für die Anerkennung eines Charakters bedürfen wir aber eines langen Zeitraumes und beständiger Oeffentlichkeit. „Vor seinem Tode,“ sagt Solon, „ist Niemand glücklich zu schätzen“ — und wir dürfen auch sagen: Vor seinem Tode ist Niemand als Charakter zu preisen. Herr ** ist noch jung und es bleibt ihm Zeit genug zu künftigen Schuftereien — wartet nur einige Jährchen, er tauft sich in der ** kirche, er wird der Advocat für Schelmenstreiche — vielleicht aber hat er schon die Muße dazu angewendet, und wir kennen nur seine Thaten nicht, wegen seiner obscuren Weltstellung.

Wie die Theater mehrmals abbrennen müssen, ehe sie als ganz prachtvoll gebaut hervorsteigen, wie ein Phönix aus der Asche, so gewisse Bankiers. Jetzt glänzt das Haus **, nachdem es drei bis vier Mal fallirt, am glänzendsten. Nach jedem Brande erhob es sich prunkvoller — die Gläubiger waren nicht verassecurirt.

*

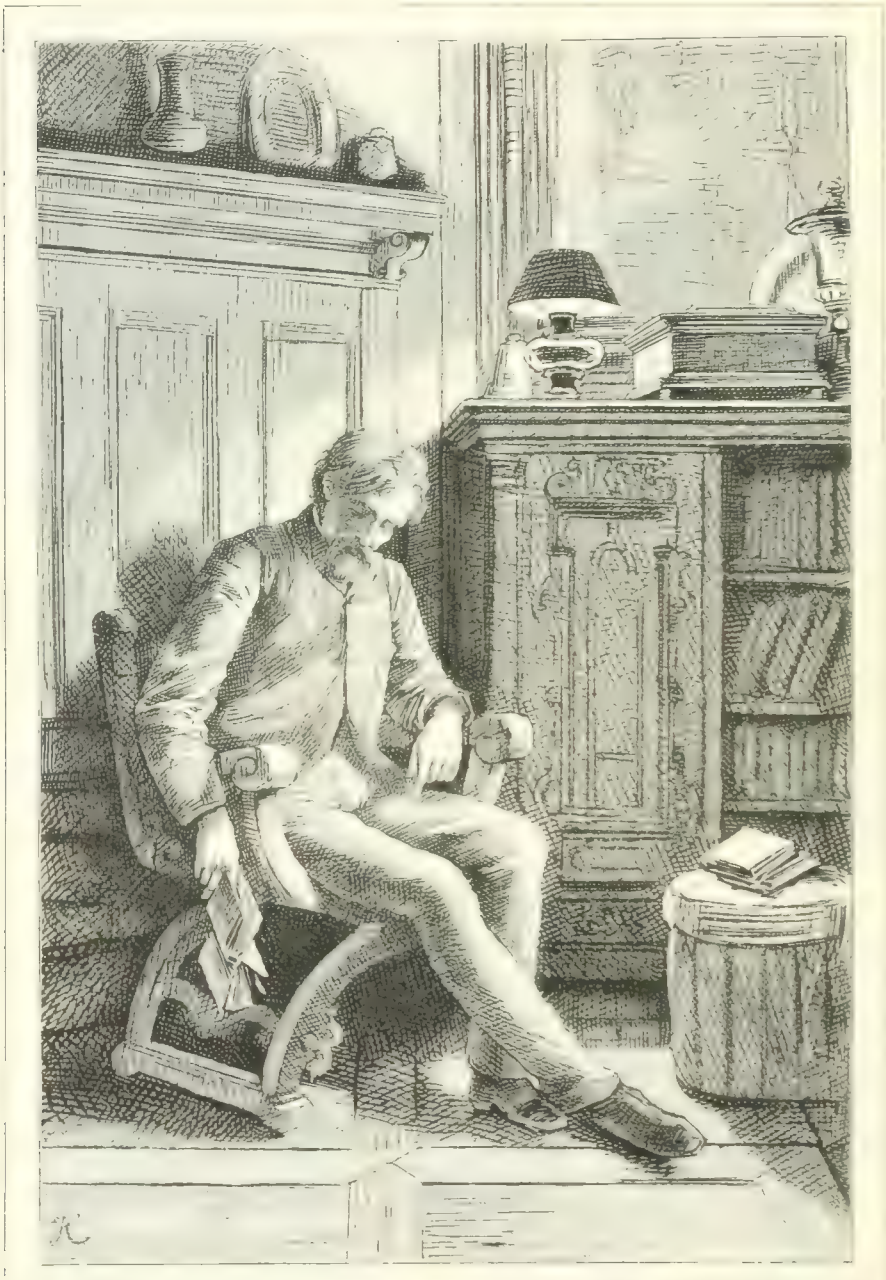
„Gebe Gotte, was Gottes, dem Cäsar, was des Cäsars ist!“ — Aber das gilt nur vom Geben, nicht vom Nehmen.

*

Wie vernünftige Menschen oft sehr dumm sind so sind die Dummen manchmal sehr gescheit.

*

Wie kommt es, daß der Reichthum seinem Besitzer eher Unglück bringt als Glück, wo nicht gar das furchtbarste Verderben? Die uralten Mythen vom goldenen Vlies und vom Nibelungshort sind sehr bedeutungsvoll. Das Gold ist ein Talisman, worin Dämonen hausen, die alle unsere Wünsche erfüllen, aber uns dennoch gram sind ob des knechtischen Gehorsams, womit sie uns dienen müssen, und diesen Zwang tränken sie uns ein durch geheime Tücke, indem sie eben die Erfüllung unserer Wünsche zu unserem Unheil verkehren und uns daraus alle möglichen Nöthen bereiten.



Ich las das langweilige Buch schlief drüber ein, im Schlafe träumte ich weiter zu lesen erwachte vor Langeweile, und Das dreimal.

Fräulein ** bemerkt daß der Anfang der Bücher immer so langweilig, erst in der Mitte amüsire man sich, man solate Jemand dann

haben, der für uns die Bücher zu lesen anfängt, wie man Stickerinnen dafür bezahlt, daß sie die Teppiche anfangen zu brodiren.

Die schöne junge * * heiratet den alten A. Der Hunger trieb sie dazu — sie hatte zu wählen zwischen ihm und dem Tod, der noch magerer und noch grauenhafter. A., sei stolz darauf, daß sie deinem Skelet den Vorzug gab.

Wenn das Laster so großartig wird es minder empörend. Die Engländerin, die sonst eine Scheu vor nackten Statuen hatte, war beim Anblick eines ungeheueren Herkules minder dokirt: „Bei solchen Dimensionen scheint mir die Sache nicht mehr so unanständig."

In Hamburg hat man die Steuern erhöht wegen der Entfestigung und der Promenaden, die sehr schön sind, wie sich denn Hamburg überhaupt gern ein schönes Aeußere geben will, und Promenaden anlegt, damit Der, welcher im Innern der Stadt nichts mehr zu essen hat, während der Mittagsstunden eine Promenade um die Stadt machen kann; — auch Bänke zum Lesen, z. B. eines Kochbuchs, und elegische Trauerweiden.

*

Gefährlicher Gedanke.

Ich hatte ihn out-side of a stage-coach.

Da und da hatte ich einen großen Gedanken, hab' ihn aber vergessen. Was mag es wohl sein? Ich plage mich mit Errathen.

Der Diamant könnte sich Etwas drauf einbilden, wenn ihn ein Dichter mit einem Menschenherzen vergliche.

Nach der Erzählung einer edlen That, der Ausruf: Größer als alle Pyramiden, als der Himalaya, als alle Wälder und Meere, ist das menschliche Herz — es ist herrlicher als die Sonne und der Mond und alle Sterne, strahlender und blühender — es ist unendlich in seiner Liebe, unendlich wie Gottheit, es ist die Gottheit selbst.

Philologie in Handelsstädten.

Handwerker oder Philologe soll man werden — man wird zu allen Zeiten Hosen brauchen und es wird immer Schulknaben geben welche Declinationen und Conjugationen gebrauchen.

Die Britinnen tanzen, als wenn sie auf Eseln ritten.

Die Affen sehen auf die Menschen herab, wie auf eine Entartung ihrer Race, so wie die Holländer das Deutsche für verdorbenes Holländisch erklären.

E. ist mehr ein Freund der Gedanken als der Menschen. Er hat Etwas von Abelard — hat er seine Heloise gefunden?

* * gehört zu jenen Engeln, die Jakob im Traume gesehen und die eine Leiter nöthig hatten, um vom Himmel auf die Erde herab zu steigen — ihre Flügel sind nicht stark genug.

*

Ehe * * Mystiker wurde, war er ein schlichter verständiger Mensch.

Der Autor hält sich ängstlich in dem Kreis des Kirchenglaubens, er kennt die Schrecknisse, die außerhalb desselben die begabtesten Geister überwältigt. Er gleicht dem Zauberer, der nicht den Kreis zu überschreiten wagt, wo er sich selbstwillig gebannt und sicher ist.

Man nennt * * einen zweiten Duprez — man wird bald Herrn Duprez einen zweiten * * nennen, so schlecht singt er schon.

Ob sie tugendhaft war, weiß ich nicht: aber sie war immer häßlich und Häßlichkeit bei ersterm Weibe ist schon der halbe Weg zur Tugend.

*

Im Dorfe war ein Ochs, der so alt war daß er endlich kindisch ward und als man ihn schlachtete, schmeckte sein Fleisch wie bejahrtes Kalbfleisch.

*

Sonne und Mond sind die Fußschemel der Götter ihnen die alternden Füße zu wärmen. Der Himmel ist seine grauwollene Jacke, mit Sternen gestickt.

Mr. Colombe entdecken Sie uns noch eine neue Welt!

Mlle. Thais stecken Sie noch ein Persepolis in Brand!

Mr. . . . lassen Sie sich nochmals steinigen!

*

Wie Mahomed nur ein Kameeltreiber war ehe ihn der Engel zum Propheten erleuchtete so war * * zwar nicht ein Kameeltreiber, aber ein Kameel selbst, ehe ihm das neue Licht gekommen.

Die alte Harfe liegt im hohen Gras. Der Harfner ist gestorben. Die talentvollen Affen kommen herab von den Bäumen und klimpern drauf — die Eule sitzt mürrisch recensirend — die Nachtigall singt der Rose ihr Lied: sobald es ganz dunkel wird, überwältigt sie die Liebe und sie stürzt auf den Rosenstrauch und zerrissen von den Dornen verblutet sie — der Mond geht auf — der Nachtwind säuselt in den Saiten der Harfe — die Affen glauben es sei der todte Harfner und entfliehen.

Traum Metternich's: Er sieht sich im Sarg mit einer rothen Jacobinermütze.

Traum Rothschild's: Er träumt, er habe 100.000 Francs den Armen gegeben und wird krank davon.

Eindruck bei der Rückkehr in Deutschland.

Zuerst das weiße Haar — weiß gibt immer die Idee des Märchenhaften, Gespenstischen, des Visionären: weiße Schatten, Puder Todtenlaken.

Die Corpulenz — dicke Gespenster, weit unheimlicher als dünne.

Kirchhof wo geleckte Gräber.

Bei dem ersten „Werda!" ruf ich: Alle guten Geister loben Gott.

In den Flaschen sehe ich Grenel die ihr Inhalt erzeugen wird — ich glaube im Naturaliencabinet Flaschen mit Mißgeburten Schlangen und Embryos zu sehen.

Der Engländer, der mit seiner Miß immer an den Badestrand geht, damit der Anblick der Nacktheit sie gegen Sinnlichkeit abstumpfe.

Die Parabel vom Schauspieler. Der Hund, der Esel: „Du sollst bellen, du sollst Stroh fressen!" — Der arme * *, er bellt schon!

*

Bild.

Haushalt Joseph's und Maria's. Ersterer sitzt an der Wiege des Kindes und schaukelt es, singt auch Stapopeia — Prosa. Maria sitzt am Fenster zwischen Blumen und streichelt ihre Taube.

Zur „Himmelfahrt."

Der Director zeigt mir sein Curiositätencabinet, z. B. der erste Zahn von Ahasverus.

Die kleinen Engel, welche rauchen.

Ein blinder Charlatan auf dem Markte verkauft Augenwasser, das gegen Blindheit schützt. Er hat selbst nicht dran geglaubt und ist blind geworden. Tragische Schilderung der Blindheit.

*

Die wahnsinnige Jüdin die das Jahrzeitlämpchen des Kindes wiegt.

*

Calmonius.

Seine Sucht nach Ordensbändern, dieser nagende Bandwurm seiner Seele. Sein Leib laborirt an einem minder lächerlichen Bandwurme.

Wenn ** wiederkommt, die Grisetten werden ihn zerreißen, wie die thrakischen Weiber seinen Collegen den Orpheus.

*

Fanny Elsler, die Tänzerin beider Welten.

*

Tragödienkritik, wo angenommen wird der Held wolle ganz etwas Anderes, als er sagt. Durchführung des Verschweigens.

*

Die Hoffnung ist eine schöne Jungfrau mit kindlichem Gesicht, aber welkem Busen, woran...

*

Ich finde in einem einsamen Gärtchen eine Rose die allerlei Erinnerungen weckt — ihr Mund etwa, ihr ganzes graciöses Wesen, ihr Leichtsinn, ihre Innigkeit.

Ihr Lächeln, wie ein strahlendes Netz, sie warf es aus und meine Seele verfing sich darin, und zappelt in den holden Maschen, wie ein Fisch seit Jahren.

Ein gefühlvoll, helles Auge, ruhige sinnreiche Lippen — eine schöne, lächelnde Blume eine — tiefsinnige Stimme.

Ein süßlich, zerquetschtes, eingemachtes Gesicht mit ängstlich kleinlichen Augen.

Ein lächelnder Gang.

*

Er sprudelte von Dummheit.

Ein Gesicht wie ein Fötus in Weingeist.

Eine Dame, welche schon anfing, nicht mehr jung zu sein.

Sie blinzelte mit den Augen wie eine Schildwache, der die Sonne in's Gesicht scheint.

*

Sie schrieb anonyme Briefe, unterschrieben: „Eine schöne Seele."

Er lobt sich so stark daß die Rauchopferchen im Preise steigen.

Er hat es in der Ignoranz am weitesten gebracht.

*

Was ** betrifft, so sagt man daß er von mehreren Juden abstamme.

Ein fetter Mastbritte.

Schön gekämmte, frisirte Gedanken.

Es steigt herab die große Nacht mit ihren kühnen Sternen.

Ich sah einen Wolf, der leckte an einem gelben Stern, bis seine Zunge blutete.

Den Mond, dessen Glanz bleich und fahl war umgab eine Masse gelblicher Wolken, ähnlich dem bleifarbenen Ringe, welcher Augen, die viel von Thränen benetzt werden, zu umsäumen pflegt.

Die Felsen, minder hart als Menschenherzen, die ich vergebens anflehte, öffnen sich und der schmerzlindernde Quell rieselt hervor.

Heinrich Heine
über
Ludwig Börne
(1840.)

Erstes Buch.

Es war im Jahr 1815 nach Christi Geburt, daß mir der Name Börne zuerst an's Ohr klang. Ich befand mich mit meinem seligen Vater auf der Frankfurter Messe, wohin er mich mitgenommen, damit ich mich in der Welt einmal umsehe: das sei bildend. Da bot sich mir ein großes Schauspiel. In den sogenannten Hütten, oberhalb der Zeil, sah ich die Wachsfiguren, wilde Thiere, außerordentliche Kunst- und Naturwerke. Auch zeigte mir mein Vater die großen, sowohl christlichen als jüdischen Magazine, worin man die Waaren zehn Percent unter dem Fabrikspreis einkauft und man doch immer betrogen wird. Auch das Rathhaus, den Römer, ließ er mich sehen, wo die deutschen Kaiserbilder gekauft wurden, zehn Percent unter dem Fabrikspreis. Der Artikel ist am Ende ganz ausgegangen. Einst führte mich mein Vater in's Lesecabinet einer der △ oder □ Logen, wo er oft soupirte, Kaffee trank, Karten spielte und sonstige Freimaurerarbeiten verrichtete. Während ich im Zeitunglesen vertieft lag, flüstert mir ein junger Mensch, der neben mir saß, leise in's Ohr:

„Das ist der Doctor Börne, welcher gegen die Komödianten schreibt!"

Als ich aufblickte, sah ich einen Mann, der nach einem Journale suchend, mehrmals im Zimmer sich hin- und herbewegte und bald wieder zur Thüre hinausging. So kurz auch sein Verweilen, so blieb mir doch das ganze Wesen des Mannes im Gedächtnisse, und noch heute könnte ich ihn mit diplomatischer Treue abconterfeien. Er trug einen schwarzen Leibrock, der noch ganz neu glänzte und blendend weiße Wäsche; aber er trug dergleichen nicht wie ein Stutzer, sondern mit einer wohlhabenden Nachlässigkeit, wo nicht gar mit einer verdrießlichen Indifferenz, die hinlänglich bekundete, daß er sich mit dem Knoten der weißen Cravate nicht lange vor dem Spiegel beschäftigt, und daß er den Rock gleich angezogen, sobald ihn der Schneider gebracht, ohne lange zu prüfen, ob er zu eng oder zu weit.

Er schien weder groß noch klein von Gestalt, weder mager noch dick, sein Gesicht war weder roth noch blaß, sondern von einer angerötheten Bläße oder verblaßten Röthe, und was sich darin zunächst aussprach, war eine gewisse ablehnende Vornehmheit, ein gewisses Dedain, wie man es bei Menschen findet, die sich besser als ihre Stellung fühlen, aber an der Leute Anerkenntniß zweifeln. Es war nicht jene gebeime Majestät, die man auf dem Antlitz eines Königs oder eines Genies, die sich incognito unter der Menge verborgen halten, entdecken kann; es war vielmehr jener revolutionäre, mehr oder minder titanenhafte Mißmuth, den man auf den Gesichtern der Prätendenten jeder Art bemerkt. Sein Auftreten, seine Bewegungen, sein Gang hatten etwas Sicheres, Bestimmtes, Charaktervolles. Sind außerordentliche Menschen heimlich umflossen von dem Ausstrahlen ihres Geistes? Ahnet unser Gemüth dergleichen Glorie, die wir mit den Augen des Leibes nicht sehen können? Das moralische Gewitter in einem solchen außerordentlichen Menschen wirkt vielleicht elektrisch auf junge, noch nicht abgestumpfte Gemüther, die ihm nahen, wie das materielle

Gewitter auf Katzen wirkt. Ein Funken aus dem Auge des Mannes berührte mich ich weiß nicht wie aber ich vergaß nicht diese Berührung und vergaß nie den Doctor Börne welcher gegen die Komödianten schrieb.

Ja er war damals Theaterkritiker und übte sich an den Helden der Bretterwelt. Wie mein Universitätsfreund Dieffenbach als wir in Bonn studirten, überall, wo er einen Hund oder eine Katze erwischte ihnen gleich die Schwänze abschnitt aus purer Schneidelust was wir ihm damals als die armen Bestien gar entsetzlich heulten so sehr verargten, später ihm aber gerne verziehen, da ihn diese Schneidelust zu dem großen Operateur Deutschlands machte so hat sich auch Börne zuerst an Komödianten versucht und manchen jugendlichen Uebermuth den er damals wegen an den Beinen Weidnern Ursprungen und dergleichen unschuldigen Thieren, die seitdem ohne Schwänze herumlaufen muß man ihm zu Gute halten für die besseren Dienste, die er später als großer politischer Operateur mit seiner gewetzten Kritik zu leisten verstand.

Es war Varnhagen von Ense, welcher etwa zehn Jahre nach dem erwähnten Begegnisse den Namen Börne wieder in meiner Erinnerung heraufrief und mir Aufsätze dieses Mannes namentlich in der „Wage" und in den „Zeitschwingen", zu lesen gab. Der Ton womit er mir diese Lectüre empfahl, war bedeutsam dringend, und das Lächeln, welches um die Lippen der anwesenden Rahel schwebte jenes wohlbekannte rathselhaft wehmüthige vernunftvoll mystische Lächeln gab der Empfehlung ein noch größeres Gewicht. Rahel schien nicht blos auf literarischem Wege über Börne unterrichtet zu sein und wie ich mich erinnere, versicherte sie bei dieser Gelegenheit, es existirten Briefe, die Börne einst an eine geliebte Person gerichtet habe und worin sein leidenschaftlicher hoher Geist sich noch glänzender als in seinen gedruckten Aufsätzen ausspräche. Auch über seinen Styl äußerte sich Rahel, und zwar mit Worten die Jeder der mit ihrer Sprache nicht vertraut ist sehr mißverstehen mochte: sie sagte: „Börne kann nicht schreiben, eben so wenig wie ich oder Jean Paul." Unter Schreiben verstand sie nämlich die ruhige Anordnung, sozusagen die Redaction der Gedanken, die logische Zusammensetzung der Redetheile kurz jene Kunst des Periodenbaues, den sie sowohl bei Goethe wie bei ihrem Gemahl so enthusiastisch bewunderte und worüber wir damals fast täglich die fruchtbarsten Debatten führten. Die heutige Prosa was ich hier beiläufig bemerken will, ist nicht ohne viel Versuch, Berathung Widerspruch und Mühe geschaffen worden. Rahel liebte vielleicht Börne umsomehr, da sie ebenfalls zu jenen Autoren gehörte, die, wenn sie gut schreiben sollen, sich immer in einer leidenschaftlichen Anregung, in einem gewissen Geisteszustand befinden müssen — Bacchantin des Gedankens, die dem Gotte mit heiliger Trunkenheit nachtaumeln. Aber bei ihrer Vorliebe für wahlverwandte Naturen hegte sie dennoch die größte Bewunderung für jene besonnenen Bildner des

Wortes, die all ihr Denken Fühlen und Anschauen abgelöst von der gebärenden Seele, wie einen gegebenen Stoff zu handhaben und gleichsam plastisch darzustellen wissen. Ungleich jener großen Frau hegte Börne den engsten Widerwillen gegen dergleichen Darstellungsart: in seiner subjectiven Befangenheit begriff er nicht die objective Freiheit, die Goethe'sche Weise, und die künstlerische Form hielt er für Gemüthlosigkeit: er glich dem Kinde welches ohne den glühenden Sinn einer griechischen Statue zu ahnen nur die marmornen Formen betastet und über Kälte klagt.

Indem ich hier antecipirend von dem Widerwillen rede, welchen die Goethe'sche Darstellungsart in Börne anregte lasse ich zugleich errathen, daß die Schreibart des Letztern schon damals kein unbedingtes Wohlgefallen bei mir hervorrief. Es ist nicht meines Amtes, die Mängel dieser Schreibweise aufzudecken, auch würde jede Andeutung über das, was mir an diesem Style am meisten mißfiel, nur von den Wenigsten verstanden werden. Nur so viel will ich bemerken daß, um vollendete Prosa zu schreiben, unter Anderm auch eine große Meisterschaft in metrischen Formen erforderlich ist. Ohne eine solche Meisterschaft fehlt dem Prosaiker ein gewisser Takt, es entschlüpfen ihm Wortfügungen, Ausdrücke, Cäsuren und Wendungen, die nur in gebundener Rede statthaft sind, und es entsteht ein geheimer Mißlaut, der nur wenige, aber sehr feine Ohren verletzt.

Wie sehr ich aber auch geneigt war, an der Außenschale, an dem Style Börne's zu mäkeln und namentlich, wo er nicht beschreibt, sondern räsonnirt, die kurzen Sätze seiner Prosa als eine kindische Unbeholfenheit zu betrachten, so ließ ich doch dem Inhalt, dem Kern seiner Schriften, die reichlichste Gerechtigkeit widerfahren, ich verehrte die Originalität, die Wahrheitsliebe, überhaupt den edlen Charakter, der sich durchgängig darin aussprach, und seitdem verlor ich den Verfasser nicht mehr aus dem Gedächtniß. Man hatte mir gesagt, daß er noch immer zu Frankfurt lebe und als ich mehrere Jahre später, anno 1827, durch diese Stadt reisen mußte, um mich nach München zu begeben, hatte ich mir bestimmt vorgenommen, dem Doctor Börne in seiner Behausung meinen Besuch abzustatten. Dieses gelang mir, aber nicht ohne vieles Umherfragen und Fehlsuchen; überall wo ich mich nach ihm erkundigte, sah man mich ganz befremdlich an, und man schien in seinem Wohnorte ihn entweder wenig zu kennen oder sich noch weniger um ihn zu

bekümmern. Sonderbar! Hören wir in der Ferne von einer Stadt, wo dieser oder jener große Mann lebt, unwillkürlich denken wir uns ihn als den Mittelpunkt der Stadt, deren Dächer sogar von seinem Ruhme bestrahlt würden. Wie wundern wir uns nun, wenn wir in der Stadt selbst anlangen und den großen Mann wirklich darin aufsuchen wollen und ihn erst lange erfragen müssen, bis wir ihn unter der großen Menge herausfinden! So sieht der Reisende schon in weitester Ferne den hohen Dom einer Stadt, gelangt er aber in ihr Weichbild selbst, so verschwindet derselbe wieder seinen Blicken, und erst hin- und herwandernd durch viele krumme und enge Sträßchen kommt der große Thurmbau wieder zum Vorschein in der Nähe von gewöhnlichen Häusern und Boutiken, die ihn schier verborgen halten . . .

Ich hatte Mühe, den Mann wieder zu erkennen dessen früheres Aussehen mir noch lebhaft im Gedächtnisse schwebte. Keine Spur mehr von vornehmer Unzufriedenheit und stolzer Verdüsterung. Ich sah jetzt ein zufriedenes Männchen sehr schmächtig, aber nicht krank, ein kleines Köpfchen mit schwarzen glatten Härchen, auf den Wangen sogar ein Stück Röthe, die lichtbraunen Augen sehr munter, Gemüthlichkeit in jedem Blick, in jeder Bewegung, auch im Tone. Dabei trug er ein gesticktes Kamisölchen von grauer Wolle, welches, eng anliegend wie ein Ringpanzer, ihm ein drollig märchenhaftes Ansehen gab. Er empfing mich mit Herzlichkeit und Liebe; es vergingen keine drei Minuten, und wir geriethen in's vertraulichste Gespräch. Wovon wir zuerst redeten? Wenn Köchinnen zusammenkommen, sprechen sie von ihrer Herrschaft, und wenn deutsche Schriftsteller zusammenkommen sprechen sie von ihren Verlegern. Unsere Conversation begann daher mit Cotta und Campe, und als ich, nach einigen gebräuchlichen Klagen, die guten Eigenschaften des Letztern eingestand, vertraute mir Börne, daß er mit einer Herausgabe seiner sämmtlichen Schriften schwanger gehe und für dieses Unternehmen sich den Campe merken wolle. Ich konnte nämlich von Julius Campe versichern daß er kein gewöhnlicher Buchhändler sei, der mit dem Edlen, Schönen, Großen nur Geschäfte machen und eine gute Conjunctur benutzen will sondern daß er manchmal das Große Schöne Edle unter sehr ungünstigen Conjuncturen druckt und wirklich sehr schlechte Geschäfte damit macht. Auf solche Worte horchte Börne mit beiden Ohren und sie haben ihn späterhin veranlaßt nach Hamburg zu reisen und sich mit dem Verleger der „Reisebilder" über eine Herausgabe seiner sämmtlichen Schriften zu verständigen.

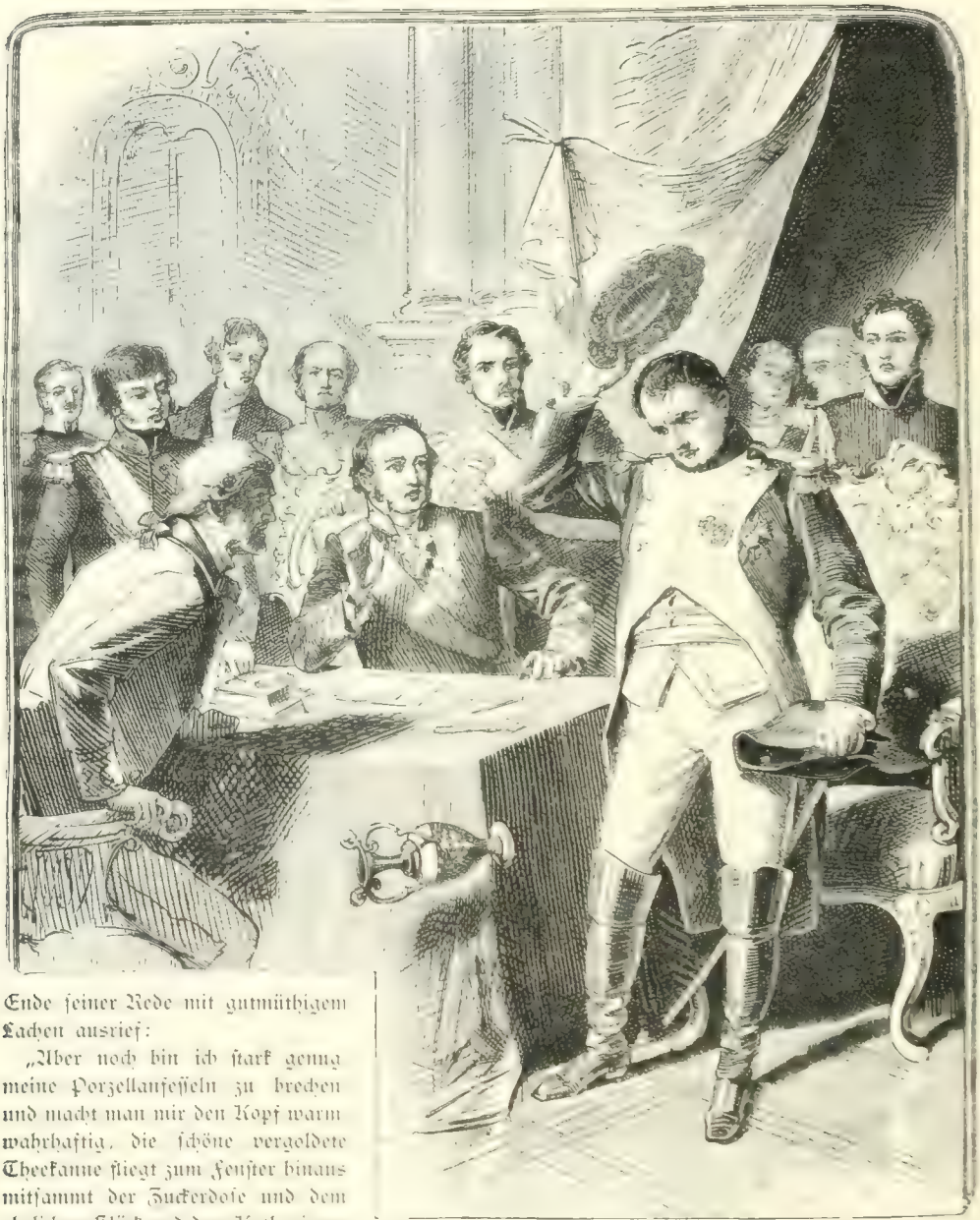
Sobald die Verleger abgethan sind begannen die wechselseitigen Complimente zwischen zwei Schriftstellern die sich zum ersten Male sprechen. Ich übergehe was Börne über meine Vorzüglichkeit äußerte und erwähne nur den leisen Tadel, den er bisweilen in den schäumenden Kelch des Lobes entropfen ließ. Er hatte nämlich kurz vorher den zweiten Theil der „Reisebilder" gelesen

und vermeinte, daß ich von Gott welcher doch Himmel und Erde erschaffen und so weise die Welt regiere, mit zu wenig Reverenz hingegen von dem Napoleon, welcher doch nur ein sterblicher Despot gewesen, mit übertriebener Ehrfurcht gesprochen habe. Der Deist und Liberale trat mir also schon merkbar entgegen. Er schien den Napoleon wenig zu lieben, obgleich er doch unbewußt den größten Respect vor ihm in der Seele trug. Es verdroß ihn, daß die Fürsten sein Standbild von der Vendomesäule so ungroßmüthig herabgerissen.

„Ach!" rief er mit einem bittern Seufzer, „ihr konntet dort seine Statue getrost stehen lassen; ihr brauchtet nur ein Placat mit der Inschrift: „Achtzehnter Brumaire" daran zu befestigen und die Vendomesäule wäre seine verdiente Schandsäule geworden! Wie liebte ich diesen Mann bis zum achtzehnten Brumaire; noch bis zum Frieden von Campo Formio bin ich ihm zugethan; als er aber die Stufen des Thrones erstieg, sank er immer tiefer im Werthe; man konnte von ihm sagen: er ist die rothe Treppe hinaufgefallen!"

„Ich habe noch diesen Morgen" setzte Börne hinzu, „ihn bewundert, als ich in diesem Buche, das hier auf meinem Tische liegt — er zeigte auf Thiers' Revolutionsgeschichte — die vortreffliche Anekdote las, wie Napoleon zu Udine eine Entrevue mit Kobentzel hat und im Eifer des Gesprächs das Porzellan zerschlägt, das Kobentzel einst von der Kaiserin Katharina erhalten und gewiß sehr liebte. Dieses zerschlagene Porzellan hat vielleicht den Frieden von Campo Formio herbeigeführt. Der Kobentzel dachte gewiß: „Mein Kaiser hat so viel Porzellan, und das gibt ein Unglück, wenn der Kerl nach Wien käme und gar zu feurig in Eifer geriethe — das Beste ist, wir machen mit ihm Friede." Wahrscheinlich in jener Stunde, als zu Udine das Porzellanservice von Kobentzel zu Boden purzelte und in lauter Scherben zerbrach, zitterte zu Wien alles Porzellan, und nicht blos die Kaffeekannen und Tassen, sondern auch die chinesischen Pagoden, sie nickten mit den Köpfen vielleicht hastiger als je, und der Friede wurde ratificirt. In Bilderläden sieht man den Napoleon gewöhnlich, wie er auf bäumendem Roß den Simplon besteigt, wie er mit hochgeschwungener Fahne über die Brücke von Lodi stürmt u. s. w. Wenn ich aber ein Maler wäre, so würde ich ihn darstellen, wie er das Service von Kobentzel zerschlägt. Das war seine erfolgreichste That. Jeder König fürchtete seitdem für sein Porzellan, und gar besondere Angst überkam die Berliner wegen ihrer großen Porzellanfabrik. Sie haben keinen Begriff davon, liebster Heine, wie man durch den Besitz von schönem Porzellan im Zaum gehalten wird. Sehen Sie z. B. mich, der ich einst so wild war, als ich wenig Gepäck hatte und gar kein Porzellan. Mit dem Besitzthum und gar mit gebrechlichem Besitzthum kommt die Furcht und die Knechtschaft. Ich habe mir leider vor Kurzem ein schönes Theeservice angeschafft — die Kanne war so lockend prächtig vergoldet — auf der Zuckerdose war das eheliche Glück abgemalt, zwei Liebende die sich schnäbeln — auf der einen Tasse der Katharinenthurm, auf einer andern die Constablerwache, lauter vaterländische Gegenden auf den übrigen Tassen. — Ich habe wahrhaftig jetzt meine liebe Sorge, daß ich in meiner Dummheit nicht zu frei schreibe und plötzlich flüchten müßte. — Wie könnte ich in der Geschwindigkeit all diese Tassen und gar die große Kanne einpacken? In der Eile könnten sie zerbrochen werden, und zurücklassen möchte ich sie in keinem Falle. Ja, wir Menschen sind sonderbare Käuze! Derselbe Mensch, der vielleicht Ruhe und Freude seines Lebens, ja das Leben selbst auf's Spiel setzen würde, um seine Meinungsfreiheit zu behaupten, der will doch nicht gern ein paar Tassen verlieren und wird ein schweigender Sclave, um seine Theekanne zu conserviren. Wahrhaftig, ich fühle, wie das verdammte Porzellan mich im Schreiben hemmt, ich werde so milde, so vorsichtig, so ängstlich . . . Am Ende glaub' ich gar, der Porzellanhändler war ein österreichischer Polizeiagent, und Metternich hat mir das Porzellan auf den Hals geladen, um mich zu zähmen. Ja ja, deshalb war es so wohlfeil und der Mann so beredsam. Ach, die Zuckerdose mit dem ehelichen Glück war eine so süße Lockspeise! Ja, je mehr ich mein Porzellan betrachte, desto wahrscheinlicher wird mir der Gedanke, daß es von Metternich herrührt. Ich verdenke es ihm nicht im Mindesten, daß man mir auf solche Weise beizukommen sucht. Wenn man kluge Mittel gegen mich anwendet, werde ich nie unwirsch; nur die Plumpheit und die Dummheit ist mir unausstehlich. Da ist aber unser Frankfurter Senat — —"

Ich habe meine Gründe, den Mann nicht weiter sprechen zu lassen, und bemerke nur, daß er am



Ende seiner Rede mit gutmüthigem Lachen ausrief:

„Aber noch bin ich stark genug meine Porzellanfesseln zu brechen und macht man mir den Kopf warm wahrhaftig, die schöne vergoldete Theekanne fliegt zum Fenster hinaus mitsammt der Zuckerdose und dem ehelichen Glück und dem Katharinenthurm und der Constablerwache und den vaterländischen Gegenden, und ich bin dann wieder ein freier Mann, nach wie vor!"

Börne's Humor, wovon ich eben ein sprechendes Beispiel gegeben, unterschied sich von dem Humor Jean Paul's dadurch, daß Letzterer gern die entferntesten Dinge ineinanderrührte, während Jener, wie ein lustiges Kind nur nach dem Nahliegenden griff, und während die Phantasie des confusen Polyhistors von Baireuth in der Rumpelkammer aller Zeiten herumkramte und mit Siebenmeilenstiefeln alle Weltgegenden durchschweifte hatte

Börne nur den gegenwärtigen Tag im Auge, und die Gegenstände, die ihn beschäftigten, lagen alle in seinem räumlichen Gesichtskreis. Er besprach das Buch, das er eben gelesen, das Ereigniß, das eben vorfiel, den Stein, an dem er sich eben gestoßen, Rothschild, an dessen Haus er täglich vorbeiging, den Bundestag, der auf der Zeil residirt und den er ebenfalls an Ort und Stelle hassen konnte, endlich alle Gedankenwege führten ihn zu Metternich. Sein Groll gegen Goethe hatte vielleicht ebenfalls örtliche Anfänge; ich sage Anfänge nicht Ursachen; denn wenn auch der Umstand, daß Frankfurt ihre gemeinschaftliche Vaterstadt war, Börne's Aufmerksamkeit zunächst auf Goethe lenkte, so war doch der Haß, der gegen diesen Mann in ihm brannte und immer leidenschaftlicher entloderte, nur die nothwendige Folge einer tiefen, in der Natur beider Männer begründeten Differenz. Hier wirkte keine kleinliche Scheelsucht, sondern ein uneigennütziger Widerwille, der angebornen Trieben gehorcht, ein Hader, welcher, alt wie die Welt, sich in allen Geschlechten des Menschengeschlechts kundgibt und am grellsten hervortrat in dem Zweikampfe, welchen der jüdische Spiritualismus gegen hellenische Lebensherrlichkeit führte, ein Zweikampf, der noch immer nicht entschieden ist und vielleicht nie ausgekämpft wird, der kleine Nazarener haßte den großen Griechen, der noch dazu ein griechischer Gott war.

Das Werk von Wolfgang Menzel war eben erschienen, und Börne freute sich kindisch, daß Jemand gekommen sei, der den Muth zeige, so rücksichtslos gegen Goethe aufzutreten.

„Der Respect," setzte er naiv hinzu, „hat mich immer davon abgehalten, dergleichen öffentlich auszusprechen. Der Menzel, der hat Muth, der ist ein ehrlicher Mann und ein Gelehrter; den müssen Sie kennen lernen, an dem werden wir noch viele Freude erleben; der hat viel Courage, der ist ein grundehrlicher Mann und ein großer Gelehrter! An dem Goethe ist gar nichts, er ist eine Memme, ein serviler Schmeichler und ein Dilettant."

Auf dieses Thema kam er oft zurück; ich mußte ihm versprechen, in Stuttgart den Menzel zu besuchen und er schrieb mir gleich zu diesem Behufe eine Empfehlungskarte, und ich höre ihn noch eifrig hinzusetzen: „Der hat Muth, außerordentlich viel Courage, der ist ein braver, grundehrlicher Mann und ein großer Gelehrter!"

Wie in seinen Aeußerungen über Goethe, so auch in seiner Beurtheilung anderer Schriftsteller, verrieth Börne seine nazarenische Beschränktheit. Ich sage nazarenisch, um mich weder des Ausdrucks „jüdisch" noch „christlich" zu bedienen, obgleich beide Ausdrücke für mich synonym sind und von mir nicht gebraucht werden, um einen Glauben, sondern um ein Naturell zu bezeichnen. „Juden" und „Christen" sind für mich ganz sinnverwandte Worte, im Gegensatz zu „Hellenen", mit welchem Namen ich ebenfalls kein bestimmtes Volk, sondern eine sowohl angeborene als angebildete Geistesrichtung und Anschauungsweise bezeichne. In dieser Beziehung möchte ich sagen: alle Menschen sind entweder Juden oder Hellenen, Menschen mit ascetischen, bildfeindlichen, vergeistigungssüchtigen Trieben, oder Menschen von lebensheiterem, entfaltungsstolzem und realistischem Wesen. So gab es Hellenen in deutschen Predigerfamilien, und Juden, die in Athen geboren und vielleicht von Theseus abstammen. Der Bart macht nicht den Juden, oder der Zopf macht nicht den Christen, kann man hier mit Recht sagen. Börne war ganz Nazarener, seine Antipathie gegen Goethe ging unmittelbar hervor aus seinem nazarenischen Gemüthe, seine spätere politische Exaltation war begründet in jenem schroffen Ascetismus, jenem Durst nach Märtyrthum, der überhaupt bei den Republikanern gefunden wird, den sie republikanische Tugend nennen, und der von der Passionssucht der früheren Christen so wenig verschieden ist. In seiner späteren Zeit wendete sich Börne sogar zum historischen Christenthum, er sank fast in den Katholicismus, er fraternisirte mit dem Pfaffen Lamennais und verfiel in den widerwärtigsten Kapuzinerton, als er sich einst über einen Nachfolger Goethe's, einen Pantheisten von der heitern Observanz, öffentlich aussprach. — Psychologisch merkwürdig ist die Untersuchung, wie in Börne's Seele allmälig das eingeborene Christenthum emporstieg, nachdem es lange niedergehalten worden von seinem scharfen Verstand und seiner Lustigkeit. Ich sage Lustigkeit, gaité, nicht Freude, joie; die Nazarener haben zuweilen eine gewisse springende gute Laune, eine witzige, eichkätzchenhafte Munterkeit, gar lieblich capriciös, gar süß, auch glänzend, worauf aber bald eine starre Gemüthsvertrübung folgt; es fehlt ihnen die Majestät der Genußseligkeit, die nur bei bewußten Göttern gefunden wird.

Ist aber in unserem Sinne kein großer Unterschied zwischen Juden und Christen, so existirt dergleichen desto herber in der Weltbetrachtung Frankfurter Philister; über die Mißstände, die sich daraus ergeben, sprach Börne sehr viel und sehr oft während den drei Tagen, die ich ihm zu Liebe in der freien Reichs- und Handelsstadt Frankfurt am Main verweilte.

Ja, mit drolliger Güte drang er mir das Versprechen ab, ihm drei Tage meines Lebens zu schenken, er ließ mich nicht mehr von sich, und ich mußte mit ihm in der Stadt herumlaufen, allerlei Freunde besuchen, auch Freundinnen...

Mich interessirt bei ausgezeichneten Leuten der Gegenstand ihrer Liebesgefühle immer weniger, als das Gefühl der Liebe selbst. Letzteres aber — das weiß ich — muß bei Börne sehr stark gewesen sein. Wie später bei der Lectüre seiner gesammelten Schriften, so schon in Frankfurt durch manche hingeworfene Aeußerung, merkte ich, daß Börne zu verschiedenen Jahrzeiten seines Lebens von den Tücken des kleinen Gottes weidlich geplagt worden. Namentlich von den Qualen der Eifersucht weiß er viel zu sagen, wie denn überhaupt die Eifersucht in seinem Charakter lag und ihn, im Leben wie in der Politik, alle Erscheinungen durch die gelbe Lupe des Mißtrauens betrachten ließ. Ich erwähnte, daß Börne zu verschiedenen Zeiten seines Lebens von Liebesleiden heimgesucht worden.

„Ach," seufzte er einmal wie aus der Tiefe schmerzlicher Erinnerungen, „in spätern Jahren ist diese Leidenschaft noch weit gefährlicher als in der Jugend. Man sollte es kaum glauben, da sich doch mit dem Alter auch unsere Vernunft entwickelt hat und diese uns unterstützen könnte im Kampfe mit der Leidenschaft. Saubere Unterstützung! Merken Sie sich das: die Vernunft hilft uns nur, jene kleinen Capricen zu bekämpfen, die wir auch ohne ihre Intervention bald überwinden würden. Aber sobald sich eine große, wahre Leidenschaft unseres Herzens bemächtigt hat und unterdrückt werden soll, wegen des positiven Schadens, der uns dadurch bedroht, alsdann gewährt uns die Vernunft wenig Hilfe, ja, die Kanaille, sie wird alsdann sogar eine Bundesgenossin des Feindes und anstatt unsere materiellen oder moralischen Interessen zu vertreten, leiht sie dem Feinde der Leidenschaft alle ihre Logik, alle ihre Syllogismen, alle ihre Sophismen, und dem stummen Wahnsinn liefert sie die Waffe des Wortes. Vernünftig, wie sie ist, schlägt sich die Vernunft immer zur Partei des Stärkern, zur Partei der Leidenschaft und verläßt sie wieder, sobald die Force derselben durch die Gewalt der Zeit oder durch das Gesetz der Reaction gebrochen wird. Wie verhöhnt sie alsdann die Gefühle, die sie kurz vorher so eifrig rechtfertigte! Mißtrauen Sie, lieber Freund, in der Leidenschaft immer der Sprache der Vernunft, und ist die Leidenschaft erloschen, so mißtrauen Sie ihr ebenfalls und seien Sie nicht ungerecht gegen Ihr Herz!" ...

Börne wollte mich die Merkwürdigkeiten Frankfurts sehen lassen, und vergnügt, im gemüthlichsten Hundetrab, lief er mir zur Seite, als wir durch die Straßen wanderten. Ein wunderliches Ansehen gab ihm sein kurzes Mäntelchen und sein weißes Hütchen, welches zur Hälfte mit einem schwarzen Flor umwickelt war. Der schwarze Flor bedeutete den Tod seines Vaters, welcher ihn bei Lebzeiten sehr knapp gehalten, ihm jetzt aber auf einmal viel Geld hinterließ. Börne schien damals die angenehmen Empfindungen solcher Glücksveränderungen noch in sich zu tragen und überhaupt im Zenith des Wohlbehagens zu stehen. Er klagte sogar über seine Gesundheit, d. h. er klagte, er werde täglich gesünder und mit der zunehmenden Gesundheit schwänden seine geistigen Fähigkeiten.

„Ich bin zu gesund und kann nichts mehr schreiben," klagte er im Scherz, vielleicht auch im Ernst, denn bei solchen Naturen ist das Talent abhängig von gewissen krankhaften Zuständen, von einer gewissen Reizbarkeit, die ihre Empfindungs- und Ausdrucksweise steigert, und die mit der eintretenden Gesundheit wieder verschwindet. „Er hat mich bis zur Dummheit curirt," sagte Börne von seinem Arzte, zu welchem er mich führte und in dessen Haus ich auch mit ihm speiste.

Die Gegenstände, womit Börne in zufällige Berührung kam, gaben seinem Geiste nicht blos die nächste Beschäftigung, sondern wirkten auch unmittelbar auf die Stimmung seines Geistes und mit ihrem Wechsel stand seine gute oder böse Laune in unmittelbarer Verbindung. Wie das Meer von den vorüberziehenden Wolken, so empfing Börne's Seele die jedesmalige Färbung von den Gegenständen, denen er auf seinem Wege begegnete. Der Anblick schöner Gartenanlagen oder einer Gruppe schäkernder Mägde, die uns entgegenlachte, warfen gleichsam Rosenlichter über Börne's Seele, und der Widerschein derselben gab sich kund in sprühenden Witzen. Als wir aber durch das Judenquartier gingen, schienen die schwarzen Häuser ihre finstern Schatten in sein Gemüth zu gießen.

„Betrachten Sie diese Gasse," sprach er seufzend, und rühmen Sie mir alsdann das Mittelalter!" Die Menschen sind todt, die hier gelebt und geweint haben und können nicht widersprechen, wenn unsere verrückten Poeten und noch verrücktern Historiker,

wenn Narren und Schälke von der alten Herrlichkeit ihre Entzückungen drucken lassen: aber wo die todten Menschen schweigen da sprechen desto lauter die lebendigen Steine."

In der That, die Häuser jener Straße sahen mich an, als wollten sie mir betrübsame Geschichten erzählen. Geschichten, die man wohl weiß, aber nicht wissen will oder lieber vergäße, als daß man sie in's Gedächtniß zurückriefe. So erinnere ich mich eines noch giebelhohen Hauses, dessen Kohlenschwärze um so greller hervorstach, da unter den Fenstern eine Reihe kreideweißer Talglichter hingen; der Eingang, zur Hälfte mit rostigen Eisenstangen vergittert, führte in eine dunkle Höhle, wo die Feuchtigkeit von den Wänden herabzurieseln schien. **und aus dem Innern tönte ein höchst sonderbarer,** näselnder Gesang. Die gebrochene Stimme schien die eines alten Mannes und die Melodie wiegte sich in den sanftesten Klagelauten, die allmälig bis zum entsetzlichsten Zorne anschwollen. Was **ist das für ein Lied? frug ich meinen Begleiter.**

Es ist ein gutes Lied" antwortete dieser mit einem mürrischen Lachen, „ein krisches Meisterstück, das im diesjährigen Musenalmanach schwerlich seines Gleichen findet . . . Sie kennen es **vielleicht in der deutschen Uebersetzung: Wir saßen an den Flüssen Babels, unsere Harfen hingen an** den Trauerweiden u. s. w. Ein Prachtgedicht! und **der alte Rabbi Chayim singt es sehr gut mit seiner** zittrigen, abgemergelten Stimme; die Sonntag sänge es vielleicht mit größerem Wohllaut, aber nicht mit so viel Ausdruck, mit so viel Gefühl... Denn der alte Mann haßt noch immer die Babylonier und weint auch täglich über den Untergang Jerusalems durch Nebukadnezar... Dieses Unglück kann er gar nicht vergessen, obgleich so viel Neues seitdem passirt ist, und noch jüngst der zweite Tempel durch Titus, den Bösewicht, zerstört worden. Ich muß Ihnen nämlich bemerken, der alte Rabbi Chayim betrachtet den Titus keineswegs als ein [illegible], er hält ihn für einen Bösewicht, den auch die Rache

Gottes erreicht hat..

Es ist ihm nämlich eine kleine Mücke in die Nase geflogen, die, allmälig wachsend, mit ihren Klauen in seinem Gehirn herumwühlte und ihm so grenzenlose Schmerzen verursachte, daß er nur dann einige Erholung empfand, wenn in seiner Nähe einige hundert Schmiede auf ihre Ambosse loshämmerten. Das ist sehr merkwürdig, daß alle Feinde der Kinder Israel ein so schlechtes Ende nehmen.

Wie es dem Nebukadnezar gegangen ist, wissen Sie, er ist in seinen alten Tagen ein Ochs geworden und hat Gras essen müssen. Sehen Sie den persischen Staatsminister Haman, ward er nicht am Ende gehenkt zu Susa, in der Hauptstadt? Und Antiochus, der König von Syrien, ist er nicht bei lebendigem Leibe verfault durch die Läusesucht? Die späteren Bösewichter, die Judenfeinde, sollten sich in Acht nehmen . . . Aber was hilft's, es schreckt sie nicht ab, das furchtbare Beispiel, und dieser Tage habe ich wieder eine Broschüre gegen die Juden gelesen, von einem Professor der Philosophie, der sich Magis amica nennt. Er wird einst Gras essen, ein Ochs ist er schon von Natur, vielleicht gar wird er mal gehenkt, wenn er die Sultanin Favorite des Königs von Flachsenfingen beleidigt, und Läuse hat er gewiß auch schon, wie der Antiochus. Am liebsten wär' mir's, er ginge zur See und machte Schiffbruch an der nordafrikanischen Küste. Ich habe nämlich jüngst gelesen, daß die Muhammedaner, die dort wohnen, sich durch ihre Religion berechtigt glauben, alle Christen, die bei ihnen Schiffbruch leiden und in ihre Hände fallen, als Sclaven zu behandeln. Sie vertheilen unter sich diese Unglücklichen und benutzen jeden derselben nach seinen Fähigkeiten. So hat nun jüngst ein Engländer der jene Küste bereiste, dort einen deutschen Gelehrten gefunden, der Schiffbruch gelitten und Sclave geworden, aber zu gar nichts Anderem zu gebrauchen war als daß man ihm Eier zum Ausbrüten unterlegte; er gehörte nämlich zur theologischen Facultät.

Ich wünsche nun, der Doctor Magis amica käme in eine solche Lage; wenn er auf seinen Eiern drei Wochen unaufstehlich sitzen müßte (sind es Enteneier, sogar vier Wochen), so kämen ihm gewiß allerlei Gedanken in den Sinn, die ihm bisher nie eingefallen, und ich wette, er verwünscht den Glaubensfanatismus, der in Europa die Juden und in Afrika die Christen herabwürdigt, und sogar einen Doctor der Theologie bis zur Bruthenne entmenscht . . . Die Hühner, die er ausgebrütet, werden sehr tolerant schmecken, besonders wenn man sie mit einer Sauce à la Marengo verzehrt."

Aus leicht begreiflichen Gründen übergehe ich die Bemerkungen, die mein Begleiter in bitterster Fülle losließ, als wir auf unserer Wanderung im Weichbilde Frankfurts dem Hause vorübergingen, wo der Bundestag seine Sitzungen hält. Die Schildwache hielt ihr Mittagsschläfchen in aufrechter Stellung, und die Schwalben, die an den Fliesen der Fenster ihre friedlichen Nester gebaut, flogen seelenruhig auf und nieder. Schwalben bedeuten Glück, behauptete meine Großmutter; sie war sehr abergläubisch.

Von der Ecke der Schnurgasse bis zur Börse mußten wir uns durchdrängen; hier fließt die goldene Ader der Stadt, hier versammelt sich der edle Handelsstand und schachert und mauschelt . . . Was wir nämlich in Norddeutschland Mauscheln nennen, ist nichts Anders als die eigentliche Frankfurter Landessprache, und sie wird von der unbeschnittenen Population ebenso vortrefflich gesprochen, wie von der beschnittenen. Börne sprach

dieſen Jargon ſehr ſchlecht ob gleich er, eben ſo wie Goethe den heimatlichen Dialekt nie ganz verleugnen konnte. Ich habe bemerkt, daß Frankfurter, die ſich von allen Handelsintereſſen entfernt hielten, am Ende jene Frankfurter Ausſprache, die wir, wie geſagt, in Norddeutſchland Mauſcheln nennen, ganz verlernten.

Eine Strecke weiter, am Ausgange der Saalgaſſe, erfreuten wir uns einer viel angenehmeren Begegnung. Wir ſahen nämlich einen Rudel Knaben, welche aus der Schule kamen, hübſche Jungen mit roſigen Geſichtchen, einen Pack Bücher unterm Arm.

„Weit mehr Reſpect" — rief Börne — „weit mehr Reſpect habe ich für dieſe Buben als für ihre erwachſenen Väter. Jener Kleine mit der hohen Stirn denkt vielleicht jetzt an den zweiten puniſchen Krieg, und er iſt begeiſtert für Hannibal, als man ihm heute erzählte, wie der große Carthager ſchon als Knabe den Römern Rache ſchwur — ich wette, da hat ſein kleines Herz mitgeſchworen ... Haß und Untergang dem böſen Rom! Halte Deinen Eid, mein kleiner Waffenbruder! Ich möchte ihn küſſen, den vortrefflichen Jungen! Der andere Kleine, der ſo pfiffig hübſch ausſieht, denkt vielleicht an den Mithridates und möchte ihn einſt nachahmen ... Das iſt auch gut, ganz gut, und du biſt mir willkommen. Aber, Burſche, wirſt du auch Gift ſchlucken können wie der alte König des Pontus? Uebe dich frühzeitig! Wer mit Rom Krieg führen will, muß alle möglichen Gifte vertragen können, nicht blos plumpen Arſenik, ſondern auch einſchläferndes phantaſtiſches Opium, und gar das ſchleichende Anacoſana der Verleumdung! Wie gefällt ihnen der Knabe, der ſo lange Beine hat und ein ſo unzufrieden aufgeſtülptes Näschen? Den juckt es vielleicht, ein Catilina zu werden, er hat auch lange Finger, und er wird einmal den Ciceros unſerer Republik, den gepuderten Vätern des Vaterlandes, eine Gelegenheit geben, ſich mit langen, ſchlechten Reden zu blamiren. Der dort, der arme kränkliche Bub', möchte gewiß weit lieber die Rolle des Brutus ſpielen ... Armer Junge, du wirſt keinen Cäſar finden und mußt dich begnügen, einige alte Perücken mit Worten zu erſtechen und wirſt dich endlich nicht in dein Schwert, ſondern in die Schelling'ſche Philoſophie ſtürzen und verrückt werden! Ich habe Reſpect für dieſe Kleinen, die ſich den ganzen Tag für die hochherzigſten Geſchichten der Menſchheit intereſſiren, während ihre Väter nur für das Steigen oder Fallen der Staatspapiere Intereſſe fühlen und an Kaffeebohnen und Cochenille und Manufacturwaaren denken! Ich hätte nicht übel Luſt, den kleinen Brutus dort eine Düte mit Zuckerkringeln zu kaufen ... Nein, ich will ihm lieber Branntewein zu trinken geben, damit er klein bleibe ... Nur ſo lange wir klein ſind, ſind wir ganz uneigennützig, ganz heldenmüthig, ganz heroiſch ... Mit dem wachſenden Leib ſchrumpft die Seele immer mehr ein ... Ich fühle es an mir ſelber ... Ach, ich bin ein großer Mann geweſen, als ich noch ein kleiner Junge war.

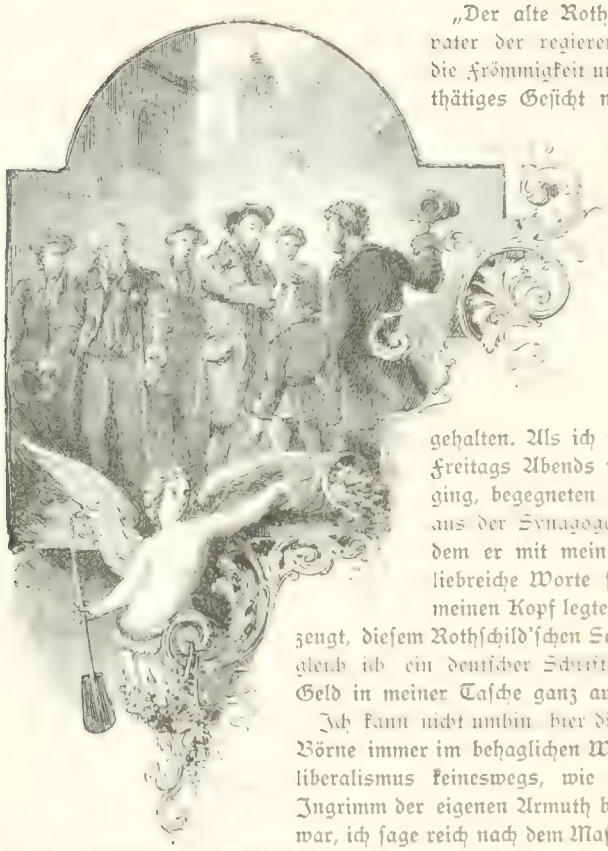
Als wir über den Römerberg kamen, wollte Börne mich in die alte Kaiſerburg hinaufführen, um dort die goldene Bulle zu betrachten.

„Ich habe sie noch nie gesehen," seufzte er, „und seit meiner Kindheit hegte ich immer eine geheime Sehnsucht nach dieser goldenen Bulle. Als Knabe machte ich mir die wunderlichste Vorstellung davon, und ich hielt sie für eine Kuh mit goldenen Hörnern; später bildete ich mir ein, es sei ein Kalb, und erst als ich ein großer Junge ward, erfuhr ich die Wahrheit, daß sie nämlich nur eine alte Haut sei, ein gewöhnliches Stück Pergament, worauf geschrieben steht, wie Kaiser und Reich sich einander wechselseitig verhandelten. Nein, laßt uns diesen schlimmen Contract, wodurch Deutschland zu Grunde ging, nicht betrachten; ich will sterben, ohne die goldene Bulle gesehen zu haben."

Ich übergehe hier ebenfalls die bitteren Nachbemerkungen. Es gab ein Thema, das man nur zu berühren brauchte, um die wildesten und schmerzlichsten Gedanken, die in Börne's Seele lauerten, hervorzurufen; dieses Thema war Deutschland und der politische Zustand des deutschen Volkes. Börne war Patriot vom Wirbel bis zur Zehe, und das Vaterland war seine ganze Liebe.

Als wir denselben Abend wieder durch die Judengasse gingen und das Gespräch über die Insassen derselben wieder anknüpften, sprudelte die Quelle des Börne'schen Geistes um so heiterer, da auch jene Straße, die am Tage einen düsteren Anblick gewährte, jetzt auf's Fröhlichste illuminirt war, und die Kinder Israel an jenem Abend, wie mir mein Cicerone erklärte, ihr lustiges Lampenfest feierten. Dieses ist einst gestiftet worden zum ewigen Andenken an den Sieg, den die Makkabäer über den König von Syrien so heldenmüthig erfochten haben.

„Sehen Sie," sagte Börne, „das ist der 18. October der Juden, nur daß dieser makkabäische 18. October mehr als zwei Jahrtausende alt ist und noch immer gefeiert wird, statt daß der Leipziger 18. October noch nicht das fünfzehnte Jahr erreicht hat und bereits in Vergessenheit gerathen. Die Deutschen sollten bei der alten Madame Rothschild in die Schule gehen, um Patriotismus zu lernen. Sehen Sie, hier in diesem kleinen Hause wohnt die alte Frau, die Lätitia, die so viele Finanz-Bonaparten geboren hat, die große Mutter aller Anleihen, die aber trotz der Weltherrschaft ihrer königlichen Söhne noch immer ihr kleines Stammschlößchen in der Judengasse nicht verlassen will, und heute wegen des großen Freudenfestes ihre Fenster mit weißen Vorhängen geziert hat. Wie vergnügt funkeln die Lämpchen, die sie mit eigenen Händen anzündete, um jenen Siegestag zu feiern, wo Judas Makkabäus und seine Brüder eben so tapfer und heldenmüthig das Vaterland befreiten, wie in unseren Tagen Friedrich Wilhelm, Alexander und Franz II. Wenn die gute Frau die Lämpchen betrachtet, treten ihr die Thränen in die alten Augen, und sie erinnert sich mit wehmüthiger Wonne jener jüngeren Zeit, wo der selige Meyer Amschel Rothschild, ihr theuerer Gatte, das Lampenfest mit ihr feierte, und ihre Söhne noch kleine Bübchen waren und kleine Lichtchen auf den Boden pflanzten und in kindischer Lust darüber hin und her sprangen, wie es Brauch und Sitte ist in Israel!"



„Der alte Rothschild," fuhr Börne fort, „der Stammvater der regierenden Dynastie, war ein braver Mann, die Frömmigkeit und Gutherzigkeit selbst. Es war ein mild thätiges Gesicht mit einem spitzigen Bärtchen, auf dem Kopf ein dreieckig gehörnter Hut, und die Kleidung mehr als bescheiden, fast ärmlich. So ging er in Frankfurt herum, und beständig umgab ihn, wie ein Hofstaat, ein Haufen armer Leute, denen er Almosen ertheilte oder mit gutem Rath zusprach: wenn man auf der Straße eine Reihe von Bettlern antraf mit getrösteten und vergnügten Mienen, so wußte man, daß hier eben der alte Rothschild seinen Durchzug gehalten. Als ich noch ein kleines Bübchen war, und eines Freitags Abends mit meinem Vater durch die Judengasse ging, begegneten wir dem alten Rothschild, welcher eben aus der Synagoge kam: ich erinnere mich, daß er, nachdem er mit meinem Vater gesprochen, auch mir einige liebreiche Worte sagte, und daß er endlich die Hand auf meinen Kopf legte, um mich zu segnen. Ich bin fest überzeugt, diesem Rothschild'schen Segen verdanke ich es, das späterhin, obgleich ich ein deutscher Schriftsteller wurde, doch niemals das baare Geld in meiner Tasche ganz ausging."

Ich kann nicht umhin, hier die Zwischenbemerkung einzuschalten, daß Börne immer im behaglichen Wohlstande lebte, und sein späterer Ultraliberalismus keineswegs, wie bei vielen Patrioten, dem verbissenen Ingrimm der eigenen Armuth beizumessen war. Obgleich er selber reich war, ich sage reich nach dem Maßstabe seiner Bedürfnisse, so hegte er doch einen unergründlichen Groll gegen die Reichen. Obgleich der Segen des Vaters auf seinem Haupte ruhte, so haßte er doch die Söhne, Meyer Amschel Rothschild's Söhne.

Wie weit die persönlichen Eigenschaften dieser Männer zu jenem Hasse berechtigen, will ich hier nicht untersuchen; es wird an einem anderen Orte ausführlich geschehen. Hier möchte ich nur der Bemerkung Raum geben, daß unsere deutschen Freiheitsprediger eben so ungerecht wie thöricht handeln, wenn sie das Haus Rothschild wegen seiner politischen Bedeutung, wegen seiner Einwirkung auf die Interessen der Revolution, kurz wegen seines öffentlichen Charakters, mit so viel Grimm und Blutgier anfeinden. Es gibt keine stärkeren Beförderer der Revolution als eben die Rothschilde . . . und, was noch befremdlicher klingen mag, diese Rothschilde, die Banquiers der Könige, diese fürstlichen Säckelmeister, deren Existenz durch einen Umsturz des europäischen Staatensystems in die ernsthaftesten Gefahren gerathen dürfte, sie tragen dennoch im Gemüthe das Bewußtsein ihrer revolutionären Sendung. Namentlich ist dieses der Fall bei dem Manne, der unter dem scheinlosen Namen Baron James bekannt ist, und in welchem sich jetzt, nach dem Tode seines erlauchten Bruders von England, die ganze politische Bedeutung des Hauses Rothschild resumirt. Dieser Nero der Finanz, der sich in der Rue Lafitte seinen goldenen Palast erbaut hat und von dort aus als unumschränkter Imperator die Börsen beherrscht, er ist, wie weiland sein Vorgänger, der römische Nero, am Ende ein gewaltsamer Zerstörer des bevorrechteten Patricierthums und Begründer der neuen Demokratie. Einst, vor mehreren Jahren, als er in guter Laune war und wir Arm in Arm ganz familionär, wie Birsch Hyacinth sagen würde, in den Straßen von Paris umherflanirten, setzte mir Baron James ziemlich klar auseinander, wie eben er selber durch sein Staats-

papierensyſtem für den geſellſchaftlichen Fortſchritt in Europa überall die erſten Bedingniſſe erfüllt, gleichſam Bahn gebrochen habe.

„Zu jeder Begründung einer neuen Ordnung von Dingen," ſagt er mir, „gehört ein Zuſammenfluß von bedeutenden Menſchen, die ſich mit dieſen Dingen gemeinſam zu beſchäftigen haben. Dergleichen Menſchen lebten ehemals vom Ertrag ihrer Güter oder ihres Amtes, und waren desbalb nie ganz frei, ſondern immer an einen entfernten Grundbeſitz oder an irgend eine örtliche Amtsverwaltung gefeſſelt; jetzt aber gewährt das Staatspapierenſyſtem dieſen Menſchen die Freiheit, jeden beliebigen Aufenthalt zu wählen, überall können ſie von den Zinſen ihrer Staatspapiere, ihres portativen Vermögens, geſchäftslos leben, und ſie ziehen ſich zuſammen und bilden die eigentliche Macht der Hauptſtädte. Von welcher Wichtigkeit aber eine ſolche Reſidenz der verſchiedenartigſten Kräfte, eine ſolche Centraliſation der Intelligenzen und ſocialen Autoritäten, das iſt hinlänglich bekannt. Ohne Paris hätte Frankreich nie ſeine Revolution gemacht; hier hatten ſo viele ausgezeichnete Geiſter Weg und Mittel gefunden, eine mehr oder minder ſorgloſe Exiſtenz zu führen, miteinander zu verkehren, und ſo weiter. Jahrhunderte haben in Paris einen ſolchen günſtigen Zuſtand allmälig herbeigeführt. Durch das Rentenſyſtem wäre Paris weit ſchneller Paris geworden, und die Deutſchen, die gern eine ähnliche Hauptſtadt hätten, ſollten nicht über das Rentenſyſtem klagen — es centraliſirt, es macht vielen Leuten möglich, an einem ſelbſtgewählten Orte zu leben, und von dort aus der Menſchheit jeden nützlichen Impuls zu geben . . ."

Von dieſem Standpunkte aus betrachtet Rothſchild die Reſultate ſeines Schaffens und Treibens. Ich bin mit dieſer Anſicht ganz einverſtanden, ja ich gehe noch weiter, und ich ſehe in Rothſchild einen der größten Revolutionäre, welche die moderne Demokratie begründeten. Richelieu, Robespierre und Rothſchild ſind für mich drei terroriſtiſche Namen, und ſie bedeuten graduelle Vernichtung der alten Ariſtokratie. Richelieu, Robespierre und Rothſchild ſind die drei furchtbarſten Nivelleurs Europas. Richelieu zerſtörte die Souveränetät des Feudaladels und beugte ihn unter jene königliche Willkür, die ihn entweder durch Hofdienſt herabwürdigte, oder durch krautjunkerliche Unthätigkeit in der Provinz vermodern ließ. Robespierre ſchlug dieſem unterwürfigen und faulen Adel endlich das Haupt ab. Aber der Boden blieb, und der neue Herr desſelben, der neue Gutsbeſitzer, ward ganz wieder ein Ariſtokrat, wie ſeine Vorgänger, deren Prätenſionen er unter anderem Namen fortſetzte. Da kam Rothſchild und zerſtörte die Oberherrſchaft des Bodens, indem er das Staatspapierenſyſtem zur höchſten Macht emporhob, dadurch die großen Beſitzthümer und Einkünfte mobiliſirte, und gleichſam das Geld mit den ehemaligen Vorrechten des Bodens belehnte. Er ſtiftete freilich dadurch eine neue Ariſtokratie, aber dieſe, beruhend auf dem unzuverläſſigſten Elemente, auf dem Gelde, kann nimmermehr ſo nachhaltig mißwirken, wie die ehemalige Ariſtokratie, die im Boden, in der Erde ſelber, wurzelte. Geld iſt flüſſiger als Waſſer, windiger als Luft, und dem jetzigen Geldadel verzeiht man gern ſeine Impertinenzen, wenn man ſeine Vergänglichkeit bedenkt . . . er zerrinnt und verdunſtet, ehe man ſich deſſen verſieht.

Indem ich oben die Namen Richelieu, Robespierre und Rothſchild zuſammenſtellte, drängte ſich mir die Bemerkung auf, daß dieſe drei größten Terroriſten noch mancherlei andere Aehnlichkeiten bieten. Sie haben z. B. mit einander gemein eine gewiſſe unnatürliche Liebe zur Poeſie; Richelieu ſchrieb ſchlechte Tragödien, Robespierre machte ärmliche Madrigale, und James Rothſchild, wenn er luſtig wird, fängt er an zu reimen . . .

Doch das gehört nicht hieher, dieſe Blätter haben ſich zunächſt mit einem kleineren Revolutionär, mit Ludwig Börne zu beſchäftigen. Dieſer hegte, wie wir mit Bedauern bemerken, den höchſten Haß gegen die Rothſchilde, und in ſeinem Geſpräche, als wir zu Frankfurt dem Stammhauſe derſelben vorübergingen, äußerte ſich jener Haß bereits eben ſo grell und giftig wie in ſeinen ſpäteren Pariſer Briefen. Nichtsdeſtoweniger ließ er doch den perſönlichen Eigenſchaften dieſer Leute manche Gerechtigkeit widerfahren, und er geſtand mir ganz naiv, daß er ſie nur haſſen könne, daß es ihm aber trotz aller Mühe nicht möglich ſei, ſie verächtlich oder gar lächerlich zu finden.

„Denn ſehen Sie," ſprach er, „die Rothſchilde haben ſo viel Geld, eine ſolche Unmaſſe von Geld, daß ſie uns einen faſt grauenhaften Reſpect einflößen; ſie identificirten ſich, ſozuſagen, mit dem Begriff des Geldes überhaupt, und Geld kann man nicht verachten. Auch haben dieſe

Leute das sicherste Mittel angewendet, um jenem Ridikül zu entgehen, dem so manche andere baronisirte Millionärenfamilien des alten Testaments verfallen sind: sie enthalten sich des christlichen Weihwassers. Die Taufe ist jetzt bei den reichen Juden an der Tagesordnung, und das Evangelium, das den Armen Judäas vergebens gepredigt worden ist jetzt [illegible] bei den Reichen. Aber da die Annahme desselben nur Selbstbetrug wo nicht gar Lüge ist, und das angenommene Christenthum mit dem alten Adam bisweilen recht grell contrastirt, so geben diese Leute dem Witze und dem Spotte die bedenklichsten Blößen. Oder glauben Sie, daß durch die Taufe die innere Natur ganz verändert worden? Glauben Sie, daß man Laise in Flohe verwandeln kann, wenn man sie mit Wasser begießt?"

Ich glaube nicht.

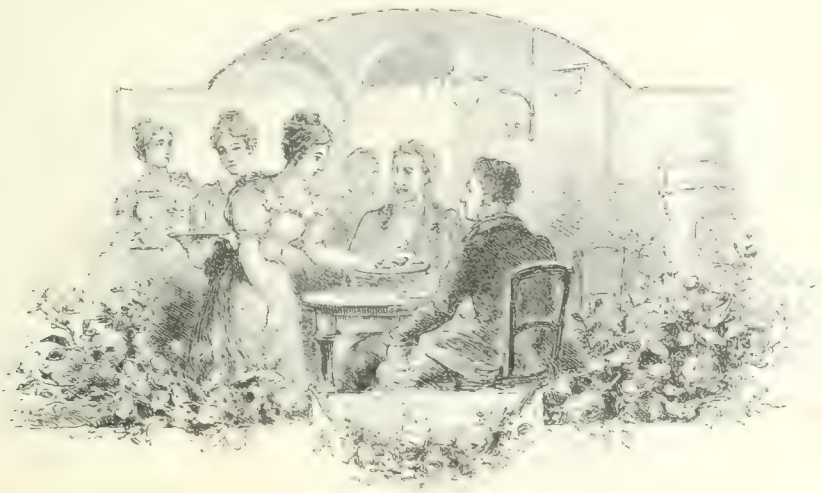
Ich glaub's auch nicht, und ein eben so melancholischer wie lächerlicher Anblick ist es für mich, wenn die alten Läuse, die noch aus Egypten stammen aus der Zeit der pharaonischen Plage, sich plötzlich einbilden, sie waren Flohe, und christlich zu hüpfen beginnen. In Berlin habe ich auf der Straße alte Töchter Israels gesehen, die am Halse lange Kreuze trugen, Kreuze, die noch länger als ihre Nasen und bis an den Nabel reichten; in den Händen hielten sie ein evangelisches Gesangbuch, und sie sprachen von der prächtigen Predigt, die sie eben in der Dreifaltigkeitskirche gehört. Die Eine sing die Andere bei wem sie das Abendmahl genommen, und Beide rochen dabei aus dem Halse. Widerwärtiger war mir noch der Anblick von schmutzigen Bartjuden, die aus ihren polnischen Cloaken kamen, von der Bekehrungsgesellschaft in Berlin für den Himmel angeworben wurden, und in ihrem mundfaulen Dialekte das Christenthum predigten und so entsetzlich dabei stanken. Es wäre jedenfalls wünschenswerth, wenn man dergleichen schmutziges Läsevolk nicht mit gewöhnlichem Wasser sondern mit Eau de Cologne taufen ließe.

Im Hause des Gebauten unterbrach ich diese Rede, muß man nicht von Stricken sprechen, lieber Doctor; sagen Sie mir vielmehr: wo sind jetzt die großen Ochsen, die, wie mein Vater mir einst erzählte, auf dem jüdischen Kirchhofe hier zu Frankfurt herumliefen und in der Nacht so entsetzlich brüllten, daß die Ruhe der Nachbaren dadurch gestört wurde?

„Ihr Herr Vater," rief Börne lachend, „hat Ihnen in der That keine Unwahrheit gesagt. Es existirte früherhin der Gebrauch, daß die jüdischen Viehhändler die männliche Erstgeburt ihrer Kühe nach biblischer Vorschrift dem lieben Gotte widmeten, und in dieser Absicht aus allen Gegenden Deutschlands hieher nach Frankfurt brachten, wo man jenen Ochsen Gottes den jüdischen Kirchhof zum Grasen anwies, und wo sie bis an ihr seliges Ende sich herumtrieben und wirklich oft entsetzlich brüllten. Aber die alten Ochsen sind jetzt todt, und das heutige Rindvieh hat nicht mehr den rechten Glauben, und ihre Erstgeburten bleiben ruhig daheim, wenn sie nicht gar zum Christenthume übergehen. Die alten Ochsen sind todt."

Ich kann nicht umhin, bei dieser Gelegenheit zu erwähnen, daß mich Börne während meines Aufenthalts in Frankfurt einlud, bei einem seiner Freunde zu Mittag zu speisen, und zwar, weil derselbe in getreuer Beharrung an jüdischen Gebräuchen, mir die berühmte Schaletspeise vorsetzen werde; und in der That, ich erfreute mich dort jenes Gerichtes, das vielleicht noch egyptischen Ursprungs und alt wie die Pyramiden ist. Ich wundre mich, daß Börne späterhin, als er scheinbar in humoristischer Laune, in der That aber aus plebejischer Absicht durch mancherlei Erfindungen und Insinuationen wie gegen Kronenträger überhaupt, so auch gegen ein

gekröntes Dichterhaupt den Pöbel verhetzte . . . ich wundre mich, daß er in seinen Schriften nie erzählt hat, mit welchem Appetit, mit welchem Enthusiasmus, mit welcher Andacht, mit welcher Ueberzeugung ich einst beim Doctor St. . . . das altjüdische Schalet essen verzehrt habe! Dieses Gericht ist aber auch ganz vortrefflich und es ist schmerzlich zu bedauern, daß die christliche Kirche, die dem alten Judenthume so viel Gutes entlehnte, nicht auch den Schalet adoptirt hat. Vielleicht hat sie sich dieses für die Zukunft noch vorbehalten, und wenn es ihr mal ganz schlecht geht, wenn ihre höchsten Symbole sogar das Kreuz seine Kraft verloren,



greift die christliche Kirche zum Schalet essen und die entwischten Völker werden sich wieder mit neuem Appetit in ihren Schoß hineindrängen. Die Juden wenigstens werden sich alsdann auch mit Ueberzeugung dem Christenthume anschließen . . . denn, wie ich klar einsehe, es ist nur der Schalet der sie zusammenhält in ihrem alten Bunde. Börne versicherte mir sogar, daß die Abtrünnigen, welche zum neuen Bunde übergegangen, nur den Schalet zu riechen brauchen, um ein gewisses Heimweh nach der Synagoge zu empfinden, daß der Schalet sozusagen der Kuhreigen der Juden sei.

Auch nach Bornheim sind wir mit einander hinausgefahren am Sabbath, um dort Kaffee zu trinken und die Töchter Israels zu betrachten . . . Es waren schöne Mädchen und rochen nach Schalet, allerliebst. Börne zwinkerte mit den Augen. In diesem geheimnißvollen Zwinkern, in diesem unsicher lüsternen Zwinkern, das sich vor der inneren Stimme fürchtet, lag die ganze Verschiedenheit unserer Gefühlsweise. Börne nämlich war, wenn auch nicht in seinen Gedanken, doch desto mehr in seinen Gefühlen, ein Sclave der nazarenischen Abstinenz; und wie es allen Leuten seines Gleichen geht, die zwar die sinnliche Enthaltsamkeit als höchste Tugend anerkennen, aber nicht vollständig ausüben können, so wagte er es nur im Verborgenen, zitternd und erröthend, wie ein genäschiger Knabe, von Eva's verbotenen Aepfeln zu kosten. Ich weiß nicht, ob bei diesen Leuten der Genuß intensiver ist, als bei uns, die wir dabei den Reiz des geheimen Unterschleifs, der moralischen Contrebande, entbehren; behauptet man doch, daß Muhammed seinen Türken den Wein verboten habe, damit er ihnen desto süßer schmecke.

In großer Gesellschaft war Börne wortkarg und einsilbig, und dem Fluß der Rede überließ er sich nur im Zwiegespräch, wenn er glaubte, sich neben einem gleichgesinnten Menschen zu befinden. Daß Börne mich für einen Solchen ansah, war ein Irrthum, der späterhin für mich sehr viele Verdrießlichkeiten zur Folge hatte. Schon damals in Frankfurt harmonirten wir nur im Gebiete der Politik, keineswegs in den Ge-

bieten der Philosophie oder der Kunst oder der Natur — die ihm sämmtlich verschlossen waren. Vielleicht entfallen mir späterhin in dieser Beziehung einige charakteristische Züge. Wir waren überhaupt von entgegengesetztem Wesen und diese Verschiedenheit wurzelt am Ende vielleicht nicht blos in unserer moralischen, sondern auch in körperlichen Natur.

Es gibt im Grunde nur zwei Menschensorten: die mageren und die fetten, oder vielmehr Menschen, die immer dünner werden, und Solche, die aus schmachtigen Anfangen allmalig zur rundlichsten Corpulenz übergehen. Die Ersteren sind eben die gefährliche Sorte, die Cäsar so sehr fürchtete — „ich wollte, er wäre fetter," sagte er von Cassius. Brutus war von einer ganz anderen Sorte, und ich bin überzeugt, wenn er nicht die Schlacht bei Philippi verloren und sich bei dieser Gelegenheit erstochen hätte, wäre er eben so dick geworden, wie der Schreiber dieser Blätter. — „Und Brutus war ein braver Mann."

Da ich hier an Shakspeare erinnert werde, so ergreife ich die Gelegenheit, mich für eine alte Lesart zu erklären, die den Hamlet „fett" nennt. — Bedauernswürdiger Prinz von Dänemark! die Natur hatte dich dazu bestimmt, in glücklichster Wohlbeleibtheit deine Tage zu verschlendern, und da fällt auf einmal die Welt aus ihren Angeln, und du sollst sie wieder einrahmen! Armer dicker Dänenprinz. — —

Die drei Tage, welche ich in Frankfurt in Börne's Gesellschaft zu brachte, verflossen in fast idyllischer Friedsamkeit. Er bestrebte sich angelegentlichst mir zu gefallen. Er ließ die Raketen seines Witzes so heiter als möglich aufleuchten, und wie bei chinesischen Feuerwerken am Ende der Feuerwerker selbst unter sprühendem Flammengeprassel in die Luft steigt, so schlossen die humoristischen Reden des Mannes immer mit einem tollen Brillantfeuer, worin er sich selbst auf's Keckste preisgab. Er war harmlos wie ein Kind. Bis zum letzten Augenblick meines Aufenthalts in Frankfurt lief er gemüthlich neben mir einher, mir an den Augen ablauschend, ob er mir vielleicht noch irgend eine Liebe erweisen könne. Er wußte, daß ich auf Veranlassung des alten Baron Cotta nach München reiste, um dort die Redaction der politischen Annalen zu übernehmen und auch einigen projectirten literarischen Instituten meine Thatigkeit zu widmen. Es galt damals, für die liberale Presse jene Organe zu schaffen, die späterhin so heilsamen Einfluß üben konnten; es galt die Zukunft zu säen, eine Aussaat, für welche in der Gegenwart nur die Feinde Augen hatten, so daß der arme Saemann schon gleich nur Aerger und Schmähung einerntete. Männiglich bekannt sind die giftigen Jämmerlichkeiten, welche die ultramontane aristokratische Propaganda in München gegen mich und meine Freunde ausübte.

„Hüten Sie sich, in München mit den Frömmlern zu colidiren" waren die letzten Worte, welche mir Börne beim Abschied in's Ohr flüsterte. Als ich schon im Coupé des Postwagens saß, blickte er mir noch lange nach, wehmüthig, wie ein alter Seemann, der für auf's feste Land zurückgezogen hat und nur noch Mitleid bewegt fühlt, wenn er einen jungen Fant sieht, der sich zum ersten Male auf's Meer begibt . .

Der Alte glaubte damals, dem tückischen Elemente auf ewig Valet gesagt zu haben und den Rest seiner Tage im sichern Hafen beschließen zu können.

Armer Mann! Die Götter wollten ihm diese Ruhe nicht gönnen! Er mußte bald wieder hinaus auf die hohe See und dort begegneten sich unsere Schiffe während jener furchtbare Sturm wütbete, worin er zu Grunde ging. Wie das heulte! Wie das krachte! Beim Licht der gelben Blitze, die aus dem schwarzen Gewölk herabschossen, konnte ich genau sehen, wie Muth und Sorge auf dem Gesichte des Mannes schmerzlich wechselten! Er stand am Steuer seines Schiffes und trotzte dem Ungestüm der Wellen, die ihn manchmal zu verschlingen drohten, manchmal ihn nur kleinlich bespritzten und durchnäßten, was einen so kummervollen und zugleich komischen Anblick gewährte, daß man darüber weinen und lachen konnte.

Armer Mann! Sein Schiff war ohne Anker und sein Herz ohne Hoffnung . . . Ich sah, wie der Mast brach, wie die Winde das Tauwerk zerrissen . . . Ich sah, wie er die Hand nach mir ausstreckte . . .

Ich durfte sie nicht erfassen, ich durfte die kostbare Ladung, die heiligen Schätze, die mir vertraut, nicht dem sicheren Verderben preisgeben ... Ich trug an Bord meines Schiffes die Götter der Zukunft.

Zweites Buch.

Helgoland, den 1. Julius 1830.

— Ich selber bin dieses Guerilla-Krieges müde und sehne mich nach Ruhe, wenigstens nach einem Zustand, wo ich mich meinen natürlichen Neigungen meiner träumerischen Art und Weise, meinem phantastischen Sinnen und Grübeln ganz fesselfos hingeben kann. Welche Ironie des Geschickes, daß ich, der ich mich so gerne auf die Pfühle des stillen beschaulichen Gemüthlebens bette, daß eben ich dazu bestimmt war, meine armen Mitdeutschen aus ihrer Behaglichkeit hervorzugeißeln und in die Bewegung hineinzuhetzen! Ich, der ich mich am liebsten damit beschäftige, Wolkenzüge zu beobachten, metrische Wortzauber zu erklügeln, die Geheimnisse der Elementargeister zu erlauschen, und mich in die Wunderwelt alter Märchen zu versenken . . . ich mußte politische Annalen herausgeben, Zeitinteressen vortragen, revolutionäre Wünsche ansetteln, die Leidenschaften aufstacheln, den armen deutschen Michel beständig an der Nase zupfen, daß er aus seinem gesunden Riesenschlaf erwache . . Freilich, ich konnte dadurch bei dem schnarchenden Giganten nur ein sanftes Niesen, keineswegs aber ein Erwachen bewirken . . . Und ruß ich auch heftig an seinem Kopfkissen, so rückte er es sich doch wieder zurecht mit schlaftrunkener Hand . . . Einst wollte ich aus Verzweiflung seine Nachtmütze in Brand stecken, aber sie war so feucht von Gedankenschweiß, daß sie nur gelinde rauchte . . . und Michel lächelte im Schlummer . . .

Ich bin müde und lechze nach Ruhe. Ich werde mir ebenfalls eine deutsche Nachtmütze anschaffen und über die Ohren ziehen. Wenn ich nur wüßte, wo ich jetzt mein Haupt niederlegen kann. In Deutschland ist es unmöglich. Jeden Augenblick würde ein Polizeidiener herankommen und mich rütteln, um zu erproben, ob ich wirklich schlafe. Schon diese Idee verdirbt mir alles Behagen. Aber in der That, wo soll ich hin? Wieder nach Süden? Nach dem Lande, wo die Citronen blühen und die Goldorangen? Ach! vor jedem Citronenbaum steht dort eine martialische Schildwache, und donnert dir ein schreckliches „Wer da!" entgegen. Wie die Citronen so sind auch die Goldorangen jetzt sehr sauer. Oder soll ich nach Norden? Etwa nach Nordosten? Ach, die Eisbären sind jetzt gefährlicher als je seitdem sie sich civilisiren und Glacéhandschuhe tragen. Oder soll ich wieder

die Atmosphäre ganz davon geschwängert ist, aber in südlichen Ländern, wo der reisende Brite isolirt umherwandert, und die graue Aureole der Langeweile, die sein Haupt umgibt, in der sonnig blauen Luft recht schneidend sichtbar wird. Die Engländer freilich glauben, ihre dicke Langeweile sei ein Product des Ortes, und, um derselben zu entfliehen, reisen sie durch alle Lande, langweilen sich überall und kehren heim mit einem Diary of an ennuyé. Es geht ihnen, wie dem Soldaten, dem seine Kameraden, als er schlafend auf der Pritsche lag, Unrath unter die Nase rieben; als er erwachte, bemerkte er, es röche schlecht in der Wachtstube, und er ging hinaus, kam aber bald zurück, und behauptete, auch draußen röche es übel, die ganze Welt stänke.

Einer meiner Freunde, welcher jüngst aus Frankreich kam, behauptete, die Engländer bereisten den Continent aus Verzweiflung über die plumpe Küche ihrer Heimat: an den französischen Table-d'hôten sähe man dicke Engländer, die nichts als Vol au-Vents, Crême, Süprêmes, Ragouts, Gelées und dergleichen luftige Speisen verschluckten, und zwar mit jenem kolossalen Appetite, der sich da heim an Roastbeefmassen und Yorkshirer Plumpudding geübt hatte, und wodurch am Ende alle französischen Gastwirthe zu Grunde gehen müssen. Ist etwa wirklich die Exploitation der Table d'hôten der geheime Grund, weshalb die Engländer herumreisen? Während wir über die Flüchtigkeit lächeln, womit sie überall die Merkwürdigkeiten und Gemäldegalerien ansehen, sind sie es vielleicht, die uns mystificiren, und ihre belächelte Neugier ist nichts als ein pfiffiger Deckmantel für ihre gastronomischen Absichten.

Aber wie vortrefflich auch die französische Küche, in Frankreich selbst soll es jetzt schlecht aussehen, und die große Retirade hat noch kein Ende. Die Frommen floriren dort und singen Triumphlieder. Die dortigen Machthaber sind dieselben Thoren, denen man bereits vor fünfzig Jahren die Köpfe abgeschlagen ... Was half's! sie sind dem Grabe wieder entstiegen, und jetzt ist ihr Regiment thörichter als früher; denn als man sie aus dem Todtenreich an's Tageslicht heraufließ, haben Manche von ihnen in der Hast den ersten, besten Kopf aufgesetzt, der ihnen zur Hand lag, und da ereigneten sich gar heillose Mißgriffe: die Köpfe passen manchmal nicht zu dem Rumpf und zu dem Herzen, das darin spukt. Da ist Mancher, welcher wie die Vernunft selbst auf der Tribüne sich ausspricht, so daß wir den klugen Kopf bewundern, und doch läßt er sich gleich darauf von dem unverbesserlich verrückten Herzen zu den dümmsten Handlungen verleiten ... Es ist ein grauenhafter Widerspruch zwischen den Gedanken und Gefühlen, den Grundsätzen und Leidenschaften, den Reden und den Thaten dieser Revenants!

Oder soll ich nach Amerika, nach diesem ungeheuren Freiheitsgefängniß, wo die unsichtbaren Ketten mich noch schmerzlicher drücken würden, als zu Hause die sichtbaren, und wo der widerwärtigste aller Tyrannen, der Pöbel, seine rohe Herrschaft ausübt! Du weißt, wie ich über dieses gottverfluchte Land denke, das ich einst liebte, als ich es nicht kannte ... Und doch muß ich es öffentlich loben und preisen, aus Metierpflicht ... Ihr lieben deutschen Bauern! geht nach Amerika! dort gibt es weder Fürsten noch Adel, alle Menschen sind dort gleich, gleiche Flegel ... mit Ausnahme freilich einiger Millionen, die eine schwarze oder braune Haut haben und wie die Hunde behandelt werden! Die eigentliche Sclaverei, die in den meisten nordamerikanischen Provinzen abgeschafft, empört mich nicht so sehr, wie die Brutalität, womit dort die freien Schwarzen und die Mulatten behandelt werden. Wer auch nur im entferntesten Grade von einem Neger stammt, und wenn auch nicht mehr in der Farbe, sondern nur in der Gesichtsbildung eine solche Abstammung verräth, muß die größten Kränkungen erdulden, Kränkungen, die uns in Europa fabelhaft dünken. Dabei machen diese Amerikaner großes Wesen von ihrem Christenthum und sind die eifrigsten Kirchengänger. Solche Heuchelei haben sie von den Engländern gelernt, die ihnen übrigens ihre schlechtesten Eigenschaften zurückließen. Der weltliche Nutzen ist ihre eigentliche Religion, und das Geld ist ihr Gott, ihr einziger, allmächtiger Gott. Freilich, manches edle Herz mag dort im Stillen die allgemeine Selbstsucht und Ungerechtigkeit bejammern. Will es aber gar dagegen ankämpfen, so harret seiner ein Märtyrthum, das alle europäischen Begriffe übersteigt. Ich glaube, es war in Newyork, wo ein protestantischer Prediger über die Mißhandlung der farbigen Menschen so empört war, daß er, dem grausamen Vorurtheil trotzend, seine eigene Tochter mit einem Neger verheiratete. Sobald diese wahrhaft christliche That bekannt wurde, stürmte das Volk nach dem

Hause des Predigers, der nur durch die Flucht dem Tode entrann; aber das Haus ward demolirt, und die Tochter des Predigers, das arme Opfer ward vom Pöbel ergriffen und mußte seine Wuth entgelten. She was thasched, d. h. sie ward splitternackt ausgekleidet, mit Theer bestrichen, in den aufgeschnittenen Federbetten herumgewälzt, in solcher anklebenden Federhülle durch die ganze Stadt geschleift und verhöhnt . . .

O Freiheit du bist ein böser Traum!

Helgoland, den 8. Julius.

Da gestern Sonntag war und eine bleierne Langeweile über der ganzen Insel lag und mir fast das Haupt eindrückte griff ich aus Verzweiflung zur Bibel . . . und ich gestehe es dir trotzdem daß ich ein heimlicher Hellene bin hat mich das Buch nicht blos gut unterhalten sondern auch weidlich erbaut. Welch ein Buch! groß und weit wie die Welt wurzelnd in die Abgründe der Schöpfung und hinaufragend in die blauen Geheimnisse des Himmels . . . Sonnenaufgang und Sonnenuntergang, Verheißung und Erfüllung, Geburt und Tod, das ganze Drama der Menschheit: Alles ist in diesem Buche . . . Es ist das Buch der Bücher Biblia. Die Juden sollten sich darüber trösten, daß sie Jerusalem und den Tempel und die Bundeslade und die goldenen Geräthe und Kleinodien Salomonis eingebüßt haben . . . solcher Verlust ist doch nur geringfügig in Vergleichung mit der Bibel, dem unzerstörbaren Schatze, den sie gerettet. Wenn ich nicht irre war es Muhammed welcher die Juden das Volk des Buches" nannte, ein Name der ihnen bis heutigen Tag im Oriente verblieben und ehrenvoll bezeichnend ist. Ein Buch ist ihr Vaterland ihr Besitz ihr Herr über ihr Glück und ihr Unglück. Sie leben in den unfriedeten Marken dieses Buches, hier üben sie ihr unveräußerliches Bürgerrecht hier kann man sie nicht verjagen nicht verachten hier sind sie stark und bewunderungswürdig. Versenkt in der Lectüre dieses Buches merkten sie wenig von den Veränderungen die um sie her in der wirklichen Welt vorfielen; Völker erhuben sich und verschwanden Staaten blühten empor und erloschen, Revolutionen stürmten über den Erdboden . . . sie aber, die Juden, lagen gebeugt über ihrem Buche und merkten nichts von der wilden Jagd der Zeit die über ihre Häupter dahinzog!

Wie der Prophet des Morgenlandes sie „das Volk des Buches" nannte, so hat sie der Prophet des Abendlandes in seiner Philosophie der Geschichte als „das Volk des Geistes" bezeichnet. Schon in ihren frühesten Anfängen, wie wir im Pentateuch bemerken, bekunden die Juden ihre Vorneigung zu dem Abstracte und ihre ganze Religion ist nichts als ein Act der Dialektik wodurch Materie und Geist getrennt, und das Absolute nur in der alleinigen Form des Geistes anerkannt wird. Welche schauerlich isolirte Stellung mußten sie einnehmen unter den Völkern des Alterthums, die, dem freudigsten Naturdienste ergeben den Geist vielmehr in den Erscheinungen der Materie in Bild und Symbol begriffen! Welche entsetzliche Opposition bildeten sie deshalb gegen das buntgefärbte, hieroglyphenwimmelnde Aegypten, gegen Phönicien, den großen Freudetempel der Astarte, oder gar

gegen die schöne Sünderin, das holde, süßduftige Babylon und endlich gar gegen Griechenland, die blühende Heimat der Kunst!

Es ist ein merkwürdiges Schauspiel, wie das Volk des Geistes sich allmälig ganz von der Materie befreit, sich ganz spiritualisirt. Moses gab dem Geiste gleichsam materielle Bollwerke gegen den realen Andrang der Nachbarvölker; rings um das Feld, wo er Geist gesäet, pflanzte er das schroffe Ceremonialgesetz und eine egoistische Nationalität als schützende Dornhecke. Als aber die heilige Geistpflanze so tiefe Wurzel geschlagen und so himmelhoch emporgeschossen, daß sie nicht mehr ausgerentet werden konnte, da kam Jesus Christus und riß das Ceremonialgesetz nieder, das fürder keine nützliche Bedeutung mehr hatte, und er sprach sogar das Vernichtungsurtheil über die jüdische Nationalität . . . Er berief alle Völker der Erde zur Theilnahme an dem Reiche Gottes, das früher nur einem einzigen auserlesenen Gottesvolke gehörte, er gab der ganzen Menschheit das jüdische Bürgerrecht . . . Das war eine große Emancipationsfrage, die jedoch weit großmüthiger gelöst wurde, wie die heutigen Emancipationsfragen in Sachsen und Hannover . . . Freilich, der Erlöser, der seine Brüder vom Ceremonialgesetz und der Nationalität befreite, und den Kosmopolitismus stiftete, ward ein Opfer seiner Humanität, und der Stadtmagistrat von Jerusalem ließ ihn kreuzigen und der Pöbel verspottete ihn . . .

Aber nur der Leib ward verspottet und gekreuzigt, der Geist ward verherrlicht, und das Märtyrthum des Triumphators, der dem Geiste die Weltherrschaft erwarb, ward Sinnbild dieses Sieges, und die ganze Menschheit strebte seitdem, in imitationem Christi, nach leiblicher Abtödtung und übersinnlichem Aufgehen im absoluten Geiste . . .

Wann wird die Harmonie wieder eintreten, wann wird die Welt wieder gesunden von dem einseitigen Streben nach Vergeistigung, dem tollen Irrthume, wodurch sowohl Seele wie Körper erkrankten!

Ein großes Heilmittel liegt in der politischen Bewegung und in der Kunst. Napoleon und Goethe haben trefflich gewirkt. Jener, indem er die Völker zwang, sich allerlei gesunde Körperbewegung zu gestatten; dieser, indem er uns wieder für griechische Kunst empfänglich machte und solide Werke schuf, woran wir uns, wie an marmornen Götterbildern, festklammern können, um nicht unterzugehen im Nebelmeer des absoluten Geistes . . .

Helgoland, den 18. Julius.

Im alten Testamente habe ich das erste Buch Moses ganz durchgelesen. Wie lange Karavanenzüge, zog die heilige Vorwelt durch meinen Geist. Die Kamele ragen hervor. Auf ihrem hohen Rücken sitzen die verschleierten Rosen von Kanaan. Fromme Viehhirten, Ochsen und Kühe vor sich hintreibend. Das zieht über kahle Berge, heiße Sandflächen, wo nur hie und da eine Palmengruppe zum Vorschein kommt und Kühlung fächelt. Die Knechte graben Brunnen. Süßes, stilles, hellsonniges Morgenland! Wie lieblich ruht es sich unter deinen Zelten! O Laban, könnte ich deine Herden weiden! Ich würde **dir gerne sieben Jahre dienen um Rahel, und** noch andere sieben Jahre für die Lea, die du mir in den Kauf gibst! Ich höre, wie sie blöken, die Schafe Jacobs, und ich sehe, wie er ihnen die geschälten Stäbe vorhält, wenn sie in der Brunstzeit zur Tränke gehn. Die gesprenkelten **gehören jetzt uns. Unterdessen kommt Ruben nach Hause und bringt seiner Mutter einen Strauß Judaim, die er auf dem Felde gepflückt. Rahel** verlangt die Judaim, und Lea gibt sie ihr mit der Bedingung, daß Jacob dafür die nächste Nacht bei ihnen bleibe. Was sind Judaim? Die Kommen-

tatoren haben sich vergebens darüber den Kopf zerbrochen. Luther weiß sich nicht besser zu helfen, als daß er diese Blumen ebenfalls Judaim nennt. Es sind vielleicht schwäbische Gelbveiglein. Die Liebesgeschichte von der Dina und dem jungen Sichem hat mich sehr gerührt. Ihre Brüder Simeon und Levy haben jedoch die Sache nicht so senti mentalisch aufgefaßt. Abscheulich ist es, daß sie den unglücklichen Sichem und alle seine Angehörigen mit grimmiger Hinterlist erwürgten, obgleich der arme Liebhaber sich anheischig machte, ihre Schwester zu heiraten, ihnen Länder und Güter zu geben, sich mit ihnen zu einer einzigen Familie zu verbünden, obgleich er bereits in dieser Absicht sich und sein ganzes Volk bekehren ließ. Die beiden Burschen hätten froh sein sollen, daß ihre Schwester eine so glänzende Partie machte, die angelobte Verschwägerung war für ihren Stamm vom höchsten Nutzen, und dabei gewannen sie außer der kostbarsten Morgengabe auch eine gute Strecke Land, dessen sie eben sehr bedurften ... Man kann sich nicht anständiger aufführen, wie dieser verliebte Sichemprinz, der am Ende doch nur aus Liebe die Rechte der Ehe anticipirt hatte ... Aber das ist es, er hatte ihre Schwester verführt, und für dieses Vergehen gibt es bei jenen ehrstolzen Brüdern keine andere Buße, als den Tod ... und wenn der Vater sie ob ihrer blutigen That zur Rede stellt und die Vortheile erwähnt, die ihnen die Verschwägerung mit Sichem verschafft hätte, antworten sie: „Sollten wir etwa Handel treiben mit der Sittsamkeit unsrer Schwester?"

Störrige, grausame Herzen, diese Brüder! Aber unter dem harten Stein duftet das zarteste Sittlichkeitsgefühl. Sonderbar, dieses Sittlichkeitsgefühl, wie es sich noch bei anderen Gelegenheiten im Leben der Erzväter äußert, ist nicht Resultat einer positiven Religion oder einer politischen Gesetzgebung — nein, damals gab es bei den Vorfahren der Juden weder positive Religion, noch politisches Gesetz, beides entstand erst in späterer Zeit. Ich glaube daher behaupten zu können, die Sittlichkeit ist unabhängig von Dogma und Legislation, sie ist ein reines Product des gesunden Menschengefühls, und die wahre Sittlichkeit, die Vernunft des Herzens, wird ewig fortleben, wenn auch Kirche und Staat zu Grunde gehen.

Ich wünschte, wir besäßen ein anderes Wort zur Bezeichnung dessen, was wir jetzt Sittlichkeit nennen. Wir könnten sonst verleitet werden, die Sittlichkeit als ein Product der Sitte zu betrachten. Die romanischen Völker sind in demselben Falle, indem ihr morale von mores abgeleitet worden. Aber wahre Sittlichkeit ist, wie von Dogma und Legislation, so auch von den Sitten eines Volkes unabhängig. Letztere sind Erzeugnisse des Klimas, der Geschichte, und aus solchen Factoren entstanden Legislation und Dogmatik. Es gibt daher eine indische, eine chinesische, eine christliche Sitte, aber es gibt nur eine einzige, nämlich eine menschliche Sittlichkeit. Diese läßt sich vielleicht nicht im Begriff erfassen, und das Gesetz der Sittlichkeit, das wir Moral nennen, ist nur eine dialektische Spielerei. Die Sittlichkeit offenbart sich in Handlungen, und nur in den Motiven derselben, nicht in ihrer Form und Farbe, liegt die sittliche Bedeutung. Auf dem Titelblatt von Golowin's Reise nach Japan stehen als Motto die schönen Worte, welche der russische Reisende von einem vornehmen Japanesen vernommen: „Die Sitten der Völker sind verschieden, aber gute Handlungen werden überall als solche anerkannt werden."

So lange ich denke, habe ich über diesen Gegenstand, die Sittlichkeit, nachgedacht. Das Problem über die Natur des Guten und Bösen, das seit anderthalb Jahrtausend alle großen Gemüther in quälende Bewegung gesetzt, hat sich bei mir nur in der Frage von der Sittlichkeit geltend gemacht

Aus dem alten Testament springe ich manchmal in's neue, und auch hier überschauert mich die Allmacht des großen Buches. Welchen heiligen Boden betritt hier dein Fuß! Bei dieser Lectüre sollte man die Schuhe ausziehen, wie in der Nähe von Heiligthümern.

Die merkwürdigsten Worte des neuen Testaments sind für mich die Stelle im Evangelium Johannis, Cap. XVI, Vers 12 und 13. „Ich habe euch noch Viel zu sagen, aber ihr könnet es jetzt nicht tragen. Wenn aber Jener, der Geist der Wahrheit, kommen wird, der wird euch in alle Wahrheit leiten. Denn er wird nicht von sich selbst reden, sondern, was er hören wird, das wird er reden, und was zukünftig ist, wird er euch verkündigen." Das letzte Wort ist also nicht gesagt worden, und hier ist vielleicht der Ring, woran sich eine neue Offenbarung knüpfen läßt. Sie beginnt mit der Erlösung vom Worte, macht dem Märtyrthum ein Ende, und stiftet das Reich der

ewigen Freude: das Millenium. Alle Verheißungen finden zuletzt die reichste Erfüllung.

Eine gewisse mystische Doppelsinnigkeit ist vorherrschend im neuen Testamente. Eine kluge Abschweifung, nicht ein System sind die Worte: „Gib Cäsarn, was des Cäsars, und Gott, was Gottes ist." So auch, wenn man Christum frägt: „Bist du König der Juden?" ist die Antwort ausweichend. Ebenfalls auf die Frage, ob er Gottes Sohn sei. **Muhammed zeigt sich weit offener, bestimmter.**

Als man ihn mit einer ähnlichen Frage anging nämlich, ob er Gottes Sohn sei, antwortete er: „Gott hat keine Kinder."

Welch ein großes Drama ist die Passion! Und wie tief ist es motivirt durch die Prophezeiungen des alten Testamentes! Sie konnte nicht umgangen werden, sie war das rothe Siegel der Beglaubnußtestamentum. Gleich den Wundern, so hat auch **die Passion als Annonce gedient ... Wenn jetzt** ein Heiland aufsteht, braucht er sich nicht mehr **kreuzigen zu lassen, um seine Lehre eindrücklich** zu veröffentlichen ... er läßt sie ruhig drucken, und **annoncirt das Büchlein in der Allgemeinen Zeitung mit sechs Kreuzern die Zeile Inserationsgebühr.**

Welche süße Gestalt, dieser Gottmensch! Wie borniert erscheint, in Vergleichung mit ihm, der Heros des alten Testaments! Moses liebt sein Volk mit einer rührenden Innigkeit; wie eine Mutter, sorgt er für die Zukunft dieses Volkes. Christus liebt die Menschheit, jene Sonne umflammte die ganze Erde mit den wärmenden Strahlen seiner Liebe. Welch ein lindernder Balsam für alle Wunden dieser Welt sind seine Worte! Welch ein Heilquell für alle Leidenden war das Blut welches auf Golgatha floß' ... Die weißen marmornen Griechengotter wurden bespritzt von diesem Blute, und erkrankten vor innerem Grauen, und konnten nimmermehr genesen! Die meisten freilich trugen schon längst in sich das verzehrende Siechthum, und nur der Schreck beschleunigte ihren Tod. Zuerst starb Pan. Kennst du die Sage wie Plutarch sie erzählt? Diese Schiffersage des Alter-

thums ist höchst merkwürdig. Sie lautet folgendermaßen:

Zur Zeit des Tiberius fuhr ein Schiff nahe an den Inseln Paxä, welche an der Küste von Aetolien liegen, des Abends vorüber. Die Leute, die sich darauf befanden, waren noch nicht schlafen gegangen, und viele saßen nach dem Nachtessen beim Trinken, als man auf einmal von der Küste her eine Stimme vernahm, welche den Namen des Thamus so hieß nämlich der Steuermann so laut rief, daß Alle in die größte Verwunderung geriethen. Beim ersten und zweiten Rufe schwieg Thamus, beim dritten antwortete er; worauf dann die Stimme mit noch verstärktem Tone diese Worte zu ihm sagte: „Wenn du auf die Höhe von Palodes anlangst, so verkündige, daß der große Pan gestorben ist!" Als er nun diese Höhe erreichte, vollzog Thamus den Auftrag und rief vom Hintertheil des Schiffes nach dem Lande hin: „Der große Pan ist todt!" Auf diesen Ruf erfolgten von dorther die sonderbarsten Klagetöne ein Gemisch von Seufzen und Geschrei der Verwunderung, und wie von Vielen zugleich erhoben.

Die Augenzeugen erzählten dies Ereigniß in Rom, wo man die wunderlichsten Meinungen darüber äußerte. Tiberius ließ die Sache näher untersuchen und zweifelte nicht an der Wahrheit.

Helgoland, den 29. Julius.

Ich habe wieder im alten Testamente gelesen. Welch ein großes Buch! Merkwürdiger noch als der Inhalt ist für mich diese Darstellung, wo das Wort gleichsam ein Naturproduct ist, wie ein Baum, wie eine Blume, wie das Meer, wie die Sterne, wie der Mensch selbst. Das sproßt, das fließt, das funkelt, das lächelt, man weiß nicht wie, man weiß nicht warum, man findet Alles ganz natürlich. Das ist wirklich das Wort Gottes, statt daß andere Bücher nur von Menschenwitz zeugen. Im Homer, dem anderen großen Buche, ist die Darstellung ein Product der Kunst, und wenn auch der Stoff immer, eben so wie in der Bibel, aus der Realität aufgegriffen ist, so gestaltet er sich doch zu einem poetischen Gebilde, gleichsam umgeschmolzen im Tiegel des menschlichen Geistes; er wird geläutert durch einen geistigen Proceß, welchen wir die Kunst nennen. In der Bibel erscheint auch keine Spur von Kunst; das ist der Styl eines Notizenbuches, worin der absolute Geist, gleichsam ohne alle individuelle menschliche Beihilfe, die Tagesvorfälle eingezeichnet, ungefähr mit derselben thatsächlichen Treue, womit wir unsere Waschzettel schreiben. Ueber diesen Styl läßt sich gar kein Urtheil aussprechen, man kann nur seine Wirkung auf unser Gemüth constatiren, und nicht wenig mußten die griechischen Grammatiker in Verlegenheit gerathen, als sie manche frappante Schönheiten in der Bibel nach hergebrachten Kunstbegriffen definiren sollten. Longinus spricht von Erhabenheit. Neuere Aesthetiker sprechen von Naivetät. Ach! wie gesagt, hier fehlen alle Maßstäbe der Beurtheilung . . . die Bibel ist das Wort Gottes.

Nur bei einem einzigen Schriftsteller finde ich Etwas, was an jenen unmittelbaren Styl der Bibel erinnert. Das ist Shakspeare. Auch bei ihm tritt das Wort manchmal in jener schauerlichen Nacktheit hervor, die uns erschreckt und erschüttert; in den Shakspeare'schen Werken sehen wir manchmal die leibhaftige Wahrheit ohne Kunstgewand. Aber das geschieht nur in einzelnen Momenten; der Genius der Kunst, vielleicht seine Ohnmacht fühlend, überließ hier der Natur sein Amt auf einige Augenblicke, und behauptet hernach um so eifersüchtiger seine Herrschaft in der plastischen Gestaltung und in der witzigen Verknüpfung des Dramas. Shakspeare ist zu gleicher Zeit Jude und Grieche, oder vielmehr beide Elemente, der Spiritualismus und die Kunst, haben sich in ihm versöhnungsvoll durchdrungen und zu einem höheren Ganzen entfaltet.

Ist vielleicht solche harmonische Vermischung der beiden Elemente die Aufgabe der ganzen europäischen Civilisation? Wir sind noch sehr weit entfernt von einem solchen Resultate. Der Grieche Goethe, und mit ihm die ganze poetische Partei, hat in jüngster Zeit seine Antipathie gegen Jerusalem fast leidenschaftlich ausgesprochen. Die Gegenpartei, die keinen großen Namen an ihrer Spitze hat, sondern nur einige Schreihälse, wie z. B. der Jude Pustkuchen, der Jude Wolfgang Menzel, der Jude Hengstenberg, diese erheben ihr pharisäisches Zeter um so krächzender gegen Athen und den großen Heiden.

Mein Stubennachbar, ein Justizrath aus Königsberg, der hier badet, hält mich für einen Pietisten, da er immer, wenn er mir seinen Besuch abstattet, die Bibel in meinen Händen findet. Er möchte mich deshalb gern ein Bischen prickeln, und ein kaustisch ostpreußisches Lächeln bestimmert sein mageres hagestolzes Gesicht jedesmal, wenn er über Religion mit mir sprechen kann. Wir disputirten gestern über die Dreieinigkeit. Mit dem Vater ging es noch gut; das ist ja der Weltschöpfer, und jedes Ding muß seine Ursache haben. Es haperte schon bedeutend mit dem Glauben an den Sohn, den sich der kluge Mann gern verbitten möchte, aber jedoch am Ende mit fast ironischer Gutmüthigkeit annahm. Jedoch die dritte Person der Dreieinigkeit, der heilige Geist, fand den unbedingtesten Widerspruch. Was der heilige Geist ist, konnte er durchaus nicht begreifen, und plötzlich auflachend rief er: „Mit dem heiligen Geist hat es wohl am Ende dieselbe Bewandtniß, wie mit dem dritten Pferde, wenn man Extrapost reist; man muß immer dafür bezahlen und bekommt es doch nie zu sehen, dieses dritte Pferd.

Mein Nachbar, der unter mir wohnt, ist weder Pietist noch Rationalist, sondern ein Holländer, indolent und ausgebuttert wie der Käse, womit er handelt. Nichts kann ihn in Bewegung setzen, er ist das Bild der nüchternsten Ruhe, und sogar wenn er sich mit meiner Wirthin über sein Lieblingsthema, das Einsalzen der Fische, unterhält, erhebt sich seine Stimme nicht aus der plattesten Monotonie. Leider, wegen des dünnen Bretterbodens, muß ich manchmal dergleichen Gespräche anhören, und während ich hier oben mit dem Preußen über die Dreieinigkeit sprach, erklärte unten der Holländer, wie man Kabeljau, Laberdan und Stockfisch von einander unterscheidet; es sei im Grunde Ein und Dasselbe, und man bezeichne damit nur drei verschiedene Einsalzungsgrade.

Mein Hauswirth ist ein prächtiger Seemann, berühmt auf der ganzen Insel wegen seiner Unerschrockenheit in Sturm und Noth, dabei gutmüthig und sanft wie ein Kind. Er ist eben von einer großen Fahrt zurückgekehrt, und mit lustigem Ernste erzählte er mir von einem Phänomen, welches er gestern am 28. Juli auf der hohen See wahrnahm. Es klingt drollig. Mein Hauswirth behauptet nämlich, die ganze See roch nach frischgebackenem Kuchen, und zwar sei ihm der warme, delicate Kuchenduft so verführerisch in die Nase gestiegen, daß ihm ordentlich weh um's Herz ward.

Siehst du, das ist ein Seitenstück zu dem neckenden Luftbild, das dem lechzenden Wanderer in der arabischen Sandwüste eine klare, erquickende Wasserfläche vorspiegelt. Eine gebackene Fata Morgana.

Helgoland, den 1. August.

— Du hast keinen Begriff davon, wie das dolce far niente mir hier behagt. Ich habe kein einziges Buch, das sich mit den Tagesinteressen beschäftigt, hieher mitgenommen. Meine ganze Bibliothek besteht aus Paul Warnefried's Geschichte der Longobarden, der Bibel, dem Homer und einigen Scharteken über Hexenwesen. Ueber Letzteres möchte ich gern ein interessantes Büchlein schreiben. Zu diesem Behufe beschäftigte ich mich jüngst mit Nachforschung über die letzten Spuren des Heidenthums in der getauften modernen Zeit. Es ist höchst merkwürdig, wie lange und unter welchen Vermummungen sich die schönen Wesen der griechischen Fabelwelt in Europa erhalten haben. — Und im Grunde erhielten sie sich ja bei uns bis auf heutigen Tag, bei uns, den Dichtern. Letztere haben seit dem Sieg der christlichen Kirche immer eine stille Gemeinde gebildet, wo die Freude des alten Bilderdienstes, der jauchzende Götterglaube sich fortpflanzte von Geschlecht auf Geschlecht, durch die Tradition der heiligen Gesänge . . . Aber, ach! die ecclesia pressa, die den Homeros als ihren Propheten verehrt, wird täglich mehr und mehr bedrängt, der Eifer der schwarzen Familiaren wird immer bedenklicher angefacht. Sind wir bedroht mit einer neuen Götterverfolgung?

Furcht und Hoffnung wechseln ab in meinem Geiste, und mir wird sehr ungewiß zu Muthe.

— — Ich habe mich mit dem Meere wieder ausgesöhnt, du weißt, wir waren en délicatesse, und wir sitzen wieder des Abends beisammen und halten geheime Zwiegespräche. Ja, ich will die Politik und die Philosophie an den Nagel hängen und mich wieder der Naturbetrachtung und der Kunst hingeben. Ist doch all dieses Quälen und Abmühen nutzlos, und obgleich ich mich marterte für das allgemeine Heil, so wird doch dieses wenig

dadurch gefördert. Die Welt bleibt nicht im ſtarren Stillſtand, aber im erfolgloſeſten Kreislauf. Einſt, als ich noch jung und unerfahren glaubte ich, daß, wenn auch im Befreiungskampfe der Menſchheit der einzelne Kämpfer zu Grunde geht, dennoch die große Sache am Ende ſiege . . . Und ich erquickte mich an jenen ſchönen Verſen Byron's:

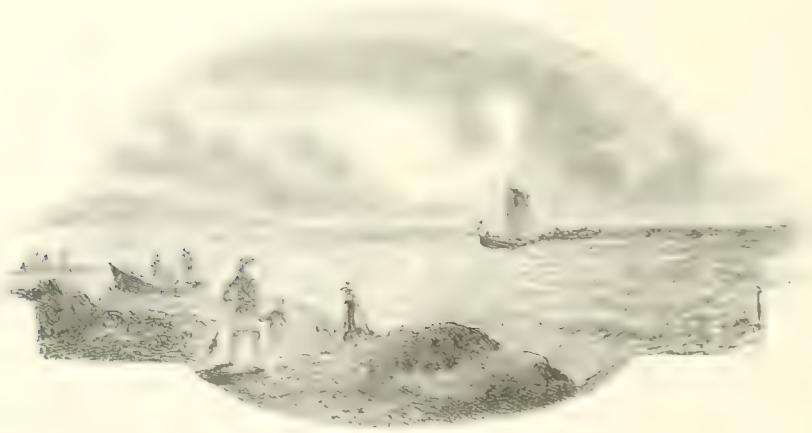
„Die Wellen kommen eine nach der andern herangeſchwommen, und eine nach der andern zerbrechen ſie und zerſtieben ſie auf dem Strande, aber das Meer ſelber ſchreitet vorwärts – –"

Ach! wenn man dieſer Naturerſcheinung länger zuſchaut, ſo bemerkt man daß das vorwärtsgeſchrittene Meer nach einem gewiſſen Zeitlauf ſich wieder in ſein voriges Bett zurückzieht, ſpäter auf's Neue daraus hervortritt, mit derſelben Heftigkeit das verlaſſene Terrain wieder zu gewinnen ſucht, endlich kleinmüthig wie vorher die Flucht ergreift, und, dieſes Spiel beſtändig wiederholend, dennoch niemals weiter kommt . . . Auch die Menſchheit bewegt ſich nach den Geſetzen von Ebbe und Fluth, und vielleicht auch auf die Geiſterwelt übt der Mond ſeine ſideriſchen Einwirkungen.

Es iſt heute junges Licht, und trotz aller wehmüthigen Zweifelſucht, womit ſich meine Seele hin und her quält beſchleichen mich wunderliche Ahnungen . . .

Es geſchieht jetzt etwas Außerordentliches in der Welt . . . Die See riecht nach Kuchen, und die Wolkenmönche ſahen vorige Nacht ſo traurig aus, ſo betrübt . . .

Ich wandelte einſam am Strand in der Abenddämmerung. Ringsum herrſchte feierliche Stille. Der hochgewölbte Himmel glich der Kuppel einer gothiſchen Kirche. Wie unzählige Lampen hingen darin die Sterne, aber ſie brannten düſter und zitternd. Wie eine Waſſerorgel rauſchten die Meereswellen: ſturmliche Choräle ſchmerzlich verzweiflungsvoll, jedoch mitunter auch triumphirend. Ueber mir ein langer Zug von weißen Wolkenbildern, die wie Mönche ausſahen, alle gebeugten Hauptes und kummervollen Blickes dahinziehend, eine traurige Proceſſion . . . Es ſah faſt aus, als ob ſie einer Leiche folgten . . . Wer wird begraben? Wer iſt geſtorben? ſprach ich zu mir ſelber. Iſt der große Pan todt?



Helgoland, den 6. August.

Während sein Heer mit den Longobarden kämpfte, saß der König der Heruler ruhig in seinem Zelte und spielte Schach. Er bedrohte mit dem Tode Denjenigen, der ihm eine Niederlage melden würde. Der Späher, der, auf einem Baume sitzend, dem Kampfe zuschaute, rief immer: „Wir siegen! wir siegen!“ — bis er endlich laut aufseufzte: „Unglücklicher König! Unglückliches Volk der Heruler!“ Da merkte der König, daß die Schlacht verloren, aber zu spät! Denn die Longobarden drangen zu gleicher Zeit in sein Zelt und erstachen ihn . . .

Eben diese Geschichte las ich in Paul Warnefried, als das dicke Zeitungspacket mit den warmen, glühend heißen Neuigkeiten vom festen Lande ankam. Es waren Sonnenstrahlen, eingewickelt in Druckpapier, und sie entflammten meine Seele bis zum wildesten Brand. Mir war, als könnte ich den ganzen Ocean bis zum Nordpol anzünden mit den Gluthen der Begeisterung und der tollen Freude, die in mir loderten. Jetzt weiß ich auch, warum die ganze See nach Kuchen roch. Der Seine-Fluß hatte die gute Nachricht unmittelbar in's Meer verbreitet, und in ihren Krystallpalästen haben die schönen Wasserfrauen, die von jeher allem Heldenthum hold, gleich einen Thé dansant gegeben, zur Feier der großen Begebenheiten, und deshalb roch das ganze Meer nach Kuchen. Ich lief wie wahnsinnig im Hause herum, und küßte zuerst die dicke Wirthin, und dann ihren freundlichen Seewolf, auch umarmte ich den preußischen Justizcommissarius, um dessen Lippen freilich das frostige Lächeln des Unglaubens nicht ganz verschwand. Sogar den Holländer drückte ich an mein Herz . . . Aber dieses indifferente Fettgesicht blieb kühl und ruhig, und ich glaube, wär' ihm die Juliussonne in Person um den Hals gefallen, Mynheer würde nur in einen gelinden Schweiß, aber keineswegs in Flammen gerathen sein. Diese Nüchternheit inmitten einer allgemeinen Begeisterung ist empörend. Wie die Spartaner ihre Kinder vor der Trunkenheit bewahrten, indem sie ihnen als warnendes Beispiel einen berauschten Heloten zeigten, so sollten wir in unseren Erziehungsanstalten einen Holländer füttern, dessen sympathielose, gehäbige Fischnatur den Kindern einen Abscheu vor der Nüchternheit einflößen möge. Wahrlich, diese holländische Nüchternheit ist ein weit fataleres Laster als die Besoffenheit eines Heloten. Ich möchte Mynheer prügeln . . .

Aber nein, keine Excesse! Die Pariser haben uns ein so brillantes Beispiel von Schonung gegeben. Wahrlich, ihr verdient es, frei zu sein, ihr Franzosen, denn ihr tragt die Freiheit im Herzen. Dadurch unterscheidet ihr euch von euren armen Vätern, welche sich aus jahrtausendlicher Knechtschaft erhoben, und bei allen ihren Heldenthaten auch jene wahnsinnigen Greuel ausübten, worüber der Genius der Menschheit sein Antlitz verhüllte. Die Hände des Volkes sind diesmal nur blutig geworden im Schlachtgewühle gerechter Gegenwehr, nicht nach dem Kampf. Das Volk verband selbst die Wunden seiner Feinde, und als die That abgethan war, ging es wieder ruhig an seine Tagesbeschäftigung, ohne für die große Arbeit auch nur ein Trinkgeld verlangt zu haben!

„Vor dem Sclaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Menschen erzittert nicht!“

Du siehst wie berauscht ich bin, wie außer mir, wie allgemein . . . ich citire Schiller's banalsten Vers.

Und den alten Herrn, dessen unverbesserliche Fehler so viel Bürgerblut gekostet, haben die Pariser mit rührender Schonung behandelt. Er saß wirklich beim Schachspiel, wie der König der Heruler, als die Sieger in sein Zelt stürzten. Mit zitternder Hand unterzeichnete er die Abdankung. Er hat die Wahrheit nicht hören wollen. Er behielt ein offnes Ohr nur für die Lüge der Höflinge. Diese riefen immer: „Wir siegen! wir siegen!“ Unbegreiflich war diese Zuversicht des königlichen Träumers . . Verwundert blickte er auf, als das „Journal des Debats“, wie einst der Wächter während der Longobardenschlacht, plötzlich ausrief: „Malheureux roi! malheureuse France!“

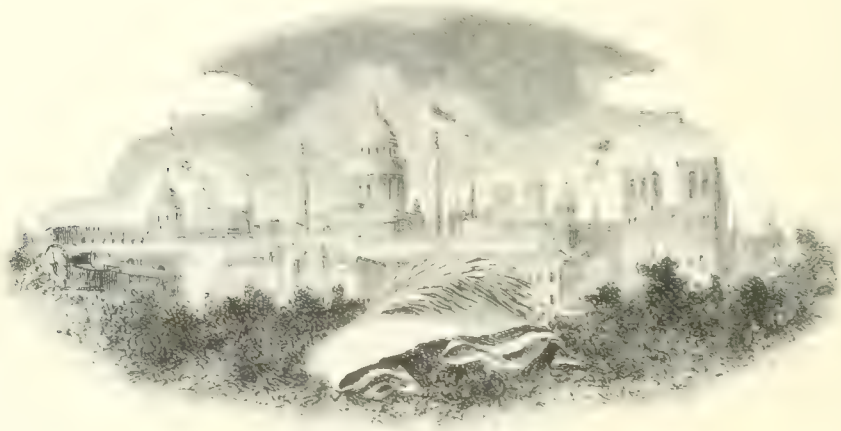
Mit ihm, mit Carl X., hat endlich das Reich Carls des Großen ein Ende, wie das Reich des Romulus sich endigte mit Romulus Augustulus.

Wie einſt ein neues Rom, ſo beginnt jetzt ein neues Frankreich.

Es iſt mir Alles noch wie ein Traum: beſonders der Name Lafayette klingt mir wie eine Sage aus der früheſten Kindheit. Sitzt er wirklich jetzt wieder zu Pferde, commandirend die Nationalgarde? Ich fürchte faſt, es ſei nicht wahr, denn es iſt gedruckt. Ich will ſelbſt nach Paris gehen, um mich mit leiblichen Augen davon zu überzeugen ... Es muß prächtig ausſehen, wenn er dort durch die Straßen reitet, der Bürger beider Welten, der göttergleiche Greis, die ſilbernen Locken herabwallend über die heilige Schulter ... Er grüßt mit den alten lieben Augen die Enkel jener Väter, die einſt mit ihm kämpften für Freiheit und Gleichheit ... Es ſind jetzt ſechzig Jahr', daß er aus Amerika zurückgekehrt mit der Erklärung der Menſchheitsrechte, den zehn Geboten des neuen Weltglaubens, die ihm dort offenbart wurden unter Kanonendonner und Blitz ... Dabei weht wieder auf den Thürmen von Paris die dreifarbige Fahne, und es klingt die Marſeillaiſe!

Lafayette, die dreifarbige Fahne, die Marſeillaiſe ... Ich bin wie berauſcht. Kühne Hoffnungen ſteigen leidenſchaftlich empor, wie Bäume mit goldenen Früchten und wilden, wachſenden Zweigen, die ihr Laubwerk weit ausſtrecken bis in die Wolken. Die Wolken aber im raſchen Fluge entwurzeln dieſe Rieſenbäume und jagen damit von dannen. Der Himmel hängt voller Violinen, und auch ich rieche es jetzt, die See duftet nach friſchgebackenem Kuchen. Das iſt ein beſtändiges Geigen da droben in himmelblauer Freudigkeit, und das klingt aus den ſmaragdenen Wellen wie heiteres Mädchengekicher. Unter der Erde aber kracht es und klopft es, der Boden öffnet ſich, die alten Götter ſtrecken daraus ihre Köpfe hervor, und mit haſtiger Verwunderung fragen ſie: „Was bedeutet der Jubel, der bis in's Mark der Erde drang? Was gibt's Neues? Dürfen wir wieder hinauf?" Nein, ihr bleibt unten im Nebelheim, wo bald ein neuer Todesgenoſſe zu euch hinabſteigt ... „Wie heißt er?" Ihr kennt ihn gut, ihn, der euch einſt hinabſtieß in das Reich der ewigen Nacht ...

Pan iſt todt!



Helgoland, den 10. Auguſt.

Lafayette, die dreifarbige Fahne, die Marſeillaiſe . . .

Fort iſt meine Sehnſucht nach Ruhe. Ich weiß jetzt wieder, was ich ſoll, was ich muß . . . Ich bin der Sohn der Revolution und greife wieder zu den gefeiten Waffen, worüber meine Mutter ihren Zauberſegen ausgeſprochen . . . Blumen! Blumen! Ich will mein Haupt bekränzen zum Todeskampf. Und auch die Leier, reicht mir die Leier, damit ich ein Schlachtlied ſinge . . . Worte gleich flammenden Sternen, die aus der Höhe herabſchießen und die Paläſte verbrennen und die Hütten erleuchten . . . Worte gleich blanken Wurfſpeeren, die bis in den ſiebenten Himmel hinaufſchwirren und die frommen Heuchler treffen, die ſich dort eingeſchlichen in's Allerheiligſte . . . Ich bin ganz Freude und Geſang, ganz Schwert und Flamme!

Vielleicht auch ganz toll . . . Von jenen wilden, in Druckpapier gewickelten Sonnenſtrahlen iſt mir einer in's Gehirn geflogen, und alle meine Gedanken brennen lichterloh. Vergebens tauche ich den Kopf in die See. Kein Waſſer löſcht dieſes griechiſche Feuer. Aber es geht den Anderen nicht viel beſſer. Auch die übrigen Badegäſte traf der Pariſer Sonnenſtich, zumal die Berliner, die dieſes Jahr in großer Anzahl hier befindlich und von einer Inſel zur andern kreuzen, ſo daß man ſagen konnte, die ganze Nordſee ſei überſchwemmt von Berlinern. Sogar die armen Helgolander jubeln vor Freude, obgleich ſie die Ereigniſſe nur inſtinctmäßig begreifen. Der Fiſcher, welcher mich geſtern nach der kleinen Sandinſel, wo man badet, überfuhr, lachte mich an mit den Worten: „Die armen Leute haben geſiegt!“ Ja, mit ſeinem Inſtinct begreift das Volk die Ereigniſſe vielleicht beſſer, als wir mit allen unſeren Hilfskenntniſſen. So erzählte mir einſt Frau von Varnhagen, als man den Ausgang der Schlacht bei Leipzig noch nicht wußte, ſei plötzlich die Magd in's Zimmer geſtürzt mit dem Angſtſchrei: „Der Adel hat gewonnen.“

Diesmal haben die armen Leute den Sieg erfochten. „Aber es hilft ihnen nichts, wenn ſie nicht auch das Erbrecht beſiegen!“ Dieſe Worte ſprach der oſtpreußiſche Juſtizrath in einem Tone, der mir ſehr auffiel. Ich weiß nicht, warum dieſe Worte, die ich nicht begreife, mir ſo beängſtigend im Gedächtniß bleiben. Was will er damit ſagen, der trockene Kauz?

Dieſen Morgen iſt wieder ein Packet Zeitungen angekommen. Ich verſchlinge ſie wie Manna. Ein Kind, wie ich bin, beſchäftigen mich die rührenden Einzelnheiten noch weit mehr, als das bedeutungsvolle Ganze. O, könnte ich nur den Hund Medor ſehen! Dieſer intereſſirt mich weit mehr als die

Anderen, die dem Philipp von Orleans mit schnellen Sprüngen die Krone apportirt haben. Der Hund Miedor apportirte seinem Herrn Flinte und Patrontasche, und als sein Herr fiel und sammt seinen Mitheldeu auf dem Hofe des Louvre begraben wurde, da blieb der arme Hund, wie ein Steinbild der Treue regungslos auf dem Grabe sitzen, Tag und Nacht, von den Speisen, die man ihm bot nur wenig genießend, den größten Theil derselben in die Erde verscharrend, vielleicht als Atzung für seinen begrabenen Herrn!

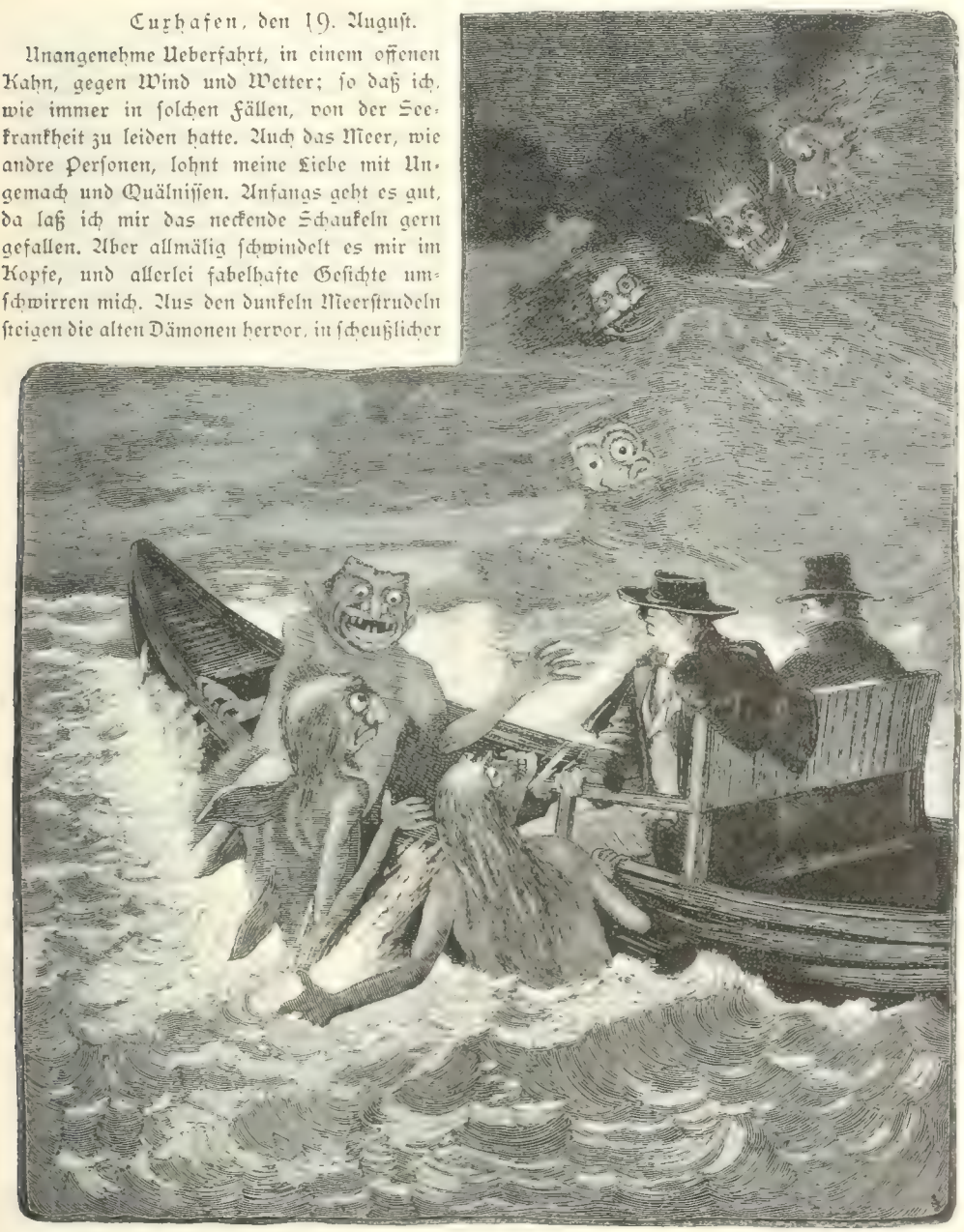
Ich kann gar nicht mehr schlafen, und durch den überreizten Geist jagen die bizarrsten Nachtgesichter. Wachende Träume, die über einander hinstolpern, so daß die Gestalten sich abenteuerlich vermischen, und, wie im chinesischen Schattenspiel, sich jetzt zwergbaft verkürzen, dann wieder gigantisch verlangern: zum Verrücktwerden. In diesem Zustande ist mir manchmal zu Sinne, als ob meine eigenen Glieder ebenfalls sich kolossal ausdehnten, und daß ich, wie mit ungeheuer langen Beinen, von Deutschland nach Frankreich und wieder zurückliefe. Ja, ich erinnere mich, vorige Nacht lief ich solchermaßen durch alle deutsche Länder und Ländchen, und klopfte an den Thüren meiner Freunde, und störte die Leute aus dem Schlafe ... Sie glotzten mich manchmal an mit verwunderten Glasaugen, so daß ich selbst erschrak und nicht gleich wußte, was ich eigentlich wollte und warum ich sie weckte! Manche dicke Philister, die allzu widerwärtig schnarchten, stieß ich bedeutungsvoll in die Rippen, und gähnend frugen sie: „Wie viel Uhr ist es denn?" In Paris liebe Freunde, hat der Hahn gekräht: das ist Alles, was ich weiß.

Hinter Augsburg, auf dem Wege nach München, begegneten mir eine Menge gothischer Dome, die auf der Flucht zu sein schienen und ängstlich wackelten. Ich selber, des vielen Umherlaufens satt, ich gab mich endlich an's Fliegen, und so flog ich von einem Stern zum andern. Sind aber keine bevölkerte Welten, wie Andere träumen, sondern nur glänzende Steinkugeln, öde und fruchtlos. Sie fallen nicht herunter, weil sie nicht wissen, worauf sie fallen können. Schweben dort oben auf und ab in der größten Verlegenheit. Kam auch in den Himmel. Thür und Thor stand offen. Lange, hohe, weit hallende Säle mit altmodischen Vergoldungen, ganz leer, nur daß hie und da auf einem sammtnen Armsessel ein alter gepuderter Bedienter saß, in verblichen rother Livrée und gelinde schlummernd. In manchen Zimmern waren die Thürflügel aus ihren Angeln gehoben an andern Orten waren die Thüren fest verschlossen und obendrein mit großen runden Amtssiegeln dreifach versiegelt, wie in Häusern, wo ein Bankerott oder ein Todesfall eingetreten. Kam endlich in ein Zimmer, wo an einem Schreibpult ein alter dünner Mann saß, der unter hohen Papierstößen kramte. War schwarz gekleidet, hatte ganz weiße Haare, ein faltiges Geschäftsgesicht, und frug mich mit gedämpfter Stimme, was ich wolle? In meiner Naivetät hielt ich ihn für den lieben Herrgott, und ich sprach zu ihm ganz zutrauungsvoll: „Ach lieber Herrgott, ich möchte donnern lernen, blitzen kann ich ... ach lehren Sie mich auch donnern!" „Sprechen Sie nicht so laut" entgegnete mir heftig der alte dünne Mann, drehte mir den Rücken und kramte weiter unter seinen Papieren. „Das ist der Herr Registrator," flüsterte mir einer von den rothen Bedienten, der von seinem Schlafsessel sich erhob und sich gähnend die Augen rieb ...

Pan ist todt!

Curhafen, den 19. August.

Unangenehme Ueberfahrt, in einem offenen Kahn, gegen Wind und Wetter; so daß ich, wie immer in solchen Fällen, von der Seekrankheit zu leiden hatte. Auch das Meer, wie andre Personen, lohnt meine Liebe mit Ungemach und Quälnissen. Anfangs geht es gut, da laß ich mir das neckende Schaukeln gern gefallen. Aber allmälig schwindelt es mir im Kopfe, und allerlei fabelhafte Gesichte umschwirren mich. Aus den dunkeln Meerstrudeln steigen die alten Dämonen hervor, in scheußlicher



Nacktheit bis an die Hüften, und sie heulen schlechte unverständliche Verse und spritzen mir den weißen Wellenschaum in's Antlitz. Zu noch weit fataleren Fratzenbildern gestalten sich droben die Wolken, die so tief herabhängen, daß sie fast mein Haupt berühren und mir mit ihren dummen Fistelstimmchen die unheimlichsten Narretheien in's Ohr pfeifen. Solche Seekrankheit, ohne gefährlich zu sein, gewährt sie dennoch die entsetzlichsten Mißempfindungen, unleidlich bis zum Wahnsinn.

Am Ende, im fieberhaften Katzenjammer, bildete ich mir ein, ich hätte die Bibel verſchluckt, das alte mitſammt dem neuen Teſtamente, und ſiehe da, die heiligen Geſtalten begannen in mir zu rumoren und zu geſticuliren, daß ſich mir Alles im Bauche herumdrehte. Der König David ſpielte die Harfe, aber ach, die Saiten des Inſtrumentes waren meine eigenen Gedärme! Die ganze Menagerie der Apokalypſe brüllte in mir, und dazwiſchen ſangen die Propheten, die vier großen im tiefen Tenor, die zwölf kleinen im Fiſtelbaß. Das grunzte und ruchzte verworren, aber den ganzen Chorus übertäubte die Stimme des Propheten Jonas, welcher beſtändig ſchrie:

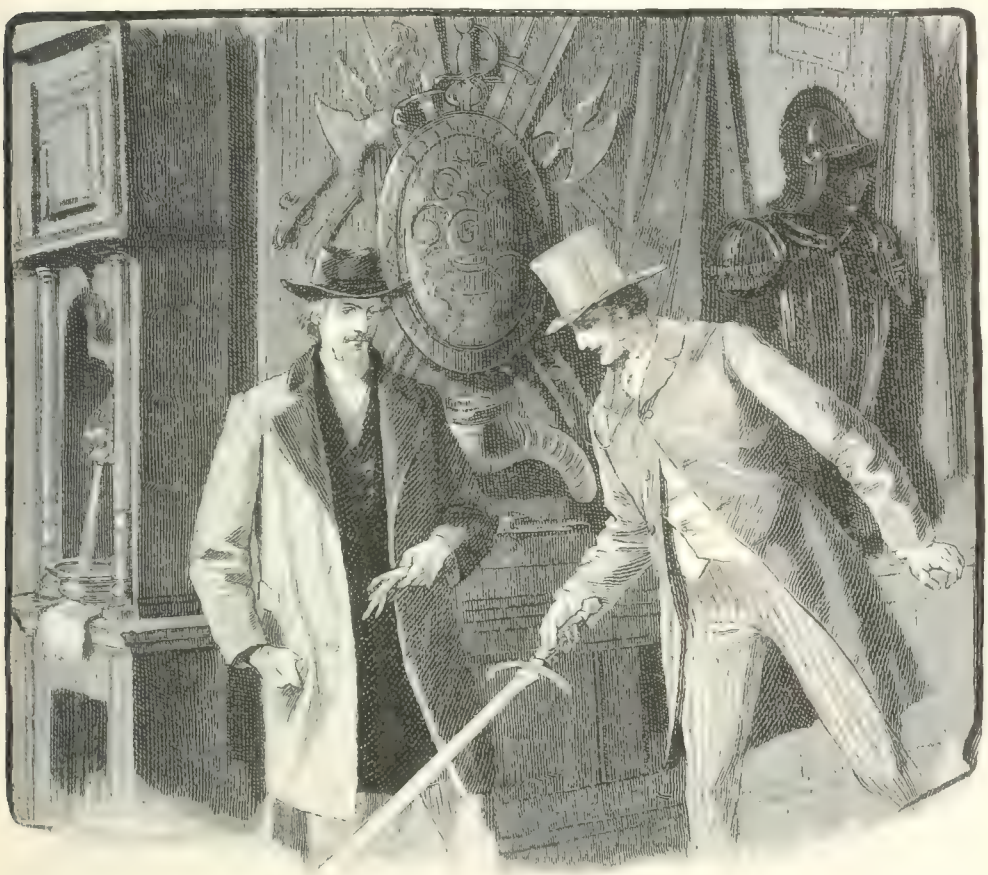
„O Ninive! O Ninive! du wirſt untergehen! In deinen Paläſten werden Bettler ſich putzen, und in deinen Tempeln werden die babyloniſchen Cüraſſiere ihre Stuten füttern. Aber euch, ihr Prieſter Baal's, euch wird man bei den Ohren faſſen, und eure Ohren feſtnageln an die Pforten der Tempel! Ja, an die Thüren eurer Läden wird man euch mit den Ohren annageln, ihr Leibbäcker Gottes! Denn ihr habt falſches Gewicht gegeben, ihr habt leichte betrügeriſche Brote dem Volke verkauft! O ihr geſchorenen Schlauköpfe! wenn das Volk hungerte, reichtet ihr ihm eine dünne homöopathiſche Scheinſuppe und wenn es dürſtete, trankt ihr, ſtatt ſeiner; höchſtens den Königen reichtet ihr den vollen Kelch. Ihr aber, ihr aſſyriſchen Spießbürger und Grobiane, ihr werdet Schläge bekommen mit Stöcken und Ruthen, und auch Fußtritte werdet ihr bekommen und Ohrfeigen, und ich kann es euch vorausſagen mit Beſtimmtheit, denn erſtens werde ich alles Mögliche thun, damit ihr ſie bekommt, und zweitens bin ich Prophet, der Prophet Jonas, Sohn Amithai ... O Ninive! O Ninive! du wirſt untergehn."

So ungefähr predigte mein Vordredner und er ſchien dabei ſo ſtark zu geſticuliren und ich in meinen Gedärmen zu verwickeln, daß ſich mir Alles kullernd im Leibe herumdrehte ... bis ich es endlich nicht länger ertragen konnte und den Propheten Jonas ausſpuckte.

Als ich folgerweiſe plötzlich erleichtert ward, vernahm ich neben mir die Stimme des preußiſchen Juſtizraths, der zu mir ſprach: „Wohl bekomm's! Gut, daß Sie endlich die tolle Lectüre wieder los ſind, die Sie auf Helgoland mit dem großen Hummer verſchlangen ... Wir ſind jetzt gleich im Hafen, und eine Taſſe Thee wird uns bald wieder herſtellen." Ich befolgte ſeinen Rath und genas endlich ganz und gar, als ich landete und im Gaſthofe zu Cuxhafen eine gute Taſſe Thee bekam.

Hier wimmelt's von Hamburgern und ihren Gemahlinnen, die das Seebad gebrauchen. Auch Schiffscapitäne aus allen Ländern, die auf guten Fahrwind warten, ſpazieren hier hin und her auf den hohen Dämmen, oder ſie liegen in den Kneipen und trinken ſehr ſtarken Grog und jubeln über die drei Julitage. In allen Sprachen bringt man den Franzoſen ihr wohlverdientes Vivat, und der ſonſt ſo wortkarge Brite preiſt ſie eben ſo redſelig, wie jener geſchwätzige Portugieſe, der es bedauerte, daß er ſeine Ladung Orangen nicht direct nach Paris bringen könne, um das Volk zu erfriſchen nach der Hitze des Kampfes. Sogar in Hamburg, wie man mir erzählt, in jenem Hamburg, wo der Franzoſenhaß am tiefſten wurzelte, herrſcht jetzt nichts als Enthuſiasmus für Frankreich ... Alles iſt vergeſſen, Davouſt, die beraubte Bank, die füſilirten Bürger, die altdeutſchen Röcke, die ſchlechten Befreiungsverſe, Vater Blücher, „Heil dir im Siegerkranz", Alles iſt vergeſſen ... In Hamburg flattert die Tricolore, überall erklingt dort die Marſeillaiſe, ſogar die Damen erſcheinen im Theater mit dreifarbigen Bandſchleifen auf der Bruſt und ſie lächeln mit ihren blauen Augen, rothen Mündlein und weißen Näschen ... Sogar die reichen Bankiers, welche in Folge der revolutionären Bewegung an ihren Staatspapieren ſehr viel Geld verlieren, theilen großmüthig die allgemeine Freude, und jedesmal, wenn ihnen der Makler meldet, daß die Courſe noch mehr gefallen, ſchauen ſie deſto vergnügter und antworten: „Es iſt ſchon gut, es thut nichts, es thut nichts! —

Ja überall, in allen Landen werden die Menſchen die Bedeutung dieſer drei Julitage ſehr leicht begreifen und darin einen Triumph der eigenen Intereſſen erkennen und feiern. Die große That der Franzoſen ſpricht ſo deutlich zu allen Völkern und allen Intelligenzen, den höchſten und den niedrigſten, und in den Steppen der Baſchkiren werden die Gemüther ebenſo tief erſchüttert werden wie auf den Höhen Andaluſiens ... Ich ſehe ſchon, wie dem Neapolitaner der Maccaroni und dem Irländer ſeine Kartoffel im Munde ſtecken bleibt, wenn die Nachricht bei ihnen anlangt ... Pultſchinell iſt capabel, zum Schwert zu greifen und Paddy



wird vielleicht einen Bull machen, worüber den Engländern das Lachen vergeht.

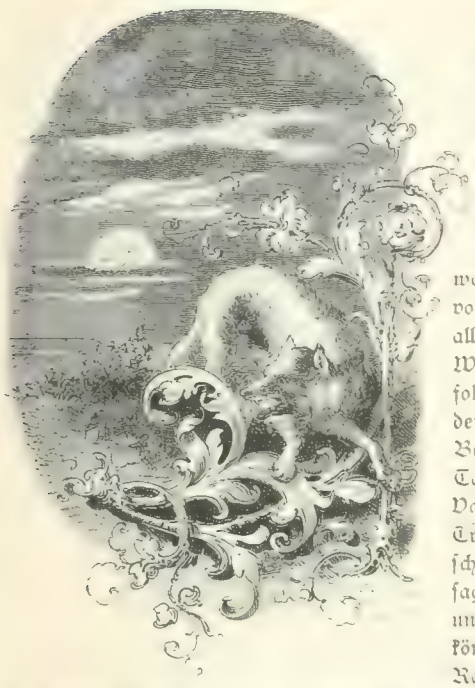
Und Deutschland? Ich weiß nicht. Werden wir endlich von unseren Eichenwäldern den rechten Gebrauch machen, nämlich zu Bollwerken für die Befreiung der Welt? Werden wir, denen die Natur so viel Tiefsinn, so viel Kraft, so viel Muth ertheilt hat, endlich unsere Gottesgaben benutzen und das Wort des großen Meisters, die Lehre von den Rechten der Menschheit, begreifen, proclamiren und in Erfüllung bringen?

Es sind jetzt sechs Jahre, daß ich, zu Fuß das Vaterland durchwandernd, auf der Wartburg ankam und die Zelle besuchte, wo Doctor Luther gehaust. Ein braver Mann, auf den ich keinen Tadel kommen lasse; er vollbrachte ein Riesenwerk, und wir wollen ihm immer dankbar die Hand küssen, für das, was er that. Wir wollen nicht mit ihm schmollen, daß er unsere Freunde allzu unhöflich anließ, als sie in der Exegese des göttlichen Wortes etwas weiter gehen wollten als er selber, als sie auch die irdische Gleichheit der Menschen in Vorschlag brachten... Ein solcher Vorschlag war freilich damals noch unzeitgemäß, und Meister Hemmling, der dir dein Haupt abschlug, armer Thomas Münzer, er war in gewisser Hinsicht wohl berechtigt zu solchem Verfahren; denn er hatte das Schwert in Händen und sein Arm war stark!

Auf der Wartburg besuchte ich auch die Rüstkammer, wo die alten Harnische hängen, die alten Pickelhauben, Tartschen, Hellebarden, Flamberge, die eiserne Garderobe des Mittelalters. Ich wandelte nachsinnend im Saale herum mit einem Universitätsfreunde, einem jungen Herrn vom Adel, dessen Vater damals einer der mächtigsten Viertelfürsten in unserer Heimat war und das

ganze zitternde Ländchen beherrſchte. Auch ſeine Vorfahren ſind mächtige Barone geweſen, und der junge Mann ſchwelgte in heraldiſchen Erinnerungen bei Anblick der Rüſtungen und der Waffen, die, wie ein angehefteter Zettel meldete, irgend einem Ritter ſeiner Sippſchaft angehört hatten. Als er das lange Schwert des Ahnherrn von dem Haken herablangte und aus Neugier verſuchte, ob er es wohl handhaben könnte, geſtand er, daß es ihm doch etwas zu ſchwer ſei, und er ließ entmuthigt den Arm ſinken. Als ich dieſes ſah, als ich ſah, wie der Arm des Enkels zu ſchwach für das Schwert ſeiner Väter, da dachte ich heimlich in meinem Sinn: Deutſchland könnte frei ſein.

Neun Jahre später.



Ueberall herrschte eine dumpfe Ruhe. Die Sonne warf elegische Strahlen auf den breiten Rücken der deutschen Geduld. Kein Windhauch bewegte den friedlichen Wetterhahn auf unseren frommen Kirchthürmen. Hoch oben auf einem einsamen Felsen saß ein Sturmvogel; aber er ließ schläfrig sein Gefieder hängen und schien selbst zu glauben, daß er sich getäuscht habe, und daß sobald kein Orkan losbrechen werde. Er war recht traurig und fast muthlos geworden, er, welcher kurz vorher so mächtig und geräuschvoll die Lüfte durchflogen und dem guten Deutschland alle möglichen Stürme verkündet. — Plötzlich zuckte im Westen ein Blitz über den Himmel, ein Donnerschlag folgte und ein schreckliches Krachen, als wäre das Ende der Welt erschienen. — Bald kamen in der That die Berichte von der großen Katastrophe, von den drei Tagen zu Paris, wo abermals die Sturmglocke des Volkszornes erscholl. Man glaubte schon in der Ferne die Trompete des jüngsten Gerichts zu vernehmen. Alles schien das Hereinbrechen jenes Weltunterganges zu weissagen, wovon die nordischen Skalden einst mit Zittern und Zähnklappern gesungen: ja man hätte glauben können, schon den riesigen Fenriswolf seinen greulichen Rachen öffnen zu sehen, um auf einmal den Mond zu verschlingen, wie es die furchtbaren alliterirenden Verse der Edda uns verkündigt. Er verschlang ihn aber doch nicht, und der gute deutsche Mond leuchtet noch bis auf diese Stunde so still und so zärtlich, wie in den Tagen Werthers und Lottens, empfindsamen Angedenkens.

Zwischen meinem ersten und meinem zweiten Begegniß mit Ludwig Börne liegt jene Juliusrevolution, welche unsere Zeit gleichsam in zwei Hälften auseinander sprengte. Die vorstehenden Briefe mögen Kunde geben von der Stimmung, in welcher mich die große Begebenheit antraf, und in gegenwärtiger Denkschrift sollen sie als vermittelnde Brücke dienen zwischen dem ersten und dritten Buche. Der Uebergang wäre sonst zu schroff. Außerdem mögen sie als geeignetes Document von der Stimmung zeugen, welche bei dem Eintreffen jenes Ereignisses in Deutschland herrschte, wo die trübseligste Entmuthigung und Niedergeschlagenheit sofort in das enthusiastischste Vertrauen auf die Zukunft überging. Alle Bäume der Hoffnung begannen wieder zu grünen, und selbst die verkrüppeltsten Stämme, welche längst verdorrt waren, trieben neues Laub. Seit Luther auf dem Reichstage zu Worms seine Thesen vor dem versammelten Reiche vertheidigte, hat keine Begebenheit mein deutsches Vaterland so tief aufgeregt wie die Juliusrevolution. Diese Aufregung ward freilich später ein wenig gedämpft, aber sie erwachte wieder im Jahr 1840, und seitdem glomm das Feuer beständig unter der Asche fort, bis im Februar 1848 die Flammen der Revolution auf's Neue im allgemeinen Brande emporschlugen. Gegenwärtig sind die alten Löschmänner der heiligen Alliance mit ihrem alten staatsretterischen Apparat auf die Bühne zurückgekehrt, aber es zeigt sich gleichfalls schon zu dieser Stunde ihre Unzulänglichkeit. Was mag das Schicksal den Deutschen aufsparen? Ich pro-

phezeie nicht gern und ich halte es für nützlicher, von der Vergangenheit zu berichten, in welcher die Zukunft sich spiegelt.

Ich trug Bedenken, eine größere Anzahl dieser Briefe mitzutheilen, da in den nächstfolgenden der zeitliche Freiheitsrausch allzu ungestüm über alle Polizeiverordnungen hinaustaumelte, während späterhin allzu ernüchterte Betrachtungen eintreten und das enttäuschte Herz in muthlose, verzagende und verzweifelnde Gedanken sich verliert! Schon die ersten Tage meiner Ankunft in der Hauptstadt der Revolution merkte ich, daß die Dinge in der Wirklichkeit ganz andere Farben trugen, als ihnen die Lichteffecte meiner Begeisterung in der Ferne geliehen hatten. Das Silberhaar, das ich um die Schulter Lafayette's, des Helden beider Welten, so majestätisch flattern sah, verwandelte sich bei näherer Betrachtung in eine braune Perücke, die einen engen Schädel kläglich bedeckte. Und gar der Hund Medor, den ich auf dem Hofe des Louvre besuchte, und der, gelagert unter dreifarbigen Fahnen und Trophäen, sich ruhig füttern ließ: er war gar nicht der rechte Hund, sondern eine ganz gewöhnliche Bestie, die sich fremde Verdienste anmaßte, wie bei den Franzosen oft geschieht, und, ebenso wie viele Andere, exploitirte er den Ruhm der Juliusrevolution . . Er ward gehätschelt, gefördert, vielleicht zu den höchsten Ehrenstellen erhoben, während der wahre Medor einige Tage nach dem Siege bescheiden davongeschlichen war, wie das wahre Volk, das die Revolution gemacht . . .

Armes Volk! Armer Hund! sic.

Es ist eine schon ältliche Geschichte. Nicht für sich, seit undenklicher Zeit, nicht für sich hat das Volk geblutet und gelitten, sondern für Andere. Im Juli 1830 erfocht es den Sieg für jene Bourgeoisie, die ebenso wenig taugt wie jene Noblesse, an deren Stelle sie trat mit demselben Egoismus . . . Das Volk hat nichts gewonnen durch seinen Sieg, als Reue und größere Noth. Aber seid überzeugt, wenn wieder die Sturmglocke geläutet wird und das Volk zur Flinte greift, diesmal kämpft es für sich selber und verlangt den wohlverdienten Lohn. Diesmal wird der wahre, echte Medor geehrt und gefüttert werden . . . Gott weiß, wo er jetzt herumläuft, verachtet, verhöhnt und hungernd . . .

Doch still mein Herz, du verräthst dich zu sehr . . .

Memoires.

Ich habe in der That, theure Dame, die Denkwürdigkeiten meiner Zeit, insofern meine eigene Person damit als Zuschauer oder als Opfer in Berührung kam, so wahrhaft und getreu als möglich aufzuzeichnen gesucht.

Diese Aufzeichnungen, denen ich selbstgefällig den Titel Memoiren verlieh, habe ich jedoch schier zur Hälfte wieder vernichten müssen, theils aus leidigen Familienrücksichten, theils auch wegen religiöser Scrupeln.

Ich habe mich seitdem bemüht, die entstandenen Lacunen nothdürftig zu füllen, doch ich fürchte, posthume Pflichten oder ein selbstquälerischer Ueberdruß zwingen mich, meine Memoiren vor meinem Tode einem neuen Autodafé zu überliefern, und was alsdann die Flammen verschonen, wird vielleicht niemals das Tageslicht der Oeffentlichkeit erblicken.

Ich nehme mich wohl in Acht, die Freunde zu nennen, die ich mit der Hut meines Manuscriptes und der Vollstreckung meines letzten Willens in Bezug auf dasselbe betraue; ich will sie nicht nach meinem Ableben der Zudringlichkeit eines müßigen Publicums und dadurch einer Untreue an ihrem Mandat bloßstellen.

Eine solche Untreue habe ich nie entschuldigen können; es ist eine unerlaubte und unsittliche Handlung, auch nur eine Zeile von einem Schriftsteller zu veröffentlichen, die er nicht selber für das große Publicum bestimmt hat. Dieses gilt ganz besonders von Briefen, die an Privatpersonen gerichtet sind. Wer sie drucken läßt oder verlegt, macht sich einer Felonie schuldig, die Verachtung verdient.

Nach diesen Bekenntnissen, theure Dame, werden Sie leicht zur Einsicht gelangen, daß ich Ihnen nicht, wie Sie wünschen, die Lectüre meiner Memoiren und Briefschaften gewähren kann.

Jedoch, ein Höfling Ihrer Liebenswürdigkeit wie ich es immer war, kann ich Ihnen kein Begehr unbedingt verweigern, und um meinen guten Willen zu bekunden, will ich in anderer Weise die holde Neugier stillen, die aus einer liebenden Theilnahme an meinen Schicksalen hervorgeht.

Ich habe die folgenden Blätter in dieser Absicht niedergeschrieben, und die biographischen Notizen, die für Sie ein Interesse haben, finden Sie hier in reichlicher Fülle. Alles Bedeutsame und Charakteristische ist hier treuherzig mitgetheilt, und die Wechselwirkung äußerer Begebenheiten und innerer Seelenereignisse offenbart Ihnen die Signatura meines Seins und Wesens. Die Hülle fällt ab von der Seele, und Du kannst sie betrachten in ihrer schönen Nacktheit. Da sind keine Flecken, nur Wunden. Ach! und nur Wunden, welche die Hand der Freunde, nicht die der Feinde geschlagen hat!

Die Nacht ist stumm. Nur draußen klatscht der Regen auf die Dächer und ächzet wehmüthig der Herbstwind.

Das arme Krankenzimmer ist in diesem Augenblick fast wollüstig heimlich, und ich sitze schmerzlos im großen Sessel.

Da tritt Dein holdes Bild herein, ohne daß sich die Thürklinke bewegt, und Du lagerst Dich auf das Kissen zu meinen Füßen. Lege Dein schönes Haupt auf meine Knie und horche ohne aufzublicken.

Ich will Dir das Märchen meines Lebens erzählen.

Wenn manchmal dicke Tropfen auf Dein Lockenhaupt fallen, so bleibe dennoch ruhig; es ist nicht der Regen, welcher durch das Dach sickert. Weine nicht und drücke mir nur schweigend die Hand.

— — — — — — — — — — — — — — —*

Welch ein erhabenes Gefühl muß einen solchen Kirchenfürsten beseelen, wenn er hinabblickt auf den wimmelnden Marktplatz, wo Tausende entblößten Hauptes mit Andacht vor ihm niederkniend seinen Segen erwarten!

In der italienischen Reisebeschreibung des Hofraths Moritz las ich einst eine Beschreibung jener Scene, wo ein Umstand vorkam, der mir ebenfalls jetzt in den Sinn kommt.

Unter dem Landvolk, erzählt Moritz, das er dort auf den Knien liegen sah, erregte seine besondere Aufmerksamkeit einer jener wandernden Rosenkranzhändler des Gebirges, die aus einer braunen Holzgattung die schönsten Rosenkränze schnitzen und sie in der ganzen Romagna um so theurer verkaufen, da sie denselben an obenerwähntem Feiertage vom Papste selbst die Weihe zu verschaffen wissen.

Mit der größten Andacht lag der Mann auf den Knien, doch den breitkrämpigen Filzhut, worin

* In dem beim Tode der Witwe Math. Heine vorgefundenen Manuscripte fehlten die Blätter 6—30, welche vom Bruder, Maximilian Heine, herausgerissen und verbrannt waren. Daher diese unvermittelte Lücke.

ſeine Waare, die Roſenkränze, befindlich, hielt er in die Höhe, und während der Papſt mit ausgeſtreckten Händen den Segen ſprach, rüttelte jener ſeinen Hut und rührte darin herum, wie Kaſtanienverkäufer zu thun pflegen, wenn ſie ihre Kaſtanien auf dem Roſt braten; gewiſſenhaft ſchien er dafür zu ſorgen, daß die Roſenkränze, die unten im Hut lagen, auch etwas von dem päpſtlichen Segen abbekämen und alle gleichmäßig geweiht würden.

Ich konnte nicht umhin, dieſen rührenden Zug von frommer Naivetät hier einzuflechten, und ergreife wieder den Faden meiner Geſtändniſſe, die alle auf den geiſtigen Proceß Bezug haben, den ich ſpäter durchmachen mußte.

Aus den früheſten Anfängen erklären ſich die ſpäteſten Erſcheinungen. Es iſt gewiß bedeutſam, daß mir bereits in meinem dreizehnten Lebensjahr alle Syſteme der freien Denker vorgetragen wurden, und zwar durch einen ehrwürdigen Geiſtlichen, der ſeine ſacerdotalen Amtspflichten nicht im Geringſten vernachläſſigte, ſo daß ich hier frühe ſah, wie ohne Heuchelei Religion und Zweifel ruhig neben einander gingen, woraus nicht blos in mir der Unglauben, ſondern auch die toleranteſte Gleichgiltigkeit entſtand.

Ort und Zeit ſind auch wichtige Momente: ich bin geboren zu Ende des ſceptiſchen achtzehnten Jahrhunderts und in einer Stadt, wo zur Zeit meiner Kindheit nicht blos die Franzoſen, ſondern auch der franzöſiſche Geiſt herrſchte.

Die Franzoſen, die ich kennen lernte, machten mich, ich muß es geſtehen, mit Büchern bekannt, die ſehr unſauber und mir ein Vorurtheil gegen die ganze franzöſiſche Literatur einflößten.

Ich habe ſie auch ſpäter nie ſo ſehr geliebt, wie ſie es verdient, und am ungerechteſten blieb ich gegen die franzöſiſche Poeſie, die mir von Jugend an fatal war.

Daran iſt wohl zunächſt der vermaledeite Abbé Daunoi Schuld, der im Lyceum zu Düſſeldorf die franzöſiſche Sprache docirte und mich durchaus zwingen wollte franzöſiſche Verſe zu machen. Wenig fehlte, und er hätte mir nicht blos die franzöſiſche, ſondern die Poeſie überhaupt verleidet.

Der Abbé Daunoi, ein emigrirter Prieſter, war ein ältliches Männchen mit den beweglichſten Geſichtsmuskeln und mit einer braunen Perücke, die, ſo oft er in Zorn gerieth, eine ſehr ſchiefe Stellung annahm.

Er hatte mehrere franzöſiſche Grammatiken ſowie auch Chreſtomathien, worin Auszüge deutſcher und franzöſiſcher Claſſiker, zum Ueberſetzen, für ſeine verſchiedenen Claſſen geſchrieben; für die oberſte veröffentlichte er auch eine Art oratoire und eine Art poëtique, zwei Büchlein, wovon das erſtere Beredſamkeitsrecepte aus Quintilian enthielt, angewendet auf Beiſpiele von Predigten Flechier's, Maſſillion's, Bourdaloue's und Boſſuet's, welche mich nicht allzu ſehr langweilten. —

Aber gar das andere Buch, das die Definitionen von der Poeſie: l'art de peindre par les images, den faden Abhub der alten Schule von Batteux, auch die franzöſiſche Proſodie und überhaupt die ganze Metrik der Franzoſen enthielt, welch ein ſchrecklicher Alp!

Ich kenne auch jetzt nichts Abgeſchmackteres als das metriſche Syſtem der franzöſiſchen Poeſie, dieſer art de peindre par les images, wie die Franzoſen dieſelbe definiren, welcher verkehrte Begriff vielleicht dazu beiträgt, daß ſie immer in die maleriſche Paraphraſe gerathen.

Ihre Metrik hat gewiß Prokruſtes erfunden; ſie iſt eine wahre Zwangsjacke für Gedanken die bei ihrer Zahmheit gewiß nicht einer ſolchen bedürfen.

Daß die Schönheit eines Gedichtes in der Ueberwindung der metriſchen Schwierigkeiten beſtehe, iſt ein lächerlicher Grundſatz, derſelben närriſchen Quelle entſprungen. Der franzöſiſche Hexameter, dieſes gereimte Külpſen (hoquet), iſt mir wahrhaft ein Abſcheu. Die Franzoſen haben dieſe widrige Unnatur, die weit ſündhafter als die Greuel von Sodom und Gomorrha, immer ſelbſt gefühlt, und ihre guten Schauſpieler ſind darauf angewieſen, die Verſe ſo faccadirt zu ſprechen, als wären ſie Proſa — warum aber alsdann die überflüſſige Mühe der Verſification?

So denk' ich jetzt und ſo fühlt' ich ſchon als Knabe, und man kann ſich leicht vorſtellen, daß es zwiſchen mir und der alten braunen Perücke zu offenen Feindſeligkeiten kommen mußte, als ich ihm erklärte, wie es mir rein unmöglich ſei, franzöſiſche Verſe zu machen. Er ſprach mir allen Sinn für Poeſie ab und nannte mich einen Barbaren des Teutoburger Waldes.

Ich denke noch mit Entſetzen daran, daß ich aus der Chreſtomathie des Profeſſors die Anrede des Kaiphas an den Sanhedrin aus den Hexametern der Klopſtock'ſchen Meſſiade in franzöſiſche

Wünschen, jedoch gestehe ich, daß sie Schuld war an der Unfruchtbarkeit meiner meisten Versuche und Bestrebungen in bürgerlichen Stellen, da dieselben niemals meinem Naturell entsprachen. Letzteres, weit mehr als die Weltbegebenheiten, bestimmte meine Zukunft.

In uns selbst liegen die Sterne unseres Glücks.

Zuerst war es die Pracht des Kaiserreichs, die meine Mutter blendete, und da die Tochter eines Eisenfabrikanten unserer Gegend, die mit meiner Mutter sehr befreundet war, eine Herzogin geworden und ihr gemeldet hatte, daß ihr Mann sehr viele Schlachten gewonnen und bald auch zum König avanciren würde — ach, da träumte meine Mutter für mich die goldensten Epauletten oder die brodirtesten Ehrenchargen am Hofe des Kaisers, dessen Dienst sie mich ganz zu widmen beabsichtigte.

Deshalb mußte ich jetzt vorzugsweise diejenigen Studien betreiben, die einer solchen Laufbahn förderlich, und obgleich im Lyceum schon hinlänglich für mathematische Wissenschaften gesorgt war, und ich bei dem liebenswürdigen Professor Brewer vollauf mit Geometrie, Statik, Hydrostatik, Hydraulik und so weiter gefüttert ward und in Logarithmen und Algebra schwamm, so mußte ich doch noch Privatunterricht in dergleichen Disciplinen nehmen, die mich in den Stand setzen sollten, ein großer Strategiker oder nöthigenfalls der Administrator von eroberten Provinzen zu werden.

Mit dem Fall des Kaiserreichs mußte auch meine Mutter der prachtvollen Laufbahn, die sie für mich geträumt, entsagen; die dahin zielenden Studien nahmen ein Ende, und sonderbar! sie ließen auch keine Spur in meinem Geiste zurück, so sehr waren sie demselben fremd. Es war nur eine mechanische Errungenschaft, die ich von mir warf als unnützen Plunder.

Meine Mutter begann jetzt in anderer Richtung eine glänzende Zukunft für mich zu träumen.

Das Rothschild'sche Haus, mit dessen Chef mein Vater vertraut war, hatte zu jener Zeit seinen fabelhaften Flor bereits begonnen; auch andere Fürsten der Bank und der Industrie hatten in unserer Nähe sich erhoben, und meine Mutter behauptete, es habe jetzt die Stunde geschlagen, wo ein bedeutender Kopf im mercantilischen Fache

Alexandriner übersetzen sollte! Es war ein Raffinement von Grausamkeit, die alle Passionsqualen des Messias selbst übersteigt, und die selbst dieser nicht ruhig erduldet hätte. Gott verzeih, ich verwünschte die Welt und die fremden Unterdrücker, die uns ihre Metrik aufbürden wollten, und ich war nahe d'ran ein Franzosenfresser zu werden.

Ich hätte für Frankreich sterben können, aber französische Verse machen - nimmermehr!

Durch den Rector und meine Mutter wurde der Zwist beigelegt. Letztere war überhaupt nicht damit zufrieden, daß ich Verse machen lernte, und seien es auch nur französische. Sie hatte nämlich damals die größte Angst, daß ich ein Dichter werden möchte: das wäre das Schlimmste, sagte sie immer, was mir passiren könne.

Die Begriffe, die man damals mit dem Namen Dichter verknüpfte, waren nämlich nicht sehr ehrenhaft, und ein Poet war ein zerlumpter, armer Teufel, der für ein paar Thaler ein Gelegenheitsgedicht verfertigt, und am Ende im Hospital stirbt.

Meine Mutter aber hatte große hochfliegende Dinge mit mir im Sinn, und alle Erziehungspläne zielten darauf hin. Sie spielte die Hauptrolle in meiner Entwicklungsgeschichte, sie machte die Programme aller meiner Studien, und schon vor meiner Geburt begannen ihre Erziehungspläne. Ich folgte gehorsam ihren ausgesprochenen

das Ungeheuerlichste erreichen und sich zum höchsten Gipfel der weltlichen Macht emporschwingen könne. Sie beschloß daher jetzt, daß ich eine Geldmacht werden sollte, und jetzt mußte ich fremde Sprachen besonders Englisch, Geographie, Buchhalten, kurz alle auf den Land- und Seehandel und Gewerbskunde bezüglichen Wissenschaften studiren.

Um Etwas vom Wechselgeschäft und von Colonialwaaren kennen zu lernen, mußte ich später das Comptoir eines Banquiers meines Vaters und die Gewölbe eines großen Specereihändlers besuchen; erstere Besuche dauerten höchstens drei Wochen, letztere vier Wochen, doch lernte ich bei dieser Gelegenheit, wie man einen Wechsel ausstellt und wie Muscatnüsse aussehen.

Ein berühmter Kaufmann, bei welchem ich ein apprenti millionaire werden wollte, meinte, ich hätte kein Talent zum Erwerb, und lachend gestand ich ihm, daß er wohl Recht haben möchte.

Da bald darauf eine große Handelskrisis entstand und wie viele unserer Freunde, auch mein Vater sein Vermögen verlor, da platzte die mercantilische Seifenblase und schneller und kläglicher als die imperiale, und meine Mutter mußte nun wohl eine andere Laufbahn für mich träumen.

Sie meinte jetzt, ich müsse durchaus Jurisprudenz studiren.

Sie hatte nämlich bemerkt wie längst in England, aber auch in Frankreich und im constitutionellen Deutschland der Juristenstand allmächtig sei, und besonders die Advocaten durch die Gewohnheit des öffentlichen Vortrages die schwatzenden Hauptrollen spielen und dadurch zu den höchsten Staatsämtern gelangen. Meine Mutter hatte ganz richtig beobachtet.

Da eben die neue Universität Bonn errichtet worden, wo die juristische Facultat von den berühmtesten Professoren besetzt war, schickte mich meine Mutter unverzüglich nach Bonn, wo ich bald zu den Füßen Mackelder's und Welker's saß und die Manna ihres Wissens einschlürfte.

Von den sieben Jahren, die ich auf deutschen Universitäten zubrachte, vergeudete ich drei schöne blühende Lebensjahre durch das Studium der römischen Casuistik, der Jurisprudenz dieser illiberalsten Wissenschaft.

Welch ein fürchterliches Buch ist das corpus juris, die Bibel des Egoismus!

Wie die Römer selbst blieb mir immer verhaßt ihr Rechtscodex. Diese Räuber wollten ihren Raub sicher stellen, und was sie mit dem Schwerte erbeutet, suchten sie durch Gesetze zu schützen; deshalb war der Räuber zu gleicher Zeit Soldat und Advocat, und es entstand eine Mischung der widerwärtigsten Art.

Wahrhaftig jenen römischen Dieben verdanken wir die Theorie des Eigenthums, das vorher nur als Thatsache bestand, und die Ausbildung dieser Lehre in ihren schnödesten Consequenzen ist jenes gepriesene römische Recht, das allen unseren heutigen Legislationen, ja allen modernen Staatsinstituten zu Grunde liegt, obgleich es im grellsten Widerspruch mit der Religion, der Moral, dem Menschengefühl und der Vernunft steht.

Ich brachte jenes gottverfluchte Studium zu Ende, aber ich konnte mich nimmer entschließen, von solcher Errungenschaft Gebrauch zu machen und vielleicht auch, weil ich fühlte, daß Andere mich in der Advocasserie und Rabulisterei leicht überflügeln würden, hing ich meinen juristischen Doctorhut an den Nagel.

Meine Mutter machte eine noch ernstere Miene als gewöhnlich. Aber ich war ein sehr erwachsener Mensch geworden, der in dem Alter stand, wo er der mütterlichen Obhut entbehren muß.

Die gute Frau war ebenfalls älter geworden, und indem sie nach so manchem Fiasco die Oberleitung meines Lebens aufgab, bereute sie, wie wir oben gesehen,* daß sie mich nicht dem geistlichen Stande gewidmet.

Sie ist jetzt eine Matrone von 87 Jahren und ihr Geist hat durch das Alter nicht gelitten. Ueber meine wirkliche Denkart hat sie sich nie eine Herrschaft angemaßt und war für mich immer die Schonung und Liebe selbst.

Ihr Glauben war ein strenger Deismus, der ihrer vorwaltenden Verstandesrichtung ganz angemessen. Sie war eine Schülerin Rousseau's, hatte dessen „Emile" gelesen, säugte selbst ihre Kinder, und Erziehungswesen war ihr Steckenpferd. Sie selbst hatte eine gelehrte Erziehung genossen und war die Studiengefährtin eines Bruders gewesen, der ein ausgezeichneter Arzt ward, aber früh starb. Schon als ganz junges Mädchen mußte sie ihrem Vater die lateinischen Dissertationen und sonstige gelehrte Schriften vorlesen, wobei sie oft den Alten durch ihre Fragen in Erstaunen setzte.

* Muß in den von Maximilian Heine vernichteten Anfangsblättern gestanden haben.

Ihre Vernunft und ihre Empfindung war die Gesundheit selbst, und nicht von ihr erbte ich den Sinn für das Phantastische und die Romantik. Sie hatte, wie ich schon erwähnt, eine Angst vor Poesie, entriß mir jeden Roman, den sie in meinen Händen fand, erlaubte mir keinen Besuch des Schauspiels, versagte mir alle Theilnahme an Volksspielen, überwachte meinen Umgang, schalt die Mägde, welche in meiner Gegenwart Gespenstergeschichten erzählten, kurz, sie that alles Mögliche, um Aberglauben und Poesie von mir zu entfernen.

Sie war sparsam, aber nur in Bezug auf ihre eigene Person, für das Vergnügen Anderer konnte sie verschwenderisch sein, und da sie das Geld nicht liebte, sondern nur schätzte, schenkte sie mit leichter Hand und setzte mich oft durch ihre Wohlthätigkeit und Freigebigkeit in Erstaunen.

Welche Aufopferung bewies sie dem Sohne, dem sie in schwieriger Zeit nicht blos das Programm seiner Studien, sondern auch die Mittel dazu lieferte! Als ich die Universität bezog, waren die Geschäfte meines Vaters in sehr traurigem Zustand, und meine Mutter verkaufte ihren Schmuck, Halsband und Ohrringe von großem Werthe, um mir das Auskommen für die vier ersten Universitätsjahre zu sichern.

Ich war übrigens nicht der erste in unserer Familie, der auf der Universität Edelsteine aufgegessen und Perlen verschluckt hatte. Der Vater meiner Mutter, wie diese mir einst erzählte, erprobte dasselbe Kunststück. Die Juwelen, welche das Gebetbuch seiner verstorbenen Mutter verzierten, mußten die Kosten seines Aufenthalts auf der Universität bestreiten, als sein Vater, der alte Lazarus de Geldern, durch einen Successions-

proceß mit einer verheirateten Schwester in große Armuth gerathen war, er, der von seinem Vater ein Vermögen geerbt hatte, von dessen Größe mir eine alte Großmuhme so viel Wunderdinge erzählte.

Das klang dem Knaben immer wie Märchen von Tausend und Einer Nacht, wenn die Alte von den großen Palästen und den persischen Tapeten und dem massiven Gold- und Silbergeschirr erzählte, die der gute Mann der am Hofe des Kurfürsten* und der Kurfürstin so viel Ehren genoß, so kläglich einbüßte. Sein Haus in der Stadt war das große Hotel in der Rheinstraße; das jetzige Krankenhaus in der Neustadt gehörte ihm ebenfalls, sowie ein Schloß bei Gravenberg, und am Ende hatte er kaum wo er sein Haupt hinlegen konnte.

Eine Geschichte, die ein Seitenstück zu der obigen bildet, will ich hier einweben, da sie die verunglimpfte Mutter eines meiner Collegen in der öffentlichen Meinung rehabilitiren dürfte. Ich las nämlich einmal in der Biographie des armen Dietrich Grabbe, daß das Laster des Trunkes, woran derselbe zu Grunde gegangen, ihm durch seine eigene Mutter frühe eingepflanzt worden sei, indem sie dem Knaben, ja dem Kinde Branntwein zu trinken gegeben habe. Diese Anklage, die der Herausgeber der Biographie aus dem Munde feindseliger Verwandter erfahren, scheint grundfalsch, wenn ich mich der Worte erinnere, womit der selige Grabbe mehrmals von seiner Mutter sprach, die ihn oft gegen „dat Suppen" mit den nachdrücklichsten Worten verwarnte.

Sie war eine rohe Dame, die Frau eines Gefängnißwärters, und wenn sie ihren jungen Wolf Dietrich caressirte, mag sie ihn wohl manchmal mit den Tatzen einer Wölfin auch ein Bischen gekratzt haben. Aber sie hatte doch ein echtes Mutterherz und bewährte solches, als ihr Sohn nach Berlin reiste, um dort zu studiren.

Beim Abschied, erzählte mir Grabbe, drückte sie ihm ein Packet in die Hand, worin, weich umwickelt mit Baumwolle, sich ein halb Dutzend silberne Löffel nebst sechs dito kleinen Kaffeelöffeln und ein großer dito Potagelöffel befand, ein stolzer Hausschatz, dessen die Frauen aus dem Volke sich nie ohne Herzbluten entäußern, da sie gleichsam eine silberne Decoration sind, wodurch sie sich von dem gewöhnlichen zunernen Pöbel zu unterscheiden glauben. Als ich Grabbe kennen lernte, hatte er bereits den Potagelöffel, den Goliath, wie er ihn nannte, aufgezehrt. Befragte ich ihn manchmal, wie es ihm gehe, antwortete er mit bewölkter Stirn lakonisch: ich bin an meinem dritten Löffel, oder ich bin an meinem vierten Löffel. Die Großen gehen dahin, seufzte er einst, und es wird sehr schmale Bissen geben, wenn die Kleinen, die Kaffeelöffelchen, an die Reihe kommen, und wenn diese dahin sind, gibt's gar keine Bissen mehr.

Leider hatte er Recht und je weniger er zu essen hatte, desto mehr legte er sich auf's Trinken und ward ein Trunkenbold. Anfangs Elend und später häuslicher Gram trieben den Unglücklichen, im Rausche Erheiterung oder Vergessenheit zu suchen und zuletzt mochte er wohl zur Flasche gegriffen haben, wie andere zur Pistole, um dem Jammerthum ein Ende zu machen. Glauben Sie mir, sagte mir einst ein naiver westphälischer Landsmann Grabbe's, der konnte viel vertragen und wäre nicht gestorben, weil er trank, sondern er trank weil er sterben wollte: er starb durch Selbsttrunk.

Obige Ehrenrettung einer Mutter ist gewiß nie am unrechten Platz; ich versäumte bis jetzt, sie zur Sprache zu bringen, da ich sie in einer Charakteristik Grabbe's aufzeichnen wollte; diese kam nie zu Stande und auch in meinem Buche „de l'Allemagne" konnte ich Grabbe's nur flüchtig erwähnen.

Obige Notiz ist mehr an den deutschen als den französischen Leser gerichtet und zu letzterem wird ich hier nur bemerken, daß besagter Dietrich Grabbe einer der größten deutschen Dichter war und von allen unseren dramatischen Dichtern wohl als derjenige genannt werden darf, der die meiste Verwandtschaft mit Shakspeare hat. Er mag weniger Saiten auf seiner Leyer haben als Andere, die dadurch ihn vielleicht überragen, aber die Saiten, die er berührt, haben einen Klang, der nur bei dem großen Briten gefunden wird. Er hat dieselben Plötzlichkeiten, dieselben Naturlaute, womit uns Shakspeare erschreckt, erschüttert, entzückt.

Aber alle seine Vorzüge sind verdunkelt durch eine Geschmacklosigkeit, einen Cynismus und eine Ausgelassenheit, die das Tollste und Abscheulichste überbieten, das je ein Gehirn zu Tage gefördert. Es ist aber nicht Krankheit, etwa Fieber oder

* Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz, der Beschützer der Malerakademie in Düsseldorf. Vormals gehörte Düsseldorf zur Kurpfalz.

Blödſinn, was dergleichen hervorbrachte, ſondern eine geiſtige Intoxication des Genies. Wie Plato den Diogenes ſehr treffend einen wahnſinnigen Sokrates nannte, ſo könnte man unſeren Grabbe leider mit doppeltem Rechte einen betrunkenen Shakſpeare nennen.

In ſeinen gedruckten Dramen ſind jene Monſtruoſitäten ſehr gemildert, ſie befanden ſich aber grauenhaft grell in dem Manuſcript ſeines „Gothland", einer Tragödie, die er mir einſt, als er mir noch ganz unbekannt war, überreichte, oder vielmehr vor die Füße ſchmiß mit den Worten: ich wollte wiſſen, was an mir ſei, und da habe ich dieſes Manuſcript dem Profeſſor Gubitz gebracht, der darüber den Kopf geſchüttelt und um meiner los zu werden, mich an Sie verwies, der eben ſo tolle Grillen im Kopfe trüge wie ich und mich daher weit beſſer verſtünde — hier iſt nun der Bulk!

Nach dieſen Worten, ohne Antwort zu erwarten, troddelte der närriſche Kauz wieder fort, und da ich eben zu Frau von Varnhagen ging, nahm ich das Manuſcript mit, um ihr die Primeur eines Dichters zu verſchaffen; denn ich hatte an den wenigen Stellen, die ich las, ſchon gemerkt, daß hier ein Dichter war.

Wir erkennen das poetiſche Wild ſchon am Geruch. Aber der Geruch war diesmal zu ſtark für weibliche Nerven, und ſpät ſchon, gegen Mitternacht, ließ mich Frau von Varnhagen rufen und beſchwor mich um Gotteswillen, das entſetzliche Manuſcript wieder zurückzunehmen, da ſie nicht ſchlafen könne, ſolange ſich dasſelbe noch im Hauſe befände. Einen ſolchen Eindruck machten Grabbe's Productionen in ihrer urſprünglichen Geſtalt.*

Obige Abſchweifung mag ihr Gegenſtand ſelbſt rechtfertigen.

Die Ehrenrettung einer Mutter iſt überall an ihrem Platze, und der fühlende Leſer wird die oben mitgetheilten Aeußerungen Grabbe's über die arme verunglimpfte Frau, die ihn zur Welt gebracht, nicht als eine müßige Abſchweifung betrachten.

Jetzt aber, nachdem ich mich einer Pflicht der Pietät gegen einen unglücklichen Dichter erledigt habe, will ich wieder zu meiner eigenen Mutter und ihrer Sippſchaft zurückkehren, in weiterer Beſprechung des Einfluſſes, der von dieſer Seite auf meine geiſtige Bildung ausgeübt wurde.

Nach meiner Mutter beſchäftigte ſich mit letzterer ganz beſonders ihr Bruder, mein Oheim Simen de Geldern. Er iſt todt ſeit 20 Jahren. Er war ein Sonderling von unſcheinbarem, ja ſogar närriſchem Aeußeren. Eine kleine, gehäbige Figur mit einem bläßlichen, ſtrengen Geſichte, deſſen Naſe zwar griechiſch gradlinigt, aber gewiß um ein Drittel länger war, als die Griechen ihre Naſen zu tragen pflegten.

In ſeiner Jugend, ſagte man, ſei dieſe Naſe von gewöhnlicher Größe geweſen und nur durch die üble Gewohnheit, daß er ſich beſtändig daran zupfte, ſoll ſie ſich ſo übergebührlich in die Länge gezogen haben. Fragten wir Kinder den Ohm, ob das wahr ſei, ſo verwies er uns ſolche reſpectwidrige Rede mit großem Eifer und zupfte ſich dann wieder an der Naſe.

Er ging ganz altfränkiſch gekleidet, trug kurze Beinkleider, weißſeidene Strümpfe, Schnallenſchuhe und nach der alten Mode einen ziemlich langen Zopf, der, wenn das kleine Männchen durch die Straßen trippelte, von einer Schulter zur andern flog, allerlei Capriolen ſchnitt und ſich über ſeinen eigenen Herrn hinter ſeinen Rücken zu moquiren ſchien.

Oft, wenn der gute Onkel in Gedanken vertieft ſaß oder die Zeitung las, überſchlich mich das frevle Gelüſte, heimlich ſein Zöpfchen zu ergreifen und daran zu ziehen, als wäre es eine Hausklingel, worüber ebenfalls der Ohm ſich ſehr erboſte, indem er jammernd die Hände rang über die junge Brut, die vor nichts mehr Reſpect hat, weder durch die menſchliche noch durch göttliche Autorität mehr in Schranken zu halten und ſich endlich an dem Heiligſten vergreifen werde.

War aber das Aeußere des Mannes nicht geeignet, Reſpect einzuflößen, ſo war ſein Inneres, ſein Herz deſto reſpectabler, und es war das bravſte und edelmüthigſte Herz, das ich hier auf Erden kennen lernte. Es war eine Ehrenhaftigkeit in dem Manne, die an den Rigorismus der Ehre in altſpaniſchen Dramen erinnerte, und auch in der Treue glich er den Helden derſelben. Er hatte nie Gelegenheit, der „Arzt ſeiner Ehre" zu werden, doch ein „Standhafter Prinz" war er in ebenſo ritterlicher Größe, obgleich er nicht in vierfüßigen Trochäen deklamirte, gar nicht nach

* Ueber Grabbe's „Gothland" heißt es in Heine's „Gedanken und Einfällen": „Zuweilen eine Reihe fürchterlicher und häßlicher Gedanken, wie ein Zug Galeerenſclaven, jeder gebrandmarkt — der Dichter führt ſie an der Kette in das Bagno der Poeſie."

Todespalmen lechzte und ſtatt des glänzenden Rittermantels ein ſcheinloſes Röckchen mit Bachſtelzenſchwanz trug.

Er war durchaus kein ſinnenfeindlicher Asceta er liebte Kirmesfeſte, die Weinſtube des Gaſtwirths Raſia, wo er beſonders gern Krammetsvögel aß mit Wachholderbeeren — aber alle Krammetsvögel dieſer Welt und alle ihre Lebensgenüſſe opferte er mit ſtolzer Entſchiedenheit, wenn es die Idee galt, die er für wahr und gut erkannt. Und er that dieſes mit ſolcher Anſpruchloſigkeit, ja Verſchämtheit, daß Niemand merkte, wie eigentlich ein heimlicher Märtyrer in dieſer ſpaßhaften Hülle ſteckte.

Nach weltlichen Begriffen war ſein Leben ein verfehltes. Simon de Geldern hatte im Collegium der Jeſuiten ſeine ſogenannten humaniſtiſchen Studien, Humaniora, gemacht doch als der Tod ſeiner Eltern ihm die völlig freie Wahl einer Lebenslaufbahn ließ, wählte er gar keine, verzichtete auf jedes ſogenannte Brodſtudium der ausländiſchen Univerſitäten und blieb lieber daheim zu Duſſeldorf in der „Arche Noä", wie das kleine Haus hieß, welches ihm ſein Vater hinterließ und über deſſen Thüre das Bild der Arche Noä recht hübſch ausgehängt und bunt colorirt zu ſchauen war.

Von raſtloſem Fleiße überließ er ſich hier allen ſeinen gelehrten Liebhabereien und Schnurrpfeifereien, ſeiner Bibliomanie und beſonders ſeiner Wuth des Schriftſtellerns, die er beſonders in politiſchen Tagesblättern und obſcuren Zeitſchriften ausließ.

Nebenbei geſagt koſtete ihm nicht blos das Schreiben, ſondern auch das Denken die größte Anſtrengung.

Entſtand dieſe Schreibwuth vielleicht durch den Drang, gemeinnützig zu wirken: Er nahm Theil an allen Tagesfragen und das Leſen von Zeitungen

und Broschüren trieb er bis zur Manie, aber nicht eigentlich wegen seiner Gelahrtheit, sondern weil sein Vater und sein Bruder Doctoren der Medicin gewesen. Und die alten Weiber ließen es sich nicht ausreden, daß der Sohn des alten Doctors, der sie so oft curirt, nicht auch die Heilmittel seines Vaters geerbt haben müsse, und wenn sie erkrankten, kamen sie zu ihm gelaufen mit ihren .... flaschen, mit Weinen und Bitten, daß er dieselben besehen möchte, ihnen zu sagen, was ihnen fehle. Wenn der arme Oheim solcherweise in seinen Studien gestört wurde, konnte er in Zorn gerathen und die alten Trullen mit sammt ihren Flaschen zum Teufel wünschen und davonjagen.

Dieser Oheim war es nun, der auf meine geistige Bildung großen Einfluß geübt und dem ich in solcher Beziehung unendlich viel zu verdanken habe. Wie sehr auch unsere Ansichten verschieden und so kümmerlich auch seine literarischen Bestrebungen waren, so regten sie doch vielleicht in mir die Lust zu schriftlichen Versuchen.

Der Ohm schrieb einen alten steifen Kanzleistyl, wie er in den Jesuitenschulen, wo Latein die Hauptsache, gelehrt wird und konnte sich nicht leicht befremden mit meiner Ausdrucksweise, die ihm zu leicht, zu spielend, zu irreverentiös vorkam. Aber sein Eifer, womit er mir die Hilfsmittel des geistigen Fortschritts zuwies, war für mich von größtem Nutzen.

Er beschenkte schon den Knaben mit den schönsten, kostbarsten Werken; er stellte zu meiner Verfügung seine eigene Bibliothek, die an klassischen Büchern und wichtigen Tagesbroschüren so reich war, und er erlaubte mir sogar, auf dem Söller der Arche Noä in den Kisten herumzukramen, worin sich die alten Bücher und Scripturen des seligen Großvaters befanden.

Welche geheimnißvolle Wonne jauchzte im Herzen des Knaben, wenn er auf jenem Söller, der eigentlich eine große Dachstube war, ganze Tage verbringen konnte.

Es war nicht eben ein schöner Aufenthalt, und die einzige Bewohnerin desselben, eine dicke Angorakatze, hielt nicht sonderlich auf Sauberkeit und nur selten fegte sie mit ihrem Schweife ein Bischen den Staub und das Spinnweb fort von dem alten Gerümpel, das dort aufgestapelt lag.

Aber mein Herz war so blühend jung, und die Sonne schien so heiter durch die kleine Lukarne, daß mir Alles von einem phantastischen Lichte übergossen schien und die alte Katze selbst mir wie eine verwünschte Prinzessin vorkam, die wohl plötzlich aus ihrer thierischen Gestalt wieder befreit sich in der vorigen Schöne und Herrlichkeit zeigen dürfte, während die Dachkammer sich in einen prachtvollen Palast verwandeln würde, wie es in allen Zaubergeschichten zu geschehen pflegt.

Doch die alte gute Märchenzeit ist verschwunden, die Katzen bleiben Katzen, und die Dachstube der Arche Noä blieb eine staubige Rumpelkammer, ein Hospital für incurablen Hausrath, eine Salpetrière* für alte Möbel, die den äußersten Grad der Decrepitüde erlangt, und die man noch nicht vor die Thür schmeißen darf, aus sentimentaler Anhänglichkeit und Berücksichtigung der frommen Erinnerungen, die sich damit verknüpften.

Da stand eine morsch zerbrochene Wiege, worin einst meine Mutter gewiegt worden; jetzt lag darin die Staatsperücke meines Großvaters, die ganz vermodert war und vor Alter kindisch geworden zu sein schien.

Der verrostete Galanteriedegen des Großvaters und eine Feuerzange, die nur einen Arm hatte, und anderes invalides Eisengeschirr hing an der Wand. Daneben auf einem wackligen Brette

* Name eines Asyls für Siechе in Paris.

ſtand der ausgeſtopfte Papagei der ſeligen Großmutter, der jetzt ganz entfiedert und nicht mehr grün, ſondern aſchgrau war und mit dem einzigen Glasauge, das ihm geblieben, ſehr unheimlich ausſah.

Hier ſtand auch ein großer grüner Mops von Porzellan, welcher inwendig hohl war; ein Stück des Hintertheils war abgebrochen, und die Katze ſchien für dieſes chineſiſche oder japaniſche Kunſtbild einen großen Reſpect zu hegen: ſie machte vor demſelben allerlei devote Katzenbuckel und hielt es vielleicht für ein göttliches Weſen; die Katzen ſind ſo abergläubiſch.

In einem Winkel lag eine alte Flöte, welche einſt meiner Mutter gehört; ſie ſpielte darauf, als ſie noch ein junges Mädchen war, und eben jene Dachkammer wählte ſie zu ihrem Concertſaale, damit der alte Herr, ihr Vater, nicht von der Muſik in ſeiner Arbeit geſtört oder auch ob dem ſentimentalen Zeitverluſt, deſſen ſich ſeine Tochter ſchuldig machte, unwirſch würde. Die Katze hatte jetzt dieſe Flöte zu ihrem liebſten Spielzeug erwählt, indem ſie an dem verblichenen Roſaband, das an der Flöte befeſtigt war, dieſelbe hin und her auf dem Boden rollte.

Zu den Antiquitäten der Dachkammer gehörten auch Weltkugeln, die wunderlichſten Planetenbilder und Kolben und Retorten, erinnernd an aſtrologiſche und alchymiſtiſche Studien.

In den Kiſten, unter den Büchern des Großvaters befanden ſich auch viele Schriften, die auf ſolche Geheimwiſſenſchaften Bezug hatten. Die meiſten Bücher waren freilich mediciniſche Scharteken. An philoſophiſchen war kein Mangel, doch neben dem erzvernünftigen Carteſius befanden ſich auch Phantaſten, wie Paracelſus, von Helmont und gar Aggrippa von Nettesheim, deſſen „Philosophia occulta“ ich hier zum erſten Mal zu Geſicht bekam. Schon den Knaben amüſirte die Dedicationsepiſtel an den Abt Trithem, deſſen Antwortſchreiben beigedruckt, wo dieſer Compère dem andern Charlatan ſeine bombaſtiſchen Complimente mit Zinſen zurückerſtattet.

Der beſte und koſtbarſte Fund jedoch, den ich in den beſtäubten Kiſten machte, war ein Notizenbuch von der Hand eines Bruders meines Großvaters, den man den Chevalier oder den Morgenländer nannte, und von welchem die alten Muhmen immer ſo viel zu ſingen und zu ſagen wußten.

Dieſer Großoheim, welcher ebenfalls Simon de Geldern hieß, muß ein ſonderbarer Heiliger geweſen ſein. Den Zunamen der „Morgenländer“ empfing er, weil er große Reiſen im Oriente gemacht und ſich bei ſeiner Rückkehr immer in orientaliſche Tracht kleidete.

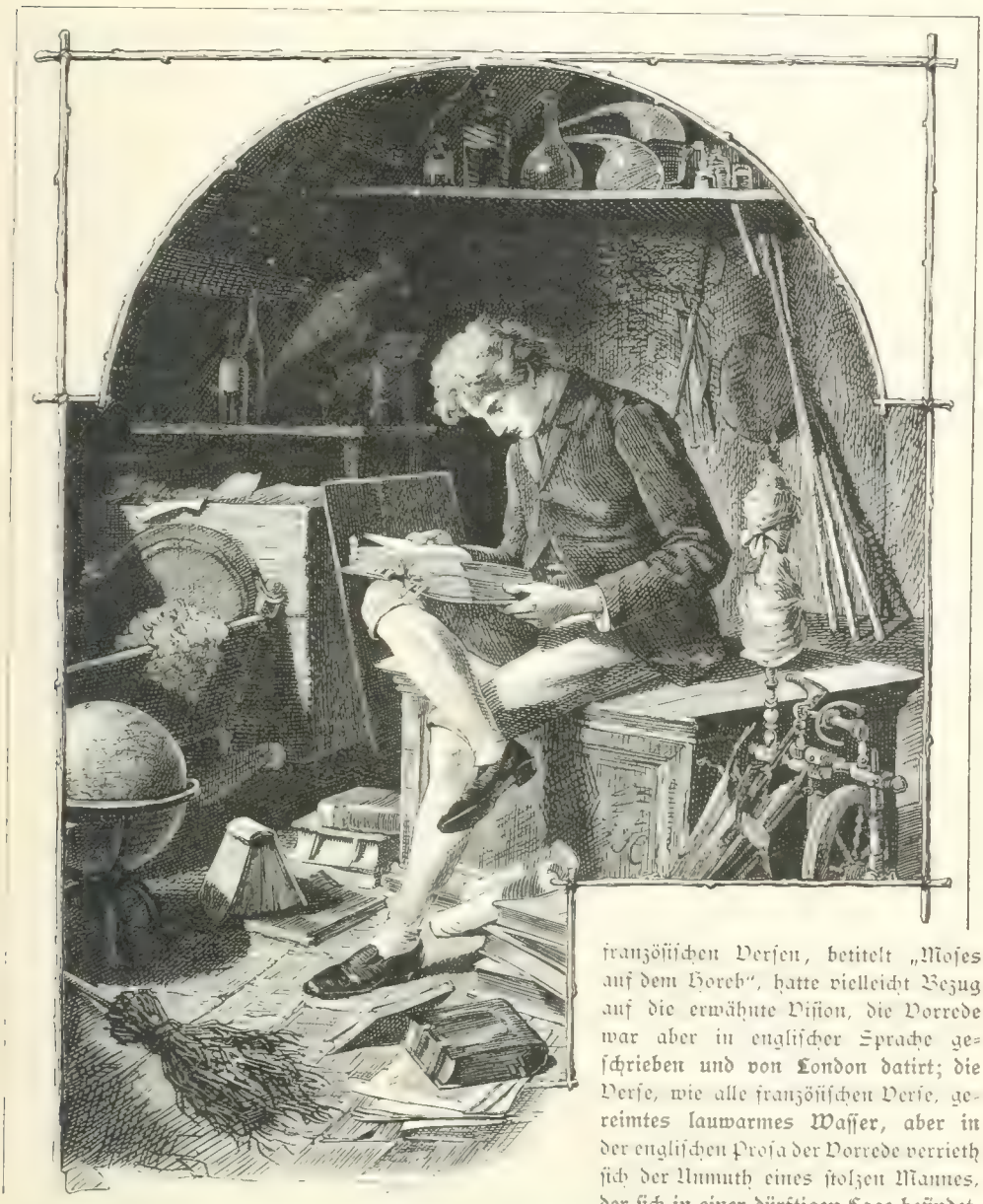
Am längſten ſcheint er in den Küſtenſtädten Nordafrikas, namentlich in den marokkaniſchen Staaten verweilt zu haben, wo er von einem Portugieſen das Handwerk eines Waffenſchmieds erlernte und dasſelbe mit Glück betrieb.

Er wallfahrtete nach Jeruſalem, wo er in der Verzückung des Gebetes auf dem Berge Moria, ein Geſicht hatte. Was ſah er? Er offenbarte es nie.

Ein unabhängiger Beduinenſtamm, der ſich nicht zum Islam, ſondern zu einer Art Moſaismus bekannte und in einer der unbekannten Oaſen der nordafrikaniſchen Sandwüſte gleichſam ſein Abſteigequartier hatte, wählte ihn zu ſeinem Anführer oder Scheik. Dieſes kriegeriſche Völkchen lebte in Fehde mit allen Nachbarſtämmen und war der Schrecken der Karawanen. Europäiſch zu reden: mein ſeliger Großoheim, der fromme Viſionär vom heiligen Berge Moria, ward Räuberhauptmann. In dieſer ſchönen Gegend erwarb er auch jene Kenntniſſe von Pferdezucht und jene Reiterkünſte, womit er nach ſeiner Heimkehr in's Abendland ſo viele Bewunderung erregte.

An den verſchiedenen Höfen, wo er ſich lange aufhielt, glänzte er auch durch ſeine perſönliche Schönheit und Stattlichkeit, ſowie auch durch die Pracht der orientaliſchen Kleidung, welche beſonders auf die Frauen ihren Zauber übte. Er imponirte wohl noch am meiſten durch ſein vorgebliches Geheimwiſſen, und Niemand wagte es, den allmächtigen Nekromanten bei ſeinen hohen Gönnern herabzuſetzen. Der Geiſt der Intrigue fürchtete die Geiſter der Kabala.

Nur ſein eigener Uebermuth konnte ihn in's Verderben ſtürzen, und ſonderbar geheimnißvoll ſchüttelten die alten Muhmen ihre greiſen Köpflein, wenn ſie Etwas von dem galanten Verhältniß munkelten, worin der „Morgenländer“ mit einer ſehr erlauchten Dame ſtand, und deſſen Entdeckung ihn nöthigte, auf's Schleunigſte den Hof und das Land zu verlaſſen. Nur durch die Flucht mit Hinterlaſſung aller ſeiner Habſeligkeiten konnte er dem ſichern Tode entgehen, und eben ſeiner erprobten Reiterkunſt verdankte er ſeine Rettung.



Nach diesem Abenteuer scheint er in England einen sichern, aber kümmerlichen Zufluchtsort gefunden zu haben. Ich schließe Solches aus einer zu London gedruckten Broschüre des Großoheims, welche ich einst, als ich in der Düsseldorfer Bibliothek bis zu den höchsten Bücherbrettern kletterte, zufällig entdeckte. Es war ein Oratorium in französischen Versen, betitelt „Moses auf dem Horeb", hatte vielleicht Bezug auf die erwähnte Vision, die Vorrede war aber in englischer Sprache geschrieben und von London datirt; die Verse, wie alle französischen Verse, gereimtes lauwarmes Wasser, aber in der englischen Prosa der Vorrede verrieth sich der Unmuth eines stolzen Mannes, der sich in einer dürftigen Lage befindet.

Aus dem Notizenbuch des Großoheims konnte ich nicht viel Sicheres ermitteln; es war, vielleicht aus Vorsicht, meistens mit arabischen, syrischen und koptischen Buchstaben geschrieben, worin sonderbar genug französische Citate vorkamen, z. B. sehr oft der Vers:

Où l'innocence périt c'est un crime de vivre.

Mich frappirten auch manche Aeußerungen, die ebenfalls in franzöſiſcher Sprache geſchrieben; letztere ſcheint das gewöhnliche Idiom des Schreibenden geweſen zu ſein.

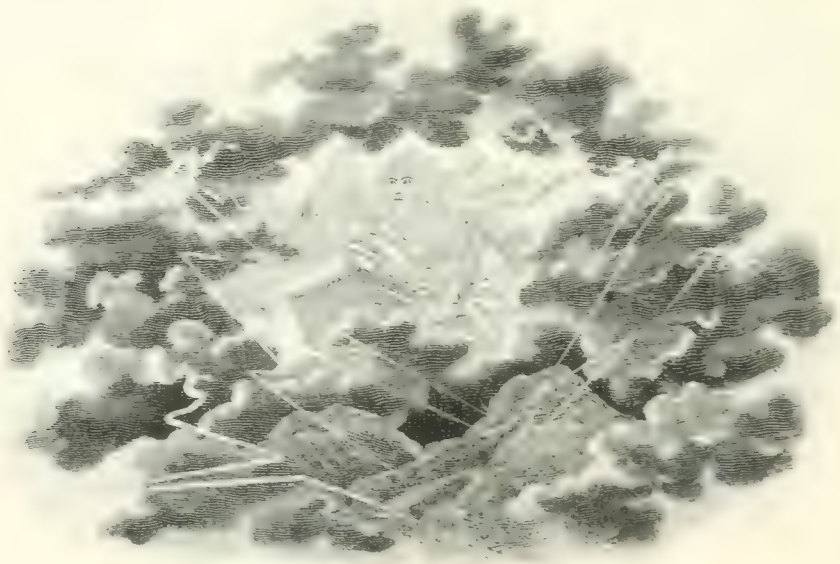
Eine räthſelhafte Erſcheinung, ſchwer zu begreifen, war dieſer Großoheim. Er führte eine jener wunderlichen Exiſtenzen, die nur im Anfang und in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts möglich geweſen; er war halb Schwärmer, der für kosmopolitiſche, weltbeglückende Utopien Propaganda machte, halb Glücksritter, der im Gefühl ſeiner individuellen Kraft die morſchen Schranken einer morſchen Geſellſchaft durchbricht oder überſpringt. Jedenfalls war er ganz ein Menſch.

Sein Charlatanismus, den wir nicht in Abrede ſtellen, war nicht von gemeiner Sorte. Er war kein gewöhnlicher Charlatan, der den Bauern auf den Märkten die Zähne ausreißt, ſondern er drang muthig in die Paläſte der Großen, denen er den ſtärkſten Backzahn ausriß, wie weiland Ritter Hüon von Bourdeaux dem Sultan von Babylon that. Klappern gehört zum Handwerk, ſagt das Sprichwort, und das Leben iſt ein Handwerk wie jedes andere.

Und welcher bedeutende Menſch iſt nicht ein Bischen Charlatan? Die Charlatane der Bescheidenheit ſind die Schlimmſten mit ihrem demüthig thuenden Dünkel! Wer gar auf die Menge wirken will, bedarf einer wunderbaren Zuthat.

Der Zweck heiligt die Mittel. Hat doch der Geſetzgeber ſelbſt, als er auf dem Berge Sinai ſeine Gebote promulgirte, nicht verſchmäht, bei dieſer Gelegenheit tüchtig blitzen und donnern zu laſſen, obgleich das Geſetz ſo vortrefflich, ſo göttlich gut war, daß es füglich aller Zuthat von leuchtendem Colophonium und donnernden Paukenſchlägen entbehren konnte. Aber der Herr kannte ſein Publicum, das mit ſeinen Ochſen und Schafen und aufgeſperrten Mäulern unten am Berge ſtand und welchem gewiß ein phyſikaliſches Kunſtſtück mehr Bewunderung einflößen konnte, als alle Mirakel des ewigen Gedankens.

Wie dem auch ſei, dieſer Großohm hat die Einbildungskraft des Knaben außerordentlich beſchäftigt. Alles, was man von ihm erzählte, machte einen unauslöſchlichen Eindruck auf mein junges Gemüth, und ich verſenkte mich ſo tief in ſeine Irrfahrten und Schickſale, daß mich manchmal am hellen lichten Tage ein unheimliches Gefühl ergriff und es mir vorkam, als ſei ich ſelbſt mein ſeliger Großoheim und als lebte ich nur eine Fortſetzung des Lebens jenes längſt Verſtorbenen!



In der Nacht ſpiegelte ſich dasſelbe retroſpectiv zurück in meine Träume. Mein Leben glich damals einem großen Journal, wo die obere Abtheilung die Gegenwart, den Tag mit ſeinen Tagesberichten und Tagesdebatten enthielt, während in der unteren Abtheilung die poetiſche Vergangenheit in fortlaufenden Nachtträumen wie eine Reihenfolge von Romanfeuilletons ſich phantaſtiſch kundgab.

In dieſen Träumen identificirte ich mich gänzlich mit meinem Großohm und mit Grauen fühlte ich zugleich, daß ich ein Anderer war und einer anderen Zeit angehörte. Da gab es Oertlichkeiten, die ich nie vorher geſehen, da gab es Verhältniſſe, wovon ich früher keine Ahnung hatte, und doch wandelte ich dort mit ſicherem Fuß und ſicherem Verhalten.

Da begegneten mir Menſchen in brennend bunten, ſonderbaren Trachten und mit abenteuerlich wüſten Phyſiognomien, denen ich dennoch wie alten Bekannten die Hände drückte; ihre wild fremde, nie gehörte Sprache verſtand ich, zu meiner Verwunderung antwortete ich ihnen ſogar in derſelben Sprache, während ich mit einer Heftigkeit geſticulirte, die mir nie eigen war, und während ich ſogar Dinge ſagte, die mit meiner gewöhnlichen Denkweiſe widerwärtig contraſtirten.

Dieſer wunderliche Zuſtand dauerte wohl ein Jahr, und obgleich ich wieder ganz zur Einheit des Selbſtbewußtſeins kam, blieben doch geheime Spuren in meiner Seele. Manche Idioſynkraïe, manche fatale Sympathien und Antipathien, die gar nicht zu meinem Naturell paſſen, ja ſogar manche Handlungen, die im Widerſpruch mit meiner Denkweiſe ſind, erkläre ich mir als Nachwirkungen aus jener Traumzeit, wo ich mein eigener Großoheim war.

Wenn ich Fehler begehe, deren Entſtehung mir unbegreiflich erſcheint, ſchiebe ich ſie gern auf Rechnung meines morgenländiſchen Doppelgängers. Als ich einſt meinem Vater eine ſolche Hypotheſe mittheilte, um ein kleines Verſehen zu beſchönigen, bemerkte er ſchalkhaft: er hoffe, daß mein Großoheim keine Wechſel unterſchrieben habe, die mir einſt zur Bezahlung präſentirt werden könnten.

Es ſind mir keine ſolche orientaliſchen Wechſel vorgezeigt worden, und ich habe genug Nöthe mit meinen eigenen occidentaliſchen Wechſeln gehabt.

Aber es gibt gewiß noch ſchlimmere Schulden als Geldſchulden, welche uns die Vorfahren zur Tilgung hinterlaſſen. Jede Generation iſt eine Fortſetzung der andern und iſt verantwortlich für ihre Thaten. Die Schrift ſagt: die Väter haben Härlinge (unreife Trauben) gegeſſen und die Enkel haben davon ſchmerzhaft taube Zähne bekommen.

Es herrſcht eine Solidarität der Generationen, die auf einander folgen, ja die Völker, die hinter einander in die Arena treten, übernehmen eine ſolche Solidarität und die ganze Menſchheit liquidirt am Ende die große Hinterlaſſenſchaft der Vergangenheit. Im Thale Joſaphat wird das große Schuldbuch vernichtet werden oder vielleicht vorher noch durch einen Univerſalbankrott.

Der Geſetzgeber der Juden hat dieſe Solidarität tief erkannt und beſonders in ſeinem Erbrecht ſanctionirt; für ihn gab es vielleicht keine individuelle Fortdauer nach dem Tode, und er glaubte nur an die Unſterblichkeit der Familie; alle Güter waren Familieneigenthum, und Niemand konnte ſie ſo vollſtändig alieniren, daß ſie nicht zu einer gewiſſen Zeit an die Familienglieder zurückfielen.

Einen ſchroffen Gegenſatz zu jener menſchenfreundlichen Idee des moſaiſchen Geſetzes bildet das römiſche, welches ebenfalls im Erbrechte den Egoismus des römiſchen Charakters bekundet.

Ich will hierüber keine Unterſuchungen eröffnen, und meine perſönlichen Bekenntniſſe verfolgend will ich vielmehr die Gelegenheit benutzen, die ſich mir hier bietet, wieder durch ein Beiſpiel zu zeigen, wie die harmloſeſten Thatſachen zuweilen zu den böswilligſten Inſinuationen von meinen Feinden benutzt worden. Letztere wollen nämlich die Entdeckung gemacht haben, daß ich bei biographiſchen Mittheilungen ſehr viel von meiner mütterlichen Familie, aber gar nichts von meinen väterlichen Sippen und Magen* ſpräche, und ſie bezeichneten Solches als ein abſichtliches Hervorheben und Verſchweigen und beſchuldigten mich derſelben eitlen Hintergedanken, die man auch meinem ſeligen Collegen Wolfgang Goethe vorwarf.

Es iſt freilich wahr, daß in deſſen Memoiren ſehr oft von dem Großvater von väterlicher Seite, welcher als geſtrenger Herr Schultheiß auf dem Römer zu Frankfurt präſidirte, mit beſonderem Behagen die Rede iſt, während der Großvater

* Ein Lieblingswort Heine's in Bezug auf ſeine Verwandtſchaft. Es findet ſich an mehreren Stellen. Meiſt hat er es in wegwerfendem Sinne angewandt.

von mütterlicher Seite, der als ehrsames Flickschneiderlein auf der Bockenheimer Gasse auf dem Werktische bockte und die alten Hosen der Republik ausbesserte, mit keinem Worte erwähnt wird.

Ich habe Goethen in Betreff dieses Ignorirens nicht zu vertreten, doch was mich selbst betrifft, möchte ich jene böswilligen und oft ausgebeuteten Interpretationen und Insinuationen dahin berichtigen, daß es nicht meine Schuld ist, wenn in meinen Schriften von einem väterlichen Großvater nie gesprochen ward. Die Ursache ist ganz einfach: ich habe nie viel von ihm zu sagen gewußt. Mein seliger Vater war als fremder Mann nach meiner Geburtsstadt Düsseldorf gekommen und besaß hier keine Anverwandten, keine jener alten Muhmen und Basen, welche die weiblichen Barden sind, die der jungen Brut tagtäglich die alten Familienlegenden mit epischer Monotonie vorsingen, während sie die bei den schottischen Barden obligate Dudelsackbegleitung durch das Schnarren ihrer Nasen ersetzen. Nur über die großen Kämpen des mütterlichen Clans konnte von dieser Seite mein junges Gemüth frühe Eindrücke empfangen, und ich horchte mit Andacht, wenn die alte Bräunle oder Brunhildis erzählte.

Mein Vater selbst war sehr einsilbiger Natur, sprach nicht gern, und einst als kleines Bübchen, zur Zeit, wo ich die Werkeltage in der öden Franziskaner-Klosterschule, jedoch die Sonntage zu Hause zubrachte, nahm ich hier eine Gelegenheit wahr, meinen Vater zu befragen, wer mein Großvater gewesen sei. Auf diese Frage antwortete er halb lachend, halb unwirsch: „Dein Großvater war ein kleiner Jude und hatte einen großen Bart."

Den andern Tag, als ich in den Schulsaal trat, wo ich bereits meine kleinen Cameraden versammelt fand, beeilte ich mich sogleich ihnen die wichtige Neuigkeit zu erzählen: daß mein Großvater ein kleiner Jude war, welcher einen langen Bart hatte.

Kaum hatte ich diese Mittheilung gemacht, als sie von Mund zu Mund flog, in allen Tonarten wiederholt ward, mit Begleitung von nachgeäfften Thierstimmen. Die Kleinen sprangen über Tische und Bänke, rissen von den Wänden die Rechentafeln, welche auf den Boden purzelten nebst den Tintenfässern, und dabei wurde gelacht, gemeckert, gegrunzt, gebellt, gekräht — ein Höllenspectakel, dessen Refrain immer der Großvater war, der ein kleiner Jude gewesen und einen großen Bart hatte.

Der Lehrer, welchem die Classe gehörte, vernahm den Lärm und trat mit zornglühendem Gesichte in den Saal und fragte gleich nach dem Urheber dieses Unfugs. Wie immer in solchen Fällen geschieht: ein Jeder suchte kleinlaut sich zu disculpiren, und am Ende der Untersuchung ergab es sich, daß ich Aermster überwiesen ward durch meine Mittheilung über meinen Großvater den ganzen Lärm veranlaßt zu haben, und ich büßte meine Schuld durch eine bedeutende Anzahl Prügel.

Es waren die ersten Prügel, die ich auf dieser Erde empfing, und ich machte bei dieser Gelegenheit schon die philosophische Betrachtung, daß der liebe Gott, der die Prügel erschaffen, in seiner gütigen Weisheit auch dafür sorgte, daß Derjenige, welcher sie ertheilt, am Ende müde wird, indem sonst am Ende die Prügel unerträglich würden.

Der Stock, womit ich geprügelt ward, war ein Rohr von gelber Farbe, doch die Streifen, welche dasselbe auf meinem Rücken ließ, waren dunkelblau. Ich habe sie nicht vergessen.

Auch den Namen des Lehrers, der mich so unbarmherzig schlug, vergaß ich nicht: er war der Pater Dickerscheit; er wurde bald von der Schule entfernt, aus Gründen, die ich ebenfalls nicht vergessen, aber nicht mittheilen will.

Der Liberalismus hat den Priesterstand oft genug mit Unrecht verunglimpft und man könnte ihm wohl jetzt einige Schonung angedeihen lassen, wenn ein unwürdiges Mitglied Verbrechen begeht, die am Ende doch nur der menschlichen Natur oder vielmehr Unnatur beizumessen sind.

Wie der Name des Mannes, der mir die ersten Prügel ertheilte, blieb mir auch der Anlaß im Gedächtniß, nämlich meine unglückliche genealogische Mittheilung, und die Nachwirkung jener frühen Jugendeindrücke ist so groß, daß jedesmal, wenn von kleinen Juden mit großen Bärten die Rede war, mir eine unheimliche Erinnerung gruselnd über den Rücken lief. „Gebrannte Katze scheut den kochenden Kessel", sagt das Sprichwort, und Jeder wird leicht begreifen, daß ich seitdem keine große Neigung empfand, nähere Auskunft über jenen bedenklichen Großvater und seinen Stammbaum zu erhalten oder gar dem großen Publicum wie einst dem Kleinen dahinbezügliche Mittheilungen zu machen.

Meine Großmutter väterlicherseits, von welcher ich ebenfalls nur wenig zu sagen weiß, will ich jedoch nicht unerwähnt lassen. Sie war eine außerordentlich schöne Frau und einzige Tochter eines Banquiers zu Hamburg, der wegen seines Reichthums weit und breit berühmt war. Diese Umstände lassen mich vermuthen, daß der kleine Jude, der die schöne Person aus dem Hause ihrer hochbegüterten Eltern nach seinem Wohnorte Hannover heimführte, noch außer seinem großen Barte sehr rühmliche Eigenschaften besessen und sehr respectabel gewesen sein muß.

Er starb frühe, eine junge Witwe mit sechs Kindern, sämmtlich Knaben im zartesten Alter zurücklassend. Sie kehrte nach Hamburg zurück und starb dort ebenfalls nicht sehr betagt.

Im Schlafzimmer meines Oheims Salomon Heine zu Hamburg sah ich einst das Porträt der Großmutter. Der Maler, welcher in Rembrandt'scher Manier nach Licht- und Schatteneffecten haschte, hatte dem Bild eine schwarze klösterliche Kopfbedeckung, eine fast ebenso strenge, dunkle Robe und den pechdunkelsten Hintergrund ertheilt, so daß das vollwangigte, mit einem Doppelkinn versehene Gesicht wie ein Vollmond aus nächtlichem Gewölk hervorschimmerte.

Ihre Züge trugen noch die Spuren großer Schönheit, sie waren zugleich milde und ernsthaft, und besonders die Morbidezza der Hautfarbe gab dem ganzen Gesicht einen Ausdruck von Vornehmheit eigenthümlicher Art; hätte der Maler der Dame ein großes Kreuz von Diamanten vor die Brust gemalt, so hätte man sicher geglaubt, das Porträt irgend einer gefürsteten Aebtissin eines protestantischen adeligen Stiftes zu sehen.

Von den Kindern meiner Großmutter haben, so viel ich weiß, nur zwei ihre außerordentliche Schönheit geerbt, nämlich mein Vater und mein Oheim Salomon Heine, der verstorbene Chef des hamburgischen Banquierhauses dieses Namens.

Die Schönheit meines Vaters hatte etwas Ueberweiches, Charakterloses, fast Weibliches. Sein Bruder besaß vielmehr eine männliche Schönheit und er war überhaupt ein Mann, dessen Charakterstärke sich auch in seinen edelgemessenen, regelmäßigen Zügen imposant, ja manchmal sogar verblüffend offenbarte. Seine Kinder waren alle, ohne Ausnahme, zur entzückendsten Schönheit emporgeblüht, doch der Tod raffte sie dahin in ihrer Blüthe und von diesem schönen Menschenblumenstrauß leben jetzt nur zwei, der jetzige Chef des Banquierhauses und seine Schwester, eine seltene Erscheinung mit — — —*

Ich hatte alle diese Kinder so lieb und ich liebte auch ihre Mutter, die ebenfalls so schön war und früh dahinschied, und alle haben mir viele Thränen gekostet. Ich habe wahrhaftig in diesem Augenblicke nöthig, meine Schellenkappe zu schütteln, um die weinerlichen Gedanken zu überklingeln.

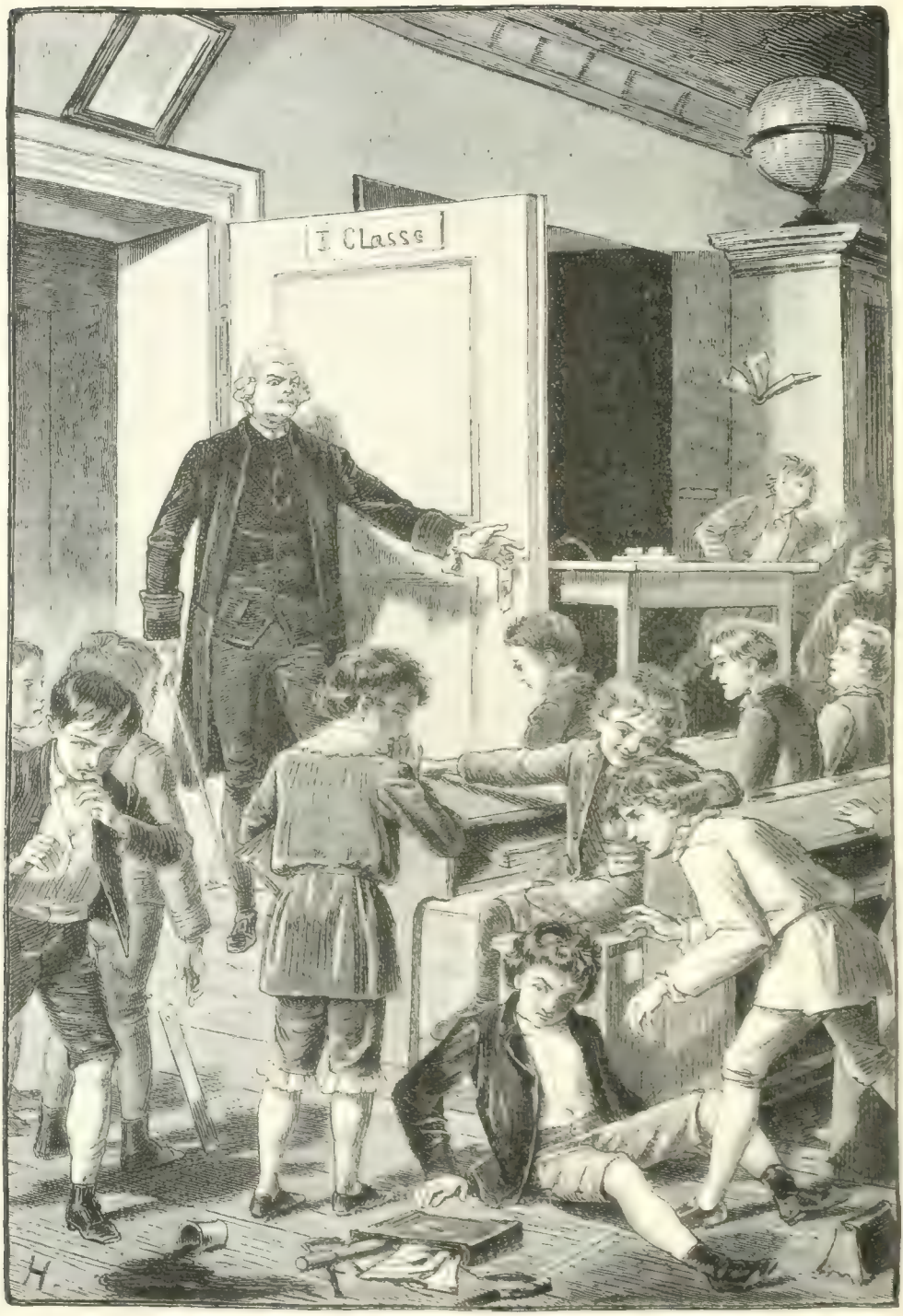
Ich habe oben gesagt, daß die Schönheit meines Vaters etwas Weibliches hatte. Ich will hiermit keineswegs einen Mangel an Männlichkeit andeuten: letztere hat er zumal in seiner Jugend oft erprobt und ich selbst bin am Ende ein lebendes Zeugniß derselben. Es sollte das keine unziemliche Aeußerung sein; im Sinne hatte ich nur die Formen seiner körperlichen Erscheinung, die nicht straff und drall, sondern vielmehr weich und zärtlich gerundet waren. Den Contouren seiner Züge fehlte das Markirte, und sie verschwammen in's Unbestimmte. In seinen späteren Jahren ward er fett, aber auch in seiner Jugend scheint er nicht eben mager gewesen zu sein.

In dieser Vermuthung bestätigt mich ein Porträt, welches seitdem in einer Feuersbrunst bei meiner Mutter verloren ging und meinen Vater als einen jungen Menschen von etwa achtzehn oder neunzehn Jahren, in rother Uniform, das Haupt gepudert und versehen mit einem Haarbeutel, darstellt.

Dieses Porträt war günstigerweise mit Pastellfarbe gemalt. Ich sage günstigerweise, da letztere, weit besser als die Oelfarbe mit dem hinzukommenden Glanzleinenfirniß, jenen Blüthenstaub wiedergeben kann, den wir auf den Gesichtern der Leute, welche Puder tragen, bemerken, und die Unbestimmtheit der Züge vortheilhaft verschleiert. Indem der Maler auf besagtem Porträt mit den kreideweiß gepuderten Haaren und der ebenso weißen Halsbinde das rosigte Gesicht encadrirte, verlieh er demselben durch den Contrast ein stärkeres Colorit, und es tritt kräftiger hervor.

Auch die scharlachrothe Farbe des Rocks, die auf Oelgemälden so schauderhaft uns angrinst, macht hier im Gegentheil einen guten Effect, indem dadurch die Rosenfarbe des Gesichts angenehm gemildert wird.

* Es folgten im ursprünglichen Manuscript hier noch drei Zeilen unten auf dem Blatt und auf dem nächsten Blatt oben, welche mit einer Scheere abgeschnitten und schwerlich von Heinrich Heine, wahrscheinlich von Maximilian Heine oder einem andern der zärtlichen Verwandten, der Anstoß genommen an einer Aeußerung über die Kinder Salomon Heine's.


I. Classe

Der Typus von Schönheit, der ſich in den Zügen desſelben ausſprach, erinnerte weder an die ſtrenge keuſche Idealität der griechiſchen Kunſtwerke, noch an den ſpiritualiſtiſch ſchwärmeriſchen, aber mit heidniſcher Geſundheit geſchwängerten Styl der Renaiſſance: nein, beſagtes Porträt trug viel mehr ganz den Charakter einer Zeit, die eben keinen Charakter beſaß, die minder die Schönheit als das Hübſche, das Niedliche, das Coquett-Zierliche liebte; einer Zeit, die es in der Fadheit bis zur Poeſie brachte, jener ſüßen, geſchnörkelten Zeit des Rococo, die man auch die Haarbeutelzeit nannte und die wirklich als Wahrzeichen, nicht an der Stirn, ſondern am Hinterkopfe, einen Haarbeutel trug. Wäre das Bild meines Vaters auf beſagtem Porträt etwas mehr Miniatur geweſen, ſo hätte man ſagen können, der vortreffliche Watteau habe es gemalt, um mit phantaſtiſchen Arabesken von bunten Edelſteinen und Goldflittern umrahmt auf einem Fächer der Frau von Pompadour zu paradiren.

Bemerkenswerth iſt vielleicht der Umſtand, daß mein Vater auch in ſeinen ſpäteren Jahren der altfränkiſchen Mode des Puders treu blieb und bis an ſein ſeliges Ende ſich alle Tage pudern ließ, obgleich er das ſchönſte Haar, das man ſich denken kann, beſaß. Es war blond, faſt golden und von einer Weichheit, wie ich ſie nur bei chineſiſcher Flockſeide gefunden.

Den Haarbeutel hätte er gewiß ebenfalls gern beibehalten, jedoch der fortſchreitende Zeitgeiſt war unerbittlich. In dieſer Bedrängniß fand mein Vater ein beſchwichtigendes Auskunftsmittel. Er opferte nur die Form, das ſchwarze Säckchen (sachet), den Beutel; die langen Haarlocken jedoch ſelbſt trug er ſeitdem wie ein breitgeflochtenes Chignon mit kleinen Kämmchen auf dem Haupte befeſtigt. Dieſe Haarflechte war bei der Weichheit der Haare und wegen des Puders faſt gar nicht bemerkbar, und ſo war mein Vater doch im Grunde kein Abtrünniger des alten Haarbeutelthums, und er hatte nur, wie ſo mancher Krypto-Orthodoxe dem grauſamen Zeitgeiſte ſich äußerlich gefügt.

Die rothe Uniform, worin mein Vater auf dem erwähnten Porträt abconterfeit iſt, deutet auf hannoveriſche Dienſtverhältniſſe. Im Gefolge des Prinzen Ernſt von Cumberland befand ſich mein Vater zu Anfang der franzöſiſchen Revolution und machte den Feldzug in Flandern und Brabant mit, in der Eigenſchaft eines Proviantmeiſters oder Commiſſarius, oder, wie es die Franzoſen nennen, eines officier de bouche; die Preußen nennen es einen „Mehlwurm".

Das eigentliche Amt des blutjungen Menſchen war aber das eines Günſtlings des Prinzen, eines Brummels* au petit pied und ohne geſteifte Cravatte, und er theilte auch am Ende das Schickſal ſolcher Spielzeuge der Fürſtengunſt. Mein Vater blieb zwar zeitlebens feſt überzeugt, daß der Prinz, welcher ſpäter König von Hannover ward, ihn nie vergeſſen habe, doch wußte er ſich nie zu erklären, warum der Prinz niemals nach ihm ſchickte, niemals ſich nach ihm erkundigen ließ, da er doch nicht wiſſen konnte, ob ſein ehemaliger Günſtling nicht in Verhältniſſen lebte, wo er etwa ſeiner bedürftig ſein möchte.

Aus jener Feldzugsperiode ſtammen manche bedenkliche Liebhabereien meines Vaters, die ihm meine Mutter nur allmälig abgewöhnen konnte. Z. B. er ließ ſich gern zu hohem Spiel verleiten, protegirte die dramatiſche Kunſt oder vielmehr

* Brummel, der Name eines ſeiner Zeit weltberühmten Modelowen und Günſtlings des Prinzregenten von England, des nachmaligen Königs Georg IV.

ihre Priesterinnen, und gar Pferde und Hunde waren seine Passion. Bei seiner Ankunft in Düsseldorf, wo er sich aus Liebe für meine Mutter als Kaufmann etablirte, hatte er zwölf der schönsten Gäule mitgebracht. Er entäußerte sich aber derselben auf ausdrücklichem Wunsch seiner jungen Gattin, die ihm vorstellte, daß dieses vierfüßige Capital zu viel Hafer fresse und gar nichts eintrage.

Schwerer ward es meiner Mutter, auch den Stallmeister zu entfernen, einen vierschrötigen Flegel, der beständig mit irgend einem aufgegabelten Lump im Stalle lag und Karten spielte. Er ging endlich von selbst in Begleitung einer goldenen Repetiruhr meines Vaters und einiger anderer Kleinodien von Werth.

Nachdem meine Mutter den Taugenichts los war, gab sie auch den Jagdhunden meines Vaters ihre Entlassung mit Ausnahme eines einzigen, welcher Joly hieß, aber erzhäßlich war. Er fand Gnade in ihren Augen, weil er eben gar nichts von einem Jagdhund an sich hatte und ein bürgerlich treuer und tugendhafter Haushund werden konnte. Er bewohnte im leeren Stalle die alte Kalesche meines Vaters, und wenn dieser hier mit ihm zusammentraf, warfen sie sich wechselseitig bedeutende Blicke zu. Ja Joly, seufzte dann mein Vater, und Joly wedelte wehmüthig mit dem Schwanze.

Ich glaube, der Hund war ein Heuchler und einst in übler Laune, als sein Liebling über einen Fußtritt allzu jämmerlich wimmerte, gestand mein Vater, daß die Canaille sich verstelle. Am Ende ward Joly sehr räudig und da er eine wandelnde Caserne von Flöhen geworden, mußte er ersäuft werden, was mein Vater ohne Einspruch geschehen ließ. — Die Menschen sacrificiren ihre vierfüßigen Günstlinge mit derselben Indifferenz, wie die Fürsten die zweifüßigen.

Aus der Feldlagerperiode meines Vaters stammte auch wohl seine grenzenlose Vorliebe für den Soldatenstand oder vielmehr für das Soldatenspiel, die Lust an jenem lustigen, müßigen Leben, wo Goldflitter und Scharlachlappen die innere Leere verhüllen und die berauschte Eitelkeit sich als Muth geberden kann.

In seiner junkerlichen Umgebung gab es weder militärischen Ernst noch wahre Ruhmsucht: von Heroismus konnte gar nicht die Rede sein. Als die Hauptsache erschien ihm die Wachtparade, das klirrende Waffengehenke, die straffanliegende Uniform, so kleidsam für schöne Männer.

Wie glücklich war daher mein Vater, als zu Düsseldorf die Bürgergarden errichtet wurden und er als Officier derselben die schöne dunkelblaue, mit himmelblauen Sammetaufschlägen versehene Uniform tragen und an der Spitze seiner Colonnen an unserem Hause vorbeidefiliren konnte. Vor meiner Mutter, welche erröthend am Fenster stand, salutirte er dann mit allerliebster Courtoisie; der Federbusch auf seinem dreieckigen Hute flatterte da so stolz und im Sonnenlicht blitzten freudig die Epauletten.

Noch glücklicher war mein Vater in jener Zeit, wenn die Reihe an ihm kam, als commandirender Officier die Hauptwache zu beziehen und für die Sicherheit der Stadt zu sorgen. An solchen Tagen floß auf der Hauptwache eitel Rüdesheimer und Aßmannshäuser von den trefflichsten Jahrgängen, alles auf Rechnung des commandirenden Officiers, dessen Freigebigkeit seine Bürgergardisten, seine Krethi und Plethi, nicht genug zu rühmen wußten.

Auch genoß mein Vater unter ihnen eine Popularität, die gewiß eben so groß war wie die Begeisterung, womit die alte Garde den Kaiser Napoleon umjubelte. Dieser freilich verstand seine Leute in anderer Weise zu berauschen. Den Garden meines Vaters fehlte es nicht an einer gewissen Tapferkeit, zumal wo es galt, eine Batterie von Weinflaschen, deren Schlünde vom größten Caliber, zu erstürmen. Aber ihr Heldenmuth war doch von einer andern Sorte als die, welche wir bei der alten Kaisergarde fanden. Letztere starb und übergab sich nicht, während die Gardisten meines Vaters immer am Leben blieben und sich oft übergaben.

Was die Sicherheit der Stadt Düsseldorf betrifft, so mag es sehr bedenklich damit ausgesehen haben in den Nächten, wo mein Vater auf der Hauptwache commandirte. Er trug zwar Sorge, Patrouillen auszuschicken, die singend und klirrend in verschiedenen Richtungen die Stadt durchstreiften. Es geschah einst, daß zwei solcher Patrouillen sich begegneten und sich in der Dunkelheit die Einen die Andern als Trunkenbolde und Ruhestörer arretiren wollten. Zum Glück sind meine Landsleute ein harmlos fröhliches Völkchen, sie sind im Rausche gutmüthig, „ils ont le vin bon“ und es geschah kein Malheur; sie übergaben sich wechselseitig.

Eine grenzenlose Lebenslust war ein Hauptzug im Charakter meines Vaters, er war genußsüchtig, frohsinnig, rosenlaunig. In seinem Gemüthe war beständig Kirmeß, und wenn auch manchmal die Tanzmusik nicht sehr rauschend, so wurden doch immer die Violinen gestimmt. Immer himmelblaue Heiterkeit und Fanfaren des Leichtsinns. Eine Sorglosigkeit, die des vorigen Tages vergaß und nie an den kommenden Morgen denken wollte.

Dieses Naturell stand im wunderlichsten Widerspruch mit der Gravität, die über sein strengruhiges Antlitz verbreitet war und sich in der Haltung und jeder Bewegung des Körpers kundgab. Wer ihn nicht kannte und zum ersten Male diese ernsthafte, gepuderte Gestalt und diese wichtige Miene sah, hätte gewiß glauben können, einen von den sieben Weisen Griechenlands zu erblicken. Aber bei näherer Bekanntschaft merkte man wohl, daß er weder ein Thales noch ein Lampsucus war, der über kosmogonische Probleme nachgrüble. Jene Gravität war zwar nicht erborgt, aber sie erinnerte doch an jene antiken Basreliefs, wo ein heiteres Kind sich eine große tragische Maske vor das Antlitz hält.

Er war wirklich ein großes Kind mit einer kindlichen Naivetät, die bei platten Verstandesvirtuosen sehr leicht für Einfalt gelten konnte, aber manchmal durch irgend einen tiefsinnigen Ausspruch das bedeutendste Anschauungsvermögen (Intuition) verrieth.

Er witterte mit seinen geistigen Fühlhörnern, was die Klugen erst langsam durch die Reflection

begriffen. Er dachte weniger mit dem Kopfe als mit dem Herzen und hatte das liebenswürdigste Herz, das man sich denken kann. Das Lächeln, das manchmal um seine Lippen spielte und mit der obenerwähnten Gravität gar drollig anmuthig contrastirte, war der süße Widerschein seiner Seelengüte.

Auch seine Stimme, obgleich männlich, klangvoll, hatte etwas Kindliches, ich möchte fast sagen Etwas, das an Waldtöne, etwa an Rothkehlchen laute erinnerte; wenn er sprach, so drang seine Stimme so direct zum Herzen als habe sie gar nicht nöthig gehabt, den Weg durch die Ohren zu nehmen.

Er redete den Dialekt Hannovers, wo, wie auch in der südlichen Nachbarschaft dieser Stadt das Deutsche am besten ausgesprochen wird. Das war ein großer Vortheil für mich, daß solchermaßen schon in der Kindheit durch meinen Vater mein Ohr an eine gute Aussprache des Deutschen gewöhnt wurde, während in unserer Stadt selbst, jenes fatale Kauderwelsch des Niederrheins gesprochen wird, das zu Düsseldorf noch einigermaßen erträglich, aber in dem nachbarlichen Köln wahrhaft ekelhaft wird. Köln ist das Toscana einer classisch schlechten Aussprache des Deutschen, und Kobes klüngelt mit Marizzebill in einer Mundart, die wie faule Eier klingt, fast riecht.

In der Sprache der Düsseldorfer merkt man schon einen Uebergang in das Froschgequäke der holländischen Sumpfe. Ich will der holländischen Sprache bei Leibe nicht ihre eigenthümlichen Schönheiten absprechen, nur gestehe ich, daß ich kein Ohr dafür habe. Es mag sogar wahr sein, daß unsere eigene deutsche Sprache, wie patriotische Linguisten in den Niederlanden behauptet haben, nur ein verderbenes Holländisch sei. Es ist möglich.

Dieses erinnert mich an die Behauptung eines kosmopolitischen Zoologen, welcher den Affen für den Ahnherrn des Menschengeschlechts erklärt: die Menschen sind nach seiner Meinung nur ausgebildete zu überbildete Affen. Wenn die Affen sprechen könnten, sie würden wahrscheinlich behaupten, daß die Menschen nur ausgeartete Affen seien, daß die Menschheit ein verdorbenes Affenthum, wie nach der Meinung der Holländer die deutsche Sprache ein verdorbenes Holländisch ist.

Ich sage: wenn die Affen sprechen könnten, obgleich ich von solchem Unvermögen des Sprechens nicht überzeugt bin. Die Neger am Senegal versichern steif und fest, die Affen seien Menschen, ganz wie wir, jedoch klüger, indem sie sich des Sprechens enthalten, um nicht als Menschen anerkannt und zum Arbeiten gezwungen zu werden, ihre sämtlichen Affensprüche seien lauter Plattheit, wodurch sie bei den Machthabern der Erde für untauglich erscheinen möchten, wie wir andere ausgebeutet zu werden.

Solche Entäußerung aller Eitelkeit wurde mir von diesen Menschen, die ein stummes Incognito beobachten und sich vielleicht über unsere Einfalt lustig machen, eine sehr hohe Idee einflößen. Sie bleiben frei in ihren Wäldern, dem Naturzustand nie entsagend. Sie könnten wahrlich mit Recht behaupten, daß der Mensch ein ausgearteter Affe sei.

Vielleicht haben unsere Vorfahren im achtzehnten Jahrhundert dergleichen schon geahnt, und indem sie instinctmäßig fühlten, wie unsere glatte Ueberzivilisation nur eine gefirnißte Fäulniß ist und wie es nothig sei, zur Natur zurückzukehren, suchten sie sich unserem Urtypus, dem natürlichen Affenthum wieder zu nahern. Sie thaten das Mögliche, und als ihnen endlich, um ganz Affe zu sein, nur noch der Schwanz fehlte, ersetzten sie diesen Mangel durch den Zopf. So ist die Zopfmode ein bedeutsames Symptom eines ernsten Bedürfnisses und nicht ein Spiel der Frivolität — — doch ich suche vergebens durch das Schellen meiner Kappe die Wehmuth zu übertlingeln, die mich jedesmal ergreift, wenn ich an meinen verstorbenen Vater denke.

Er war von allen Menschen derjenige, den ich am meisten auf dieser Erde geliebt. Er ist jetzt todt seit länger als 25 Jahren. Ich dachte nie daran, daß ich ihn einst verlieren würde, und selbst jetzt kann ich es kaum glauben, daß ich ihn wirklich verloren habe. Es ist so schwer, sich von dem Tod der Menschen zu überzeugen, die wir so innig liebten. Aber sie sind auch nicht todt, sie leben fort in uns und wohnen in unserer Seele.

Es verging seitdem keine Nacht, wo ich nicht an meinen seligen Vater denken mußte, und wenn ich des Morgens erwache, glaube ich oft noch den Klang seiner Stimme zu hören, wie das Echo eines Traumes. Alsdann ist mir zu Sinn, als müßt' ich mich geschwind ankleiden und zu meinem Vater hinabeilen in die große Stube, wie ich als Knabe that.

Mein Vater pflegte immer sehr frühe aufzustehen und sich an seine Geschäfte zu begeben, im Winter wie im Sommer, und ich fand ihm gewöhnlich schon am Schreibtisch, wo er ohne aufzublicken mir die Hand hinreichte zum Kusse. Eine schöne, feingeschnittene, vornehme Hand, die er immer mit Mandelkleie wusch. Ich sehe sie noch vor mir, ich sehe noch jedes blaue Aederchen, das diese blendend weiße Marmorhand durchrieselte. Mir ist als steige der Mandelduft prickelnd in meine Nase, und das Auge wird feucht.

Zuweilen blieb es nicht beim bloßen Handkuß, und mein Vater nahm mich zwischen seine Knie und küßte mich auf die Stirn. Eines Morgens umarmte er mich mit ganz ungewöhnlicher Zärtlichkeit und sagte: Ich habe diese Nacht etwas Schönes von Dir geträumt und bin sehr zufrieden

mit Dir, mein lieber Harry.“ Während er dieſe naiven Worte ſprach, zog ein Lächeln um ſeine Lippen, welches zu ſagen ſchien: mag der Harry ſich noch ſo unartig in der Wirklichkeit aufführen, ich werde dennoch, um ihn ungetrübt zu lieben, immer etwas Schönes von ihm träumen.

Harry iſt bei den Engländern der familiäre Name Derjenigen, welche Henri heißen, und entſpricht ganz meinem deutſchen Taufnamen „Heinrich“. Die familiären Benennungen des letztern ſind im Dialekte meiner Heimat äußerſt mißklingend, ja faſt ſcurril, z. B. Heinz, Heinzchen, Hinz, Heinzchen werden oft auch die kleinen Hauskobolde genannt, und der geſtiefelte Kater im Puppenſpiel und überhaupt der Kater in der Volksfabel heißt „Hinze“.

Aber nicht um ſolcher Mißlichkeit abzuhelfen, ſondern um einen ſeiner beſten Freunde in England zu ehren, ward von meinem Vater mein Name angliſirt. Mr. Harry war meines Vaters Geſchäftsführer (Correſpondent) in Liverpool: er kannte dort die beſten Fabriken, wo Velveteen fabricirt wurde, ein Handelsartikel, der meinem Vater ſehr am Herzen lag, mehr aus Ambition als aus Eigennutz, denn obgleich er behauptete, daß er viel Geld an jenem Artikel verdiene, ſo blieb Solches doch ſehr problematiſch, und mein Vater hätte vielleicht noch Geld hinzugeſetzt, wenn es darauf ankam, den Velveteen in beſſerer Qualität und in größerer Quantität abzuſetzen als ſeine Competitoren. Wie denn überhaupt mein Vater eigentlich keinen berechnenden Kaufmannsgeiſt hatte, obgleich er immer rechnete, und der Handel für ihn vielmehr ein Spiel war, wie die Kinder Soldaten oder Kochen ſpielen.

Seine Thätigkeit war eigentlich nur eine unaufhörliche Geſchäftigkeit. Der Velveteen war ganz beſonders ſeine Puppe, und er war glücklich, wenn die großen Frachtkarren abgeladen wurden und ſchon beim Abpacken alle Handelsjuden der benachbarten Gegend die Hausflur füllten; denn die letzteren waren ſeine beſten Kunden, und bei ihnen fand ſein Velveteen nicht blos den größten Abſatz, ſondern auch ehrenhafte Anerkennung.

Da du theurer Leſer, vielleicht nicht weißt, was „Velveteen“ iſt, ſo erlaube ich mir, dir zu erklären, daß dieſes ein engliſches Wort iſt, welches ſammtartig bedeutet, und man benennt damit eine Art Sammt von Baumwolle, woraus ſehr ſchöne Hoſen, Weſten, ſogar Camiſöle verfertigt werden. Es trägt dieſer Kleidungsſtoff auch den Namen „Manchester“ nach der gleichnamigen Fabrikſtadt, wo derſelbe zuerſt fabricirt wurde.

Weil nun der Freund meines Vaters, der ſich auf den Einkauf des Velveteens am beſten verſtand, den Namen Harry führte, erhielt auch ich dieſen Namen, und Harry ward ich genannt in der Familie und bei Hausfreunden und Nachbarn.

Ich höre mich noch jetzt ſehr gern bei dieſem Namen nennen, obgleich ich demſelben auch viel Verdruß, vielleicht den empfindlichſten Verdruß meiner Kindheit verdankte. Erſt jetzt, wo ich nicht mehr unter den Lebenden lebe und folglich alle geſellſchaftliche Eitelkeit in meiner Seele erliſcht, kann ich ohne Befangenheit davon ſprechen.

Hier in Frankreich iſt mir gleich nach meiner Ankunft in Paris mein deutſcher Name „Heinrich“ in „Henri“ überſetzt worden, und ich mußte mich darin ſchicken und auch endlich hier zu Lande ſelbſt nennen, da das Wort Heinrich dem franzöſiſchen Ohr nicht zuſagte, und überhaupt die Franzoſen ſich alle Dinge in der Welt recht bequem machen. Auch den Namen „Henri Heine“ haben ſie nie recht ausſprechen können, und bei den meiſten heiße ich Mr. Enri Enn; von vielen wird dieſes in ein Enrienne zuſammengezogen, und einige nannten mich Mr. Un rien.

Das ſchadet mir in mancherlei literariſcher Beziehung, gewährt aber auch wieder einigen Vortheil. Z. B. unter meinen edlen Landsleuten, welche nach Paris kommen, ſind Manche, die mich hier gern verläſtern möchten, aber da ſie immer meinen Namen deutſch ausſprechen, ſo kommt es den Franzoſen nicht in den Sinn, daß der Böſewicht und Unſchuldbrunnenvergifter, über den ſo ſchrecklich geſchimpft ward, kein anderer als ihr Freund Monsieur Enrienne ſei, und jene edlen Seelen haben vergebens ihrem Tugendeifer die Zügel ſchießen laſſen; die Franzoſen wiſſen nicht, daß von mir die Rede iſt, und die transrhenaniſche Tugend hat vergebens alle Bolzen der Verleumdung abgeſchoſſen.

Es hat aber wie geſagt etwas Mißliches, wenn man unſern Namen ſchlecht ausſpricht. Es gibt Menſchen, die in ſolchen Fällen eine große Empfindlichkeit an den Tag legen. Ich machte mir mal den Spaß, den alten Cherubini zu fragen, ob es wahr ſei, daß der Kaiſer Napoleon ſeinen Namen immer wie Scherubini und nicht wie Kerubini ausgeſprochen, obgleich der Kaiſer des

Italieniſchen genugſam kundig war, um zu wiſſen, wo das italieniſche ch wie ein que oder k ausgeſprochen wird. Bei dieſer Anfrage expectorirte ſich der alte Maeſtro mit höchſt komiſcher Wuth.

Ich habe dergleichen nie empfunden.

Heinrich, Harry, Henri — alle dieſe Namen klingen gut, wenn ſie von ſchönen Lippen gleiten. Am beſten freilich klingt Signor Enrico. So hieß ich in jenen hellblauen, mit großen ſilbernen Sternen geſtickten Sommernächten jenes edlen und unglücklichen Landes, das die Heimat der Schönheit iſt und Raphael Sanzio von Urbino, Joachimo Roſſini und die Principeſſa Chriſtina Belgiojoſo hervorgebracht hat.

Da mein körperlicher Zuſtand mir alle Hoffnung raubt, jemals wieder in der Geſellſchaft zu leben, und letztere wirklich nicht mehr für mich exiſtirt, ſo habe ich auch die Feſſel jener perſönlichen Eitelkeit abgeſtreift, die Jeden behaftet, der unter den Menſchen, in der ſogenannten Welt ſich herumtreiben muß.

Ich kann daher jetzt mit unbefangenem Sinn von dem Mißgeſchick ſprechen, das mit meinem Namen „Harry" verbunden war und mir die ſchönſten Frühlingsjahre des Lebens vergällte und vergiftete.

Es hatte damit folgendes Bewandtniß. In meiner Vaterſtadt wohnte ein Mann, welcher der „Dreckmichel" hieß, weil er jeden Morgen mit einem Karren, woran ein Eſel geſpannt war, die Straßen der Stadt durchzog und vor jedem Hauſe ſtill hielt, um den Kehricht, welchen die Mädchen in zierlichen Haufen zuſammengekehrt, aufzuladen und aus der Stadt nach dem Miſtfelde zu transportiren. Der Mann ſah aus wie ſein Gewerbe, und der Eſel, welcher ſeinerſeits wie ſein Herr

aussah, hielt still vor den Häusern oder setzte sich in Trab, je nachdem die Modulation war, womit der Michel ihm das Wort „Haarüh!“ zurief.

War solches sein wirklicher Name oder nur ein Stichwort? Ich weiß nicht, doch so viel ist gewiß, daß ich durch die Aehnlichkeit jenes Wortes mit meinem Namen Harry außerordentlich viel Leid von Schulcameraden und Nachbarskindern auszustehen hatte. Um mich zu nergeln, sprachen sie ihn ganz so aus, wie der Dreckmichel seinen Esel rief, und ward ich darob erbost, so nahmen die Schälke manchmal eine ganz unschuldige Miene an und verlangten, um jede Verwechslung zu vermeiden, ich sollte sie lehren, wie mein Name

und der des Esels ausgesprochen werden müßten, stellten sich aber dabei sehr ungelehrig, meinten, der Michel pflege die erste Silbe immer sehr lang anzuziehen, während er die zweite Silbe immer schnell abschnappen lasse; zu anderen Zeiten geschähe das Gegentheil, wodurch der Ruf wieder ganz meinem eigenen Namen gleichlaute, und indem die Buben in der unsinnigsten Weise alle Begriffe und mich mit dem Esel und wieder diesen mit mir verwechselten, gab es tolle coq-à-l'âne, über die jeder Andere lachen, aber ich selbst weinen mußte.

Als ich mich bei meiner Mutter beklagte, meinte sie, ich solle nur suchen, viel zu lernen und gescheidt zu werden, und man werde mich dann nie mit einem Esel verwechseln.

Aber meine Homonymität mit dem schäbigen Langohr blieb mein Alp. Die großen Buben gingen vorbei und grüßten „Haarüh!“ die kleineren riefen mir denselben Gruß, aber in einiger Entfernung. In der Schule ward dasselbe Thema mit raffinirter Grausamkeit ausgebeutet; wenn nur irgend von einem Esel die Rede war, schielte man nach mir, der ich immer erröthete, und es ist unglaublich, wie Schulknaben überall Anzüglichkeiten hervorzuheben oder zu erfinden wissen.

Z. B. der Eine frug den Andern: Wie unterscheidet sich das Zebra von dem Esel des Bileam Sohn Boers? Die Antwort lautete: Der eine spricht zebräisch und der andere sprach hebräisch. — Dann kam die Frage: Wie unterscheidet sich aber der Esel des Dreckmichels von seinem Namensvetter, und die impertinente Antwort war: den Unterschied wissen wir nicht. Ich wollte dann zuschlagen, aber man beschwichtigte mich, und mein Freund Dietrich, der außerordentlich schöne Heiligenbildchen zu verfertigen wußte und auch später ein berühmter Maler wurde, suchte mich einst bei einer solchen Gelegenheit zu trösten, indem er mir ein Bild versprach. Er malte für mich einen heiligen Michael — aber der Bösewicht hatte mich schändlich verhöhnt. Der Erzengel hatte die Züge des Dreckmichels, sein Roß sah aus wie dessen Esel, und statt einen Drachen durchstach die Lanze das Aas einer todten Katze.

nur herzzerreißend. Sie war wohl über 80 Jahre alt, eine große Schlottergestalt, ein weißes Ledergesicht mit blassen Kummeraugen, eine weiche, röchelnde, wimmernde Stimme, und bettelnd ganz ohne Phrase, was immer furchtbar klingt.

Mein Vater gab ihr immer einen Stuhl, wenn sie kam, ihr Monatsgeld abzuholen an den Tagen, wo er als Armenpfleger seine Sitzungen hielt.

Von diesen Sitzungen meines Vaters als Armenpfleger blieben mir nur diejenigen im Gedächtniß, welche im Winter stattfanden, in der Frühe des Morgens, wenn's noch dunkel war. Mein Vater saß dann an einem großen Tische, der mit Geldtüten jeder Größe bedeckt war; statt der silbernen Leuchter mit Wachskerzen, deren sich mein Vater gewöhnlich bediente und womit er, dessen Herz so viel Tact besaß, vor der Armuth nicht prunken wollte, standen jetzt auf dem Tische zwei kupferne Leuchter mit Talglichtern, die mit der rothen Flamme des dicken, schwarzgebrannten Dochtes gar traurig die anwesende Gesellschaft beleuchteten.

Das waren arme Leute jedes Alters, die bis in den Vorsaal Queue machten. Einer nach dem andern kam seine Tüte in Empfang zu nehmen, und mancher erhielt zwei; die große Tüte enthielt das Privatalmosen meines Vaters, die kleine das Geld der Armencasse.

Ich saß auf einem hohen Stuhle neben meinem Vater und reichte ihm die Tüten. Mein Vater wollte nämlich, ich sollte lernen, wie man gibt, und in diesem Fache konnte man bei meinem Vater etwas Tüchtiges lernen.

Viele Menschen haben das Herz auf dem rechten Fleck, aber sie verstehen nicht zu geben, und es dauert lange, ehe der Wille des Herzens den Weg bis zur Tasche macht; zwischen dem guten Vorsatz und der Vollstreckung vergeht langsam die Zeit wie bei einer Postschnecke. Zwischen dem Herzen meines Vaters und seiner Tasche war gleichsam schon eine Eisenbahn eingerichtet. Daß er durch die Actionen solcher Eisenbahn nicht reich wurde, versteht sich von selbst. Bei der Nord- oder Lyonbahn ist mehr verdient worden.

Sogar der blondlockigte, sanfte, mädchenhafte Franz,* den ich so sehr liebte, verrieth mich einst: er schloß mich in seine Arme, lehnte seine Wange zärtlich an die meinige, blieb lange sentimental an meiner Brust und — rief mir plötzlich in's Ohr ein lachendes Haarüh! — das schnöde Wort im Davonlaufen beständig modulirend, daß es weit hin durch die Kreuzgänge des Klosters wiederhallte.

Noch roher behandelten mich einige Nachbarskinder, Gassenbuben jener niedrigsten Classe, welche wir in Düsseldorf „Haluten" nannten, ein Wort, welches Etymologienjäger gewiß von den Heloten der Spartaner ableiten würden.

Ein solcher Halut war der kleine Jupp, welches Joseph heißt, und den ich auch mit seinem Vatersnamen Flader benennen will, damit er bei Leibe nicht mit dem Jupp Nörrich verwechselt werde, welcher ein ganz artiges Nachbarskind war, und, wie ich zufällig erfahren, jetzt als Postbeamter in Bonn lebt. Der Jupp Flader trug immer einen langen Fischerstecken, womit er nach mir schlug, wenn er mir begegnete. Er pflegte mir auch gern . . . äpfel an den Kopf zu werfen, die er brühwarm, wie sie aus dem Backofen der Natur kamen, von der Straße aufraffte. Aber nie unterließ er dann auch das fatale Haarüh! zu rufen, und zwar in allen Modulationen.

Der böse Bub war der Enkel der alten Frau Flader, welche zu den Clientinnen meines Vaters gehörte. So böse der Bub war, so gutmüthig war die arme Großmutter, ein Bild der Armuth und des Elends, aber nicht abstoßend, sondern

Ich saß auf einem hohen Stuhle neben meinem Vater und reichte ihm die Tüten. Mein Vater wollte nämlich, ich sollte lernen, wie man gibt, und in diesem Fache konnte man bei meinem Vater etwas Tüchtiges lernen.

Viele Menschen haben das Herz auf dem rechten Fleck, aber sie verstehen nicht zu geben, und es dauert lange, ehe der Wille des Herzens den Weg bis zur Tasche macht; zwischen dem guten Vorsatz und der Vollstreckung vergeht langsam die Zeit wie bei einer Postschnecke. Zwischen dem Herzen meines Vaters und seiner Tasche war gleichsam schon eine Eisenbahn eingerichtet. Daß er durch die Actionen solcher Eisenbahn nicht reich wurde, versteht sich von selbst. Bei der Nord- oder Lyonbahn ist mehr verdient worden.

* Franz von Zuccalmaglio, an welchen eines der ersten Gedichte Heine's gerichtet ist: „Es zieht mich nach Nordland ein gold'ner Stern."

Die meiſten Clienten meines Vaters waren Frauen, und zwar alte, auch in ſpäteren Zeiten, ſelbſt damals, als ſeine Umſtände ſehr unglänzend zu ſein begannen, hatte er eine ſolche Clientel von bejahrten Weibsperſonen, denen er kleine Penſionen verabreichte. Sie ſtanden überall auf der Lauer, wo ſein Weg ihn vorüberführen mußte, und er hatte ſolchermaßen eine geheime Leibwache von alten Weibern, wie einſt der ſelige Robespierre.

Unter dieſer altergrauen Garde war manche Vettel, die durchaus nicht aus Dürftigkeit ihm nachlief, ſondern aus wahrem Wohlgefallen an ſeiner Perſon, an ſeiner freundlichen und immer liebreichen Erſcheinung.

Er war ja die Artigkeit in Perſon, nicht blos den jungen ſondern auch den älteren Frauen gegenüber, und die alten Weiber, die ſo grauſam ſich zeigen, wenn ſie verletzt werden, ſind die dankbarſte Nation, wenn man ihnen einige Aufmerkſamkeit und Zuvorkommenheit erwieſen, und wer in Schmeicheleien bezahlt ſein will, der findet in ihnen Perſonen, die nicht knickern, während die jungen ſchnippiſchen Dinger uns für alle unſere Zuvorkommenheiten kaum eines Kopfnickens würdigen.

Da nun für ſchöne Männer, deren Specialität drin beſteht, daß ſie ſchöne Männer ſind, die Schmeichelei ein großes Bedürfniß iſt und es ihnen dabei gleichgiltig iſt, ob der Weihrauch aus einem roſigten oder welken Munde kommt, wenn er nur ſtark und reichlich hervorquillt, ſo begreift man, wie mein theurer Vater, ohne eben darauf ſpeculirt zu haben, dennoch in ſeinem Verkehr mit den alten Damen ein gutes Geſchäft machte.

Es iſt unbegreiflich, wie groß oft die Doſis Weihrauch war, mit welcher ſie ihn eindampften und wie gut er die ſtärkſte Portion vertragen konnte. Das war ſein glückliches Temperament durchaus nicht Einfalt. Er wußte ſehr wohl, daß man ihm ſchmeichle, aber wußte auch, daß Schmeichelei, wie Zucker, immer ſüß iſt, und er war wie das Kind, welches zu der Mutter ſagt: ſchmeichle mir ein Bischen, ſogar ein Bischen zu viel.

Das Verhältniß meines Vaters zu den besagten Frauen hatte aber noch außerdem einen ernsteren Grund. Er war nämlich ihr Rathgeber, und es ist merkwürdig, daß dieser Mann, der sich selber so schlecht zu rathen wußte, dennoch die Lebensklugheit selbst war, wenn es galt, Andern in mißlichen Vorfallenheiten einen guten Rath zu ertheilen. Er durchschaute dann gleich die Position, und wenn die betrübte Clientin ihm auseinandergesetzt, wie es ihr in ihrem Gewerbe immer schlimmer gehe, so that er am Ende einen Ausspruch, den ich so oft, wenn alles schlecht ging, aus seinem Munde hörte, nämlich: „in diesem Falle muß man ein neues Fäßchen anstechen". Er wollte damit anrathen, daß man nicht in einer verlorenen Sache eigensinnig ferner beharren, sondern etwas Neues beginnen, eine neue Richtung einschlagen müsse. Man muß dem alten Faß, woraus nur saurer Wein und nur sparsam tröpfelt, lieber gleich den Boden ausschlagen und „ein neues Fäßchen anstechen"! Aber statt dessen legt man sich faul mit offenem Mund unter das trockene Spundloch und hofft auf süßeres und reichlicheres Rinnen.

Als die alte Hanne meinem Vater klagte, daß ihre Kundschaft abgenommen und sie nichts mehr zu brocken und, was für sie noch empfindlicher, nichts mehr zu schlucken habe, gab er ihr erst einen Thaler und dann sann er nach. Die alte Hanne war früher eine der vornehmsten Hebammen, aber in späteren Jahren ergab sie sich etwas dem Trinken und besonders dem Tabakschnupfen; da in ihrer rothen Nase immer Merkmale davon waren, und der Tabak die weißen Bettücher der Wöchnerinnen sehr verbräunte, so ward die Frau überall abgeschafft. —

Nachdem mein Vater nun reiflich nachgedacht, sagte er endlich: Da muß man ein neues Fäßchen anstechen, und diesmal muß es ein Branntweinfäßchen sein; ich rathe Euch, in einer etwas vornehmen, von Matrosen besuchten Straße am Hafen einen kleinen Liqueurladen zu eröffnen, ein Schnapsládchen.

Die Ex-Hebamme folgte diesem Rath, sie etablirte sich mit einer Schnapsboutique am Hafen, machte gute Geschäfte, und sie hätte gewiß ein Vermögen erworben, wenn nicht unglücklicherweise sie selbst ihre beste Kunde gewesen wäre. Sie verkaufte auch Tabak, und ich sah sie oft vor ihren Laden stehen mit ihrer roth aufgedunsenen Schnupftabaksnase, eine lebende Reclame, die manchen gefühlvollen Seemann anlockte.

Zu den schönen Eigenschaften meines Vaters gehörte vorzüglich seine große Höflichkeit, die er als ein wahrhaft vornehmer Mann, ebenso sehr gegen Arme wie gegen Reiche ausübte. Ich bemerkte dieses besonders in den oberwähnten Sitzungen, wo er, den armen Leuten ihre Geldtüte verabreichend, ihnen immer einige höfliche Worte sagte.

Ich konnte da Etwas lernen, und in der That, mancher berühmte Wohlthäter, der den armen Leuten immer die Tüte an den Kopf warf, daß man mit jedem Thaler auch ein Loch in den Kopf bekam, hätte hier bei meinem höflichen Vater Etwas lernen können. Er befragte die meisten armen Weiber nach ihrem Befinden und er war so gewohnt an die Redeformel: „ich habe die Ehre", daß er sie auch anwandte, wenn er mancher Bettel, die etwa unzufrieden und patzig, die Thüre zeigte.

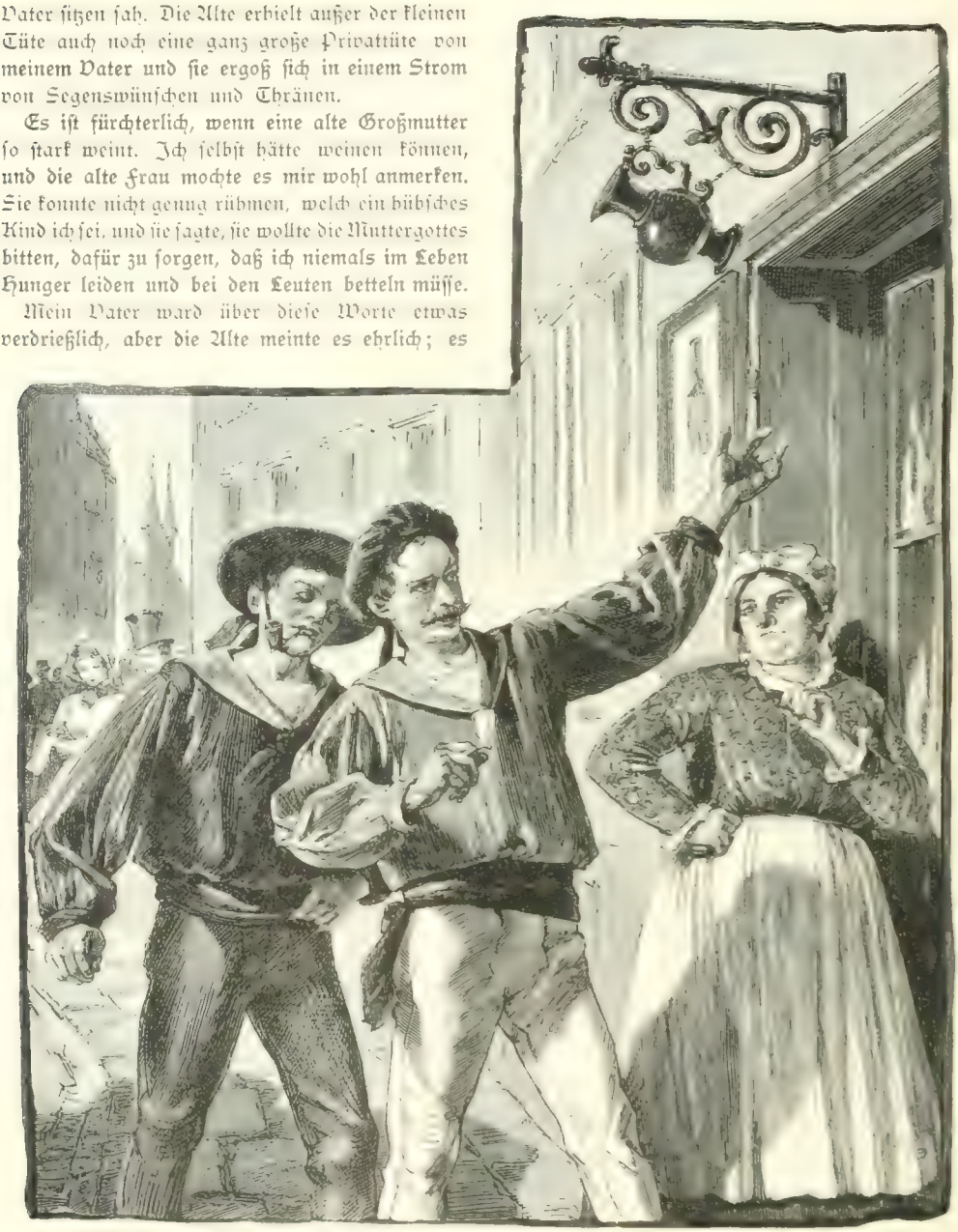
Gegen die alte Flader war er am höflichsten und er bot ihr immer einen Stuhl. Sie war auch wirklich so schlecht auf den Beinen und konnte mit ihrer Handkrücke kaum forthumpeln.

Als sie zum letzten Mal zu meinem Vater kam, um ihr Monatsgeld abzuholen, war sie so zusammenfallend, daß ihr Enkel, der Jupp, sie führen mußte. Dieser warf mir einen sonderbaren Blick zu, als er mich an dem Tische neben meinem

Vater ſitzen ſah. Die Alte erhielt außer der kleinen Tüte auch noch eine ganz große Privattüte von meinem Vater und ſie ergoß ſich in einem Strom von Segenswünſchen und Thränen.

Es iſt fürchterlich, wenn eine alte Großmutter ſo ſtark weint. Ich ſelbſt hätte weinen können, und die alte Frau mochte es mir wohl anmerken. Sie konnte nicht genug rühmen, welch ein hübſches Kind ich ſei, und ſie ſagte, ſie wollte die Muttergottes bitten, dafür zu ſorgen, daß ich niemals im Leben Hunger leiden und bei den Leuten betteln müſſe.

Mein Vater ward über dieſe Worte etwas verdrießlich, aber die Alte meinte es ehrlich; es



lag in ihrem Blick etwas ſo Geiſterhaftes, aber zugleich Frömmiges und Liebreiches, und ſie ſagte zuletzt zu ihrem Enkel: geh', Jupp, und küſſe dem lieben Kinde die Hand. Der Jupp ſchnitt eine ſäuerliche Grimmaſſe, aber er gehorchte dem Befehl der Großmutter, ich fühlte auf meiner Hand ſeine brennenden Lippen wie den Stich einer Viper. Schwerlich konnte ich ſagen warum,

aber ich zog aus der Tasche alle meine Fettmännchen und gab sie dem Jupp, der mit einem roh blöden Gesicht sie Stück vor Stück zählte und endlich ganz gelassen in die Tasche seiner Bur steckte.

Zur Belehrung des Lesers bemerke ich, daß „Fettmännchen" der Name einer fettigdicken Kupfermünze, die ungefähr einen Sou werth ist.

Die alte Flader ist bald darauf gestorben, aber der Jupp ist gewiß noch am Leben, wenn er nicht seitdem gehenkt worden ist. – Der böse Bube blieb unverändert. Schon den andern Tag nach unserm Zusammentreffen bei meinem Vater begegnete ich ihm auf der Straße. Er ging mit seiner wohlbekannten langen Fischerruthe. Er schlug mich wieder mit diesem Stecken, warf auch wieder nach mir mit einigen . . . äpfeln und schrie wieder das fatale Haarüh! und zwar so laut und die Stimme des Dreckmichels so treu nachahmend, daß der Esel desselben, der sich mit dem Karren zufällig in einer Nebengasse befand, den Ruf seines Herrn zu vernehmen glaubte und ein fröhliches I-A erschallen ließ.

Wie gesagt, die Großmutter des Jupp ist bald darauf gestorben, und zwar in dem Ruf einer Hexe, was sie gewiß nicht war, obgleich unsere Zippel steif und fest das Gegentheil behauptete.

Zippel war der Name einer noch nicht sehr alten Person, welche eigentlich Sibille hieß, meine erste Wärterin war und auch später im Hause blieb. Sie befand sich zufällig im Zimmer am Morgen der erwähnten Scene, wo die alte Flader mir so viele Lobsprüche ertheilte und die Schönheit des Kindes bewunderte. Als die Zippel diese Worte hörte, erwachte in ihr der alte Volkswahn, daß es den Kindern schädlich sei, wenn sie solchermaßen gelobt werden, daß sie dadurch erkranken, oder von einem Uebel befallen werden, und um das Uebel abzuwenden, womit sie mich bedroht glaubte, nahm sie ihre Zuflucht zu dem vom Volksglauben probat empfohlenen Mittel, welches darin besteht, daß man das gelobte Kind dreimal anspucken muß. Sie kam auch gleich auf mich zugesprungen und spuckte mir hastig dreimal auf den Kopf.

Doch dieses war erst ein provisorisches Bespeien, denn die Wissenden behaupten, wenn die bedenkliche Lobspende von einer Hexe gemacht worden, so könne der böse Zauber nur durch eine Person gebrochen werden, die ebenfalls eine Hexe, und so entschloß sich die Zippel noch denselben Tag zu einer Frau zu gehen, die ihr als Hexe bekannt war und ihr auch, wie ich später erfahren, manche Dienste durch ihre geheimnißvolle und verbotene Kunst geleistet hatte. Diese Hexe bestrich mir mit ihrem Daumen, den sie mit Speichel angefeuchtet, den Scheitel des Hauptes, wo sie einige Haare abgeschnitten: auch andere Stellen bestrich sie solchermaßen, während sie allerlei Abrakadabra-Unsinn dabei murmelte, und so ward ich vielleicht schon frühe zum Teufelspriester ordinirt.

Jedenfalls hat diese Frau, deren Bekanntschaft mir seitdem verblieb, mich späterhin, als ich schon erwachsen, in die geheime Kunst inicirt.

Ich bin zwar selbst kein Hexenmeister geworden, aber ich weiß, wie gehext wird und besonders weiß ich, was keine Hexerei ist.

Jene Frau nannte man die Meisterin oder auch die Göchin, weil sie aus Goch gebürtig war, wo auch ihr verstorbener Gatte, der das verrufene Gewerbe eines Scharfrichters trieb, sein Domicil hatte und von nah und fern zu Amtsverrichtungen gerufen wurde. Man wußte, daß er seiner Witwe mancherlei Arcana hinterlassen, und diese verstand es, diesen Ruf auszubeuten.

Es war aber wahrlich nicht die Hexerei, was mich zuweilen zur Göcherin trieb. Ich unterhielt die Bekanntschaft mit der Göcherin, und ich mochte wohl schon in einem Alter von sechzehn Jahren sein, als ich öfter als früher nach ihrer

Wohnung ging, hingezogen von einer Hexerei, die stärker war als alle ihre lateinisch bombastischen Philtraria. Sie hatte nämlich eine Nichte, welche ebenfalls kaum sechzehn Jahre alt war, aber plötzlich aufgeschossen zu einer hohen schlanken Gestalt, viel älter zu sein schien. Das plötzliche Wachsthum war auch Schuld, daß sie äußerst mager war. Sie hatte jene enge Taille, welche wir bei den Quarteronen in Westindien bemerken, und da sie kein Corset und kein Dutzend Unterröcke trug, so glich ihre enganliegende Kleidung dem nassen Gewand einer Statue. Keine marmorne Statue konnte freilich mit ihr an Schönheit wetteifern, da sie das Leben selbst und jede Bewegung die Rhythmen ihres Leibes, ich möchte sagen sogar die Musik ihrer Seele offenbarte. Keine von den Töchtern der Niobe hatte ein edler geschnittenes Gesicht: die Farbe desselben wie ihre Haut überhaupt war von einer etwas wechselnden Weiße. Ihre großen tiefdunklen Augen sahen aus, als hätten sie ein Räthsel aufgegeben und warteten ruhig auf die Lösung, während der Mund mit den schmalen hochaufgeschürzten Lippen und den kreideweißen etwas länglichen Zähnen zu sagen schien: du bist dumm und wirst vergebens rathen.

Ihr Haar war roth, ganz blutroth und hing in langen Locken bis über ihre Schultern hinab, so daß sie dasselbe unter dem Kinn zusammen binden konnte. Das gab ihr aber das Aussehen, als habe man ihr den Hals abgeschnitten und in rothen Strömen quölle daraus hervor das Blut.

Die Stimme der Josepha, oder des rothen „Sefchen", wie man die schöne Nichte der Göcherin nannte, war nicht besonders wohllautend und ihr Sprachorgan war manchmal bis zur Klanglosigkeit verschleiert; doch plötzlich, wenn die Leidenschaft eintrat, brach der metallreichste Ton hervor, der mich ganz besonders durch den Umstand ergriff, daß die Stimme der Josepha mit der meinigen eine so große Aehnlichkeit hatte.

Wenn sie sprach, erschrak ich zuweilen und glaubte mich selbst sprechen zu hören und auch ihr Gesang erinnerte mich an Träume, wo ich mich selber mit derselben Art und Weise singen hörte.

Sie wußte viele alte Volkslieder und hat vielleicht bei mir den Sinn für diese Gattung geweckt, wie sie gewiß den größten Einfluß auf den erwachenden Poeten übte, so daß meine ersten Gedichte der „Traumbilder", die ich bald darauf schrieb, ein düstres und grausames Colorit haben wie das Verhältniß, das damals seine blutrünstigen Schatten in mein junges Leben und Denken warf.

Unter den Liedern, die Josepha sang, war ein Volkslied, das sie von der Zippel gelernt, und welches diese auch mir in meiner Kindheit oft vorgesungen, so daß ich zwei Strophen im Gedächtniß behielt, die ich um so lieber hier mittheilen will, da ich das Gedicht in keiner der vorhandenen Volksliedersammlungen fand. Sie lauten folgendermaßen — zuerst spricht der böse Tragig:*

Otilje lieb, Otilje mein,
Du wirst wohl nicht die letzte sein —
Sprich, willst du hängen am hohen Baum?
Oder willst du schwimmen im blauen See?
Oder willst du küssen das blanke Schwert,
Was der liebe Gott bescheert?

Hierauf antwortet Otilje:

„Ich will nicht hängen am hohen Baum,
Ich will nicht schwimmen im blauen See,
Ich will küssen das blanke Schwert,
Was der liebe Gott bescheert!"

Als das rothe Sefchen einst das Lied singend an das Ende dieser Strophe kam und ich ihr die innere Bewegung abmerkte, ward auch ich so erschüttert, daß ich in ein plötzliches Weinen ausbrach, und wir fielen uns beide schluchzend in die Arme, sprachen kein Wort, wohl eine Stunde lang, während uns die Thränen aus den Augen rannen und wir uns wie durch einen Thränenschleier ansahen.

Ich bat Sefchen, mir jene Strophen aufzuschreiben, und sie that es, aber sie schrieb sie nicht mit Tinte, sondern mit ihrem Blute; das rothe Autograph kam mir später abhanden, doch die Strophen blieben mir unauslöschlich im Gedächtniß.

Der Mann der Göchin war der Bruder von Sefchen's Vater, welcher ebenfalls Scharfrichter war, doch da derselbe früh starb, nahm die Göchin das kleine Kind zu sich. Aber als bald darauf ihr Mann starb und sie sich in Düsseldorf ansiedelte, übergab sie das Kind dem Großvater, welcher ebenfalls Scharfrichter war und im Westphälischen wohnte.

* Deutlich so im Manuscript. Vielleicht liegt ein Schreibfehler vor.

Hier, in dem „Freihaus", wie man die Scharfrichterei zu nennen pflegt, verharrte Sefchen bis zu ihrem vierzehnten Jahre, wo der Großvater ſtarb und die Göchin die ganz Verwaiſte wieder zu ſich nahm.

Durch die Unehrlichkeit ihrer Geburt führte Sefchen von ihrer Kindheit bis in's Jungfrauenalter ein vereinſamtes Leben und gar auf dem Freihof ihres Großvaters war ſie von allem geſellſchaftlichen Umgang abgeſchieden. Daher ihre Menſchenſcheu, ihr ſenſitives Zuſammenzucken vor jeder fremden Berührung, ihr geheimnißvolles Hinträumen, verbunden mit dem ſtörrigſten Trutz, mit der patzigſten Halsſtarrigkeit und Wildheit.

Sonderbar! ſogar in ihren Träumen, wie ſie mir einſt geſtand, lebte ſie nicht mit Menſchen, ſondern ſie träumte nur von Thieren.

In der Einſamkeit der Scharfrichterei konnte ſie ſich nur mit den alten Büchern des Großvaters beſchäftigen, welcher Letztere ihr zwar Leſen und Schreiben ſelbſt lehrte, aber doch äußerſt wortkarg war.

Manchmal war er mit ſeinen Knechten auf mehrere Tage abweſend, und das Kind blieb dann allein im Freihaus, welches nahe am Hochgericht in einer waldigen Gegend ſehr einſam gelegen war. Zu Hauſe blieben nur drei alte Weiber mit greiſen Wackelköpfen, die beſtändig ihre Spinnräder ſchnurren ließen, hüſtelten, ſich zankten und viel Branntwein tranken.

Beſonders in Winternächten, wo der Wind draußen die alten Eichen ſchüttelte, und der große flackernde Kamin ſo ſonderbar heulte, ward es dem armen Sefchen ſehr unheimlich im einſamen Hauſe; denn alsdann fürchtete man auch den Beſuch der Diebe, nicht der lebenden, ſondern der todten, der gehenkten, die vom Galgen ſich losgeriſſen und an die niederen Fenſterſcheiben des Hauſes klopften und Einlaß verlangten, um ſich ein Bischen zu wärmen. Sie ſchneiden ſo jämmerlich verfrorene Grimaſſen. Man kann ſie nur dadurch verſcheuchen, daß man aus der Eiſenkammer ein Richtſchwert holt und ihnen damit droht; alsdann huſchen ſie wie ein Wirbelwind von dannen.

Manchmal lockt ſie nicht blos das Feuer des Herdes, ſondern auch die Abſicht, die ihnen vom Scharfrichter geſtohlenen Finger wieder zu ſtehlen. Hat man die Thüre nicht hinlänglich verriegelt, ſo treibt ſie auch noch im Tode das alte Diebesgelüſte, und ſie ſtehlen die Laken aus den Schränken und Betten. Eine von den alten Frauen, die auch einen ſolchen Diebſtahl noch zeitig bemerkte, lief dem todten Diebe nach, der im Winde das Laken flattern ließ, und einen Zipfel erfaſſend, entriß ſie ihm den Raub, als er den Galgen erreicht hatte und ſich auf das Gebälke desſelben flüchten wollte.

Nur an Tagen, wo der Großvater ſich zu einer großen Hinrichtung anſchickte, kamen aus

der Nachbarschaft die Collegen zum Besuche, und dann wurde gesotten, gebraten, geschmaust, getrunken, wenig gesprochen und gar nicht gesungen. Man trank aus silbernen Bechern, statt daß dem unehrlichen Freimeister oder gar seinen Freiknechten in den Wirthshäusern, wo sie einkehrten, nur eine Kanne mit hölzernem Deckel gereicht wurde, während man allen anderen Gästen aus Kannen mit zinnernen Deckeln zu trinken gab. An manchen Orten wird das Glas zerbrochen, woraus der Scharfrichter getrunken: Niemand spricht mit ihm, jeder vermeidet die geringste Berührung. Diese Schmach ruht auf seiner ganzen Sippschaft, weshalb auch die Scharfrichterfamilien nur untereinander heiraten.

Als Seschen, wie sie mir erzählte, schon acht Jahre alt war, kamen an einem schönen Herbsttage eine ungewöhnliche Anzahl von Gästen auf's Gehöft des Großvaters, obgleich eben keine Hinrichtung oder sonstige peinliche Amtspflicht zu vollstrecken stand. Es waren ihrer wohl über ein Dutzend, fast Alle sehr alte Männchen mit eisgrauen oder kahlen Köpfchen, die unter ihren langen rothen Mänteln ihr Richtschwert und ihre sonntäglichsten, aber ganz altfränkischen Kleider trugen. Sie kamen, wie sie sagten, um zu „tagen", und was Küche und Keller am kostbarsten besaß, ward ihnen beim Mittagsmahl aufgetischt.

Es waren die ältesten Scharfrichter aus den entferntesten Gegenden, hatten einander lange nicht gesehen, schüttelten sich unaufhörlich die Hände, sprachen wenig und oft in einer geheimnißvollen Zeichensprache und amüsirten sich in ihrer Weise, das heißt „moulaient tristement", wie Froissart von den Engländern sagte, die nach der Schlacht bei Poitiers banquettirten.

Als die Nacht hereinbrach, schickte der Hausherr seine Knechte aus dem Hause, befahl der alten Schaffnerin aus dem Keller drei Dutzend Flaschen seines besten Rheinweins zu holen und auf den Steintisch zu stellen, der draußen vor den großen, einen Halbkreis bildenden Eichen stand, auch die Eisenleuchter für die Kienlichter befahl er dort aufzustellen und endlich schickte er die Alte nebst den zwei anderen Vetteln mit einem Vorwande aus dem Hause. Sogar an des Hofhundes

kleinem Stall, wo die Planken eine Oeffnung ließen, verstopfte er dieselbe mit einer Pferdedecke; der Hund ward sorgsam angekettet.

Das rothe Seschen ließ der Großvater im Hause: er gab ihr den Auftrag, den großen silbernen Pocal, worauf die Meergötter mit ihren Delphinen und Muschelltrompeten abgebildet, rein auszuschwenken und auf den erwähnten Steintisch zu stellen — dann aber, setzte er mit Befangenheit hinzu, solle sie sich unverzüglich in ihrem Schlafkämmerlein zu Bette begeben.

Den Neptunspocal hat das rothe Seschen ganz gehorsamlich ausgeschwenkt und auf den Steintisch zu den Weinflaschen gestellt, aber zu Bette ging sie nicht, und von Neugier getrieben, verbarg sie sich hinter einem Gebüsche nahe bei den Eichen, wo sie zwar wenig hören, jedoch Alles genau sehen konnte, was vorging.

Die fremden Männer mit dem Großvater an ihrer Spitze kamen feierlich paarweis heran geschritten und setzten sich auf hohen Holzblöcken im Halbkreis um den Steintisch, wo die Harzlichter angezündet worden und ihre ernsthaften, steinbarten Gesichter gar grauenhaft beleuchteten.

Sie saßen lange schweigend, oder vielmehr in sich hineinmurmelnd, vielleicht betend. Dann goß der Großvater den Pocal voll Wein, den Jeder nun austrank und mit wieder neu eingeschenktem Wein seinem Nachbar zustellte; nach jedem Trunk schüttelte man sich auch biderbe die Hände.

Endlich hielt der Großvater eine Anrede, wovon das Seschen wenig hören konnte und gar nichts verstand, die aber sehr traurige Gegenstände zu behandeln schien, da große Thränen aus des alten Mannes Augen herabtropften und auch die anderen alten Männer bitterlich zu weinen anfingen, was ein entsetzlicher Anblick war, da diese Leute sonst so hart und verwittert aussahen wie die grauen Steinfiguren vor einem Kirchenportal — und jetzt schossen Thränen aus den stieren Steinaugen, und sie schluchzten wie die Kinder.

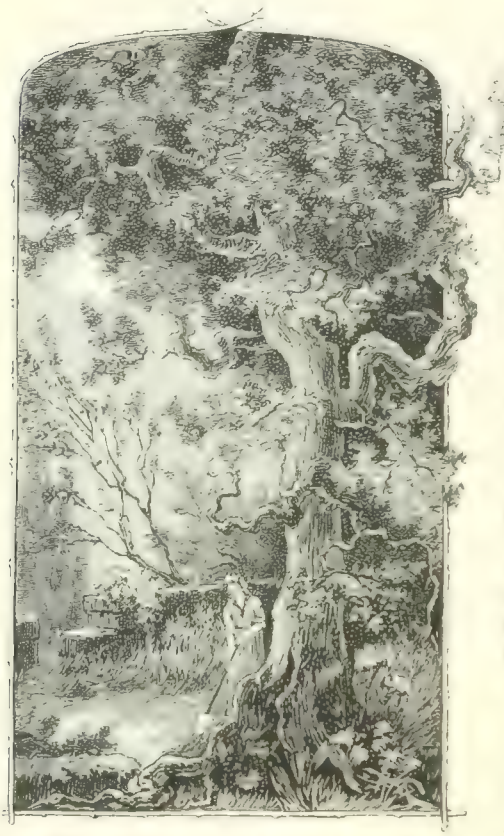
Der Mond sah dabei so melancholisch aus seinen Nebelschleiern am sternlosen Himmel, daß der kleinen Lauscherin das Herz brechen wollte vor Mitleid. Besonders rührte sie der Kummer eines kleinen alten Mannes, der heftiger als die Anderen weinte und so laut jammerte, daß sie ganz gut einige seiner Worte vernahm — er rief unaufhörlich: „O Gott! o Gott! das Unglück dauert schon so lange, das kann eine menschliche Seele nicht länger ertragen. O Gott, du bist ungerecht, ja ungerecht.“ — Seine Genossen schienen ihn nur mit großer Mühe beschwichtigen zu können.

Endlich erhob sich wieder die Versammlung von ihren Sitzen, sie warfen ihre rothen Mäntel ab, und jeder sein Richtschwert unterm Arme haltend, je zwei und zwei begaben sie sich hinter einen Baum, wo schon ein eiserner Spaten bereit stand, und mit diesem Spaten schaufelte einer von ihnen in wenigen Augenblicken eine tiefe Grube. Jetzt trat Sefchens Großvater heran, welcher seinen rothen Mantel nicht wie die anderen abgelegt hatte, und langte darunter ein weißes Paquet hervor, welches sehr schmal, aber über eine Brabanter Elle lang sein mochte und mit einem Bettlaken umwickelt war; er legte dasselbe sorgsam in die offene Grube, die er mit großer Hast wieder zudeckte.

Das arme Seschen konnte es in seinem Versteck nicht länger aushalten; bei dem Anblick jenes geheimnißvollen Begräbnisses sträubten sich ihre Haare, das arme Kind trieb die Seelenangst von dannen, sie eilte in ihr Schlafkämmerlein, barg sich unter die Decke und schlief ein.

Am andern Morgen erschien dem Seschen Alles wie ein Traum, aber da sie hinter dem bekannten Baum den aufgefrischten Boden sah, merkte sie wohl, daß Alles Wirklichkeit war. Sie grübelte lange darüber nach, was dort wohl vergraben sein mochte: ein Kind? ein Thier? ein Schatz? sie sagte aber Niemandem ein Sterbenswort von dem nächtlichen Begebniß, und da die Jahre vergingen, trat dasselbe in den Hintergrund ihres Gedächtnisses.

Erst fünf Jahre später, als der Großvater gestorben und die Göcherin ankam, um das Mädchen nach Düsseldorf abzuholen, wagte dasselbe der Muhme ihr Herz zu öffnen. Diese aber war über die seltsame Geschichte weder erschrocken noch verwundert, sondern höchlich erfreut, und sie sagte, daß weder ein Kind noch eine Katze, noch ein Schatz in der Grube verborgen läge, wohl aber das alte Richtschwert des Großvaters, womit derselbe hundert armen Sündern den Kopf abgeschlagen habe. Nun sei es aber Brauch und Sitte der Scharfrichter, daß sie ein Schwert, womit hundertmal das hochnothpeinliche Amt verrichtet worden, nicht länger behalten oder gar benutzen; denn ein solches Richtschwert sei nicht wie andere Schwerter, es habe mit der Zeit ein heimliches



Bewußtsein bekommen und bedürfe am Ende der Ruhe im Grabe wie ein Mensch.

Auch werden solche Schwerter, meinen Viele durch das viele Blutvergießen zuletzt grausam und sie lechzen manchmal nach Blut, und oft um Mitternacht könne man deutlich hören, wie sie im Schranke, wo sie aufgehenkt sind, leidenschaftlich rasseln und rumoren; ja, einige werden so tückisch und boshaft ganz wie Unsereins und bethören den Unglücklichen, der sie in Händen hat, so sehr, daß er die besten Freunde damit verwundet. So habe mal in der Göcherin eigenen Familie ein Bruder den andern mit einem solchen Schwerte erstochen.

Nichtsdestoweniger gestand die Göcherin, daß man mit einem solchen Hundertmordschwert die kostbarsten Zauberstücke verrichten könne, und noch in derselben Nacht hatte sie nichts Eiligeres zu thun, als an dem bezeichneten Baum das verscharrte Richtschwert auszugraben, und sie verwahrte es seitdem unter anderem Zaubergeräthe in ihrer Rumpelkammer.

Als sie einst nicht zu Hause war, bat ich Sefchen, mir jene Curiosität zu zeigen. Sie ließ sich nicht lange bitten, ging in die besagte Kammer und trat gleich darauf hervor mit einem ungeheuren Schwerte, das sie trotz ihrer schmächtigen Arme sehr kräftig schwang, während sie schalkhaft drohend die Worte sang:

„Willst du küssen das blanke Schwert,
Das der liebe Gott bescheert?"

Ich antwortete darauf in derselben Tonart: „Ich will nicht küssen das blanke Schwert — ich will das rothe Sefchen küssen!" und da sie sich aus Furcht, mich mit dem fatalen Stahl zu verletzen, nicht zur Gegenwehr setzen konnte, mußte sie es geschehen lassen, daß ich mit großer Herzhaftigkeit die feinen Hüften umschlang und die trutzigen Lippen küßte. Ja, trotz dem Richtschwert womit schon hundert arme Schelme gekopft worden und trotz der Infamia, womit jede Berührung des unehrlichen Geschlechtes Jeden behaftet, küßte ich die schöne Scharfrichterstochter.

Ich küßte sie nicht blos aus zärtlicher Neigung, sondern auch aus Hohn gegen die alte Gesellschaft und alle ihre dunklen Vorurtheile, und in diesem Augenblicke loderten in mir auf die ersten Flammen jener zwei Passionen, welchen mein späteres Leben gewidmet blieb: die Liebe für schöne Frauen und die Liebe für die französische Revolution, den modernen furor francese, wovon auch ich ergriffen ward im Kampf mit den Landsknechten des Mittelalters.

Ich will meine Liebe für Josepha nicht näher beschreiben. So viel aber will ich gestehen, daß sie doch nur ein Präludium war, welches den großen Tragödien meiner reiferen Periode voranging. So schwärmt Romeo erst für Rosalinde ehe er seine Julia sieht.

In der Liebe gibt es ebenfalls, wie in der römisch katholischen Religion, ein provisorisches Fegfeuer, in welchem man sich erst an das Gebraten werden gewöhnen soll, ehe man in die wirkliche ewige Hölle geräth.

Hölle? Darf man der Liebe mit solcher Unart erwähnen? Nun, wenn ihr wollt, will ich sie auch mit dem Himmel vergleichen. Leider ist in der Liebe nie genau zu ermitteln, wo sie anfängt,

mit der Hölle oder mit dem Himmel die größte Aehnlichkeit zu bieten, so wie man auch nicht weiß, ob nicht die Engel, die uns darin begegnen, etwa verkappte Teufel sind oder ob die Teufel dort nicht manchmal verkappte Engel sein mögen.

Aufrichtig gesagt: welche schreckliche Krankheit ist die Frauenliebe! Da hilft keine Inoculation, wie wir leider gesehen.* Sehr gescheidte und erfahrene Aerzte rathen zu Ortsveränderung und meinen mit der Entfernung von der Zauberin zerreiße auch der Zauber. Das Princip der Homöopathie, wo das Weib uns heilet von dem Weibe, ist vielleicht das probateste.

So viel wirst du gemerkt haben, theurer Leser, daß die Inoculation der Liebe, welche meine Mutter in meiner Kindheit versuchte, keinen günstigen Erfolg hatte. Es stand geschrieben, daß ich von dem großen Uebel, den Pocken des Herzens, stärker als andere Sterbliche heimgesucht werden sollte und mein Herz trägt die schlechtvernarbten Spuren in so reichlicher Fülle, daß es aussieht wie die Gypsmaske des Mirabeau oder wie die Façade des Palais Mazarin nach den glorreichen Julitagen oder gar wie die Reputation der größten tragischen Künstlerin.**

Gibt es aber gar kein Heilmittel gegen das fatale Gebreste? Jüngst meinte ein Psychologe, man könnte dasselbe bewältigen wenn man gleich im Beginn des Ausbruchs einige geeignete Mittel anwende. Diese Vorschrift mahnt jedoch an das alte naive Gebetbuch, welches Gebete für alle Unglücksfälle, womit der Mensch bedroht ist, und unter anderen ein mehrere Seiten langes Gebet enthält, das der Schieferdecker abbeten solle, sobald er sich vom Schwindel ergriffen fühle und in Gefahr sei, vom Dache herabzufallen.

Ebenso thöricht ist es, wenn man einem Liebeskranken anräth den Anblick seiner Schönen zu fliehen und sich in der Einsamkeit an der Brust der Natur Genesung zu suchen. Ach, an diesem grünen Busen wird er nur Langeweile finden, und es wäre rathsamer, daß er, wenn nicht alle seine Energie erloschen, an einem ganz anderen und sehr zarten Busen, wo nicht Ruhe, sondern heilsame Unruhe suchte, denn das wirksamste Gegengift gegen die Weiber sind die Weiber; freilich hieße das, den Satan durch Belzebub bannen, und dann ist in solchem Falle die Medicin oft noch verderblicher als die Krankheit. Aber es ist immer eine Chance und in trostlosen Liebeszuständen ist der Wechsel der Inamorata gewiß das Rathsamste, und mein Vater dürfte auch hier mit Recht sagen: jetzt muß man ein neues Fäßchen anstechen.

Da, laßt uns zu meinem lieben Vater zurückkehren, dem irgend eine mildthätige alte Weiberseele meinen öfteren Besuch bei der Göcherin und meine Neigung für das rothe Sefchen denuncirt hat. Diese Denunciationen hatten jedoch keine andere Folge, als meinem Vater Gelegenheit zu geben, seine liebenswürdige Höflichkeit zu bekunden. Denn Sefchen sagte mir bald, ein sehr vornehmer und gepuderter Mann in Begleitung eines Andern sei ihr auf der Promenade begegnet und als ihm sein Begleiter einige Worte zugeflüstert, habe er sie freundlich angesehen und im Vorbeigehen grüßend seinen Hut vor ihr abgezogen.

Nach der näheren Beschreibung erkannte ich in dem grüßenden Manne meinen lieben gütigen Vater.

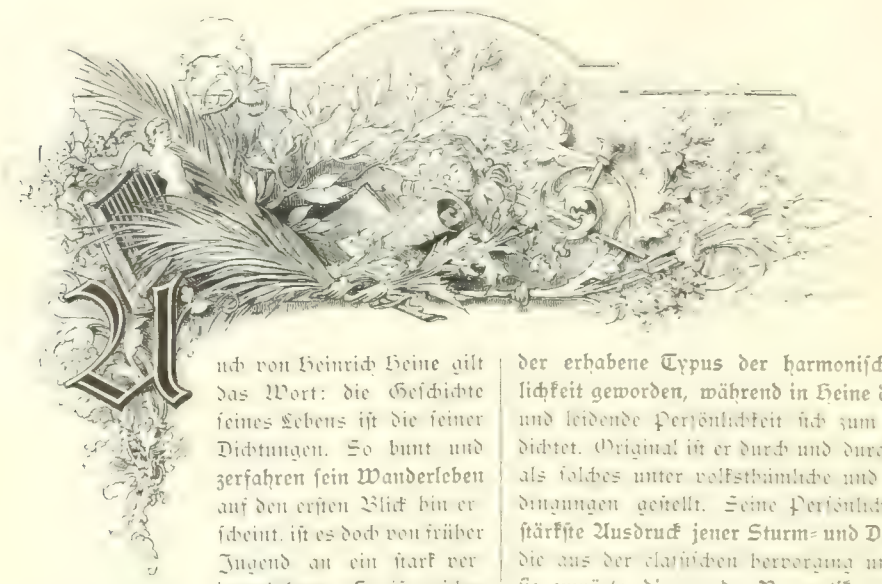
Nicht dieselbe Nachsicht zeigte er, als man ihm einige irreligiöse Spöttereien, die mir entschlüpft, hinterbrachte. Man hatte mich der Gottesleugnung angeklagt, und mein Vater hielt mir deswegen eine Standrede, die längste, die er wohl je gehalten und die folgendermaßen lautete: „Lieber Sohn! Deine Mutter läßt Dich beim Rector Schallmeyer Philosophie studiren. Das ist ihre Sache. Ich, meines Theils, liebe nicht die Philosophie, denn sie ist lauter Aberglauben, und ich bin Kaufmann und habe meinen Kopf nöthig für

* Die betreffende Stelle gehört zu den von Maz Heine vernichteten Blättern.

** Rachel.

mein Geschäft. Du kannst Philosoph sein, so viel Du willst, aber ich bitte Dich, sage nicht öffentlich, was Du denkst, denn Du würdest mir im Geschäft schaden, wenn meine Kunden erführen, daß ich einen Sohn habe, der nicht an Gott glaubt; besonders die Juden würden keine Velveteens mehr bei mir kaufen, und sind ehrliche Leute, zahlen prompt und haben auch Recht, an der Religion zu halten. Ich bin Dein Vater und also älter als Du und dadurch auch erfahrener: Du darfst mir also auf's Wort glauben, wenn ich mir erlaube, Dir zu sagen, daß der Atheismus eine große Sünde ist."

Das Leben Heines.



Auch von Heinrich Heine gilt das Wort: die Geschichte seines Lebens ist die seiner Dichtungen. So bunt und zerfahren sein Wanderleben auf den ersten Blick hin erscheint, ist es doch von früher Jugend an ein stark verinnerlichtes. Es ist reicher an Seelenkämpfen, an individuellen Erregungen als an merkwürdigen äußeren Begebenheiten und auffälligen Ereignissen. Es wurde trotz aller Irrungen und Zweifel wesentlich von Innen her bestimmt, und das nicht selten mit dem Aufgebote großer Thatkraft und Selbstüberwindung. Mehr als durch manchen schmerzhaften Ausbruch der Entsetzen, als durch manche bittere Selbstanklage gibt Heine in dem folgenden Satze seiner Memoiren ein Zeugniß reifer Selbsterkenntniß: „Weit mehr als die Weltbegebenheiten bestimmte mein Naturell meine Zukunft." Er gehört zu den bedeutenden Menschen und Dichtern, die unter den wechselvollsten Verhältnissen und Eindrücken zuletzt doch immer sich selbst durchsetzten und kräftiger herausarbeiteten. Und bei solchen Naturen kann man so recht eigentlich von einer Entwicklung sprechen, da sie nicht sowohl durch das, was von Außen her zuschießt und sich an ihnen ablagert, mit der Zeit immer größer und reicher erscheinen, sondern durch neue Seiten ihres Wesens, die unter neuen Eindrücken und Reizungen zum Vorschein kommen. Auch hierin, in der starken Persönlichkeit, die sich in sich vollendet, das Fremde nicht eindringen läßt und nichts von sich aufgibt, bietet Heine, den man mit Recht neben Goethe als Lyriker nennt, Anhaltspunkte zur Vergleichung mit dem Großmeister deutscher Poesie. Aber freilich ist uns Goethe der erhabene Typus der harmonischen Persönlichkeit geworden, während in Heine die streitende und leidende Persönlichkeit sich zum Typus verdichtet. Original ist er durch und durch, aber eben als solches unter volksthümliche und zeitliche Bedingungen gestellt. Seine Persönlichkeit ist der stärkste Ausdruck jener Sturm- und Drangperiode, die aus der classischen hervorging und sich gegen sie empörte, die aus der Romantik emporschäumte und sich im „Jungen Deutschland" verlief. Diese Periode war eine gereizte leidende aufgewühlte die unsäglich viel Schmerz, Sehnsucht, viel aufgeregte Lustigkeit, einen heiligen Befreiungsdrang und einen sehr unheiligen Lebensdrang, edelste Gefühlsüberschwänglichkeit, aber auch viel unthätige Verzweiflung und Selbstironie in sich schloß. Von all diesen Regungen hat Heine leidenschaftlicher, geistig bedeutender und gefühlstiefer Zeugniß abgelegt als irgend ein Zweiter. Er ist Sprecher, Dichter und Märtyrer jener Zeit. Für sein eigenthümliches Werden waren die besonderen Verhältnisse seiner Abstammung und seiner Erziehung gewiß ungemein günstig, so ungünstig sie ihm auch oft für das Glück seines individuellen Lebens erscheinen mochten. Selbst wenn man die Schleier der Romantik, mit denen er selbst seine Jugendgeschichte goldig umkleidet, hinwegzieht, wenn man seine Kindheit und Erziehung, über die er mit der ganzen Kraft seines poetischen Talentes ein magisches Licht ausgoß in normale Beleuchtung rückt, muß man wohl sagen: es trafen viele Momente glücklich zusammen, ihn dichterisch zur vollen Entfaltung seiner Natur gelangen zu lassen. Er war am Rhein geboren, wo die deutsche Märchen- und Sagenwelt ihn lebendig umfluthete; er war als Jude geboren, also mit dem verbürgten Anrecht auf einen großen Lebensschmerz. Aber

doch nicht aus dem Kreise jener Juden, die zu Anfang unseres Jahrhunderts selbst in Deutschland noch vollkommen abgeschlossen für sich lebten, und in dieser Abschließung, so gewaltsam und peinlich sie von Außen her war, Harmonie und Befriedigung finden konnten, sondern aus dem Schoße einer Familie, die längst aus dem Ghetto in das volksthümlich-öffentliche, deutschbürgerliche Leben hinausgedrungen war, Ansehen gewonnen hatte, und deren stolzer Sohn eben darum vielleicht um so empfindlicher Gegensätze und Kränkungen, die ihm trotzdem entgegentraten, empfand. Zwischen die religiösen Schauspiele des streng katholischen Düsseldorf und den jüdischen Ritus, den Heine's Eltern, obgleich im Inneren freisinnig, für ihre Kinder streng aufrecht erhielten, war der Knabe mit seiner empfänglichen Phantasie mitten hineingestellt. Aber auch von der politischen Seite her umwogten ihn frühe die widerspruchsvollsten Eindrücke: die französische Herrschaft mit allen verlockenden Errungenschaften der Revolution, Napoleon's Größe, die aus begreiflichen Gründen in jüdischen Familien, denen die Gesetzgebung des Corsen Befreiung brachte, pietätvolle Verehrer fand, und bald darauf die große herrliche Aufraffung des deutschen Volkes, der der Knabe Heine sein erstes kindliches Gedicht widmete, während die Erinnerung an Bonaparte's ragende Größe aus der ersten Ballade des Jünglings, die schon eine Meisterballade war, aus den „beiden Grenadieren" hervorklingt. Und zu all diesen Eindrücken trat bald darauf die erneute Erniedrigung des deutschen Volkes hinzu, die dem ersten großen Befreiungskampfe auf dem Fuße folgte. All dies wirkte mächtig auf das leidenschaftliche Gemüth, das reizbare Naturell, die phänomenal bewegliche Phantasie des Knaben und Jünglings ein. Eine große Bildkraft, ein intensives Empfindungsvermögen, eine tiefe Neigung zu innerem Kampfe, zum aufregenden Spiele der Contraste lag vorbereitet in Heine's Natur. Er war von Haus aus eine Persönlichkeit, welche die Gegensätze nicht mied, sondern lebhaft, fast begierig, erfaßte und mit einer Art von Wollust in sich austoben ließ. Und die Kämpfe einer an Gährungen und Widersprüchen reichen, krankhaften Zeit drangen auf dieses Naturell ein. So wurde Heine der Dichter des individuellen Zwiespaltes, aber auch des Volks- und Weltschmerzes. Die herrlichsten Träume rangen in ihm mit der Begabung, alle Gebrechen der Wirklichkeit bis auf den Grund zu erschauen, darzustellen und mitzuempfinden. So wurde er ein großer Lyriker und Satyriker. Aber, wie gesagt, unter allen Eindrücken behauptete er sich selbst; soviel er von der Zeit empfing, die Zeit hat ihn niemals nivellirt; aus ihren Bedingungen hervorgewachsen, stellt er sich doch selbsteigen ihr gegenüber, ihr größter Sänger und ihr schärfster Beurtheiler.

Heinrich Heine wurde in Düsseldorf, und zwar in der Bolkerstraße, am 13. December 1799 geboren. Dieses Datum erscheint wenigstens als das bestbegründete von allen, die in den Controversen über Heine's Geburtstag auftauchen; es ist seinem Taufschein entnommen, von dem man annehmen darf, daß derselbe Jahr und Tag getreulich nach dem Geburtsschein wiedergegeben hat. Der Vater des Dichters war der angesehene wohlhabende Samson Heine, der Bruder jenes Salomon Heine, der in Hamburg als Großindustrieller und Wohlthäter einen Weltruf erwarb, seine Mutter Pejra, später Betty Heine, eine geborene van Geldern, die Angehörige einer aus Holland eingewanderten hochgeachteten Kaufmannsfamilie.

Samson, der Sohn eines hannöverschen Kaufmannes, hatte eine ungewöhnliche Laufbahn hinter sich ehe es ihm gelang die vornehme, vielumworbene van Geldern heimzuführen. Er hatte in seinen Jugendjahren den Feldzug in Flandern und Brabant als Proviantmeister mit Officiersrang mitgemacht, war ein Günstling des Prinzen von Cumberland des nachmaligen Königs von Hannover und legte später, als er einen Handel mit Manufacturwaaren namentlich in Velveteens, betrieb immer noch großes Gewicht auf seinen Officierscharakter. Der Dichter hat diesen Vater, den er ungemein bezeichnend mit dem schärfsten Blick für dessen Schwächen und doch mit viel Zärtlichkeit schilderte auf's Innigste geliebt. Samson war nach allen Nachrichten die wir von ihm besitzen ein Mann von geringer geistiger Bedeutung, aber trefflichen Eigenschaften des Herzens. Ein wenig weiblich leichtlebig und eitel, aber gutmüthig und hilfbereit. Er hatte eine starke Neigung, den vornehmen Mann hervorzukehren, war aber wahrhaft und innerlich vornehm in der Art, wie er die Armen beschenkte und die Wohlthat mit Zartgefühl ausübte. Daß er hierin keine Grenze kannte und kennen wollte, mag die spätere Zerrüttung seiner Vermögensverhältnisse, die in die erste Studentenzeit des Dichters fällt, mitverschuldet haben. Mancher Zug des Vaters findet sich in Heine wieder: Eitelkeit, Lust an der Selbstbespiegelung, Hang zum Lebensgenuß, aber auch eine kindliche Weichheit und Milde des Gemüthes, die bei Heine trotz aller Leidenschaftlichkeit, mit der er unzählige Fehden durchführte, immer wieder versöhnend hervorbricht. Ein geistig bedeutender Zug scheint von der Mutter Heine's ausgegangen zu sein. Was uns Heine's trefflicher Biograph, Dr. Karpeles, aus ihrer Jugendzeit erzählt, was Heine selbst von ihr berichtet und von verschiedenen Seiten bezeugt wird, läßt sie als eine geistig hochveranlagte, gedankenstarke, von tiefem Lebensernst erfüllte Frau erscheinen. Sie hatte sich früh an Rousseau und Goethe begeistert, legte den „Emile" des großen französischen Reformators ihren Erziehungsplanen zu Grunde und überwachte den Werdegang ihres Erstgeborenen mit Liebe und tiefer Einsicht. Sie hatte ihren „Harry" — so hieß Heine vor seinem Uebertritt zum Christenthum — selbst gesäugt, sie gab ihm die erste Unterweisung im Lesen und Schreiben, sie führte ihn systematisch in die Anfangsgründe des Wissens und der Künste ein. Früh scheint sie das Ueberwuchern der Phantasie in dem Kinde entdeckt zu haben, und daher kam vermuthlich die Scheu, mit der sie ihn von aufregenden Schauspielen, von Märchen und Gespenstergeschichten zurückhalten versuchte. Sie fürchtete daß ihr Sohn ein Poet werden könnte, und handelte im Sinne dieser Furcht, vielleicht, wie Heine selbst angibt, weil man sich um jene Zeit das Schicksal eines Poeten nicht anders als das Los eines kümmerlichen Schluckers denken konnte vielleicht aber auch darum, weil sie für das überaus empfindliche Gemüth ihres Kindes sorgte und bangte. Gewiß aber nicht darum, weil ihr der Sinn für Poesie etwa mangelte und die poetischen Neigungen ihres

Sohnes ihr unverständlich waren. Im Gegentheil: nur wer in die Tiefen des Dichtergemüthes blickt, bangt vor den Gefahren der Hingabe an die Poesie. Man kann sich vielleicht bei dieser Gelegenheit daran erinnern, daß der große Philosoph, der Dichter und Dichtung aus seinem Staate verbannen wollte, von allen großen Denkern den Poeten am nächsten stand. Noch ein Zug aus dem Wesen dieser bedeutenden Dichtermutter ist herauszuheben. Während Samson Heine immer in der einseitigen Vorliebe für Napoleon befangen blieb, war sie von energischer Liebe zu ihrem deutschen Vaterlande erfüllt. Ihren Söhnen Harry Gustav und Maximilian versuchte sie diese Liebe einzupflanzen, die Begeisterung für ein großes Deutschland und den Unwillen gegen das Elend der Kleinstaaterei.

Harry, der sich mit vier Jahren schon unterrichtsbedürftig zeigte, wurde erst in eine Mädchen-, dann in eine Knabenschule gethan. Früh traten die eigenthümlichen Seiten seines Geistes und Charakters hervor; er war schon als Kind heftig, nervös, träumerisch, von starken einseitigen Neigungen erfüllt, und überraschte durch seine Lust am Fabuliren. An allen Knabenstreichen hat er

reſoluten Antheil genommen, dabei aber ſchon früh ein phantaſtiſches Innenleben geführt, das nur ihm allein angehörte. Er ſollte Unterricht im Violinſpiel nehmen, aber, angewidert von den ſchwierigen Anfangsgründen dieſer Kunſt, zog er es vor, ſich von ſeinem Lehrer die ſchönſten Stücke vorſpielen zu laſſen, und, auf dem Sopha ausgeſtreckt, den Klängen zu lauſchen. Als ſeine in den Angelegenheiten des Unterrichtes überaus ſtrenge Mutter einmal zu einer ſolchen ſeltſamen Lection herzukam, erſchrak er nicht im Geringſten und ſagte gleichmüthig: „Schade, daß du mich ſtörteſt; die Töne der Muſik kamen meiner Idee zu Hilfe, und ich war eben im Begriffe, ein ſchönes Lied zu dichten.“ So nahm er ſchon als Kind die volle Hingabe an die Stimmung als ein Recht für ſich in Anſpruch. Als ſeine Schweſter Charlotte einmal ganz verzweifelt darüber war, eine Geſchichte, deren Stoff ſie vergeſſen hatte, für die Schule ausarbeiten zu ſollen, half ihr der kleine Harry aus. Auf einige Andeutungen hin ſchrieb er ihr eine grauſige Geſpenſtergeſchichte auf, welche bei den Lehrern jener Schule geradezu Aufſehen erregte. Charlotte ward gezwungen, den Verfaſſer dieſer merkwürdigen Skizze zu nennen und der Lehrer beglückwünſchte Frau Heine zu dem begabten Sohne. Von ſeinem zehnten Lebensjahre an beſuchte Heine das franzöſiſche Lyceum zu Düſſeldorf, das von einem katholiſchen Geiſtlichen, dem Rector Schallmeyer, geleitet wurde. Der Rector, ein Freund der Familie Heine, nahm bald innigen Antheil an dem außerordentlichen Weſen des Knaben, und redete den Eltern zu, denſelben dem Dienſte der katholiſchen Kirche zu widmen. Aber trotzdem er dem kleinen Harry auf dieſem Wege eine große Zukunft verſprach und ſich ſelbſt für dieſe Zukunft zu verwenden erbot, wurde dieſer Antrag abgelehnt. Harry war ein hervorragend fleißiger Schüler. Seine Studiengenoſſen beſtätigen, daß er weit über das gebotene Maß hinaus ſeine Arbeitsſtunden bis in die Nacht ausdehnte, und ſchon in früher Jugend den vielfältigſten Stoff in ſich aufnahm. Aber zugleich mit dieſer ungewöhnlichen geiſtigen Regſamkeit trat ſchon am Knaben ein ſtarker ſtolzer Eigenwille in Bezug auf die Richtung der Studien hervor. Er ergriff heftig, was ſeiner Natur gemäß war, und ſtieß ab, was ihm widerſtrebte. Griechiſch mochte er nicht lernen; dagegen beſchäftigte er ſich eindringlich mit jeder Art von Sagengeſchichte, mit antiker und moderner, trieb er mit größtem Eifer die deutſche Sprache die er früh als ein Meiſter beherrſchen lernte. Der Zug zur Schwermuth trat faſt krankhaft geſteigert an ihm hervor; eine ganze Fülle von uns aufbewahrten Epiſoden läßt den werdenden Poeten erkennen, dem aus der wirklichen Welt eine zweite erträumte hervorwächſt. Auch der tiefe Eindruck des Weiblich-Schönen auf ſein Gemüth verräth ſich ſchon an dem phantaſtiſchen Knaben. Bei einer öffentlichen Prüfung declamirte er Schiller's „Taucher.“ Während er die Worte ſprach: „Und der König der lieblichen Tochter winkt,“ fiel ſein Blick auf ein ſchönes goldlockiges Mädchen die Tochter eines Kriegsrathes, die in der erſten Reihe der Zuhörer ſaß. Der Anblick machte ihn verwirrt, er konnte trotz allen Zuſpruchs der Lehrer nicht über die Stelle hinaus, wurde beſinnungslos und ſank ohnmächtig zuſammen.

Die Einbildungskraft des Knaben hatte einen hervorſtechend düſteren Zug und ſuchte Nahrung im Düſteren und Schauerlichen. Von großem Einfluß in dieſer Beziehung war der Verkehr mit dem Onkel Simon van Geldern, einem Sonderling von wunderlich altväteriſchen Manieren, der ſich mit Büchern und Alterthümern umgab und in deſſen Schätzen der Knabe mit Vorliebe wühlte. In der Behauſung dieſes Oheims fand Harry ein Manuſcript welches die Geſchichte ſeines Großoheims enthielt, eines kühnen Abenteurers, der nach Arabien gezogen war und dort als Scheikh wilder Horden gelebt hatte. Dieſe Familienüberlieferung wirkte ſo mächtig auf den Knaben ein, daß er ſich ganz mit dem ſchwärmeriſchen Großoheim identificirte und im Geiſte all deſſen abenteuerliche Irrfahrten mitmachte. Auch für die Lectüre entſchieden die beſonderen Bedürfniſſe des Knaben. Die Mutter empfahl belehrend-naturwiſſenſchaftliche Werke, aber Harry verſchlang den „Don Quixote“ von Cervantes, der eben in Tieck's Ueberſetzung erſchienen war, und „Gulliver's Reiſen“, und fühlte ſich beglückt in dieſer hohen Schule des Humors und der Erfindungskunſt. Auch der Drang zum Tiefſinnigen und ein ſtarkes religiöſes Bedürfniß meldeten ſich früh. Heine, dem die Phariſäer manchen kecken Spott nicht verzeihen konnten, durfte ſich mit vollem Rechte darauf berufen daß Diejenigen die ihr ganzes Leben lang bald im poſitiven bald im negativen Sinne von religiöſen Fragen aufgewühlt werden mehr innerem

Drang zur Frömmigkeit zeigen als die Gleichgiltigen, die sich mit irgend einer Annahme abfinden, um überhaupt von keiner religiösen Vorstellung mehr belästigt zu werden. Heine war ein Gottsucher sein ganzes Leben lang. An der Schule schloß er sich einem Knaben an, der den Spitznamen „Atheist" erhalten hatte, von den Anderen gemieden wurde, und mit dem er stundenlang Spinoza las und über menschliche und göttliche Dinge debattirte. Bedeutsamer noch wirkte ein anderer Lyceumsfreund auf ihn ein, der wackere Christian Sethe, der in seinem ruhigen klaren Wesen eine Ergänzung zu Heine bildete und doch der Schwärmerei und dem Talente des Genossen das vollste Verständniß entgegenbrachte. Sethe begleitete Heine an die Universität, an ihn wurden später die „Frescosonette" gerichtet, in denen Heine den ersten Waffengang mit allen Pedanten und Philistern machte. Er gehörte zu den Wenigen, mit denen der launenhafte, leicht verletzte Dichter eine fast ungetrübte Freundschaft erhielt. Am tiefsten aber scheint auf den zum Jüngling heranreifenden Knaben eine seltsame Beziehung eingewirkt zu haben, die ihm zuerst das Weiblich Dämonische in der abenteuerlichsten Beleuchtung naherückte. Durch eine Wärterin seiner Kindheit, die im Hause verblieben war, die alte Zippel oder Sibylle, wurde er mit einer ungewöhnlichen Frau bekannt, einer Scharfrichterswitwe, die man nach ihrem Geburtsorte Goch „die Göchin" nannte, die im Gerüche der Hexerei stand und allerhand Curpfuschereien getrieben zu haben scheint. Sie umgab sich wohl absichtlich, um ihr Gewerbe zu fördern, mit einem geheimnißvollen Nimbus, und für den sechzehnjährigen Harry mochte die Absonderlichkeit ihres Wesens, ihrer Vergangenheit und Thätigkeit Anziehungskraft genug besitzen. Vor Allem aber suchte Heine die Göchin wegen ihrer Nichte auf, eines Naturkindes, das der alternde schwerkranke Dichter noch mit glühenden Farben zu schildern wußte. Sefchen, so hieß das Mädchen, dessen Vater gleich dem Manne der Göchin Scharfrichter gewesen war, lebte vereinsamt und hatte sich ein trotziges, wildes Wesen angeeignet, das den jungen Schwärmer dämonisch anzog. Harry scheint ihr Vertrauen und ihre Zuneigung gewonnen zu haben. Sie berichtete ihm vom Leben und Leiden ihres Vaters, lehrte ihn ein Volkslied, das auf das Amt des Nachrichters anspielt, und als sie ihm einmal das alte Richtschwert zeigte, drückte er das Mädchen, das aus Angst, ihn zu verletzen, sich nicht wehren konnte, zum ersten Male an's Herz. Er will damals nicht blos aus Zärtlichkeit, sondern auch aus Haß gegen die Gesellschaft und ihre dunklen Vorurtheile" geküßt haben. Gewiß ist, daß das Sefchen, das marmorweiße Mädchen mit den herrlichen rothen Haaren, einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hat. Eine Beobachtung, die er in jenem Verhältnisse machte, klingt nach einer Reihe von Jahren in einer seiner Dichtungen wieder. Er erzählt von dem Schrecken, der ihn erfaßte, wenn er in der Stimme des Mädchens seine eigene wiedererkannte. Von demselben Schrecken wird Ratcliff in der furchtbaren nächtlichen Zusammenkunft mit der Geliebten ergriffen. Gewiß ist, daß schon der Lyceumsschüler die volle Gabe besaß, jede Begegnung in seiner Einbildungskraft zum poetischen Eindrucke zu steigern. Entstanden doch nach seiner eigenen Aussage schon an der Schule die Ballade „Belsazar", die durch wenige Worte einer hebräischen Hymne angeregt wurde, und das Gedicht „An eine Sängerin, als sie eine alte Romanze sang", das an Caroline Stern gerichtet war und später dem „Buch der Lieder" einverleibt wurde. Auch die mächtige Volksbewegung machte die Leyer in den jugendlichen Händen erbeben. Harry hatte in Düsseldorf die Franzosenherrlichkeit gesehen und von dem „marmorenen

Imperatorengesicht' Napoleons einen nie verlöschenden Eindruck empfangen. Aber tiefer und mächtiger rührte die deutsche Begeisterung des Jahres 1813 an sein junges Gemüth. Er war unter den Schülern der Oberclasse des Düsseldorfer Lyceums, die sich zum Freiwilligendienste im Befreiungskampfe erboten. Er wurde wie viele Andere abgewiesen. Aber ein patriotisches Gedicht, dessen Entstehung ein kundiger Biograph in jene Tage versetzt gibt Zeugniß von der früh erwachten, in starken Klängen ausströmenden Liebe zum Vaterlande.

Nach Absolvirung des Lyceums sollte Heine einen bestimmten Lebensberuf ergreifen. Indessen war die schlimme Zeit des Rückschrittes gekommen, die einem Juden wenige Wege zur Bethätigung im öffentlichen Leben übrig ließ. Betty Heine erträumte eine bedeutende Laufbahn für ihren Sohn und diese mochte ihr nur im kaufmännischen Leben möglich erscheinen. Ihr Schwager Salomon Heine in Hamburg war um jene Zeit bereits ein mächtiger bedangesehener Kaufmann: auf seine Unterstützung rechnete sie nicht vergebens bei der Wahl dieses Berufes für ihren geliebten Harry. Nach kurzer Vorbereitung trat Heine in das Comptoir des Bankiers Rindskopf in Frankfurt ein. Aber dieses kaufmännische Debut mißglückte vollständig. Heine wurde von jenem Banquier wie bald darauf von einem Spezereiwaarenhändler, in dessen Geschäft er vier Wochen bedienstet war, für untauglich zum Kaufmann erklärt. Daß er sich während seines kurzen Aufenthaltes in Frankfurt scharf umsah, beweist seine Schilderung der Stadt, ihres Handels, ihrer Bräuche, ihres jüdischen Lebens im „Rabbi von Bacharach." Aber gegen die engen Handelsverhältnisse, in die man ihn einzwängen wollte, mag er sich stumpf genug verhalten haben. Er kehrte für kurze Zeit zu seinen Eltern nach Düsseldorf zurück um sich von dort nach Hamburg zu wenden und mit Unterstützung seines Onkels Salomon den Versuch der kaufmännischen Thätigkeit im größeren Style aufzunehmen. Auch dieser Versuch mißglückte vollständig. Weder die Thätigkeit in einem Bankhause, an dem Salomon Heine betheiligt war, noch die selbständige Führung eines Geschäftes, dem Heine ein Jahr lang vorstand oder vielmehr vorstehen sollte, hatte glücklichen Erfolg. Das Geschäft mußte liquidirt werden, und mit den mercantilischen Experimenten, die Heine aufgezwungen worden waren, hatte es nun für immer ein Ende.

Aber dieser Hamburger Aufenthalt hatte auch einen starken positiven Gehalt. Während die äußere Berufsthätigkeit und die Firma „Harry Heine & Comp." dem Jüngling sozusagen unter den Händen zerrann, erstarkte Heine zu seinem inneren Berufe. Das erste große Gefühl, das erste bestimmte persönliche Wollen wühlte ihn auf und erweckte die ganze Macht seines Naturells. Eine große Liebe erfaßte ihn, ein leidenschaftliches Gefühl das unerwidert blieb ihn in alle Qualen der Verzweiflung stürzte, aber auch dem unbestimmten Sehnen eine feste Richtung gab und alle Kraft des Dichters in Wehr und Waffen rief. Wir kennen jetzt den Gegenstand dieser Neigung: es war Amalie Heine, die dritte Tochter des Großkaufmanns Salomon. Es muß wohl ein Mädchen von seltenen Vorzügen gewesen sein, das dem bei aller Leidenschaftlichkeit des Naturells scharfblickenden und ästhetisch wählerischen Harry eine so tiefe Neigung einflößte. Erwidert wurde diese Neigung nicht, ja sie scheint von dem stolzen Mädchen kaum ernst beachtet worden zu sein. Lag es daran, daß Heine in der Berufssphäre des hochangesehenen Oheims eine ziemlich klägliche Rolle spielte, und daß sein Dichterruhm, der später so glänzend emporflog, noch in der Puppe des Dilettantismus lag? War es eine unerklärliche Antipathie, eine Wirkung jener geheimnißvollen Macht welche, unbeeinflußt durch Verdienste und Vorzüge die Menschen verbindet oder trennt — genug, Amalie scheint gegen die Leidenschaft ihres Vetters kalt bis an's Herz hinan geblieben zu sein. Harry aber schwankte zwischen Hoffnung und Verzweiflung und der ewige Gegensatz zwischen Ideal und Leben wurzelte sich als der Schmerz über eine unglückliche Liebe in seiner Seele fest. Er empfing als Dichter die Weihe des Unglücks oder doch einer großen Entsagung, die er selbst als tiefstes Unglück empfand. Und alle gebundenen Kräfte lösten sich unter dem Eindrucke dieser Erschütterung. In Hamburg entstanden seine ersten Klage- und Leidensgedichte, und die Briefe, die er um jene Zeit an Freund Sethe schrieb, sind schon erfüllt von jenem eigenthümlichen Sprudeln der Leidenschaft, von jenem Gemische von Schwung und bitterem Witz, von jenen Naturlauten einer gebrochenen Stimmung, die er zuerst in die deutsche Prosa eingeführt

hat. In der That, Heine wuchs an dieser großen unglücklichen Liebe, die ein Gefühl für das Leben war und die ganze erste Periode seiner Dichtung bestimmte. Amalie, die unerreichbare Schöne, die Entzückende, zum Himmel Begeisternde und zum Tode Quälende, ist die Heldin zahlreicher Lieder, in denen sie unter den verschiedensten Namen auftaucht. Und der Schmerz über ihre spätere Vermählung mit einem Manne, dem sich Heine überlegen fühlte, nimmt in seiner Lyrik und Epik die verschiedensten Formen an. Oft und oft kehrt das Bild der schauerlichen Hochzeit wieder, welche das schönste aller Mädchen mit einem unwürdigen Manne verbindet, und in deren kalte Festlichkeit der verschmähte Liebhaber geisterhaft mit der Gluth seiner Leidenschaft hereindringt. Man hat Heine der Frivolität gezieben und dies nicht

zum Mindesten deswegen, weil er hundert Tändeleien, die Andere, wenn sie ihr Bild für die Nachwelt drapiren, sorgfältig verhüllen, mit einer Art diabolischer Freude an's Tageslicht gebracht hat. Hierin freilich überbot er fast Alles, was um die Wende des Jahrhunderts die Zeit der Ueberschwänglichkeit und des Prunkens mit der Leidenschaft in jener Aufrichtigkeit die an Selbstpreisgebung grenzte, geleistet hat. Aber viel zu wenig ward beachtet und hervorgehoben, daß eine große einheitliche Neigung das ganze Dichten seiner jungen Jahre bis in die Manneszeit hinein beherrschte und selbst noch im elegischen Ton seiner letzten Dichtungen anklang. Ein Gefühl derart durchzuleben und zu vertiefen und in allen seinen Naturlauten so überzeugend auszusprechen, das ist eben nur dem Dichter gegeben. Die Kraft, Alles an Eines zu setzen, auf die Gefahr der Qual und Vernichtung hin, ist überhaupt ein Merkmal bedeutender Menschen. Greift die in einer einheitlichen Richtung concentrirte Kraft in das Leben hinaus, dann entstehen die Thaten der Helden und die Werke der Staatsmänner; greift sie in die eigene Brust hinein, dann entstehen unsterbliche Gedichte, die in einem Schmerze oder in einer Freude den Schmerz oder die Freude von Tausenden verklären. Inmitten aller Buntheit des äußeren Lebensganges hat Heine an dieser Einheit festgehalten.

Aber noch eine andere wichtige Lebensbeziehung des Dichters spann sich in jener wichtigen Hamburger Zeit an — die nähere Beziehung zwischen Onkel und Neffe zwischen dem Kaufherrn Salomon Heine, dem in seiner Beschränktheit überaus tüchtigen Manne, der für ungrenzte Formen für sein Leben und Wirken gefunden hatte, und dem Dichter Heinrich Heine den Poete und Leidenschaft aus dem Bereiche des Herkommens und der überlieferten Ordnung herausdrängten. Ein merkwürdiges Verhältniß bestand zwischen diesen beiden Männern viele Jahre hindurch. Sie wußten einander gegenseitig zu würdigen und konnten sich doch nicht in einander finden. Salomon ließ sich von der großen poetischen Begabung Heinrichs, den er im Grunde des Herzens liebte, überzeugen, aber stellte von seinem Standpunkte aus doch immer wieder Forderungen an die Lebensführung und an die Arbeitseintheilung, die der Dichter nicht erfüllen konnte. Heine hat wiederum verehrte die Großmuth und den Edelsinn seines Oheims dessen Tüchtigkeit und Ehrenfestigkeit, verlangte aber hin und wieder ein schwunghafteres Tempo der Anerkennung und Hilfe von einem Manne, der dem festen und bedachtigen Schritte Alles zu danken hatte. Zuletzt kamen sie doch immer überein, und Salomon Heine fand sich im entscheidenden Momente doch immer wieder bereit, den Dichter, der in bedrängte Verhältnisse gerieth zu stützen und zu halten. Erst nach des Oheims Tode als Heine seine Ansprüche gegen die Erben vertheidigen mußte, erlebte der Dichter das Bitterste. Das Verhältniß Heinrichs zu Salomon erscheint uns übrigens heute in einer anderen Beleuchtung. Nicht nur die gegenseitige Schätzung, auch ein widerspruchsvolles Gefühl mag darin entscheidend mitgewirkt haben. Hatten wir doch erfahren, daß mehr als bloße Verwandtenliebe den jungen Harry zum Hause des Oheims hinzog, und diese Liebe einerseits, andererseits das Lebensunglück, das aus dieser Liebe hervorkommen mag zur Erklärung in den Wechsel der Anziehung und Abstoßung bei.

Dem freiheitigen Zug Harry's war nach den Hamburger Erfahrungen nicht mehr zu widerstreben. Die Eltern, zu denen er nach Düsseldorf für kurze Zeit zurückkehrte, entsprachen endlich seinen Wünschen und ließen ihn für die Universität vorbereiten. Sie thaten es nicht ohne die größte Opferwilligkeit. In jene Zeit fielen die geschäftlichen Bedrängnisse des Vaters, und die Mutter verkaufte ihren Schmuck, um dem Sohne das Studium an der Hochschule möglich zu machen. Sie hat sich freilich dadurch schöner geschmückt als irgend eine Frau durch Perlen und Diamanten. Im Herbste des Jahres 1819 bezog Harry die Bonner Universität. Diese stand damals in ihrer Blüthe. Auf ihren Lehrstühlen wirkten Männer wie Windischmann Arndt, August Wilhelm v. Schlegel, Welcker, Dissenweg u. s. w. Heine trat in einen Kreis begeisterter junger Männer von denen Manche wie Simrock, Bengstenberg, Hoffmann von Fallersleben, Johannes Müller u. s. w. gleich ihm die Keime zu großem Wirken in sich trugen. Unter dem Drucke der schlimmsten Reaction, die jener Zeit das Gepräge aufdrückte, arbeitete sich damals im Widerstande die Begeisterung der nationalen Jugend empor. Gleich in den ersten Tagen seines Bonner Aufenthaltes gerieth der Neuankömmlinge

in Conflicte mit der Behörde. Heine hatte eine Feier der Völkerschlacht von Leipzig mitgemacht und wurde deshalb in eine Untersuchung gezogen, die indeß ergebnißlos verlief. Das Zeugniß über die Aufnahmsprüfung, die er zu bestehen hatte, bestätigt die früher angestellten Betrachtungen über den Eigenwillen seines Naturells, das den Fleiß in den Dienst seiner Neigung stellte. In den alten Sprachen bestand er nicht gut; einer Prüfung aus der Mathematik entzog er sich; dagegen werden seine Kenntnisse in der Geschichte anerkannt, und seiner schriftlichen deutschen Arbeit wird mit besonderer Anerkennung gedacht, obgleich dieselbe im Hinblick darauf, daß er ein ernstgemeintes Thema mit spöttischem Humor abthat, als eine wunderliche bezeichnet wurde. Heine besuchte in Bonn juristische, germanistische, ästhetische und literaturgeschichtliche Collegien. Den stärksten Einfluß hat ohne Zweifel August Wilhelm von Schlegel auf ihn ausgeübt, der eben damals in der Blüthe seines Wirkens stand. Schlegel war die erste große literarische Persönlichkeit, der Heine begegnete, und der Kenner der Weltliteratur wies dem aufstrebenden Jünglinge manchen wichtigen Weg. Wie sehr Heine diesem Lehrer anhing, bewies er durch einen Aufsatz, der der Vertheidigung der Romantik und der romantischen Form gewidmet war und der im „Kunst- und Unterhaltungsblatt" erschien. Doch darf man den Einfluß Schlegel's und der romantischen Schule auf Heine auch nicht überschätzen. Der Jüngling ging durch diese Bewegung hindurch, um zuletzt doch vor Allem er selbst zu sein. Wir werden sein Verhältniß zu den Romantikern noch kurz in's Auge zu fassen haben.

Obgleich Heine in Bonn wie überhaupt in den ersten zwei Jahren seiner Studentenzeit noch nicht den Muth fand, sich und Andern einzugestehen, daß der dichterische Beruf sein wahrer und einziger sei, durfte er als Student sich doch weit freier in der poetischen Richtung regen als vorher. In Bonn entstanden seine „Frescosonette", wurde die Tragödie „Almansor" begonnen. Nach Jahresfrist vertauschte Heine die Bonner Universität mit der von Göttingen. Er nahm das Zeugniß mit, daß er die Vorlesungen mit „ausgezeichnetem Fleiße und rühmlicher Aufmerksamkeit besucht habe." Es verlohnt, dies ausdrücklich festzustellen, weil theils die Neigung zum Wunderbaren, die sich gern daran ergötzt, das Genie aus voller Unwissenheit hervorspringen zu lassen, theils aber auch der Neid der Zünftigen, der bei der Beurtheilung Heine's besonders stark in's Spiel kam, den Mythus von einer durchaus zerfahrenen,

ungründlichen Bildung Heine's erzeugte. Thatsache ist, daß Heine in Bonn, wie in Göttingen, wie dann auch später in den verschiedenen Perioden männlicher Entwicklung reiche Kenntnisse sammelte und namentlich im Studium der heimischen Geschichte, Volks- und Sagendichtung zu ungewöhnlicher Tiefe vordrang. Kleine Ungenauigkeiten und Unrichtigkeiten, die sich in seinen literarhistorischen Schriften finden, können wenig dagegen beweisen. Er beherrschte nichtsdestoweniger einen großen Literaturstoff, nur daß er denselben stets, auch in der geschichtlichen Darstellung als Künstler und nicht als Gelehrter behandelte, und daß er in Folge dessen darauf bedacht sein mußte, den Apparat zu verbergen, während der Gelehrte die Pflicht hat, seine Quellen nachzuweisen. In der Beurtheilung großer volksthümlicher und literarischer Richtungen hat er sich vielfach als ein Meister, der das Wesen zu erfassen weiß, bewährt.

Vom Leben und Treiben in Göttingen hat Heine selbst in seiner „Harzreise" eine treue und ergötzliche Schilderung gegeben. Er machte für seinen Theil das Studentenleben bis zu einem gewissen Grade mit, scheint sich aber nie ganz darein versenkt zu haben. Zechen und Tabakrauchen waren ihm fremd, und gegenüber einer allzu plump auftretenden Burschikosität behauptete er immer einen gewissen individuellen Stolz, der freilich auch nicht ganz frei von vornehmthuerischer Eitelkeit war. Unter den Professoren in Göttingen scheint Sartorius am stärksten auf ihn eingewirkt zu haben, der große Geschichtsforscher, von dem er sagt, „daß sein Auge ein klarer Stern in dunkler Zeit gewesen und sein gastliches Herz für alle fremden Leiden und Freuden offen stand." Heine ging nicht freiwillig von Göttingen. Er hatte Händel mit einem Studiosus Wiebl aus Eutin, den er wegen eines beleidigenden Ausdruckes zum Duell herausforderte. Der Zweikampf wurde durch die Intervention der akademischen Behörden verhindert, aber da die Streitigkeiten fortdauerten und sich ausbreiteten, erhielt Heine zuletzt das Consilium abeundi. Mit Göttingen war Heine's Studentenzeit beendet. Denn wenn er auch später zu den Studien zurückkehrte, um den Eltern und dem Oheim zu Liebe mit dem Doctorat einen würdigen Abschluß der akademischen Laufbahn zu machen, so fühlte er sich doch schon von nun an als eine selbständige Existenz, als ein Schriftsteller, der Etwas zu bieten hat. Zwar zog er von Göttingen mit dem Vorhaben, die Studien fortzusetzen, im Februar des Jahres 1821 nach Berlin, zwar besuchte er dort Collegien, die ihn bedeutsam anregten und förderten, aber er stand doch schon gleichzeitig im Mittelpunkt eines literarischen Kreises, der ihn nicht mehr als einen Werdenden, sondern als eine bedeutende literarische Persönlichkeit würdigte und behandelte.

Das Berlin der politischen Reaction, in das Harry Heine eintrat, hatte eine stillgeistige Blüthe. Die Gedanken durften sich nicht frei im Staate regen, die Denker sich nicht der öffentlichen Angelegenheiten bemächtigen, aber große bewegende Ideen bereiteten eine bessere Zukunft vor; in engeren Kreisen lebte man der geistigen Vertiefung, die ästhetischen Salons gaben den Ton an und waren noch nicht der Seichtheit verfallen, bedeutende Männer tauschten ernste Gedanken und rückten unter dem gemeinsamen Drucke nahe aneinander. Nebenher entfaltete sich sehr früh jenes äußerliche Kunstleben, jener Schauspieler- und Bühnencultus, der zu Zeiten politischen Niederganges die öffentlichen Interessen aufzufangen pflegt. Heine gewann Beziehungen zu den verschiedensten Kreisen, in denen sich verschiedene Seiten seiner Natur angeregt fühlten. Am bedeutendsten wirkte das Ehepaar Varnhagen auf ihn ein: er ein ruhiger Denker, ungemein urtheilskräftig in literarischen Dingen, und ein anerkannter Meister des deutschen Prosastyls, seine Gattin Rahel, der mit Recht vielgefeierte Typus der bedeutenden Frau, die mit ernster männlicher Bildung die Feinfühligkeit und den impulsiven Zug des hochbegabten Weibes verband. Rahel's Wesen übte einen Zauber auf fast alle bedeutenden Menschen Berlins aus. Ihre merkwürdigen, aus der Tiefe der Empfindung geholten Urtheile gingen von Mund zu Mund, die Mischung von Denkkraft und Gefühlsüberschwänglichkeit in ihrem Wesen überraschte immer wieder auf's Neue, und der Seelenadel, der sich in ihrem Verkehre mit Freunden aussprach, gegen die sie hilfreich und doch zugleich von einer strengen Aufrichtigkeit war, begründete eine allgemeine Hochachtung für sie. Heine war an sie empfohlen und fühlte sich bald heimisch bei einer Frau, die von sich sagen durfte, daß sie ihn in seiner Feinheit und Absonderlichkeit verstand. In ihrem Hause traf Heine mit den Brüdern Humboldt und Schlegel mit Fichte,

Tieck, Schleiermacher, Bopp, Gentz, Chamisso und anderen Koryphäen Berlins zusammen. Dort wurde er, den die literarische Revolution gegen den zu Weimar thronenden Olympier an sich zu ziehen versucht hatte, zur Goetheverehrung bekehrt und zur Goethereife erzogen. Dort mag er auch die Anregung empfangen haben, seine ersten Gedichte im Manuscript an Goethe zu senden. Der Brief, mit dem er sie begleitete, ist erst kürzlich aus dem Goethe-Archive an's Licht gezogen worden. Heine sagt in dem Schreiben, da er das Wesen der Poesie ergründen wollte, habe Friedrich von Schlegel ihm gerathen, Goethe zu lesen. Er habe es gethan, und nun wisse er, wem er es zu verdanken habe, wenn einst was Rechtes aus ihm werde: er küsse die heilige Hand, die ihm und dem deutschen Volke den Weg zum Himmel gewiesen habe.

Ein anderer Kreis, in dem der Dichter naiv und mit herzlicher Ueberschwänglichkeit gefeiert worden zu sein scheint, war der Zirkel, der sich um die Dichterin Elise von Hohenhausen bildete. Im Hause dieser feingeistigen Frau las Heine seine Gedichte und Bruchstücke seiner Tragödien vor. Dort wurde er zuerst als Nachfolger Lord Byron's in Deutschland begrüßt. Neben dem Salon wirkte aber auch die Kneipe, die seit jeher in der Geistesgeschichte eine ansehnliche Rolle gespielt hat, bestimmend auf den erregbaren jungen Geist ein. Zwar nicht der Weindunst und der Tabakrauch des Wirthshauses, aber die freie, durchaus ungebundene Regung der männlichen Geister, die sich da kraftgenialisch austobten. Heine war ein regelmäßig wiederkehrender Gast der berühmten Weinstube von Lutter und Wegener, wo E. T. A. Hoffmann, der literarische Geisterbeschwörer, Grabbe, der große Kraftverschwender des deutschen Dramas, Ludwig Devrient, der genialische Schauspieler alten Schlages, sich allen Tollheiten des Temperaments überließen. Namentlich für Grabbe faßte Heine ein tiefes Interesse, und der Dichter des „Buchs der Lieder," der bei aller Innität der Empfindung so früh zum Meister der reizenden Form geworden war, gehörte zu den Ersten, welche die oft formlose Größe des unglücklichen Dichters des „Gothland" willig und warmherzig anerkannten. Und noch einen vierten Kreis gab es, dem Heine sich mit inniger Antheilnahme anschloß und in dem er eine Zeit lang auch mit bedeutendem Aufgebote von Energie thätig war. Es war dies eine Vereinigung geistig hochstehender Männer, welche, dem Judenthum entsprossen, das Werk Moses Mendelssohn's zu Ende führen und die breiten Schichten des Judenthums, dessen hervorragendste Erscheinungen längst einen großen Einfluß auf das geistige Leben Berlins übten, durch eine große Reform in den Geist der Zeit und die Sitten der modernen Gesellschaft einführen wollten. Das Judenthum sollte gegenüber den pöbelhaften Angriffen, denen es ausgesetzt war, festgehalten werden, aber seinen ethischen Kern von allen Schlacken fremdartiger Gewohnheit und Sitte befreien und durch die Anhänglichkeit, welche dessen stärkstbevorzugte Geister ihm bezeugen, in Achtung und Ansehen gehoben werden.

Heine zeigte die Treue und Anhänglichkeit einer edlen Natur in dem Eifer, mit dem er diese Bestrebungen ergriff und sich der Vereinigung dieser Männer werkthätig anschloß. Ein Verein von Wenigen konnte freilich nicht eine Aufgabe durchführen, welche nur allgemach durch die Mitwirkung von Tausenden zu erfüllen war. Und so ward denn im ersten Ansturm jenes Ziel nicht erreicht. Heine zog sich, als er die Erfolglosigkeit der Bestrebungen erkannte, zurück. Aber die Gedanken, die ihn in jenem Kreise geleitet hatten, fanden, wie wir sehen werden, mannigfach Ausdruck in seinen Dichtungen, und wiewohl er keineswegs im gewöhnlichen Wortsinne religiös oder gar orthodox war, vielmehr ein Freidenker, dessen starke Gemüthsbedürfnisse bald zum reinen Deismus, bald zum Pantheismus neigten, der aber auch entschieden atheistische Anwandlungen hatte, band ihn doch stets ein edles treues Gefühl an das Judenthum, dem er entsprossen war, dessen Unglück er mannigfach mitempfunden hatte, und dessen Befreiung und Gleichstellung ihm ebensosehr eine Herzensangelegenheit wie eine Forderung der Freiheit und Menschlichkeit war.

Zwischen allen diesen bunten Begegnungen und Anregungen entfremdete sich Heine nicht der ernsten systematischen Belehrung. Mit den Studentenkreisen verkehrte er nur vorübergehend, wenngleich noch immer genug, um den jugendlichen Uebermuth in einem Duell, in dem er eine ungefährliche Verwundung davontrug, zu büßen. Er hörte aber fleißig die Collegien Hegel's, dessen Vorträge einen unverlöschlichen Eindruck auf ihn machten, so daß er viele Jahre später in Paris den Versuch unternahm, die Lehren des großen Philosophen gemeinverständlich darzustellen. Selbstständiger und bewußter als vorher regte sich der Dichter Heine in Berlin. Der Beifall, den strenge Richter aussprachen, ermunterte, und die Besiegelung seines Lebensunglücks, die Vermählung der von ihm geliebten Amalie mit einem anderen Manne, regte das Gefühl mächtig an. In Berlin entstanden die Liebes- und Leidensgedichte, die Tragödien „Almansor" und „Ratcliff", in denen der Schmerz des Verschmähten wild und trotzig nachklingt. Auch sein äußerer Ehrgeiz mag durch den traurigen Abschluß seiner Herzensgeschichte gestachelt worden sein; es mochte ihn drängen, die Ueberlegenheit über den Glücklicheren zu zeigen. Und so brachte er denn um jene Zeit sein Vorhaben, seine Gedichte zu veröffentlichen, zur Ausführung.

Die Irrfahrten der meisten jungen Schriftsteller, die an die Thore der Verleger pochen, blieben ihm nicht erspart. Hatte schon die Weber'sche Buchhandlung in Bonn das Manuscript ungelesen dem jungen Dichter zurückerstattet, so verhielt sich jetzt F. A. Brockhaus zwar in Worten, aber nicht im Wesen freundlicher. Erst der literarisch allmächtige Professor Gubitz, der Herausgeber des „Gesellschafters", bahnte dem Dichter Heine, mit dem er durch die Vermittlung Varnhagen's bekannt geworden war, den Weg in die Oeffentlichkeit. Nachdem einige Gedichte Heine's im „Gesellschafter" erschienen waren und Aufsehen erregt hatten, entschloß sich die Maurer'sche Buchhandlung, welche den „Gesellschafter" verlegte, die Gedichte herauszugeben, die denn endlich im December 1821 erschienen. Der neue Ton griff durch, die Bedeutung wurde allseitig, selbst von den Gegnern, anerkannt. Unter Denen, die sich für das neue Talent energisch einsetzten, war einer der Ersten Carl Immermann, der damals in Münster lebte und im „Rheinisch-westphälischen Anzeiger" die Gedichte Heine's besprach. Zwischen Immermann und Heine entspann sich daraufhin eine treue freundschaftliche Beziehung, die in manchem gemeinsamen literarischen Waffengange zum Ausdrucke kam. Den Gedichten folgten neue Dichtungen rasch auf dem Fuße. Nicht viel mehr als ein Jahr später trat ein neuer Band Heine an die Oeffentlichkeit, der die Tragödien „Almansor" und Ratcliff" und das „Lyrische Intermezzo" enthielt. Heine stand nun als lyrischer und lyrisch-epischer Dichter auf der Höhe seines Schaffens, er befand sich in der glücklichsten Periode seines Lebens, in der der junge Ruhm ihn emportrug, in der sein Muth, der noch nicht zum Uebermuth geworden war, als vollberechtigt anerkannt wurde, und noch keine Pfeile sich gegen die Höhe richteten, die er rasch erklommen hatte.

In der That, es lag ein überzeugender Zug und eine zwingende Kraft in den Liedern dieses jungen Poeten. Das war Keiner von Jenen, die eben nur mitsingen im deutschen Dichterwald. Da ließ sich ein neuer Ton vernehmen, den man mitten im Chore unterschied und der eine sanft berauschende

Gewalt ausübte. Nicht am Gegenstande lag es, denn der Gegenstand der meisten dieser Lieder gehörte seit undenklichen Zeiten der Weltlyrik an; auch nicht an einem besonders starken Colorit, denn die Farbe der Sprache war leicht und mild aufgetragen; wohl aber an der Grundstimmung des individuellen Wesens, das sich da aussprach, an der Offenbarung des inneren Seelenzustandes, den Tausende und aber Tausende empfanden, ohne sich durch das lösende Wort entlasten zu können. In dieser Dichterindividualität sprach sich zuerst ein Zweifeln und ein Sehnen, ein Leiden und ein Ringen, ein Gemische von frommer Emfalt und Blasirtheit, von Schwung und Selbstverspottung, von maßlos keckem Begehren und bitterster Entsagung, von altem frommen Optimismus und von neuem hohnlächelnden Pessimismus aus, kurzum eine Gährung der Gemüther, wie sie durch Bedingungen einer Zeit erzeugt war, in der noch unter der Schwelle des staatlichen Lebens sich ein ganz neuartiger Enthusiasmus entwickelte, der bald zur Schwärmerei, bald zur kühnsten Wahrhaftigkeit neigte und bald die Alleinherrschaft des Gefühls, bald die Souveränität des freien Gedankens an die Stelle der gestürzten Autoritäten setzen wollte. Diese zweite Sturm- und Drangperiode war stiller, aber intensiver als die erste. Vieles, was zu Lessing's Zeiten als Aufruhr galt, war heute schon selbstverständlich geworden; Vieles, was im achtzehnten Jahrhundert nur in der Dichtung auflebte, wagte man jetzt in die Gesellschaft zu übertragen. Man nahm keine überkommene Entscheidung mehr willig hin, Alles stand in Frage, bald neigte man dahin, das Gefühl als oberste Instanz anzuerkennen, bald wiederum wurde das Gefühl selbst auf die Anklagebank gesetzt und inquirirt, ob es denn wahrhaft sei und eine Prüfung aushalte. Heine war der Dichter dieses sich emporarbeitenden modernen Geistes. Daß er der Zeit ganz und voll

angehörte und sich doch von keiner Gegenwart bedrängen und herabziehen ließ, daß er ein Dichter und ein Weltkind zugleich war, daß er eine Brücke schlug zwischen dem alltäglich Wirklichen, dem Tausende entfliehen zu müssen glaubten, um Poesie zu empfinden, und der wahrsten poetischen Stimmung, das überraschte, ergriff, das klingt heute noch Unzähligen wie die Lösung eines Räthsels. Viele Anregungen für Heine's Lieder und Romanzen sind leicht nachweisbar. Aber so viele Elemente sich auch in der Analyse lösen lassen, es bleibt ein starkes Unlösbares zurück, das Heine allein angehört. Heine verehrte Uhland und hatte dessen Lieder innerlich empfunden. Er war im Kreise der Varnhagen zum Goethe-Cultus erzogen worden, er hatte mit jugendlicher deutscher Begeisterung „des Knaben Wunderhorn" ertönen hören und die Klänge tief in sein Gemüth gefaßt. Also die kräftige deutsche Renaissance, das ursprünglich Volksthümliche, Goethe's herrliche lyrische Naivetät waren ihm aufgegangen, und obenein hatte die Romantik, welche um jene Zeit in's Mittelalter strebte, aber mit ihrem dunklen Sehnen aus den Sphären der Wirklichkeit nach allen Seiten hin ausgriff und die Selbstherrlichkeit der Individualität in schwärmerischer Mystik suchte, ganz unmittelbar auf ihn eingewirkt. Aber Uhland ist der Dichter der reinen und ungebrochenen Stimmungen, der keuschen, frommen Versenkung in Natur und Geschichte. Er hat die Sage in ruhiger Objectivität wieder aufleben lassen, oft mit einem Anflug von Humor, aber immer in der Stimmung, die aus der Sache selbst hervorquoll, und er war ein typisirender Dichter. Heine sieht in der Natur das Bild des Leides und der inneren Gebrochenheit, und hält die schmerzlichsten und widerspruchsvollsten Stimmungen fest. Er sucht in der Sage das Symbol für die leidende Subjectivität, die ihre Farbe dem Ueberkommenen aufträgt, und die Individualität ist mächtiger in ihm als die Kraft, mit ruhiger Hand die Typen zu entwerfen. Goethe's herrliche Lyrik, die Heine ganz und voll in sich aufgenommen hat, erinnert immer an das Wort aus dem „Götz", daß die Gabe, sich ganz von einem Gefühl erfüllen zu lassen, den Dichter mache. Harmloses Jugendglück, Liebe, Sehnsucht, Leid, Reue — Alles klingt in mächtigen Accorden an, Alles in einer bezaubernden Sprache, in deren Naturlauten die Höhe eines Zustandes sich spiegelt. In aller erhöhten Stimmung, in der wir uns mehr als jemals wir selbst fühlen, klingen diese Lieder an. Anders Heine, der größte Lyriker, der nach Goethe dem deutschen Volke erstand. War auch ihm gegeben, die ganze Scala der Gefühle von der tiefsten Betrübniß bis zum hellen Jubel im Liede zu beherrschen, so hätte er doch mit dieser Gabe allein sich nicht neben die größere Kraft und Persönlichkeit Goethe's stellen dürfen. Was ihm eigenthümlich war, was seine Lyrik als eine Ergänzung der Goethe'schen begrüßen ließ, das war die weichere, entsagungsvollere Stimmung des Klagenden, mit sich selbst Uneinigen, die sich neben der triumphirenden des Siegers, des Beherrschers aller Gefühle vernehmen ließ. Wenn Goethe uns jeden Moment des Lebens in seiner Lyrik erhöht empfinden läßt, so war es Heine's Vorzug, auch Demjenigen, der sich nicht zu klarer heller Empfindung durchgerungen, als tröstender Poet zu Hilfe zu kommen, auch allen zagen widerspruchsvollen Stimmungen unklarer Bedrängniß das poetische Spiegelbild entgegenzuhalten. Heine hatte das Volkslied auf sich einwirken lassen wie Goethe und Uhland. Mit hellem Geiste und innigster nationaler Anempfindung nahm er die Naivetät des Fühlens, des Sehens und des Ausdrucks, die quellfrisch aus der Ueberlieferung alter deutscher Sänge anmuthet, in sich auf. Aber die aus fernen Zeiten überlieferte Kunst, so unmittelbar aufzunehmen und darzustellen — eine Kunst, die freilich ehedem Natur war — erfüllte er mit anderem Inhalt als seine Vorgänger und Nachfolger. Die Gewalt des Historischen, die in Uhland so mächtig war, und die in unseren Tagen unvergleichlich individueller und farbenreicher hervortritt, war für ihn nicht das Entscheidende. Und der keck-fröhliche Zug, den Goethe aus dem Volksliede empfangen hatte, lag seiner Natur durchaus fern. Er behandelte die Sage paramythisch; er wendete ihre Formen auf Zeitstimmungen und individuelle Zustände an. Dasselbe Gefühl, das durch seine Lieder hindurchgeht, spricht auch aus seiner „Loreley" und seiner „Wallfahrt nach Kevlaar". Er rief nicht die Naivetät vergangener Zeiten zurück, sondern er wendete diese Naivetät auf moderne Zustände, Verhältnisse und Leiden an. Und so bestimmt sich auch schon leicht und sicher sein Verhältniß zur Romantik. Er hatte von dieser unsäglich viel empfangen und war ihr doch nicht dienstbar. Seine schwermüthige, träumerische, un-

befriedigte Natur kam dem Zuge des Sehnens nach anderen Zeiten und Welten, das in der Romantik lag, entgegen. Der Ansturm gegen die Autorität entsprach seinem revolutionären Wesen, die stolze Berufung auf die Herrschaft des Ich seiner eigenwilligen Subjectivität, der stetige Hinweis auf die Jugendzeit des Volkes seinem nach Unmittelbarkeit ringenden, poetischen Bedürfniß. Durch alle diese Beziehungen war Heine fraglos mit der Romantik verbunden. Aber je weniger poetische Begabung im Lager der Romantiker emporschoß — neben dem poetisch bedeutenden Tieck sind wohl nur Novalis und Fouqué als Dichter zu nennen — desto mehr erstarrte diese Bewegung der Geister zur Schule, desto mehr drang der Ueberschuß der poetisch unverwertbaren Liebe zum Mittelalter verdunkelnd in das Leben herüber und erzeugte jene katholisch-orthodoxe Strömung, die sich dem Jesuitismus und der Reaction zur Verfügung stellte, desto mehr vertrocknete die dichterische Sehnsucht zu theoretischen Grübeleien, und der Drang nach dem Volksthümlichen zu gelehrtem Formelwesen. Heine aber blieb den ursprünglichen romantischen Anregungen treu, ohne in die Niederungen der Schule hinabzugleiten, und bahnte sich aus dem Dickicht der Romantik seinen eigenen Weg in die Höhe. Bald war er völlig von den romantischen Jugendgenossen geschieden. Er war und blieb modern, er wollte Licht, Fortschritt und Freiheit, er sehnte sich mehr in die Zukunft hinaus als in die Vergangenheit zurück. Und soviel er träumte, so visionär er als Dichter war, so sehr er sich dem Zauberhaften und Schauerlichen hingab, waren alle diese Neigungen doch durch einen starken Zug zum lichten, gegenwärtigen Leben beherrscht. Er war stets fern davon, vor den Irrthümern der Vergangenheit die Waffen zu strecken und sich an die Mystik verloren zu geben. Ein scharfes Denken überwachte alle seine romantischen Neigungen, eine tiefe Verehrung vor der unbedingten Herrschaft der Wahrheit schützte ihn vor der Umnebelung des Sinnes. So kam es, daß er kurze Zeit, nachdem er als ein hervorragender Dichter der Romantik gefeiert worden war, just von jenem „Jungen Deutschland“, das gegen die Uebel der Romantik die Rechte der Gegenwart vertrat, als Vorläufer und Haupt verehrt wurde. Heine war durch die Romantik hindurchgegangen. Ein Hauch von ihr blieb an ihm haften; aber zur dichterischen Höhe schritt er seinen eigenen Weg empor. Das gilt von ihm wie von einem zweiten großen Dichter, den man fälschlich den Romantikern beizuzählen pflegt, von Heinrich von Kleist.

Im Drange, Heine's Werdegang aus der Romantik heraus zu erklären, hat man den auflöſenden Spott, den Heine ſo oft an den überzeugenden Gefühlsausdruck anheftet, mit der romantiſchen Ironie in Verbindung geſetzt. Allein wie immer man jene romantiſche Ironie, die wie eine ſchmerzlich heitere, eine elegiſche Beleuchtung über den Werken der Romantiker ſchwebt, auffaſſen und ausdeuten mag, ſie deckt ſich im Grundton und in der Wirkung keineswegs mit jenem eigenthümlichen, bald kokett ſpielenden bald ſtechenden Seitenlicht der Satyre, das ſo oft auf Heine's Dichtungen fällt. Zunächſt iſt die romantiſche Ironie, namentlich jene Art derſelben, die von älteren Claſſikern des Humors ererbt worden war, ein Spiel mit dem Spiel, ein Lächeln über die eigenen Geſtalten, eine Auflöſung der Illuſion welche plötzlich den Dichter aus dem Gedichte hervortreten ſeine Figuren als ſeine Automaten erſcheinen läßt, und die Tendenz, die bisher hinter den Geſtalten lauerte, enthüllt. Dieſe Art Ironie iſt Heine's Sache nicht. Wenn nawer Spott zwiſchen die ſentimentalen und pathetiſchen Gefühlsausbrüche fährt, ſo iſt es kein heiterer Spott über Dichten und Gedicht, ſondern ein ernſter, oft faſt bitterer über Leben und Wirklichkeit. Heine lächelt nicht über ſich als Dichter, er ironiſirt vielmehr ſich, den Menſchen. Jene Art der romantiſchen Ironie iſt ein Auflöſen der Kunſtform, das ſelbſt zu einem Kunſtgriff geworden iſt; bei Heine aber handelt es ſich um eine contraſtirende ernſte Empfindung, die ſich eben mit realiſtiſcher Härte neben die idealiſtiſche Regung ſtellt. Man hat in der romantiſchen Ironie auch einen großen Zug der Lebensphiloſophie finden wollen, ein Belächeln der Lebenswiderſprüche, eine Flucht vor den Lebensräthſeln in den Bereich ſchmerzlichen Humors, in dem der Dichter die Welt und ſich als nichtig empfindet. Ein Zug dieſer Lebensphiloſophie mag ja wohl auch hin und wieder bei Heine hervortreten. Mächtiger aber prägt ſich eine Grundſtimmung der Zeit in der Doppelfarbung ſeiner Dichtungen aus, nämlich der Kampf einer ſtolz herben Wahrhaftigkeit gegen die Sentimentalität, eine erſt in unſerem Jahrhundert entſtandene und namentlich ſeit Heine vielfach durch die moderne Literatur hindurchgehende Gefühlskeuſchheit, die ſich oft hinter der Nacktheit und ſelbſt Unkeuſchheit des Ausdrucks verbirgt. Um die Wende des Jahrhunderts wurde ungemein naiv geſchwärmt und die Ueberſchwänglichkeit mit einer Art von kindlichem Stolz zur Schau getragen. Aber dieſem Ueberſchwang widerſprach das Leben, die Handlungen hielten auf die Dauer das Wort der Worte nicht, man fand dieſe Gefühlsſchwärmerei zuletzt lügenhaft und conventionell, und die tieferen Geiſter lehnten ſich gegen dieſelbe auf. In der Reaction nun gegen die Sentimentalität, gegen die Heuchelei und Affectation, die ihr anzuhaften ſchien, in einem gegenſätzlichen Drange nach Wahrhaftigkeit, der freilich zuletzt auch nicht frei von Manier und Uebertreibung blieb, entwickelte ſich ein Zweifaches: bei den Einen Zurückhaltung, Kälte und etwas ſteife Objectivität des Styls, bei den Anderen aber die das Gefühl nicht zurückdrängen konnten, eine Scheu, dasſelbe rein zum Durchbruch kommen zu laſſen, eine gleichſam entſchuldigende Ironie, welche das kaum ausgeſprochene Gefühl belächelt und durch das Eingeſtändniß der Selbſttäuſchung den Verdacht, Andere täuſchen zu wollen, hinwegbannt. Man braucht nur zwei Meiſter der ſchrankenloſen Subjectivität im Style Jean Paul und Heine, neben einander zu ſtellen, um ſofort die neue Richtung des Gefühls und Ausdruckes zu begreifen. Jean Paul den Heine ungemein hoch hielt und dem er ſich auch verwandt fühlen durfte, iſt noch ganz treuherzig in der Gefühlsſchwärmerei in der Steigerung aller weichen und ſchönſeligen Stimmungen und Momente. Sein Humor löſt wohl oft genug die dichteriſche Illuſion auf, verſpottet aber keineswegs den ſubjectiven Ueberſchwang. Heine aber führt jene Vorſicht, Scheu und Reſerve ein, in der ſich ſchon die Wahrhaftigkeit gegen jeden Schein der Uebertreibung und der Dichter gegen den Vorwurf der einſeitigen Schwärmerei verwahrt. Das iſt nicht die romantiſche Ironie, das iſt das erſte Eindringen der Realiſtik in die Romantik.

Der Inhalt jener Dichtungen, denen Heine ſeinen erſten und widerſtandsfähigſten Ruhm verdankte, war die leidende Liebe, der perſönliche Schmerz, dem ſich allgemach Weltſchmerz und eine gegen die Beſchränkungen des Staates und der Geſellſchaft gerichtete Tendenz hinzugeſellte. Jene erſte ſtarke und bittere Lebenserfahrung, deren wir gedachten, klingt in allen Tonarten an. Sie liegt auch den beiden phantaſtiſchen Tragödien „Almanſor und Ratcliff" zu Grunde. In beiden

Stücken der verſchmähte Jugendgeliebte, der im entſcheidenden Momente die Braut als der Stärkere dem glücklicheren Bewerber entreißt — eine Vorſtellung, in der ſich Heine's Trotz und Eigenwille berauſcht haben mag. In beiden Stücken aber ſchwebte ſchon eine höhere Tendenz über dem individuellen Gefühlsdrange, der das Motiv beſtimmt. „Almanſor" iſt ein Aufſchrei gegen die Gewalt der Waffen und der Verhältniſſe, welche Volk und Menſchen dazu zwingt, Glauben, Sitte und Volksthum zu verleugnen. „Almanſor" hat im Kern viel mit der Judenfrage zu ſchaffen, und iſt in den ſchier endloſen Kämpfen mitbegründet, die in Heine durch den Gedanken an den Uebertritt zum Chriſtenthum und durch dieſen Uebertritt ſelbſt erzeugt wurden. Im „Ratcliff" aber regen ſich ungemein intereſſant die erſten ſocialiſtiſchen Angriffe und Vorwürfe. Heine durfte wohl in einer Vorrede, die er ſpäter dieſem einactigen Trauerſpiele voranſetzte, die Behauptung ausſprechen, daß er zuerſt an die große Suppenfrage gerührt habe. Beide Stücke ſind voll Energie des Ausdrucks, voll Bildkraft der Sprache, voll Intenſität der Stimmung, aber weit mehr erweiterte Balladen als Dramen. Als Dramen betrachtet, dürfte man ſie bezüglich der Kunſtform dem Negativ einer Photographie vergleichen. Alles, was im Drama ſtark hervortreten ſoll, die Handlung, der Entſchluß, der Charaktergegenſatz, iſt mehr in's Dunkel gerückt; und Alles, was im Drama nur vermittelnde Schattirung bilden kann, die Stimmung, der lyriſche Gefühlsausdruck, tritt licht hervor. In unſerer Zeit, in der man ſo viele Experimente auf der Bühne wagt, könnten „Ratcliff" und „Almanſor", obwohl keine wirkungsvollen Dramen, vielleicht durch ihren poetiſchen Gehalt auch bei der ſceniſchen Aufführung eine gewiſſe Wirkung machen. In Heine's Jugendzeit wurde nur eines der Stücke auf die Bühne gebracht, und zwar der „Almanſor", der am 20. Auguſt 1823 im Braunſchweiger Hoftheater, deſſen Director Klingemann ſich für die Dichtung intereſſirte, zur Aufführung gelangte. Bis gegen den Schluß hin war die Aufnahme eine freundliche. Da aber trat plötzlich ein Braunſchweiger Stallmeiſter in das Theater, der von dem Wahne erfüllt war, ein Wucherer Namens Heine, der um jene Zeit in Braunſchweig lebte, habe das Stück verfaßt. Er begann im letzten Act laut gegen den Juden Heine zu poltern, und es gelang ihm einen Theaterſcandal herbeizuführen, der die Vorſtellung vor ihrem natürlichen Ende abſchloß. Dieſe unverdient bittere Erfahrung war die einzige, die Heine mit dem Theater gemacht hat. Umſo großartiger war der Erfolg ſeiner Gedichte beim Publicum. Trat doch zu der eigenthümlichen, in unzähligen Gemüthern widerhallenden Stimmung eine frühreife Meiſterſchaft der Sprache, eine ſcheinbar ſpielende, thatſächlich aber ſehr ernſt durchgearbeitete Kunſtform, welche Ohren und Herzen berauſchte, hinzu. Es war Heine gegeben, das Einfache auszuſprechen, als wäre es nie vor ihm geſagt worden, die zarteſte Stimmung in Worte einzufangen, das Geheimſte nach Außen zu drängen, ohne daß es den Reiz der Heimlichkeit und der Vertraulichkeit verlor. Er brachte Naturlaute der Lyrik, und ſolche, die man noch nie vernommen hatte, Laute der mit ſich ſelbſt zerfallenen Natur, die ſich zum erſten Male dichteriſch eingeſtand und die bei aller Kunſt des Ausdruckes unmittelbar hervortrat. Heine's Verſe ſchienen leicht und bequem, aber ſie waren ſorgfältig gefeilt auf dieſen Eindruck der Leichtigkeit hin, und was die Schul

metrik höchstens als Freiheit dulden wollte, war die Offenbarung eines tieferen sprachmelodischen Gesetzes, das sich der Willkür eben dieser Schulmetrik entgegensetzte. Heine war einer der ersten Liederdichter, der sich dem im Sprachgeiste gar nicht begründeten Zwange der durchaus regelmäßigen Silbenzählung widersetzte und mit feinem volksthümlichem Sprachgefühle mehr auf die Uebereinstimmung der Hebungen in den Verszeilen hielt, in der Silbenzahl aber eine wechselvolle Bewegung hervortreten ließ. Durch seine Lieder war Heine rasch ein berühmter Mann geworden. Als sie später vollends im „Buch der Lieder" gesammelt erschienen war er eine Zeit lang der populärste Dichter Deutschlands und an seine Lieder bleibt bis zum heutigen Tagen sein hoher literarischer und volksthümlicher Ruhm geknüpft. Dem Jünglinge aber ward schon von berufensten Händen der Lorber gereicht. Männer wie Fouqué, Chamisso, Varnhagen, Willibald Alexis begrüßten einen neuen, echten deutschen Poeten.

Aber Heine dachte um jene Zeit nicht daran, seine materielle Existenz auf die Werke seiner Feder zu gründen. Seine Familie wäre vollends einem solchen Entschlusse vollständig abgeneigt gewesen. Es galt, sich den Betäubungen des jungen Ruhmes zu entziehen und die Zerstreuungen Berlins aufzugeben. Im Frühlinge 1825 verließ denn auch Heine die preußische Residenz, um sich zunächst zu seinen Eltern, die unterdessen nach Lüneburg übersiedelt waren, zu begeben. Und dort wurden wahrscheinlich die Pläne für die nächste Zukunft besprochen. Vermuthlich war es auch ein Ergebniß der Familienconferenz daß sich Heine vor Allem nach Hamburg begab in eine Stadt, die er nicht liebte und die ihm immer im Lichte des Krämergeistes erschien, wo aber sein vielvermögender Oheim Salomon lebte, der gleichsam das Oberhaupt aller Heines war und von dem man nicht ohne Grund die materielle Förderung des bedeutenden Neffen erwartete. Die Auseinandersetzungen mit dem Oheim scheinen ziemlich lange gedauert zu haben zuletzt aber gewährte der gütige Salomon dem genialen Neffen diesmal wie in vielen späteren Fällen so ziemlich Alles das Nöthige und das Ueberflüssige. Zunächst die Mittel zu einer Reise nach Cuxhaven wo Heine zuerst das Meer erblickte das seine Einbildungskraft mächtig anregte und den Zug zum Erhabenen in seiner Poesie erweckte. Von Cuxhaven nach Hamburg zurückgekehrt, verständigte sich Heine mit seinem Onkel soweit, daß ihm die ferneren Mittel für seine Studien in sehr ansehnlichem Ausmaße gewährt wurden. Im Januar 1824 ließ sich Heine zum zweiten Male in Göttingen immatriculiren und verblieb daselbst, abgesehen von Ferialreisen nach Berlin und in den Harz, bis zum definitiven Abschluß seiner Universitätsstudien. Er hat in dieser Zeit ernsthaft studirt und sich für das Examen vorbereitet, zwischendurch aber auch den dichterischen Antrieben, die sich mächtig regten, genuggethan. Außer der „Harzreise", in der Heine's Prosastyl sich zuerst in eigenthümlichem Glanze enthüllte, entstanden in der Zeit dieses zweiten Göttinger Aufenthaltes die schönsten Lieder des Cyklus, den er später „Heimkehr" benannte. Auch mit dem Gedanken eines „Faust" war er nach den Mittheilungen seines Freundes und Collegen Wedekind eifrig beschäftigt. In diese letzten Studienjahre fällt Heine's Begegnung mit Goethe. Vom Harz war der Jüngling nach Weimar gepilgert, um Goethe zu sehen. Er sandte an Goethe einen Brief, in dem er erklärte, Goethe nur die Hand küssen und dann wieder fortgehen zu wollen und wurde daraufhin empfangen. Zu verschiedenen Zeiten hat Heine von der Stimmung, die ihn im Angesichte Goethe's anwandelte, verschiedene Nachrichten gegeben, und man ist nicht genöthigt, irgend eine dieser Darstellungen für unecht zu halten, weder die ironische, in der er sich seine eigene Scheu hinwegzuspotten sucht, noch die pietätvolle, die er in den Worten schildert: „Wahrlich, als ich ihn in Weimar besuchte und ihm gegenüberstand blickte ich unwillkürlich zur Seite, ob ich nicht auch neben ihm den Adler sähe mit den Blitzen im Schnabel." Die Mischung der Empfindungen entspricht ganz und gar dem Heine'schen Wesen. Von einem Gespräche, das zwischen Goethe und Heine geführt wurde, theilt Maximilian, der Bruder des Letzteren, das folgende Fragment mit: „Womit beschäftigen Sie sich jetzt?" fragte Goethe. — „Mit einem Faust" lautete die rasche Antwort. Goethe soll darauf ein wenig gestutzt und in einem etwas spitzen Tone gefragt haben: „Haben Sie weiter keine Geschäfte in Weimar, Herr Heine?" Heine aber erwiderte angeblich: „Mit meinem Fuße über die Schwelle Euer Excellenz und alle meine Geschäfte in Weimar beende." Wie es nun

immer mit den Anekdoten über dieſe Begegnung verhalten mag, ſoviel iſt gewiß, daß Heine, wenn er ſchon dann und wann in die politiſch begründete Revolution gegen Goethe hineingezogen wurde, doch immer wieder zur aufrichtigen, demüthigen Verehrung des größten deutſchen Genius zurückkehrte.

Im April 1825 wurde Heine auf Grund eines Examens und einer Disputation zum Doctor der Rechte promovirt. Profeſſor Hugo verglich ihn in der Promotionsrede mit Goethe, der ja auch zugleich Dichter und Juriſt geweſen. Vor der Abreiſe von Göttingen that Heine noch einen wichtigen Schritt, deſſen Motive bis heute noch nicht völlig aufgeklärt ſind. Er ließ ſich in Heiligenſtadt bei Göttingen in die chriſtliche Gemeinſchaft aufnehmen. Vermuthlich war Heine's um jene Zeit ernſtgemeinter Vorſatz, die juriſtiſche Carrière zu verfolgen, entſcheidend für dieſen Uebertritt. Sein Herz war nicht bei dieſer Handlung; er empfand dieſelbe vielmehr als aufgedrungenen Widerſpruch gegen ſein innerſtes Weſen. Er war nie orthodox, nicht als Jude und nicht als Chriſt, obgleich er für die religiöſen Stimmungen beider Confeſſionen die Fähigkeit der Anempfindung beſaß. Und er fürchtete vor Allem, in den Verdacht zu kommen, als hätte er das Lager der Schwachen verlaſſen, um Schutz bei den Stärkeren zu ſuchen. Dieſe Furcht war freilich unbegründet, denn wenn ſein Uebertritt ihm hier und dort die Sympathien der Juden raubte, ſo ward er von den Chriſten nach wie vor als Jude angeſehen, nicht ſelten auch als ſolcher angegriffen. Jedenfalls that Heine den erwähnten Schritt unter heftigen Seelenkämpfen die eine Wunde in ihm zurückließen. Sein „Almanſor", der einige Zeit vor dem Uebertritt, wohl aber im Hinblick auf denſelben geſchrieben wurde, ſpiegelt die Bedrängniſſe ab, in welche Heine dieſe Lebensfrage verſetzte. Heine wollte nun in allem Ernſte Advocat in Hamburg werden oder glaubte, es doch zu wollen. Noch eine Reihe von Jahren beſchäftigte ihn der Gedanke an einen bürgerlichen Lebensberuf, und als die Jurisprudenz endgiltig aufgegeben war, erſchien ihm die Pro-

fessur an einer Universität erstrebenswerth. Seine Verwandten mögen lebhaft genug auf ihn eingewirkt haben, daß er eine sichere Lebensstellung suchen möge, und in ihm selbst scheint eine Zeit lang noch der Wunsch vorgeherrscht zu haben, an einer regelmäßigen Berufsthätigkeit festen Halt zu gewinnen. Theils aber stellten sich immer erneute Hindernisse in den Weg, theils und wesentlich war der poetische Antrieb und der Drang, auf einem Gebiete, auf dem er bereits etwas galt, hervorragend zu wirken, zu mächtig, um einen dieser Pläne zur Reife gelangen zu lassen. Nach der Promotion ging er zunächst, von seinem Onkel mit reichem Reisegelde versehen, nach Norderney, wo er seine Zeit zwischen aufregenden Vergnügungen und stillen Träumereien theilte, denen wir die schönsten der „Nordseebilder" verdanken. Nach kurzem Aufenthalte bei seinen Eltern in Lüneburg kehrte er nach Hamburg zurück, wo er nach langen Unterhandlungen mit seinen Verwandten den Gedanken an eine praktische juristische Wirksamkeit trotz mancher verlockenden Aussichten aufgab. Die Zeit dieses Hamburger Aufenthaltes scheint eine bittere für Heine gewesen zu sein. Er erkannte allgemach, daß er nur auf rein geistigem Gebiete und in Freiheit zu wirken vermöge, und rang nach äußerer Anerkennung des Schriftstellerberufes. Eine entscheidende und glückliche Wendung war in dieser Lage sein Bekanntwerden mit dem Verleger Julius Campe. Heine hatte den Gedanken gefaßt, die „Harzreise", seine Schrift über Polen, die aus seiner Berliner Studentenzeit stammte und auf dem Gute eines Freundes, des Grafen Breza in Gnesen entstanden war, den Liedercyklus „die Heimkehr" und die erste Abtheilung der Nordseegedichte zu einem Wanderbuche zu vereinigen. Dümmler in Berlin ging auf diesen Gedanken nicht ein, weil die gewiß nicht unbescheidene Forderung Heine's von zwei Louisd'ors für den Druckbogen ihm zu groß erschien. Campe, der für Heine's Gedichte Interesse gefaßt hatte, ein ebenso kluger als gebildeter Mann, erwarb das Verlagsrecht für dieses Wanderbuch, das 1826 unter dem Titel „Reisebilder" erschien und großes Aufsehen hervorrief. Es war eben ein merkwürdig reiches und ein verblüffend originales Buch. Dieser erste Band der „Reisebilder" zeigte Heine noch auf der Höhe seiner Lyrik, ja er offenbarte in den „Nordseebildern" eine neue Kraft der Sprache, der Darstellung, der Symbolik an dem gefeierten jungen Poeten. Und zugleich trat Heine's eigenthümliche Prosa zuerst vor ein großes Publicum: seine scheinbar bequeme und doch so kunstvolle Sprache, seine Kraft der freien, ungebundenen, subjectiven Aeußerung, die Ernst und Scherz, Satyre und Begeisterung, Traum und Wirklichkeit verband, das Daseinsrecht in der Literatur zu erwerben, und endlich sprang sein Witz zum ersten Male mit schneidiger und blendender Schärfe an's Licht. Die Macht subjectiver Aeußerung in der Mittheilung hatte man schon an Jean Paul kennen und schätzen gelernt — hier aber trat eine Subjectivität hervor, welche in das actuelle politische und literarische Leben hineingriff, eine Persönlichkeit, die, stark bewaffnet, mit den verschiedenartigsten Richtungen der Zeit den Kampf aufnahm, und andererseits doch durch einen Zug der Liebenswürdigkeit die Gemüther gewann und selbst den Gegnern Anerkennung abzwang. Der große Erfolg des Buches beflügelte Heine's Thätigkeit. In Cuxhaven und Norderney entwarf er in verhältnißmäßig kurzer Zeit den zweiten Band der „Reisebilder", diesmal mit unvergleichlich größerer Zuversicht aber auch schon übermüthiger, hochmüthiger und angriffslustiger. Er hatte im Lebenskampfe manches Bittere erfahren, unter dem Drucke der Zustände als Jude und Schriftsteller mitgelitten. Er empfand im tiefsten Herzen die Unerträglichkeit der öffentlichen Verhältnisse, und das Kleine und Unbedeutende, das sich auf dem literarischen Markte blähte, reizte seinen Widerstand. Auch hatte er die Wirkung seiner Waffen kennen gelernt, und das reizte ihn zur Fehde. Freilich ist er von persönlichen Antrieben des Angriffes nicht freizusprechen. Aber er war nie ein unversöhnlicher Gegner und soweit er persönliche Kämpfe führte, hatte Neid oder Herabsetzung ihn in der Regel zuerst gereizt, und der Federkrieg war nicht von ihm ausgegangen. In den Kampf verwickelt, blieb er freilich nie einen Hieb schuldig, schlug er oft genug zu heftig aus, und dann stellte sich bittere Reue ein; denn, verwegen in der Hitze des Gefechtes, konnte er den andauernden Haß, den Gedanken an die feindliche Gesinnung nicht ertragen, bemitleidete er schließlich seine Opfer und sich selbst. Auch der zweite Band der „Reisebilder", dessen Druck Heine in Hamburg überwachte und der im April 1827 erschien, schlug mächtig ein. Aber das Urtheil war getheilt; zu Viele waren ge-

troffen worden, und die ruhigeren Freunde tadelten die überhitzte Heftigkeit, zu der sich Heine im Kampfe hinreißen ließ. Mit dem zweiten Bande der „Reisebilder" trat Heine in die Periode ein, in der die Satyre und die Polemik das poetische Bedürfniß in ihm zurückdrängten. Erst in der Leidenszeit zu Paris erschloß sich ihm aus furchtbaren Tiefen wieder der Quell der Poesie. Zwischendurch gemahnte freilich das „Buch der Lieder", das seine schönsten Dichtungen zusammenfaßte und das 1827 um die Mitte des Octobers erschien, an den großen Poeten, an den Lyriker, dem alle Herzen zuflogen. Aber Heine selbst war um jene Zeit schon mehr Kämpfer als Schwärmer, und in die Bewunderung für seinen blendenden Styl mischte sich die Verstimmung über die Rücksichtslosigkeit, mit der er Andere und freilich auch oft genug sich selbst preisgab. Den Erfolg des zweiten Bandes der „Reisebilder", für den Immermann eine Anzahl spitzer Xenien zur Verfügung gestellt hatte, wartete Heine in London ab, wohin er, von seinem Onkel mit reichen Mitteln ausgestattet, sich im Herbste 1827 begeben hatte. Der Erfolg war beim Publicum groß genug, so groß, daß die Verbote der Heine'schen Schriften, die schon nach dem ersten Bande begonnen hatten, sich mehrten, daß die Großen und Mächtigen auf diese Art den revolutionären Geist anerkannten, der in der zwanglosen Aeußerung einer genialen Persönlichkeit den staatlichen und gesellschaftlichen Zwang der reactionären Zeit zu durchbrechen versuchte.

London machte auf Heine einen überwältigenden Eindruck. „In Hinsicht seiner Großartigkeit," schreibt er an einen Freund, „habe ich mich selbst verloren." Aber er fand sich doch wieder in dieser freieren Luft, unter dem großen Eindrucke des parlamentarischen Lebens, in dem mächtigeren Zuge staatlicher Entwicklung, der an ihn herantrat. Der Publicist wurde in London reifer, Heine's Einsicht in politische Dinge heller. Zugleich aber ging der Poet mit Begeisterung auf den Spuren Shakspeare's und Walter Scott's einher, und empfing Anregungen, von denen manches spätere Werk Zeugniß ablegen sollte. Heine lebte in London verschwenderisch. Einen Creditbrief auf vierhundert Pfund Sterling, den ihm der Onkel nur für den Nothfall mitgegeben hatte, machte er sofort bei seiner Ankunft zu Gelde, und schützte sich nur dadurch, daß er achthundert Thaler bei Varnhagen in Berlin deponirte, vor der Vergeudung des ganzen Betrages. Nach Hamburg zurückgekehrt, hatte er deswegen ernste Händel mit seinem Oheim, die er indeß stets in seiner eigenthümlichen Manier zu beenden wußte. Er hörte gelassen die Strafpredigten an und meinte zum Schluß: „Weißt Du, Onkel, das Beste an Dir ist, daß Du meinen Namen trägst." In jener Zeit, da das „Buch der Lieder" und die beiden ersten Bände „der Reisebilder" erschienen waren, stand sein schriftstellerischer Ruhm im Zenith. Aber schwank und unsicher blieb seine materielle Existenz. Die Juristenpläne waren aufgegeben, die Professur schwebte in unsicherer Ferne vor: Heine entschloß sich, Publicist zu werden. Auf den Antrag Cotta's hin übersiedelte er nach München, um für dessen „Morgenblatt" und „Politische Annalen" thätig zu sein. Wir verdanken diesem Entschluß eine Reihe glänzender Essays von Heine und die Begründung eines blendenden journalistischen Styls in Deutschland. Nichtsdestoweniger darf man es vielleicht beklagen, daß Deutschland wie in manchem anderen wichtigen Falle auch Heine nicht jenen festen materiellen Halt zu geben wußte, der den Poeten, den blos den inneren Antrieben gehorchenden Schriftsteller in ihm hätte befestigen können. Vor seiner Abreise von Hamburg sah Heine die Geliebte seiner Jugend als verheiratete Frau wieder. Wie viel hatte er inzwischen erfahren, gelebt und genossen! Dennoch bezeugt ein Brief an einen Freund, daß die alte Leidenschaft und das alte Leid noch in ihm mächtig waren, und daß ein gut Theil der Bitterkeit, die in seinen Schriften hervorbricht, auf eine große, seinem eigenwilligen Naturell abgerungene Entsagung zurückzuführen ist.

Auf seiner Reise nach München berührte Heine zunächst Frankfurt, wo er mit Ludwig Börne intim und freundschaftlich verkehrte und von dem energischen Republikaner lang fortwirkende politische Impulse erhielt. Dann hielt er sich in Heidelberg auf, wo er unter der Erbärmlichkeit der damaligen Zustände zu leiden hatte, mitten unter zechenden Studenten, die ihn feierten, als Verfasser der „Reisebilder" festgenommen und unwürdig über die Grenze befördert wurde, und endlich in Stuttgart, wo er mit Wolfgang Menzel verkehrte, ohne die bösen Instincte dieses zum Fanatismus neigenden Literarhistorikers zu ahnen.

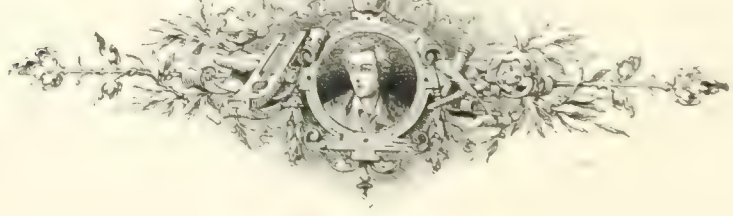
Heine's Aufenthalt in München, wo er im April 1827 eintraf, trug literarisch keine allzu reichen Früchte. Cotta wollte einen politischen Redacteur aus ihm machen; er sollte mit Lindner gemeinsam die „Annalen" leiten. Doch fühlte der Dichter selbst bald, daß dies nicht seine Sache sei. Er war nur gewohnt, sich selbst zu gehorchen, und es lag nicht in seiner Fähigkeit, im täglichen entsagungsvollen Dienste der Actualität zu stehen.

In den drei Vierteljahren seines Münchner Aufenthaltes veröffentlichte Heine nur die englischen Reiseberichte in den „Annalen," und einige Artikel darunter einige interessante dramaturgische, im „Morgenblatt". Er hatte in München eine schwere Krankheit zu überstehen, und als er genesen war, zog ihn das ungemein lebhafte gesellschaftliche Treiben der süddeutschen Metropole in seine Kreise. Die vornehme Welt huldigte dem berühmten Dichter, und namentlich die Frauen, darunter die Schönheiten des bayrischen Hofes, verwöhnten ihn. Heine war nicht unempfindlich gegen den Weihrauch, der ihm da gestreut wurde. Er gab sich an all die gleißenden Vergnügungen hin, aber es ist bezeichnend für sein zwiespältiges Wesen, daß er mitten im Rausche die Kraft der Beobachtung nicht verlor und die Kleingeisterei und Oberflächlichkeit der Münchner Gesellschaft durchblickte. Er war nicht frei, aber er spottete seiner Ketten. In manchem seiner späteren satyrischen Werke, namentlich in „Atta Troll" und „Deutschland," findet man Nachwirkungen jener bayrischen Eindrücke. Auch in München setzte sich Heine ein, eine feste Lebensstellung zu gewinnen. Er bewarb sich um eine Professur an der Münchner Universität, und sein Gesuch wurde von dem Minister v. Schenk, der den Dichter hochhielt, warm empfohlen. Auch lag bereits das Ernennungsdecret vor, aber König Ludwig unterzeichnete dasselbe nicht. Welcher Art die Einflüsse waren, die ihn abhielten, ob politische, clericale oder akademisch-zünftige, ist bis zur Stunde nicht festgestellt. Noch bevor diese negative Entscheidung fiel, hatte Heine München verlassen, froh seiner contractlichen Verpflichtungen ledig zu sein und sich selbst wieder leben zu können. Er befriedigte eine alte Sehnsucht und ging nach Italien. Die seinerzeit aufgesparten 800 Thaler machten ihm diese Reise möglich. Er ging über Genua nach Lucca, wo er einen herrlichen Sommer und Herbst verlebte. Mit aller glänzenden Darstellungskunst, über die er verfügte, und mit wahrhaft souveräner Heiterkeit hat er von jenen italienischen Eindrücken später selbst Nachricht gegeben. Doch wurden diese sonnigsten Tage seines Lebens durch einen Schicksalsschlag jäh unterbrochen. In Venedig, wo er sich auf der Rückreise aufhielt, erreichte ihn die Nachricht von der schweren Erkrankung seines Vaters, und in Würzburg die Kunde von dessen Tode. Heine, in dem das Familiengefühl tief und echt war, wurde von diesem Schlage auf das Tiefste getroffen. Er hat, wie er später

einmal äußerte, den Verluſt ſeines Vaters Jahre lang nicht begreifen und verſchmerzen können. Auf's Eiligſte kehrte er heim, um die Seinen zu tröſten, und der Ernſt des Lebens, der ihm ſo ſchmerzlich nahe trat, ſpornte ihn auf's Neue, ſeine Exiſtenz feſter zu begründen. Er begab ſich zu dieſem Ende nach Berlin, fand aber dort wieder nur literariſche Anerkennung und theilnehmende Freundſchaft, aber nicht die Staatsanſtellung, die er ſuchte. In Potsdam, wohin er ſich zurückzog, und bald darauf in Helgoland arbeitete er am dritten Bande der „Reiſebilder", den er, gedrängt vom Verleger, gegen Ende 1829 in Hamburg zu Ende führte. Das Buch entſtand in großer Haſt. Die erſten Partien waren bereits im Druck, während die letzten auf das Papier geworfen wurden. Heine's Sprachbeherrſchung und ſein ſchlagfertiger Witz durften dieſes Tempo wagen, aber Beſonnenheit und Ueberlegung in der Sache kamen dabei zu kurz. Mancher überſtürzte Angriff, manche cyniſche Wendung wäre gewiß unterblieben, wenn Heine nicht den Schluß des Buches in einer wahrhaft journaliſtiſchen Bedrängniß geſchrieben hätte. So kam es, daß die Polemik mit Platen über alles Maß hinausging. Sie enthielt Anklagen, die nicht zu erweiſen waren, und verfiel in einen Ton, der unter der Würde beider Kämpfer war. Aber man darf nicht vergeſſen, daß Heine in der empfindlichſten Weiſe gereizt worden war. Auf einige gegen Platen gerichtete Xenien Immermann's, die im zweiten Bande der „Reiſebilder" erſchienen waren, hatte Platen nicht als Denker und Dichter, ſondern als Junker geantwortet. Er hatte an ſeinen Freund, den Grafen Fugger, geſchrieben: „Was den Juden Heine betrifft, ſo wünſche ich wohl, daß meine Münchner Freunde ihn gelegentlich myſtificirten und zur Rede ſtellten was ihn zu dem Wage

stücke verleitet, einen offenbar Größeren, der ihn zerquetschen kann, so unbarmherzig zu behandeln." Und in seinen etwas hölzernen humoristischen Komödien führte Platen gegen Immermann und Heine eine gleich thörichte Sprache. Dennoch war die Entgegnung in den „Reisebildern" übertrieben und mußte tief verstimmen. Hatte Heine schon durch die ersten Bände der „Reisebilder" sich Gegner verschafft, so begab er sich mit dem dritten vollends in die Stellung des Mannes, der mehr gefürchtet als geliebt wird, und vor dem selbst die Freunde eine gewisse Scheu empfinden. Es lag eben eine dämonische Kraft in ihm, die er nicht zügeln konnte. Und dies begründete für ihn ein tragisches Schicksal. Er hatte die Gabe, durch seine schneidige Satyre Haß zu erwecken, und besaß, im Grunde mild und liebebedürftig, nicht die Fähigkeit, den Haß zu ertragen. So groß denn auch der Erfolg des dritten Bandes der „Reisebilder" beim Publicum war, empfand Heine die Wirkung der Hiebe, die er ausgetheilt hatte, doch als ein eigenes Leiden. Er war bitter gewesen und fing an, verbittert zu werden, als er die Wirkung merkte. Außerdem schien er in politischer Beziehung eben reif für ein Martyrium zu sein. So sehr seine politischen Ansichten schwankten, geht doch der große Zug der glühenden Freiheitsliebe durch alle seine Schriften, und das genügte, ihn verdächtig zu machen und Verbote gegen seine Prosawerke hervorzurufen. Er fühlte den ganzen Druck, der auf seinem deutschen Vaterlande lastete. Und in diese Zeit der Verstimmung — er hielt sich damals in Helgoland auf — fiel die Nachricht von der Pariser Julirevolution, die alle bedrückten, nach Erlösung schmachtenden Geister in Deutschland mit Enthusiasmus erfüllte. Heine gab diesem Enthusiasmus in seiner Schrift „Nachtrag zu den Reisebildern" einen reinen, ungetrübten Ausdruck. Diese Schrift, die zu Beginn des Jahres 1831 erschien, bildet eines der schönsten Documente für seine entschieden freiheitliche Gesinnung und für seinen Muth, rücksichtslos die Ueberzeugung auszusprechen. Man muß es wohl in Anschlag bringen, daß er dieses Buch in einer Zeit für den Druck vorbereitete, da er noch immer die Hoffnung hegte, innerhalb der bürgerlichen und gesellschaftlichen Ordnung in Deutschland sich eine Stellung zu sichern. Diese Hoffnung sollte sich freilich nicht erfüllen. Sein letzter Versuch in dieser Richtung, die Bewerbung um die Stelle eines Rathssyndicus in Hamburg, schlug fehl. Das war entscheidend für seinen Entschluß, nach Paris zu gehen. Aber auch jetzt noch dachte er nicht daran, für immer sein Vaterland zu verlassen. Ja der Gedanke einer Rückkehr zu dauerndem Aufenthalte in Deutschland ist wohl bis in seine letzten Leidens- und Sterbensjahre nicht von ihm gewichen.

Wir verdanken dem Vierteljahrhundert, das Heine in Paris verlebte, eine Reihe werthvoller Schriften, die zum Theil durch den Pariser Aufenthalt, zum Theil durch die Stimmung des Exils und das schwere Leiden Heine's angeregt wurden. Doch darf man die berechtigte Vermuthung aussprechen, daß Größeres dem Poeten Heine zu danken wäre, wenn ein freieres und glücklicheres Vaterland ihm eine Heimstätte zu gewähren vermocht hätte.



Im Mai 1831 kam Heine nach Paris. Er war noch ein junger Mann, voll glühender Lebensluſt und empfänglich für alle Reizungen und Lockungen der Großſtadt. Eine Zeit lang ſcheint ihn der Taumel des Pariſer Lebens vollſtändig umfangen zu haben, und mit jener alle Rückſichten überſpringenden Wahrheitsliebe, mit der er ſich ſelbſt darzubieten pflegte, mit einer Aufrichtigkeit, die freilich nicht frei vom Beigeſchmacke coquetter Eitelkeit war, hat er von dieſen Tändeleien, von all den vorübergehenden ſinnlich-phantaſtiſchen Stimmungen, die ihn beherrſchten, in vielen Gedichten Nachricht gegeben. Doch arbeitete ſich ſeine bedeutende Natur immer wieder aus dem Taumel zu ernſten Gedanken und Vorſtellungen empor. Er verlor ſich nie ganz, und fand ſich vollſtändig wieder, als die harte Schule des Lebens ihn dazu drängte, in die Tiefen des Lebens zu blicken. In drei Perioden läßt ſich ſeine Thätigkeit in Paris gliedern. Er war eine Reihe von Jahren hindurch Publiciſt, dann machte er es ſich zur beſonderen Aufgabe, in einer Reihe von Schriften zwiſchen deutſchem und franzöſiſchem Geiſte zu vermitteln, und endlich erwachte unter dem Eindrucke des Leidens wieder die Poeſie in ihm, aber die ſchwermüthige, gebrochene Poeſie eines Leidenden, die eines Satyrikers, eines Peſſimiſten und — eines Frommen. Was Heine als Publiciſt über Frankreich — zum größten Theile für die Augsburger „Allgemeine Zeitung" — ſchrieb, war ſo meiſterhaft in der Form, ſo ſcharf in der Beobachtung, ſo glänzend im Urtheil, daß es das Eintagsleben der Zeitungen überdauern und bis zum heutigen Tage in Buchform intereſſiren und feſſeln konnte. Was ihm aber als Publiciſten fehlte, das war die Unterordnung unter einen großen politiſchen Zweck, die Einordnung in ein politiſches Wollen, gegen welches alles perſönliche Geſchmacksurtheil die wechſelnde Neigung und die Eigenliebe zurücktritt. Nach dieſer Seite hin war er kein Politiker — er blieb ſelbſt als Journaliſt ein Dichter, ein Lyriker, von Laune, Stimmung und Einfall beherrſcht. Er faßte ſeine Aufgabe nicht als die eines Reformators auf, der die Zuſtände in neue, ſtreng vorgeſchriebene Formen hinüberleiten will, er überließ ſich der Eingebung des Augenblicks, er übertrug das eigene Suchen und Schwanken in ſeine durchaus ſubjectiven Artikel. Daher die vielen Widerſprüche, in denen er ſich bewegte, daher die vielen Angriffe, denen er von Seiten Jener ausgeſetzt ſein mußte, die mit Hintanſetzung aller anderen Abſichten einem beſtimmten politiſchen Zwecke dienten. Daß, wie ſchon erwähnt, eine glühende Freiheitsliebe trotz aller ſeltſamen Schrullen und Sprünge ihn innerhalb ſeiner journaliſtiſchen Thätigkeit beherrſchte, beweiſt die Thatſache, daß ſeine Artikel von den großen Hütern der Reaction in Deutſchland gefürchtet wurden, und daß es dieſen endlich gelang, durch Einwirkung auf Cotta den Heine'ſchen Briefen aus Paris ein Ende zu machen. Aber programmgerecht konnte Heine nicht ſchreiben. Einem alleinſeligmachenden politiſchen Syſteme konnte er nicht dienen; dazu war er ein zu ſtarkes Naturell dazu war er auch zuviel Dichter. Sachliches und Perſönliches, äſthetiſche und politiſche Geſichtspunkte kämpften in ſeinen Darſtellungen mit einander. Er ſtand nie in Reih und Glied, er war immer ein Mann für ſich, der die Dinge nahm, wie ſie ſeiner Meinung, ſeinem Geſchmack, ſeiner ſouveränen Perſönlichkeit entſprachen. Und hier iſt denn der Ort, gleich ſummariſch ſeines vielbeſprochenen Conflictes mit Ludwig Börne zu gedenken. Börne war ein großer politiſcher Menſch, ein zweckbewußter, hingebungsvoller Kämpfer. Er hatte alle ſeine Kräfte, ſeine Beredſamkeit, ſeinen Schwung, ſeinen Witz und ſeine Phantaſie einem großen Zwecke dienſtbar gemacht: er arbei-

tete an der Befreiung des Vaterlandes und der Menschheit, und was er im Einzelnen hervorbrachte, stand in Beziehung zu diesem Ideal seines Lebens. Hierin glaubte er nun anfänglich in Heine einen Mitkämpfer zu finden, weil in der That ein natürlicher, starker, leidenschaftlicher Zug auch Heine in die Richtung des kämpfenden Liberalismus drängte. Aber auf Heine konnte im Sinne Börne's nicht gezählt werden. Heine war kein vorwiegend politischer Mensch. Er folgte verschiedenartigen Impulsen. Die Kunst stand ihm hoch als ein Menschheitszweck, den er keinem anderen Ziele hinopfern konnte. Der Geschmack beherrschte ihn wesentlich neben sittlichen Motiven, auch war ihm nicht gegeben, sich an die Sache zu verlieren, sondern er zog Alles an sich heran, um es in seiner Art, nach den Bedürfnissen seiner Persönlichkeit, zu verarbeiten. Die Consequenz, die in politischen Dingen zur Erreichung eines Zieles so nöthig ist, war ihm ganz fremd; es lag ihm immer daran, sich nach dem Drange der Stimmung auszusprechen, gleichviel, ob einer bestimmten Sache dadurch genützt oder geschadet werde. Er hatte eine trotzige individuelle Aufrichtigkeit, und sah in der Pflege der eigenen Individualität ein allgemein Wichtiges. So mußte es zu Conflicten zwischen diesen beiden Männern kommen, zumal ihr Beruf parallel lief, beide von Paris und durch Briefe auf Deutschland wirkten, beide sich messen und vergleichen und von Anderen verglichen werden mußten. An Zwischenträgereien, welche die Fehde schürten, fehlte es natürlich auch nicht. Der Kampf der beiden Männer, die trotz alledem im Gedächtniß der Nachwelt neben einander stehen, da sie doch so recht eigentlich zusammenwirkten, den modernen publicistischen Styl hervorzubringen, hat eine ganze Reihe von Schriften erzeugt, und zuletzt in Heine's Buch über Ludwig Börne ein kunstvolles, aber unerfreuliches Denkmal gefunden. Wenn Heine in diesem Buche sich selbst zu den Hellenen zählt, zu den naiven, naturfreudigen Menschen des heiteren Lebensgenusses, und der offenen Kunstempfänglichkeit, Börne aber zu den Nazarenern rechnet, die, von jüdisch-christlichem Märtyrerdrang erfüllt, zum Fanatismus und zur Askese neigen, und in einer Art starrer Weltverachtung sich für eine Idee hinopfern, so mag ja ein Körnchen Wahrheit in dieser Eintheilung liegen, wenn dieselbe auch wie jede, welche einerseits die Gruppen zu groß faßt, anderseits die Angehörigen der Gruppen zu scharf sondert, nicht als volle und ganze Wahrheit genommen werden kann. Börne war keineswegs arm an Kunstsinn, Geschmack und offenen Augen für die Reize des Lebens, noch war Heine so einseitig kunst- und lebensfreudiger Hellene, als er hier behauptet. Dennoch hatte er ein Recht, von einem Gegensatze der Naturen zu sprechen, und so den Conflict gewissermaßen elementar zu erklären. Daß er aber auch hier wieder seinen Witz nicht zu zügeln vermochte, war bedauerlich und führte zu traurigen Folgen. Wegen seiner Angriffe auf jene Freundin Börne's, an welche die „Pariser Briefe" gerichtet waren, mußte er ein Duell mit dem Gatten der Dame bestehen, bei dem er eine leichte Verwundung davontrug. Bösartiger aber war der Eindruck auf die Freunde beider Schriftsteller, die den Streit aufnahmen, und die namentlich darum, weil Heine's Buch nach Börne's Tode erschienen war, also einem Todten, der sich nicht vertheidigen konnte, galt, öffentlich und insgeheim gegen Heine gewichtige Vorwürfe erhoben.

Heine, sagten wir, machte es sich zu einer besonderen Aufgabe zwischen Deutschland und Frankreich geistig zu vermitteln. Dies objectiv und kühl abwägend zu thun lag wiederum nicht in seinem Naturell. Erst von den Regierenden in Deutschland angegriffen, dann wiederum von plumpen Gesellen vom Schlage Wolfgang Menzel's denuncirt und verfolgt, empfand Heine eine Zeit lang eine begreifliche Vorliebe für die freieren Zustände Frankreichs und für dessen literarische Gesellschaft, die ihn mit offenen Armen aufnahm und hoch hielt. Von seinen Gegnern wurde diese Stimmung derart mißdeutet, als wäre er ganz in das französische Lager übergegangen und hätte die Heimat und die Volksgenossen vergessen. Kein Urtheil aber war falscher als dieses. Seine ganze Thätigkeit, durch die er unmittelbar mit den Franzosen in Berührung trat, bezog sich doch wieder nur auf Deutschland, auf die Geschichte der großen deutschen Dichter und Denker. Und immer und immer wieder faßte ihn ein mächtiges Heimweh, dem er freilich nur durch zwei kurze Besuche, die er seinen Verwandten in Hamburg abstattete, in den Jahren 1843 und 1844 genügen konnte. Denn auf die Dauer in Deutschland zu weilen, war für ihn nicht gerathen, und die Rückkehr nach Preußen war ihm verwehrt. Eine Bitte, die er im Jahre 1847 an Alexander v. Humboldt

richtete, ihm die Erlaubniß einer Reise nach Preußen zu erwirken, damit er einen Arzt consultiren und seine Mutter wiedersehen könne, blieb erfolglos, denn, obgleich Friedrich Wilhelm IV. als ein Freund der Heine'schen Muse zur Gewährung des Gesuches geneigt war, mußte die Polizei, der, wie Humboldt sich ausdrückt, „das Zartgefühl fremd" war, einen abschlägigen Bescheid zu erzielen. Mit seinem Herzen war Heine immer in Deutschland, und seine letzten Schriften bieten, wie wir sehen werden, ein Zeugniß dafür, daß alle Gedanken sich in der Richtung der Heimat bewegten.

Nachdem Heine den Deutschen die „französischen Zustände" geschildert hatte, war es ihm darum zu thun, die Franzosen mit den ihnen so fremden deutschen Geistesthaten vertraut zu machen. Er schrieb sein Buch über Deutschland, das zuerst in französischer Sprache erschien und das mit großer Virtuosität die schwierigeren Gedankengänge der Deutschen in die leichtere und durchsichtigere Form der Franzosen zu übertragen versuchte. Die Schrift war von Haus aus nicht darauf angelegt, auf zünftig-literarhistorischer Seite ihre Schätzer zu finden. Dazu war sie zu flüchtig hingeworfen, wohl auch zu ungenau in mancher Einzelnheit, zu lückenhaft in der Darstellung. Dazu war sie auch zu sehr von persönlichen Neigungen und Abneigungen, denen Heine nirgendwo entsagen wollte, erfüllt. Aber dieses Buch sammt seiner Ergänzung „über die romantische Schule" — eine Darstellung deutschen Geisteslebens, die um die Mitte der Dreißiger Jahre erschien — wird nie ganz seinen Werth und seinen Reiz verlieren. Es ist reich an Geistesblitzen, welche ganze Perioden erhellen an glänzenden Charakteristiken der Zeiten und der Persönlichkeiten, und es ist ein Kunstwerk in der lebhaften, witzigen, fesselnden Behandlung des schwierigen Stoffes. Auch schließt es mehr Wissen in sich, als die beeideten Schätzer der Gelehrsamkeit bisher zugeben wollten. Kaum irgend Etwas, was Heine darstellt, ist aus zweiter Hand empfangen. Heine mußte viel studirt und in sich aufgenommen haben, um diesen Ueberblick, diese Orientirung, diese Leichtigkeit in der Behandlung ernstester Gegenstände zu gewinnen.

Das Buch über Deutschland war dem Saint-Simonisten Enfantin gewidmet, und diese Widmung weist auf einen bedeutsamen Abschnitt der Pariser Periode Heine's hin. Heine hatte in seinem „Ratcliff" die „Suppenfrage" vorhergeahnt und mit dem scharfen Blicke seines Geistes, wohl auch mit der Empfindung seines Herzens, fühlte er aus der Bewegung der Saint Simonisten den Pulsschlag der berechtigten socialen Frage heraus. Er stand zu den Anhängern Saint-Simons durch längere Zeit in intimer Beziehung, und trennte sich erst von ihnen, als ihre Uebertreibungen in's Extreme wuchsen und ihre Bestrebungen zu einem lächerlichen, unfruchtbaren Sectenwesen verseichteten. Es verdient jedenfalls angemerkt zu werden, daß er unter den revolutionären Geistern des Jahrhunderts einer der Ersten war, die Herz und Sinn für positive sociale Reformbestrebungen zeigten.

Ueberhaupt war Heine allgemach unter den Kämpfen und Arbeiten in Paris ernster und ruhiger geworden. Er hatte viel von seiner Jugendkraft vertobt, aber starke sittliche Bedürfnisse meldeten sich immer wieder in ihm. Die Fehde nach Börne's Tode, die in das Jahr 1841 fiel, scheint die Bedeutung einer Krisis in seinem Leben gehabt zu haben. Von da an erscheint sein ganzes persönliches Leben mehr gesammelt und vertieft, und ein schweres Leiden that freilich bald ein Uebriges, um ihn immer mehr der Weltfreudigkeit zu entfremden und zu schmerzlichstem Ernste zu stimmen. Zunächst schloß sich an die Börne-Affaire seine Vermählung mit Mathilde Crescentia Mirat, einem Naturkinde, an dessen Heiterkeit und Naivetät sich Heine's dichterisches Gemüth erquickte. Mathilde Mirat, die natürliche Tochter eines reichen Mannes, war in einem Dorfe unweit von Paris geboren und erzogen worden, und kam als blutjunges Mädchen nach Paris, wo sie in einem Schuhmacherladen bedienstet war. Heine näherte sich dem jungen hübschen Mädchen, das er durch das Ladenfenster erblickt hatte, zunächst durch Zeichen, dann bei manchem verabredeten Stelldichein. Es war ihm vermuthlich ursprünglich um keine Lebensbeziehung zu thun, aber Mathilde fesselte und beschäftigte ihn vielleicht umsomehr, je weniger sie es darauf anlegte. Sein Verhältniß zu ihr bietet manche Analogie zu der Art und Weise, wie Goethe Christiane Vulpius kennen lernte und an sich heranzog. Die Geliebten beider Dichter hatten kaum einen klaren Begriff von der Größe ihrer Männer, und Beide scheinen eben durch die rein menschliche Vertrautheit, in die nichts von den außergewöhnlichen Bedingungen des Lebens und Wirkens hineindrang, einen besonderen Reiz auf ihre Männer ausgeübt zu haben. Heine nahm Mathilde zu sich, und sein Verhältniß zu ihr war ein, wenn auch nicht gesetzlich, so doch gesellschaftlich anerkanntes. Seine Duellaffaire legte ihm den Gedanken nahe, wer wohl seine Frau nach seinem Tode beschützen möchte; impulsiv fühlte er sich aufgefordert, das Möglichste für ihre gesellschaftliche Stellung, für die Sicherung ihrer Existenz nach seinem Tode zu thun, und ließ sich mit ihr am 50. August 1841 in der Kirche zu St. Sulpice trauen. Sie war nicht die Muse ihres Gatten. Sie war nicht blos durch die Sprache, sondern auch durch ihren Bildungsgang von all seinen Dichtungen und Werken getrennt. Aber sie scheint trotzdem einen wohlthätigen Einfluß auf sein Wirken und Schaffen ausgeübt zu haben. Sie hing ihm mit einer Treue an, die sein weiches Herz höher schätzte als flüchtige Huldigungen, und ihr helles Lachen drang wie Sonnenschein in seine düstere Krankenstube. Noch war Heine zur Zeit seiner Vermählung nicht gebrochen, noch waren ihm einige Jahre physisch kräftigen Lebens gegönnt. Aber ein Zug zum Schmerzlichen, zum Elegischen, wohl auch ein Bedürfniß nach tieferer Sammlung machte sich schon jetzt bemerkbar. Er kehrte in dieser dritten Periode seines Lebens, nachdem er unterdessen in dem Romanfragmente „Der Rabbi von Bacharach" und in den „Florentinischen Nächten" vom Wiedererwachen der poetischen Kraft Zeugniß abgelegt hatte, vollends zur Poesie zurück. Zunächst freilich tritt er streitbar auf. Der Satyriker spricht aus seinen nächsten Dichtungen. Aber in die Satyre mischen sich wieder rein poetische Accente, und der Kampf ist ein Kampf für die Poesie.

Nicht anders darf man Heine's Gegnerschaft gegen die nüchterne Tendenzpoesie auffassen, die sich wie ein rother Faden durch seine beiden großen satyrischen Gedichte hindurchzieht. Heine war ein Freund der Freiheit und einer ihrer wirksamsten Vorkämpfer. So faßte ihn auch das „Junge Deutschland" auf, dessen Häupter sich zuerst freudig zu ihm bekannten. Wenn er in seinen Satyren „Atta Troll" und „Deutschland. ein Sommernachtstraum", in den „Zeitgedichten" und im „Wintermärchen" den Hohn gegen die Regierungen und gegen die Reaction mit dem Spott gegen die talentlosen Tendenzpoeten mischte, so war keine Frivolität dabei im Spiele, so war es ihm ernsthaft darum zu thun, den Parnaß rein zu erhalten, der Kunst ihr Recht zu wahren, die Stümper aus dem Tempel hinauszuweisen. Nicht anders hat Grillparzer der sonst so wenig mit Heine gemein hatte, und außer aller Verbindung mit ihm in dem fast culturentlegenen Wien seinen Empfindungen Luft machte, von dem Ueberwuchern der Tendenzpoesie geurtheilt. Heine's Können trat stark und groß in diesen Satyren hervor, er traf wo er treffen wollte, er zeigte aber auch noch die Vollkraft poetischer Stimmungsmalerei und tiefbewegenden Gefühlsausdruckes. Und er durfte sich dagegen

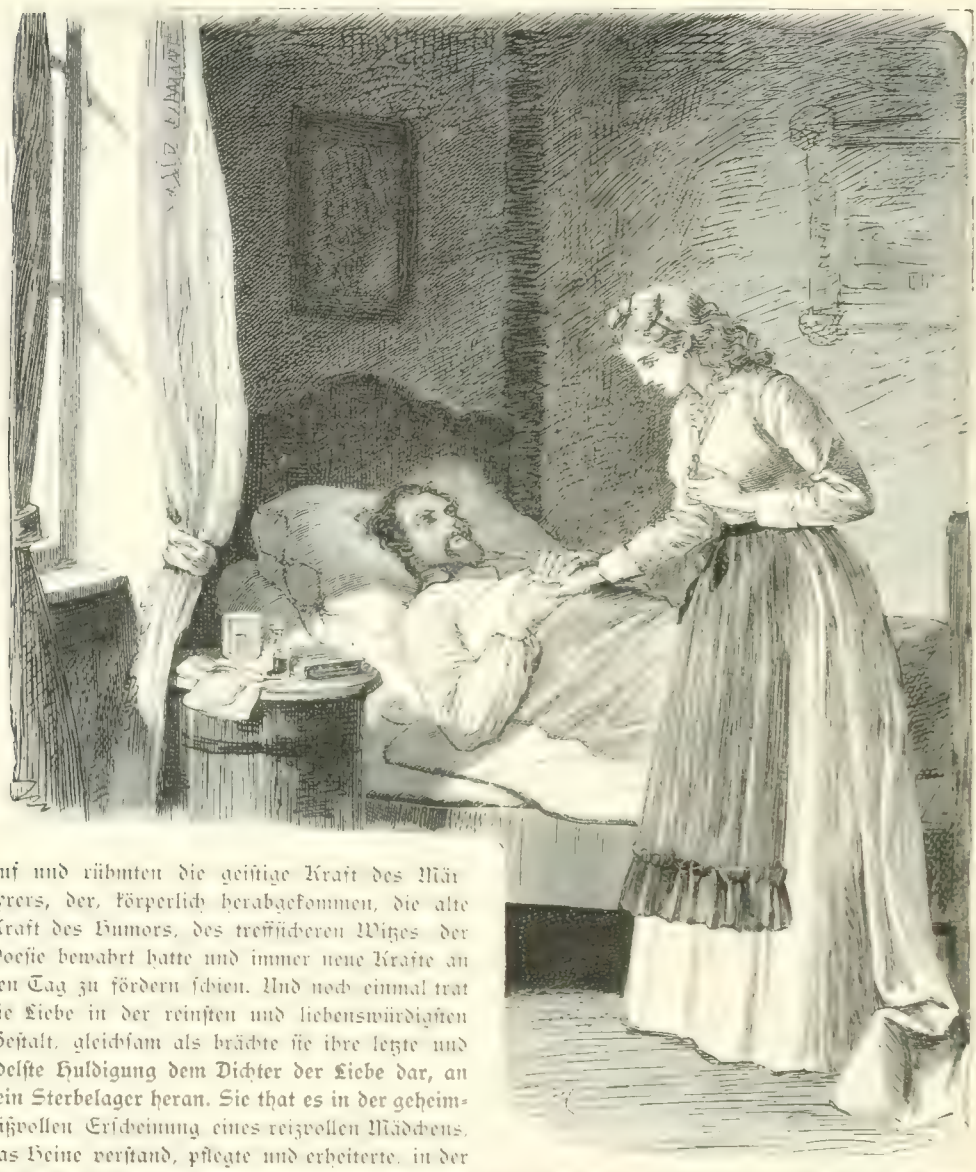
verwahren, daß er gegen die Ideen, die Errungenschaften der Menschheit sind, gesündigt habe. Wer diese politisch-literarischen Satyren Heine's heute unbefangen liest, der empfindet alsbald, daß der Satyriker sich nicht gegen die hohen Bestrebungen der Zeit, sondern nur gegen ihre unberufenen Sprecher kehrt.

Heine schuf diese Werke in bedrängten Verhältnissen. Seine Einnahmen waren nie allzu groß, und er verstand nicht zu wirthschaften. Mit den 4800 Francs jährlich, die ihm Salomon Heine gewährte, war ihm wohl einigermaßen geholfen, aber seine Schulden mehrten sich trotzdem, und er rang nach geordneten Verhältnissen. In dieser Lage nahm er eine Pension von der französischen Regierung an, eine jener Pensionen, die damals in großer Anzahl an bedeutende Männer aus aller Welt, denen man Verdienste um die Sache der Freiheit beimaß, gewährt wurden, und genoß dieselbe bis zum Jahre 1848. Gewiß ist diese Thatsache ein dunkler Punkt in Heine's Leben, denn wenn Heine unter dem Drucke dieser Thatsache auch nichts gegen seine Ueberzeugung schrieb, so schwieg er doch vielleicht über manche Verhältnisse, die er sonst rücksichtslos aufgedeckt hätte. Er hatte also dem Ausdrucke seiner Ueberzeugung doch gewisse Fesseln angelegt. Aber man darf nicht vergessen, daß Heine die materielle Begünstigung von Seite des französischen Staates mit vielen stolzen Aristokraten, mit vielen Märtyrern der politischen Zustände theilte, daß sie zu seiner Zeit nicht im Lichte einer Bestechung aufgefaßt wurde, sondern mehr den Charakter einer Auszeichnung und Belohnung an sich trug. Man muß ferner bedenken, daß Heine sich thatsächlich durch Belehrung über deutsches Geistesleben Verdienste um Frankreich erwarb, die einer öffentlichen Anerkennung nicht unwerth waren, und man wird dann über eine Thatsache milder urtheilen, die man allzu feindselig ausgenützt hat, um Heine als servil und charakterlos hinzustellen, was er in keinem Momente seines Lebens gewesen ist.

Mitten in materiellen Bedrängnissen wurde Heine von einem harten Schlage getroffen. 1844 starb Salomon Heine, der ihm trotz alledem und alledem ein stets hilfbereiter Wohlthäter gewesen war, und die Haupterben seines Oheims weigerten sich, ihm die Pension weiter auszuzahlen. Länger als zwei Jahre währte Heine's Kampf um's Recht; erst im Februar 1847 wurde eine Verständigung erzielt, welche ihm den Fortbezug der Jahresrente und seiner Frau für den Fall seines Todes die Hälfte der Pension sicherte. Ein Legat von 8000 Francs war ihm inzwischen auf sein Andringen ausbezahlt worden. Diese Familienstreitigkeiten wirkten verhängnißvoll auf Heine ein. Sein ohnedies geschwächter Körper litt unter den Erregungen, und nach dem ersten Eintreffen der schlimmen Nachrichten war er von einer schlagartigen Lähmung betroffen worden, welche man als den Beginn seiner Todeskrankheit bezeichnen kann.

Im Sturmjahre 1848 war Heine bereits ein vollständig gelähmter Mann. Die acht Jahre, die ihm noch zu leben vergönnt war, verbrachte er auf dem Siechenbette. Man darf wohl sagen, die Tiefe seiner Natur, das geistige Theil seines Wesens hat sich während seines ganzen Lebens nicht mächtiger offenbart, als in diesen Leidensjahren. Es mag den Frömmlern überlassen bleiben, den Heine dieser Zeit als einen Büßer aufzufassen, der um seiner Weltlust willen mit Ergebenheit leidet. Uns bringen Haltung und Schaffensmuth Heine's in dieser traurigen Zeit einen anderen Eindruck hervor: eben jener Schriftsteller, der so oft der Sinnlichkeit, der Frivolität, ja des Cynismus bezichtigt wurde, bezeugte in dieser Zeit seine Seelenstärke und die Herrschaft, die der Geist über die Materie zu üben vermag. Glänzendes und Dauerndes hat Heinrich Heine auf seinem Sterbebette geschaffen. Sein „Romancero", dieses Gemisch von Laune und Pessimismus, von edelstem Aufschwung und vernichtender Satyre, seine letzten Gedichte zeigen ihn noch einmal auf der vollen Höhe seiner poetischen Begabung, ja vielfach klingt eine neue Saite seines Wesens an, eine nicht mehr spottende, sondern wahrhaft heroische Weltverachtung und eine aufrichtig fromme Innigkeit des Empfindens, die ihn verehrungswürdiger als je zuvor erscheinen lassen. Nur in einem hochbegeisterten Menschen kann unter dem Drucke des schwersten Elends und im Hinblick auf den nahen Tod der poetische Geist sich so mächtig regen.

Heine's Leiden und seine Haltung im Leiden wirkten versöhnend auf die Mitwelt, welche den Uebermuth des genialen Mannes oft bitter empfunden hatte. Die bedeutendsten Männer Deutschlands suchten ihn in seiner Krankenstube



auf und rühmten die geiſtige Kraft des Märtyrers, der, körperlich herabgekommen, die alte Kraft des Humors, des trefflicheren Witzes der Poeſie bewahrt hatte und immer neue Kräfte an den Tag zu fördern ſchien. Und noch einmal trat die Liebe in der reinſten und liebenswürdigſten Geſtalt, gleichſam als brächte ſie ihre letzte und edelſte Huldigung dem Dichter der Liebe dar, an ſein Sterbelager heran. Sie that es in der geheimnißvollen Erſcheinung eines reizvollen Mädchens, das Heine verſtand, pflegte und erheiterte, in der Geſtalt der „Mouche", der unter den bedeutenderen Frauen unſerer Literaturgeſchichte gewiß ein Ehrenplatz gebührt. Die „Mouche", ſo genannt nach einer Fliege, die ſie in ihrem Siegel führte, hatte ſich mit einer muſikaliſchen Compoſition bei Heine vorgeſtellt, und der kranke Dichter fand ſo großes Wohlgefallen an ihrem Weſen, daß er ihre Gegenwart nicht mehr entbehren konnte. Das junge Mädchen aber bemühte ſich opferwillig, um dem kranken und ſterbenden Dichter wohlzuthun. Lange war die Herkunft dieſer Samaritanerin in ein myſtiſches Dunkel gehüllt. Erſt ſeit einigen Jahren iſt die Geſtalt der „Mouche" heller beleuchtet. Unter dem Namen Camilla Selden hat ſie nunmehr ſelbſt ihre Erinnerungen an Heine veröffentlicht, und ſie hatte ein Recht, ſich zu zeigen; ihr Bild iſt in der größeren Helle nur noch anziehender geworden.

Außer dem „Romancero“ und den letzten Gedichten entstanden Heine's Memoiren in der Zeit des Martyriums. Die Geschichte seines Lebens beschäftigte ihn bis zum letzten Athemzuge. Als er den Tod herannahen fühlte, wollte er sich keine Ruhe mehr gönnen. „Ich habe nur mehr vier Tage Arbeit, dann ist mein Werk vollendet,“ rief er aus. Er ahnte nicht, daß von diesen Memoiren nur ein kleines Bruchstück auf die Nachwelt gelangen, daß das letzte Werk des rücksichtslosgenialen Dichters der Verstümmelung durch Rücksichten zum Opfer fallen werde. „Schreiben — Papier — Bleistift —“ waren seine letzten Worte. In der Nacht vom 16. auf den 17. Februar 1856 verschied er. Die „Mouche“ erzählt von dem Eindruck ihres letzten Besuches: „Der Tod zeigte sich gerecht gegen den, der ihn liebte. Aehnlich der herrlichen Gestalt, welche er in der „Wallfahrt nach Kevlaar“ gezeichnet, lenkte der Tod, der große Tröster, seine Schritte des Morgens nach dem Bette des Kranken, um seinen Leiden ein Ende zu machen.“ Am 20. Februar wurde Heinrich Heine zu Grabe getragen. Etwa hundert Personen, darunter Theophile Gautier und Alexander Dumas, gaben ihm das letzte Geleite. Er ruht auf dem Montmartre, ein einfacher Grabstein mit der Inschrift „Henri Heine“ bezeichnet seine Ruhestätte. Tausende sind seither an den stillen Ort gewandert und haben den Stein bekränzt.

Heine war ein Dichter und ein Kämpfer. Und er war Beides so leidenschaftlich und so innerlich, daß er in beiden Eigenschaften noch wie ein Lebender unter uns weilt. Die Kraft seiner Satyre, die Schule in ganz Deutschland machte, war so mächtig, daß Personen, Gruppen und Typen sich noch heute nicht von den Hieben, die er austheilte, erholt haben. So kommt es, daß hier und dort der Kampf gegen ihn fortwährt, und daß sein Andenken von den Angriffen der Kleingeister, die immer unversöhnlich sind, nicht verschont geblieben ist. Aber die Liebe ist mächtiger als der Haß, und sie hat das letzte Wort. Und Heine wurde und wird geliebt. Seine Lieder leben im Volksmunde fort, die Kraft seiner Poesie erleichtert unzählige Herzen in süßem Schmerz und sanftlösender Stimmung. Aus allen Wirren der Zeiten leuchtet der Dichtername Heinrich Heine in die Unsterblichkeit hinüber.

Shakspeare's Mädchen und Frauen.

Seite

Einleitung 3

Tragodien.

Creſſida (Troilus und Creſſida 13
Caſſandra (Troilus und Creſſida) . . . 15
Helena (Troilus und Creſſida 16
Virgilia (Coriolan) 18
Portia (Julius Cäſar 20
Cleopatra (Antonius und Cleopatra) . . 22
Lavinia (Titus Andronikus 26
Conſtanze (König Johann 28
Lady Percy (König Heinrich IV. 31
Prinzeſſin Katharina (König Heinrich V . . . 32
Jeanne d'Arc (König Heinrich VI. Erſter Theil) . . 33
Margaretha (König Heinrich VI. Erſter Theil) . . 34
Königin Margaretha (König Heinrich VI. Zweiter und dritter Theil) 35
Lady Gray (König Heinrich VI. Dritter Theil . . . 39
Lady Anna (König Richard III. 41
Lady Macbeth (Macbeth 42
Königin Katharina (König Heinrich VIII.) . . . 44
Anna Bullen (König Heinrich VIII.) 45
Ophelia (Hamlet) 46
Cordelia (König Lear 49
Julie (Romeo und Julie 52
Desdemona (Othello) 54

Seite

Jeſſika (Der Kaufmann von Venedig) 56
Portia (Der Kaufmann von Venedig) 62

Komodien.

Titania (Ein Sommernachtstraum) 66
Perdita (Das Wintermärchen) 66
Miranda (Der Sturm) 67
Imogen (Cymbeline) 68
Julia (Die beiden Veroneſer 68
Silvia (Die beiden Veroneſer) 69
Hero (Viel Lärm um Nichts) 69
Beatrice (Viel Lärm um Nichts) 70
Celia (Wie es euch gefällt) 70
Helena (Ende gut, Alles gut) 72
Roſalinde (Wie es euch gefällt) 72
Olivia (Was ihr wollt 73
Viola (Was ihr wollt) 73
Maria (Was ihr wollt) 74
Iſabella (Maß für Maß) 74
Prinzeſſin von Frankreich (Der Liebe Muh umſonſt, . . 74
Die Aebtiſſin (Die Komödie der Irrungen) 75
Frau Page (Die luſtigen Weiber von Windſor) 75
Frau Ford (Die luſtigen Weiber von Windſor) 76
Anne Page (Die luſtigen Weiber von Windſor 77
Katharina (Die gezähmte Keiferin 77
Schluzwort 78

Vermiſchte Schriften.

Seite

Einleitung zu „Kahldorf über den Adel" 89
Vorrede zum erſten Bande des „Salon" 99
Ueber den Denuncianten. Vorwort zum dritten Theile des „Salon" 107
Der Schwabenſpiegel 117
Einleitung zur Prachtausgabe des „Don Quixote" . . . 129
Vorwort zu A. Weill's „Sittengemälden aus dem elſäſſiſchen Volksleben" 143
Thomas Reynolds 145
Ludwig Markus. Denkworte 153
Spätere Note (Im März 1854) 161
Loeve-Veimars 163

Seite

Autobiographiſche Skizze 167
Albert Methfeſſel 170
Die Romantik 171
Verſchiedenartige Geſchichtsauffaſſung 173
Eingangsworte zur Ueberſetzung eines lappländiſchen Gedichtes 175

Recenſionen.

Rheiniſch-weſtfäliſcher Muſen-Almanach 178
Gedichte und Poeſien ꝛc. von J. B. Rouſſeau 180
Taſſo's Tod, Trauerſpiel von W. Smets 183

Inhalt

Seite

Struensee. Trauerspiel von M. Beer 197
Die deutsche Literatur von W. Menzel 207
Vorbemerkung zu Lautenbacher's Paraphrase einer Stelle des Tacitus 215

Nachträge.

Die erste Aufführung von Meyerbeer's „Hugenotten" . . 216
Der Hamburger Brand 219

Seite

Gedanken und Einfälle.

I. Persönliches 223
II. Religion und Philosophie 224
III. Kunst und Literatur 231
IV. Staat und Gesellschaft 245
V. Frauen, Liebe und Ehe 274
VI. Vermischte Einfälle 286
VII. Bilder und Farbenstriche 291

Ludwig Börne.

Seite

Erstes Buch. Börne in Frankfurt am Main 297
Zweites Buch. Briefe aus Helgoland 386
Neun Jahre später 505

Memoiren.

(Seite 307.)

Das Leben Heine's.

(Seite 345.)

Holzschnitte von F. W. Bader. — Druck von Ch. Reiser & M. Werthner in Wien.

LG
H468L

Heine, Heinrich
Werke; hrsg.von Laube.
Vol.6

426259

DATE.

NAME OF BORROWER.

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Wien, Leipzig, Prag
Verlag von Sigmund Bermann